

STORAGE-ITEM  
MAIN LIBRARY

LPA-B41E  
U.B.C. LIBRARY

THE LIBRARY

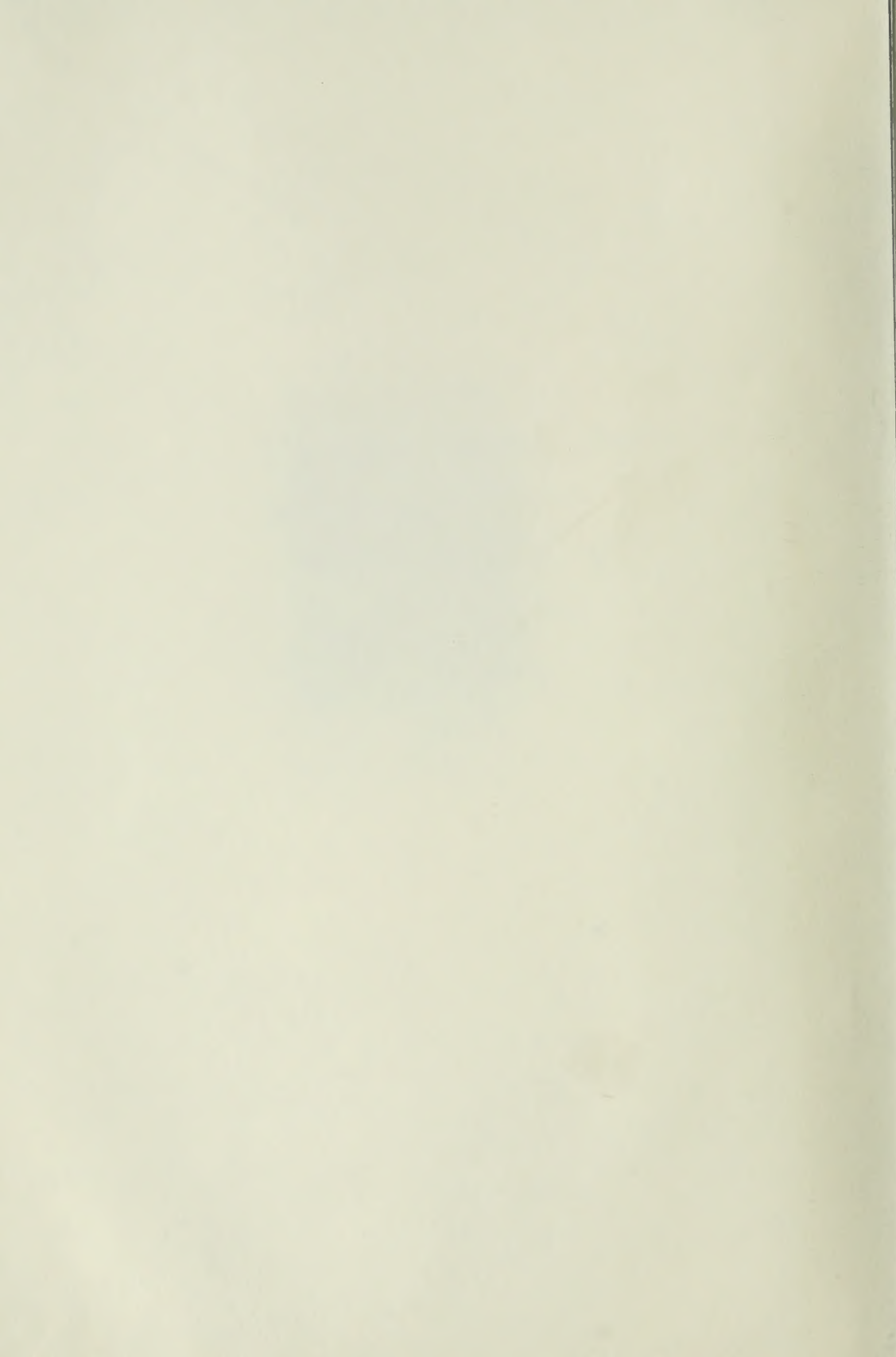


THE UNIVERSITY OF  
BRITISH COLUMBIA





Digitized by the Internet Archive  
in 2010 with funding from  
University of British Columbia Library



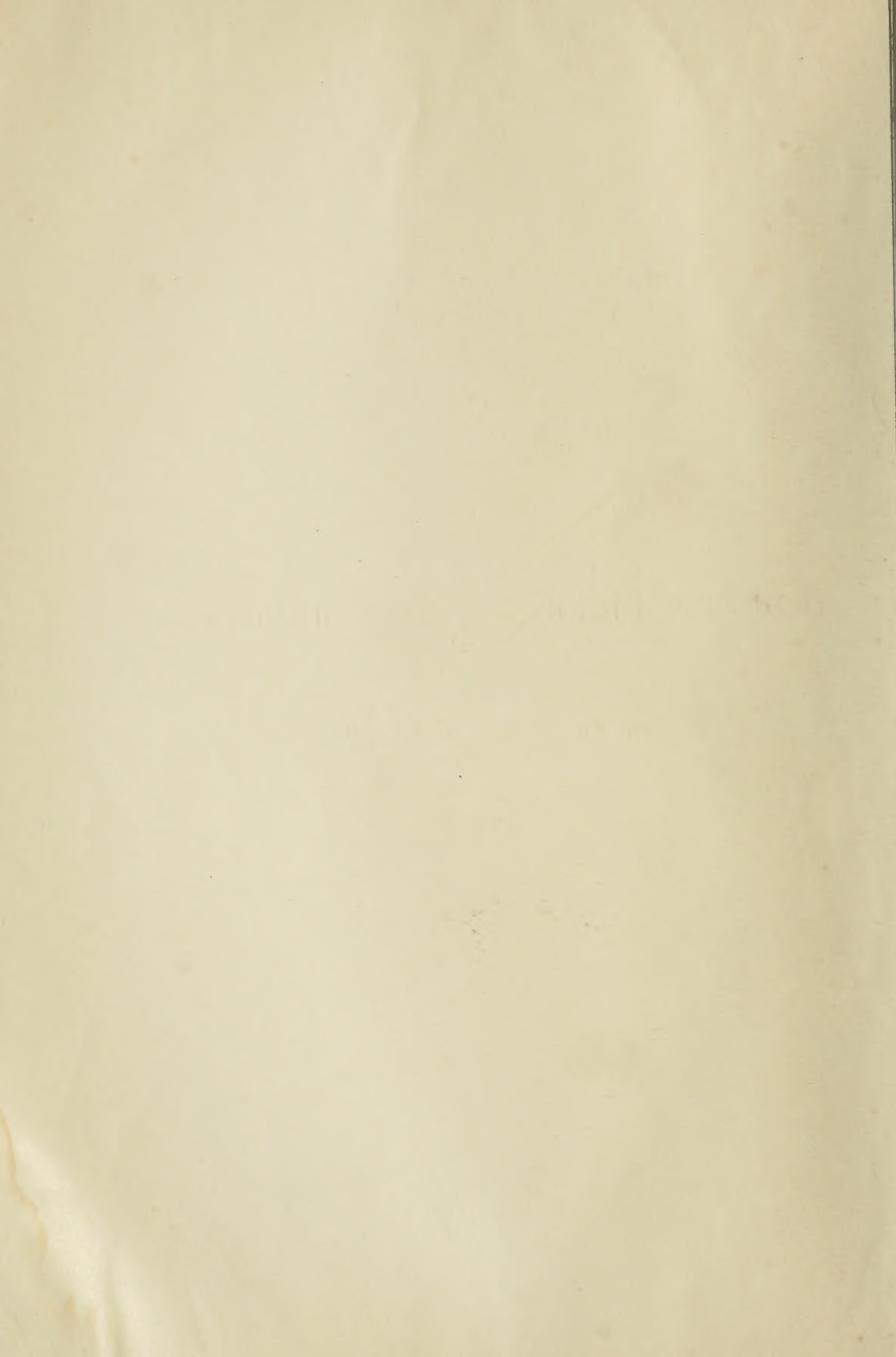














# Festschrift

zur

49. Versammlung

Deutscher Philologen und Schulmänner

in Basel im Jahre 1907



BASEL

Buchdruckerei Emil Birkhäuser

1907.

# Festschrift

der

Deutschen Philologen und Schömannen

in Basel im Jahre 1907

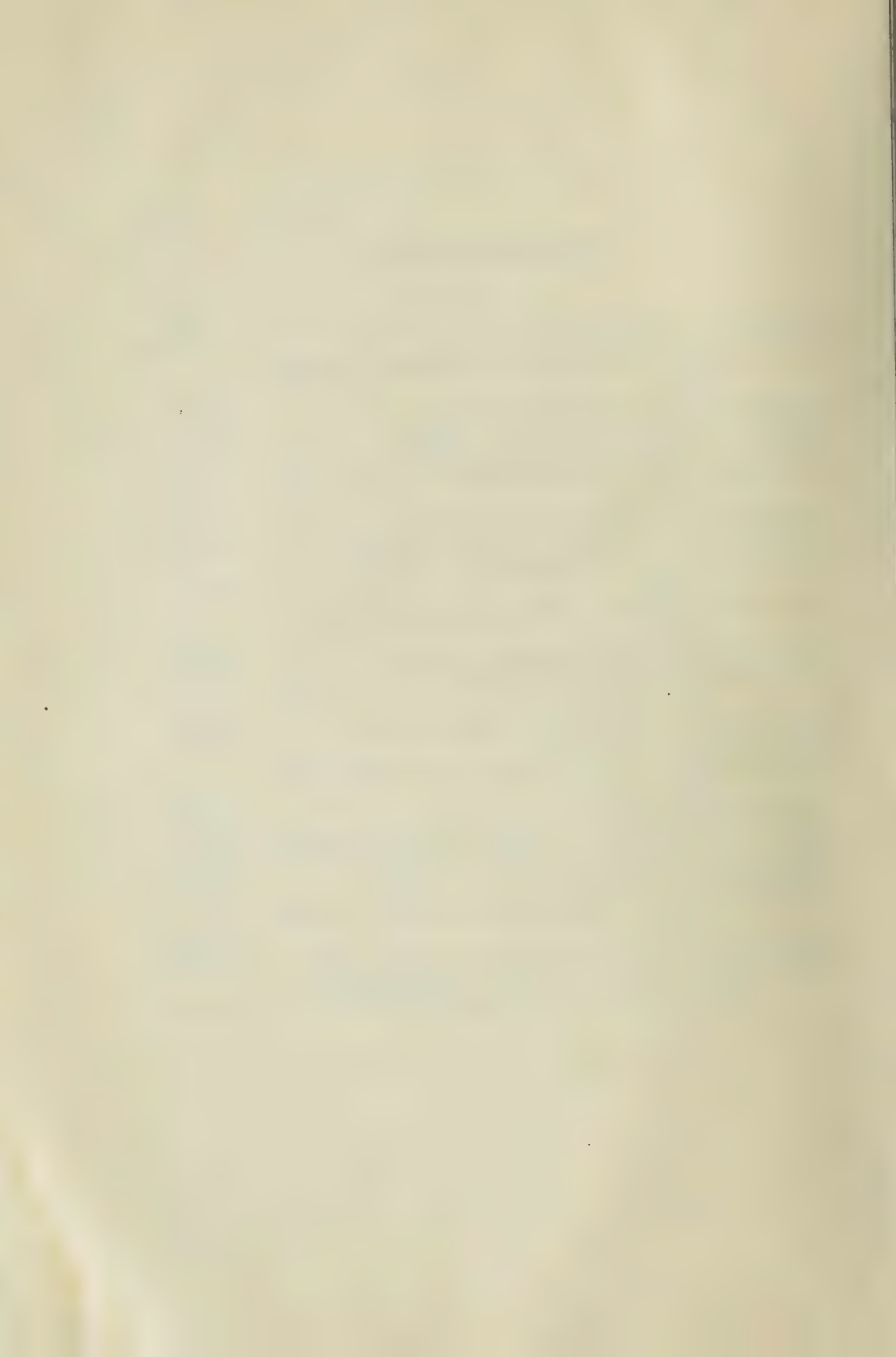


Basel  
Verlag von Birkbeck  
1907



## Verzeichnis der Mitarbeiter.

- Albert Barth, stud. phil., Zürich (bis 1906 in Basel).  
Gustav Binz, Dr. phil., a. o. Prof. der engl. Philologie an der Universität Basel.  
Wilhelm Bruckner, Dr. phil., a. o. Prof. der german. Philologie an der Universität und Lehrer am Gymnasium in Basel.  
Charles de Roche, Dr. phil., Lektor für franz. Sprache an der Universität und Lehrer am Gymnasium in Basel.  
Albert Geßler, Dr. phil., a. o. Prof. für neuere Literatur an der Universität und Lehrer am Gymnasium in Basel.  
Eduard Hoffmann-Krayer, Dr. phil., a. o. Prof. der german. Philologie an der Universität Basel.  
Karl Jöel, Dr. phil., o. Prof. der Philosophie an der Universität Basel.  
Alfred Körte, Dr. phil., o. Prof. der klass. Philologie an der Universität Gießen (bis 1906 in Basel).  
Rudolf Luginbühl, Dr. phil., a. o. Prof. der Geschichte an der Universität und Lehrer an der Knabensekundarschule in Basel.  
John Meier, Dr. phil., o. Prof. der german. Philologie an der Universität Basel.  
Friedrich Münzer, Dr. phil., o. Prof. der klass. Philologie an der Universität Basel.  
Jakob Oeri, Dr. phil., Lehrer am Gymnasium in Basel.  
Theodor Plüss, Dr. phil., Lehrer am Gymnasium in Basel.  
Ernst Rabel, Dr. jur., o. Prof. der Rechte an der Universität Basel.  
Arthur Rossat, Lehrer an der oberen Realschule in Basel.  
Hermann Schöne, Dr. phil., o. Prof. der klass. Philologie an der Universität Basel.  
Ferdinand Sommer, Dr. phil., o. Professor der vergleichenden Sprachwissenschaft an der Universität Basel.  
Otto Spieß, Dr. phil., Privatdozent der Mathematik an der Universität und Lehrer am Gymnasium in Basel.  
Felix Stähelin, Dr. phil., Privatdozent der alten Geschichte an der Universität und Lehrer am Gymnasium in Basel.  
Ernst Tappolet, Dr. phil., o. Prof. der roman. Philologie an der Universität Basel.  
Emil Thommen, Dr. phil., Lehrer an der oberen Realschule in Basel.  
Rudolf Thommen, Dr. phil., a. o. Prof. der Geschichte an der Universität Basel.



## Zum inschriftlichen *NY ΕΦΕΛΚΥΣΤΙΚΟΝ*.

Von

Ferdinand Sommer.

Die Bemühungen um die ‚littera paragogica‘ haben, das müssen wir bei aller Anerkennung der Erfolge früheren Forschens eingestehen, doch erst durch intensivere Heranziehung der Inschriften ein solides Fundament bekommen; dieses verdanken wir in erster Linie der ausgiebigen Materialsammlung aus offiziellen attischen Urkunden durch Hedde J. J. Maassen's „De littera *NY* Graecorum paragogica quaestiones epigraphicae“ (Leipziger Studien IV, 1 ff.).

Warum in einer orthographischen Frage dieser Art den Inschriften die Führerrolle zukommt, ist klar; nicht weniger, daß auch hier dem Zeugnis der Steine gegenüber eine gewisse Vorsicht am Platze ist: Selbst Willkürlichkeiten oder gar vereinzelt wirkliche Fehler der Schreiber abgerechnet, fließt die Quelle des inschriftlichen Materials für unsere Frage nicht immer gleichmäßig klar: Ob etwa ein *-r* vor Vokal oder vor Konsonant, in Pausa oder im Satze gestanden hat, darüber verweigert in einer nicht unbeträchtlichen Anzahl von Fällen die trümmerhafte Beschaffenheit der Urkunden jede sichere Auskunft, sodaß es oft nicht einmal möglich ist, über die Orthographie ein und desselben Textes völlig ins Reine zu kommen. In der Beurteilung und Bewertung des Materials wird auch hier für den subjektiven Entscheid des Untersuchenden ein gewisser Spielraum bleiben.

Wenn heute, 25 Jahre nach dem Erscheinen von Maassen's Arbeit, die dort verzeichneten Resultate hie und da zu modifizieren sind, auch ungerechnet die Vermehrung des Stoffes durch jüngere Funde, so bedeutet das keinen Tadel. Allerdings muß dabei betont werden, daß Maassen's Statistik von vornherein nicht in allen Punkten einwandfrei ist: Die Beschränkung auf die attischen *decreta publica* der älteren Zeit (S. 7) — anderes wird nur gelegentlich benutzt — war vielleicht

durch den Charakter der Arbeit geboten, soll auch nicht als unglücklich bezeichnet werden, unterschlägt aber denn doch im einzelnen einen nicht unwesentlichen Prozentsatz wertvollen Materials. In der Sichtung des letzteren ist Maassen nicht immer mit der nötigen Feinheit verfahren, Zählen gilt ihm mehr als Wägen: So wird z. B. das Verhalten der einzelnen Denkmäler für sich genommen nirgends eingehender geprüft, die chronologische Rubrizierung begnügt sich mit drei großen Zeitabteilungen, die bemerkenswerte Einzelheiten nicht zu Worte kommen lassen u. s. w. Solche Unterlassungen Maassen's sind um so bedauerlicher, als ihm selbst die Notwendigkeit einer subtileren Betrachtungsweise nicht entgehen konnte noch entgangen ist. Das tritt besonders deutlich bei seinen Bemerkungen über den Pausagebrauch des *-v* (S. 62 ff.) zutage. Wären die hier gegebenen Gesichtspunkte gleich zur Richtschnur der Bearbeitung gemacht, so würde das der Genauigkeit und damit der unveränderten Brauchbarkeit der Tabellen nur zugute gekommen sein. So aber ist leider das in letzteren Fixierte mit aller Korrekturbedürftigkeit von Späteren vertrauensvoll übernommen und vernutzt worden, wie es sich denn z. B. in Meisterhans' Grammatik der attischen Inschriften<sup>3</sup> S. 114 ohne Kommentar und Kritik abgedruckt findet.

Maassen teilt die Fälle mit *-v* ein, je nachdem sie im Satzinnern oder in Pausa stehen. Daran tut er recht, insofern sich zunächst auf diesem Wege am besten ein Urteil über eine Reihe von Punkten rein satzphonetischer Natur gewinnen läßt.

Über den Satzinlaut gestatte ich mir nur ein paar kritische Randglossen:

Was Codices und Inschriften bei vorurteilsfreier Betrachtung schon längst hätten lehren können, wenn man das Material nur richtig ausgenützt und sich nicht mit dem gelegentlichen Konstatieren scheinbarer Unregelmäßigkeiten begnügt hätte (vgl. fürs Attische Cauer Curt. Stud. 8, 292 ff.), wurde durch Maassen zur Gewiltheit: die noch heute gebräuchliche orthographische Regel, wonach im Satzinlaut *v* ἐγγελευστικόν vor Vokalen zu setzen, vor Konsonanten wegzulassen ist, kann in dieser Form für die Zeiten des Altertums unmöglich gegolten haben. Ein Blick auf Maassens Zusammenstellungen zeigt, daß gerade im ältesten Attisch *-v* sowohl vor Konsonanten oft geschrieben als vor Vokalen weggelassen wird. [Im ersten Zeitraum (bis 403) zählt Maassen für Setzung vor Konsonanten 48<sup>6</sup> „, für Nichtschreibung vor Vokalen 41% der Beispiele.] Daraus geht wenigstens eines hervor: Die Ausbreitung des *v* ἐγγελευστικόν ist zunächst ganz gewiß nicht in der Tendenz erfolgt, damit ein bequemes Hilfsmittel gegen den unbeliebten Hiatus zu bekommen, eine Annahme, die noch Cauer a. a. O. in der Beurteilung der „regelwidrigen“ Fälle auf Irrwege führte. — Damit ist aber nicht



gesagt, daß die weitere Entwicklung des *-v* sich nicht sekundär schon frühe in der durch unsre Schulregel angegebenen Richtung bewegt hätte.<sup>1)</sup> Die beredten Söhne Attikas wären sehr töricht gewesen, wenn sie ein so vorzügliches Mittel, das verhaßte Zusammentreffen zweier Vokale in der Wortfuge ohne lautliche Verstümmelung eines Elementes zu vermeiden, verschmäht hätten; und eine gewisse Vorliebe für den antevokalischen Gebrauch des *-v* läßt sich, gewissermaßen als Vorbote der späteren papiernen Doktrin, seit den ältesten Zeiten verschiedentlich feststellen. Dabei sei von vornherein eines bemerkt: Wenn die Sprache der Poesie das *-v* als Hiatus tilger gebraucht, so gilt, was Maassen S. 57 über die antekonsonantische Verwendung sagt, auch für die antevokalische: ohne eine Grundlage in der Prosa des gewöhnlichen Lebens hätten die Dichter niemals zu ihrer, wenn vielleicht auch noch so künstlich ausgebildeten Technik gelangen können. Und die Inschriften bieten hierfür weitere Handhaben:

Wenn nach Maassens Sammlung im ältesten Zeitraum vor Vokalen das *-v* häufiger steht als weggelassen wird (59 : 41<sup>0</sup> o), vor Konsonanten etwas häufiger weggelassen als geschrieben wird (52 : 48<sup>0</sup> o), so verdient das zwar Erwähnung, doch ist der prozentuale Unterschied nicht groß genug, um tiefgehendere Schlüsse darauf aufzubauen, zumal sich unsrer Kenntnis entzieht, in wie vielen unter den antevokalischen Fällen der Hiatus von den Sprechenden durch Elision beseitigt wurde. Daß dies in Rechnung zu ziehen ist, dafür gewähren metrische Inschriften, die in der Schrift die Elision nicht berücksichtigen, eine zuverlässige Kontrolle (vgl. als altes Beispiel für *-i*: JG I<sup>2</sup> 373<sup>105</sup> p. 90: *Παλαδι Αθραια* am Anfang des Hexameters). Wie sich dann in Prosa das Verhältnis der getilgten Hiate zu den ungetilgten stellen würde, muß leider in der Schwebe bleiben. — Eine festere Grundlage ergibt sich aus der Tatsache, daß bei der im Laufe der Zeit zunächst durchgehends zu konstatierenden starken Zunahme im Gebrauch von *-v* sich die Beispiele für Weglassung allmählich fast ausschließlich auf die Stellung vor Konsonant beschränken. Das zeigt jedenfalls, daß man es vor Vokalen als notwendig empfand, vor Konsonanten dagegen sich eine gewisse Freiheit im Gebrauch wahrte. In dem von Maassen benutzten Material überwiegen schon im zweiten Zeitraum (403—337) die Fälle von Nichtsetzung vor Konsonant die antevokalischen um 11<sup>0</sup> o, die dritte Periode (336—300) zeigt vor Vokalen überhaupt kein Beispiel, alle sechs Belege sind antekonsonantisch. — In der Zusammenstellung der späteren Inschriften

<sup>1)</sup> Das meint wohl auch Maassen, wenn er S. 53 im Anschluß an seine nicht veralteten sprachgeschichtlichen Erwägungen über den Ursprung des *-v* sagt „*per gratias esse locum huius litterae, . . . ubi hiet oratio.*“ — Gegen dessen Entstehung zum Zweck der Hiatus tilgung spricht er sich wenigstens S. 50 deutlich aus.



(Maassen S. 33) ist die Rubrikation, wie eine Nachprüfung des Materials ergibt, offenbar verdrückt, die Überschriften „ante consonas“ und „ante vocales“ sind umzustellen: Gegenüber insgesamt 51 Fällen mit fehlendem *-v* vor Konsonant im 3.—1. Jahrhundert nur zwei antevokalische.

Ein weit lebendigeres Bild gewährt ein Blick auf die Praxis der einzelnen Texte. Er führt zu folgenden Ergebnissen:

1. Vorangestellt sei etwas rein Negatives: Es gibt keine Inschrift mit reichlicherem Material, die etwa eine Bevorzugung der littera paragogica vor Konsonanten garantierte: Wo sie vor Vokal fehlt, pflegen auch entsprechende Beispiele vor Konsonanten vorhanden zu sein. Häufig bietet daneben derselbe Text in beiden Stellungen die Form mit *-v*:

Wenn **JG I<sup>1</sup> 8** in Z. 5 *τοισ(ι) Αρμ(οδι)ο* hat, so steht auch Z. 7 u. 13 *αrτoισι tēv*, Z. 11 *αrτoισι zαια*.<sup>1)</sup>

**I<sup>1</sup> 29. 7:** *Αθῆνῆσι hai*, aber auch *Αθῆνῆσι δο...* Z. 18 (vgl. I<sup>2</sup> p. 12).

**I<sup>1</sup> 37:** Gegenüber *δρ(α)χμῆσιν hε(χαστ)ος* f-m 26 f., *αλα(γ)ῶσιν (h)αι* f-m 34 und *(tē)σι πολεσιν hē* ib. 47 ist *-v* ungeschrieben in *(ε)χσενεγῶσι ε(ς)* f-m 17, 26, *δι(α)πρ(α)χσῶσι επι* ib. 26. Demgemäß läßt aber die Inschrift auch vor Konsonanten in sämtlichen Formen auf *-σι* das *-v* fehlen: a 15: *πολεσ(ι) κατ*, f-m 4: *μ(v)ριασι δρ(α)χμῆσι*, ebenso ib. 19, 26. — 15: *(τ)ολ(ε)σι λερι*, 31: *τῆσι π(ολεσι)*, p 39: *zēρυχσι τοισ τῶσι τ-*, 41: *τυγγανῶσι πρυτ(α)νευοντ(ε)ς*, f-m 45: *(πο)λεσι γορος*, o 47: *(tē)σι πολεσιν hē*.

NB In den beiden Aoristformen, dem formelhaften *εδοχσεν τῶ* a 3 und *εταχσεν τομοφορον*, o 47 erscheint *-v* auch vor Konsonanten, vgl. dazu S. 31 f.

**I<sup>1</sup> 40:** Antevokalisches *-v* in Z. 30: *ομολ(ο)γῶσιν (ε)κατερι*, 39: *δρ(α)χμαιοσιν εκαστος*, 29: *εχειροτονῆσεν ho*. Weggelassen: Z. 11: *ῶσι επι(ῆδειοι)*, 43: *πολεσι ε*, 50: *απαν(τῆσῶ)σι ε(ς)*. Fehlt auch vor Konsonanten: 15: *(σι)λλῆσι γιγῆται*, 38 f.: *μυριασι δρ(α)χμαιοσιν*, 43: *τῆσι πολεσι*. — Antekonsonantisches *-v* nur in dem stereotypen *(εδ)οχσεν τῶ* Z. 3.

Dieselben orthographischen Verhältnisse in **JG I<sup>1</sup> 47, 273, 324, I<sup>2</sup> 22a, 27a, 27b, 27c, 53a, 61a**.

Von nach-eukleidischen Urkunden vgl. **JG II<sup>1</sup> 17** (Z. 33 f. *Αθηνῶσι ἀρεπιτυδειο(ι)*, aber auch Z. 9: *εῶσι τῶς*). — **64, 9:** *(βοι)θ(ι)σῶσι ετς*, aber auch Z. 11: *(βοι)θ(ι)σῶσι τοι*. **603. 16:** *σιεγαρον(σ)ι Επιγενην*

<sup>1)</sup> Der fragmentarische Charakter dieses wie vieler der folgenden Denkmäler ist für die Zusammenstellung stets im Auge zu behalten.

neben 3: *εθυσσε το(ι)ς*. — II<sup>2</sup> 766. 13 (14): *ανεθιγχε ασιασσι*, Z. 7: *απεδωχε Πολυξενος*. — 804 A a 41: *εχουσι α*, B a 38: *προσοφειλουσι ιων*, u. s. w. —

Wenn auf dem Bruchstück I<sup>1</sup> 2 B. 19 *αποδιδόσιν παρα* und C 20 *-ισι εμ-* einander gegenüberstehen, so ist daraus ebensowenig ein dem oben Behaupteten widersprechender Schluß zu ziehen wie aus II<sup>1</sup> 86, 8 *εστι οτι* gegenüber 32: *επιδημοσιν και*<sup>1</sup> (sonst kein Material;) und aus der einen Form *ειδωσι ο(τι)* 114 A, 13 neben *λαχωσιν προσδρευειν* 9, *λεγουσιν και* 14, *εχρινεν διαχειροισι(ν)σασα* 5, *βεβουλευzen λεγων* 11. (114 B. 9 hat vor Vokal *δ(ω)ξασιν αριστια*.) — Das Fragment II<sup>1</sup> 584 bietet einmal *διελυσε Αθηναιου(ς)* Z. 8 neben *(αυ)εθιγχεν και* — Z. 12. — Gar nicht zu reden ist von einem Fall wie I<sup>1</sup> 56 b 3: *εστι αγαθος*, 7 *εσι εχσαμιων* im Gegensatz zu dem formelhaft erstarrten *εδοχσεν τει βδλει* Z. 1.

2. Wir wenden uns zum positiven Teil: Eine gewisse Vorzugstellung des antevokalischen Gebrauchs von *-r* resultiert unwiderleglich daraus, dass eine ganze Anzahl inschriftlicher Urkunden die Weglassung nur vor Konsonanten kennt. Dieser Zustand findet sich bereits auf recht ehrwürdigen Denkmälern:

JG I<sup>1</sup> 1 B hat *-r* vor Konsonanten in *μυσι(εσ)ιν και* 6, (*επ)οπιεισιν* (*και*) 7, *ακολ(ουθ)οισιν και* 9, (*αλλ)οισιν τοις*) 10, *μ(ν)στεριοισιν τας* 34. — Vor Vokal: 12: (*Αθεν)αιοισιν* (*ηα)πασιν*, 29: *Αθεναιοισιν εκει*, 30: *ιεισιν αντιεσι*. — Es fehlt vor Konsonanten: Z. 5 *τοισι μυστ(εσ)ιν*, *τεισι πολεσιν* 26 (vgl. I<sup>2</sup> p. 3), *αντιεσι πολεσιν* 31, *τοισι δε* 32, *ολειζοσι μυστεριοισιν* 33.<sup>1)</sup>

I<sup>1</sup> 32: Antekonsonantisches *-r*: *εστιν τοις* A 5, (*χρημ)ασιν τοι(ς)* B 17.

Antevokalisches: *εστιν εασιοι* A 23, *εστιν ε* B 25.

Fehlt vor Konsonanten: A 6: *εστι τοιων*, 29 *αναγραφουσα τα*, 31 *περιουσι χρεσθαι*, B 20: *ιαμισι τον*.

II<sup>1</sup> 1 b p. 394 f. (Jahr des Eukleides) hat: Z. 22 *εστιν περι*, 29 *εσιν περι*. — 9 *κελευσιν ες*, 35 *εσιν αιδρες*. — 12: *ελαιουσι δε*.

Auf jüngeren Texten findet sich dieselbe Verteilung. Sind auch naturgemäß bei der größeren Ausdehnung im Gebrauch des *ι εγγελωνικων* die Minusbeispiele spärlich, so handelt es sich doch oft ausschließlich um die Stellung vor Konsonanten. Vgl. JG II<sup>1</sup> 553 (um 400): Z. 1: (*εδ)οξεν ιρι*, 5 *εχορηγησεν τοις*, 10 *αρθρασιν Διονυσιου*. —

<sup>1)</sup> Wegen der besonderen Beschaffenheit eines Teiles der Beispiele noch S. 11.

9 *επιτιζει απ.*, 10 *παισιν η.* — 5 *παισι και.* **311**: 45 *απαρουσιν και.* 46 *...σιν και.* — 14 (*επιμησεν (εικοσιν)*), 47 *παραχαλουσιν αι(τοι).* — 22: *επιτιζημασ(ι) του.* 46 *απαγγελοσιν την.* **314**: (Nur Z. 32 *διατετελεξε λεγων* ohne -ν, mit -ν: vor Vokal 9mal, vor Konsonant 8mal.) **317. 331**: -ι vor Konsonant: Z. 2 (*επολιουζχσει της.* 11 *ελαβεν και.* 29 *εκομισεν τωι.* 34 *διεφνλαξεν την.* 39 *παρεδωκεν και.* 61 *λελειτουργιζεν φιλοτιμως.* 63 *πασιν τουτοις* (Minuskelschrift unrichtig!), 68 *λαχουσιν προεδρευειν.* 94 *ειτιζειν (Φιαιδρος.* — Vor Vokal: Z. 6 (*επλε)υσεν επι.* 8 *ελαβεν Αηρωια.* 13 *παρεσκευασεν ασφαλιαν.* 20 *διατετελεκεν εαυτον.* (23 *ομιλουσιν επιεμεληθη*), 32 *διετελεσεν αγωνιζομενος* (vgl. Z. 41, 46!), 60 *εμπασιν ην.* 62 *γεγοασιν εν.* (83 *αγωσιν οισ).* — -ι fehlt vor Konsonanz: Z. 13 *πλεουσι την.* 41 *διετελεσε και.* 46 *διετελεσε παιτα* (vgl. Z. 32!), 55 *συντελε(σθωσ)ι πασαι.* 83 *πασι τοις.* — **332. 403** (Z. 79 vor Vokal *αεθριζεν Ευζλης*, nicht *αεθριζε*, wie die Minuskelschrift bietet.) **467. 469. 471. 605. 609. 610. 611. 628. 453 b** (p. 418). — Dittenberger Sylloge<sup>2</sup> **169. 177. 178** u. s. w.

Es ist nicht schwer zu erkennen, daß in einem solchen Verhalten der Keim der späteren Schulpraxis schlummert. Wenn es in der älteren Zeit schon öfters Brauch, in der späteren Regel war, *ν*-lose Formen nur vor Konsonanten zu gestatten, so lag es für Leute, die überall feste Norm und reinliche Scheidung verlangten, nicht allzu ferne, in der Richtung auf die Schulregel hin zu verallgemeinern. Zwar geht aus dem Befund der Inschriften aller Zeiten klar hervor, daß eine solche Theorie nicht allgemein, ja daß sie nicht einmal weit verbreitet war, — *ι* vor Konsonanten bleibt bis in die späte Kaiserzeit sehr gebräuchlich (vgl. Dittenberger Sylloge<sup>2</sup> **387. 390. 404. 405. 406. 418. 420**) —: Spuren aber, die deutlich auf das in der bekannten Schreibregel niedergelegte Prinzip hinweisen, finden sich schon in vorchristlicher Zeit genugsam: Zeigt bereits die vorhin besprochene Inschrift I<sup>1</sup> 32 vor Vokalen die ausschließliche Verwendung des *ι*, vor Konsonanten ein Überwiegen der *ν*-losen Form, so gibt es auch in jüngeren Epochen Urkunden, die, ungeachtet der sonst zu konstatierenden Ausdehnung des *ν*, als antekonsonantische Dublette die *ν*-lose Form in der Majorität haben. Sie stellen gewissermaßen einen Übergang dar: So

**IG II<sup>2</sup> 628** (Ende des 2. Jahrh. v. Chr.): antevokalisches Z. 8 *μυστιριωτισσι ημεραις.* 25 *αεθριζεν ανιος.* 28 *εμπασιν ελευροθωσεως.* — antekonsonantisch: mit *ν*: 17 (*προσ)εμεριωσι δε.* 23 *επιτελωσιν τας.* — ohne *ν*: Z. 7 *εσσι δυνατη.* 39 *προσμεριωσ δε.* 40 *εκαλλιερησε ταις* (in Pausa *επιτελωσιν*).



Es kommt aber noch deutlicher: Die Inschrift aus Amorgos BCH 8, 450 = Dittenberger Sylloge<sup>2</sup> 642, wahrscheinlich aus der Mitte des 3. Jahrh. vor Chr., hat

vor Vokalen: Z. 8 *παρηγγείλεν εν*, 16 *αναλωσεν εις*, 21 *αφιζειν ατελεις*, 30, 33 *τιθησιν η*. — Vor Konsonant: Z. 17 *ελαβε δραχμας*. 30 *π(ασι) τοις*, 33 *π(ασι) τοις*. — *-ν* erscheint außer in dem formelhafteu *εδοξεν τη* (Z. 1) nur in *επεδωκεν και* Z. 20, wo man ebensogut Pausastellung annehmen kann, zumal nach *και* das neue Prädikat *αφιζει* folgt. (Sonst in Pausa *ειπεν* Z. 2, *αγωσιν*, *οις* Z. 30, 33.)

Ebenso scharf tritt die Divergenz hervor in

**JG II<sup>5</sup> 385 c** (2. Hälfte des 3. Jahrh. v. Chr.):

Vor Vokal: Z. 9 *αλουσιν εις*, 13 *συνηγορησεν εις*, 20 *εχουσι αιρεσιν*.

Vor Konsonant: Z. 7 *προεισηγγεχε χρηματα*,<sup>1)</sup> 9 *εδαιισε δε*, 15 *εδωκε δε*, 37 *αξιουσι δοθηναι*, 64 *παραγεγονοσι μετ'*.

Die einzige Entgleisung Z. 14: *συνεπροσβευσεν δε*.

(In Pausa: *ειπεν* Z. 3, 33, 49. *καταπλεουσιν* Z. 12.)

Schon als vollkommen der Schulregel entsprechend sind diejenigen Urkunden zu betrachten, in denen nur etwa das formelhafte *εδοξεν* vor Konsonant festgehalten ist, während der übrige Text sich dem Brauche fügt. Das treffen wir bereits **JG II<sup>1</sup> 570** (um 400):

Antevokalisches: Z. 34 *οσοισιν ε(στιων)ται*.

Vor Konsonant: Z. 15 *εστ(ι?) (ψ)ηφισμα*, 32 *αρχουσι το*, 37 *παρῶσι Πλωθ-*.

(*εδοξεν Πλωθειενσι*) Z. 11.

Ebenso **II<sup>5</sup> 54 b** (362 v. Chr.):

Antevokalisches: Z. 6 *αποφαινῶσιν οφειλῶσαι*, 11 *αποδιδῶσι εν*, 34 *καιγγαγεν ο*.

Vor Konsonant: Z. 18 *ωμοσε Κειοις*, 46 *αμφιοβητωσι μη*, 47 *καιασιγησασι προς*.

(*εδοξεν τη* Z. 3.)

NB. Die Pausa schwankt auf dieser Inschrift: Z. 1 *εποντανενεν*, 5 *ειπεν*, aber Z. 2 *εργαματενε*, 19 *ωσι*, 23 *εισι*, 45 *Αθηνησι*.

So wird es denn schließlich nicht Wunder nehmen, daß sich hier und da Denkmäler finden, die völlig zur Schulregel stimmen. Den Text

**JG II<sup>1</sup> 14 b** p. 397 (387/6 v. Chr.) mit seinem (*εστιν*) *εσ τιμολογι* Z. 4, *λεγουσι* *λε-* 6, *εχουσι* *z-* 9 erwähne ich nur beiläufig, der fragmentarischen Überlieferung wegen. — Wichtig, obwohl gleichfalls verstümmelt, ist

<sup>1)</sup> Z. 8: *ειχουσι ταζαντα* hat wegzubleiben; s. S. 19

II<sup>1</sup> 62 (357 6): Hier hat nämlich in Übereinstimmung mit (εχ)ωσι μισ(θοί) Z. 21 selbst das stereotype εδοξε sich einmal der Schreibregel gebeugt: Z. 6 bietet εδοξε τη gegenüber ε(χωσ)ω ο(ι) Z. 10 und den Pausaformen εγραμματαενεν Z. 4, ειπεν Z. 7. — Dasselbe in dem Fragment II<sup>1</sup> 108 a (349 8), wo Z. 14 ειω εν, Z. 1 εδοξε τω zu lesen ist. (Das τω εμπροσθεν χρονων ω von Z. 6 wird niemanden stören, der Maassens Bemerkungen zu dieser Formel S. 35 f. berücksichtigt.)

II<sup>5</sup> 614 b (Anfang des 3. Jahrh. v. Chr.): Das erste Dekret (der Soldaten) beobachtet die Regel nicht, wohl aber das von Z. 51 ab folgende der Eleusinier:

Antevokalisches: Z. 62 εσπεραιωζεν αυτων, 69 γεγορευ αιτιος.

Antekonsonantisch: Z. 62 πασι ιουτοις, ελεινεζε και, 63 επιμιεζε δε.

In Pausa: Z. 51 ειπεν, 55 ψηφισμασιν, 67 εισενεχθωσιν.

Auch II<sup>5</sup> 597 c (1. Hälfte des 3. Jahrh., vgl. Dittenberger Sylloge<sup>2</sup> 605) stimmt mit seinem wenn auch dürftigen Material:

Vor Vokal: Z. 5 αποδημουσιν επι, 15 εστιν αυτοι.

Vor Konsonant: Z. 12 ζιγουζει και.

Von besonderem Interesse sind die von Pomtow N. Jahrb. 149, 507 ff. behandelten „Kallikles“-Inschriften aus dem 3. Jahrh., fünf amphiktyonische Dekrete mit identischem Wortlaut, ihrer Entstehungszeit nach jeweils nur durch kurze Zwischenräume von einander getrennt. In jeder einzelnen von ihnen ist das Gesetz: „-v vor Vokal, kein -v vor Konsonant“ mit peinlicher Gewissenhaftigkeit durchgeführt. Der Schreiber hat, was er in der Schule gelernt hatte, gut im Kopfe gehabt:

Vor Vokal: Z. 7 Ελλησιν απασιν ανενκλητοις, 8 ιερομνημοσιν ελαινεσαι, 9 αγοσιν οις,<sup>1)</sup> 10 τιθεασιν οι.

Vor Konsonant: Z. 4 εδοξε τοις, 5 ιερομνημοσι και; 6 dasselbe. 6 Αμφικτυνοσι και, 7 εδοξε τοις, 9 πασι τοις. —

Es empfiehlt sich, über die Grenzen des Attischen und der *zoiné* hinaus einen kurzen Blick auf die **ionischen** Dialektinschriften zu werfen, denn auch hier genöß, wie wir wissen, das *v* *εγεληκτισιζορ* Heimatsrecht. Sie zeigen im wesentlichen dasselbe Verhalten wie das bisher behandelte Material:

1. Auch hier keine größere Inschrift, die das -v vor Vokalen weglicße, vor Konsonanten setzte: Fehlen vor Vokal bedingt immer dieselbe Freiheit vor Konsonant: vgl. (nach Bechtels Sammlung in GDJ): 5285 (Olynthos, Anf. d. 4. Jahrh.) b: Ναλιιδενσι εχ neben Μακεδοσσι εν, vor Konsonanz neben τελεσισσι τελεα auch αλληλοισι καια.

1) Kann auch als „Pausaform“ vor beginnendem Relativsatz gezählt werden.



**5398** (Keos, Ende d. 5. Jahrh.): *τρισι εκατον* und *(τρισι) λευκοις*.

**5698** (Samos, Ende d. 4. Jahrh.): *επιστε(ι)λε εις* und *επιστεγαιωσε και*.

**5737** (Magnesia, Ende d. 4. Jahrh.): Neben *εργαμματαιενεν Ηλειστιαρχος*, *εδοξεν τρι* auch *εσι(πε)ρι*; demnach *προηδρενε Ισιως* berechtigt.

2) Einige Denkmäler zeigen fakultative Weglassung nur vor Konsonanten, vgl.

**5753c** (Mylasa, 355/4 v. Chr.): *μετε(σ)χεν η, ελωλισει η*, auch *εχοινωρησεν τρις*. (*Μυλασενσιν και*, auf *και* folgt neues Prädikat), aber auch *εδοξε Μυλασενσιν*.

**5755** (ib.): *δενδρεσιν ελαινοις* zweimal, *πεπρακεν αυτοις* zweimal; — *δυσιν και, τρισιν και, πε(π)ιχεν συν*, aber auch: *δενδρεσι πασιν, ενουσι δενδρεσιν*.

3) An völlig einwandfreien Beispielen, die wenigstens eine sporadische Existenz der Schulregel auch für das Ionische garantieren könnten, fehlt es leider; vielleicht zufällig. Allerdings haben wir zwei Inschriften, die sich jenem Gebrauch stark nähern. Einmal die bemerkenswerte Urkunde aus Mykonos **5417**. Ich gebe die Inschrift, die noch einige verstümmelte, bei Bechtel nicht mitgeteilte Zeilen enthält, nach der Publikation von Barilleau BCH 6, 590 ff.: -r vor Konsonanten findet sich hier außer in dem ergänzten *μετε(σ)χεν Καλλιστιαρχος* nur in Z. 34 *εδωκεν ΑΧ*, 44 (*επιγγυι*)*σεν τρι*. Alle übrigen Fälle stimmen zur Regel:

Vor Vokal: Z. 3 *επιγγυισεν [Επαρχιδει]*, 6 *συνελεξει Αλεξιζλης*, 7 *προσεθιζεν εκατον*, 16 *εδοκει επιτασοιας*, 28 *επιγγυισεν Ερμοξενιν*.

Vor Konsonant: Z. 4 *εδοκε χιλιας*, 12 *επιγγυισε Σοσιραιου*, 13 *απεδοκε δε, ελαβε παρα*, 15 *επιγγυι(σ)σε Φιλοτιμου*, *εδοκε μ(υρ)ας*, 19 *υπεθιζε Καλλιξενος*, 21 *ιγγυισε Τιμαι*, *εδοκε τρισχι(λι)ας*, 23 *επιγγυισε Παππια*, 25 *επιγγυισε Παρθαλιδα*, 29 *εδοκε χιλιας*, 33 *επιγγυισε και*, 39 *ε(δ)ωκε ΑΧΧ*.

Eine ähnliche Statistik weist die berühmte Sängergildeninschrift von Milet (**5495**) auf: Sie setzt zwar dreimal -r vor Konsonanten: *ισχοσι στεφανηφοροι* 9, *στεφανοφοροισιν ιεληα* 14 15, *Εβδομαιοισιν δε* 21, hat aber sonst:

Vor Vokal: *ισσιν ες* 18, *Ταρχηλιοισιν ιερ(ι)οι* 20, *Μεταγε(ι)ντιοισιν ιερ(ι)οι* 20 21, *ιεροισιν ο* 22, *Οντιαδισιν αιο* 37, *ποισιν Οντιαδα* 40, *μολοισιν ει* 40, *στεφανηφοροισιν επιειρασθαι* 42.

Vor Konsonanz: εδοξε μολποισιν 4, σπεισῶσι μολπων 6, σπέσθε-  
 ῶσι και 8, τοισι στεφανηφοροισιν 14, πινῶσι του 16,  
 τουτοισι τοισ' ιεροισιν 22, Ονιταδηισι παρεξίς 32 (vgl.  
 Z. 37!) εαδε μολποισιν 40, εαδε μολποισι 41, μολποισι  
 στεφανηφοροισιν 42 (vgl. Z. 40!), τελεσι τοισ' 44.

Über die darunter befindlichen Beispiele in syntaktischen Kom-  
 plexen s. S. 25.

Verhindert in dem zuerst zitierten Denkmal die junge, stark mit  
*ωνή* durchsetzte Sprachform einen sicheren Schluß auf vereinzelte An-  
 wendung der Schulregel auch im echten Ionisch, so im zweiten Fall  
 der Umstand, daß nur die späte Kopie eines älteren Textes vorliegt.  
 So gut der Abschreiber bei Gelegenheit des *ι* adscriptum gesündigt hat  
 (Bechtel S. 629), könnte er sich auch beim *ν* *ἐγκλιτισίων* Verstöße  
 gegen den Gebrauch seiner Vorlage haben zu schulden kommen lassen.  
 Allerdings wird eine weitere Beobachtung (S. 25) unser Vertrauen in  
 die Inschrift bezüglich des *-ν* beträchtlich erhöhen. — Ohne Verklausu-  
 lierung kann jedoch somit die Frage fürs Ionische nicht bejaht werden.  
 Daß wir auch in 5702 (Samos) das *οπι(σ)θε θεος* von Z. 27 gegenüber  
*αεργινοσθεν εκ* 38, *απεσαινεν οντα* 30 und in 5727 (Halikarnass) a 65 *οπισθε*  
*του* gegenüber *ειχεν Ερματις* 39, *ειχεν Αγινασσις* 45 nicht verwerten  
 dürfen, zeigt die Überlieferung Herodots bei diesem Adverbium (Bredovius,  
 Quaest. crit. de dial. Herod. 106 f., Smyth, Ionic dial. 289).

Das Gesamtergebnis ist klar: Im Attischen und in der *ωνή* ist  
 nach Ausweis des inschriftlichen Materials ebensowenig wie im Ionischen  
 eine einheitliche orthographische Regelung in Sachen des *ν* *ἐγκλι-*  
*τισίων* durchgeführt worden, die sich konsequent nach der Gestalt des  
 folgenden Anlauts gerichtet hätte; wohl aber finden sich schon frühe  
 Anläufe dazu, die Weglassung nur vor Konsonanten zu gestatten,  
 ja, im Attischen und in der *ωνή* zeigt eine Anzahl von Fällen diese  
 Weglassung zum Gesetz erhoben. Es sind also schon in vorchristlicher  
 Zeit theoretisierende Köpfe darauf verfallen, die Anwendung streng in  
 der beschriebenen Weise zu regeln. Daß sie damit nicht durchgedrungen  
 sind, wissen wir; Reflexe ihrer Vorschriften aber finden sich in den  
 gegebenen inschriftlichen Beispielen wieder, bei deren Mehrzahl die  
 Annahme einer zufälligen Verteilung ausgeschlossen ist. Die ersten  
 Zeugnisse fallen schon ausgangs des 5. oder ganz zu Beginn des 4. Jahr-  
 hunderts. Sie und die späteren Belege entstammen jener Zeit, die die  
 griechische Nationalgrammatik schuf und ausgestaltete, den letzten vier  
 Jahrhunderten vor Chr.

Sicherlich ist es also Unrecht, unsere Schulregel schlechtweg als  
 „byzantinisch“ zu bezeichnen (Kühner-Blass Gramm. I<sup>3</sup> 295 Anm. 2).

Nach dem, was uns die Inschriften gelehrt haben, verschlägt es nichts, wenn die Regel als solche zum ersten Male bei den Byzantinern sich ausgesprochen findet. Das geschieht aber nicht allein, wie Maassen glaubt, in dem grammatischen Traktätchen *Περὶ τοῦ ἐγγέλκωσιζόν* r. das im *Θησαυρός, κέρας ἀμαλθείας* etc. des Aldus Manutius (Venedig 1496) auf f. 216 b abgedruckt ist. Maassen hat recht, wenn er S. 41 die Autorschaft des Choiroboskos bestreitet: Inhalt und Sprachgebrauch widersprechen ihr in gleicher Weise, namentlich die Verwendung von *ἐγγέλκωσιζόν* als Attribut zu *ῥ*. Wie Maassen richtig hervorhebt, sagt Choiroboskos (Lebenszeit zwischen 6. u. 10. Jahrh.) noch stets „ἐγγέλκωσιζόν ἔστι τοῦ ῥ“ oder ähnlich.<sup>1)</sup> — Wohl aber schimmert aus dem Abschnitt in Planudes' *Περὶ γραμματικῆς διάλογος* (um 1300), den Maassen S. 40 unbegreiflicher Weise nicht völlig ausgeschöpft hat, deutlich die Polemik gegen die Schulregel durch, die also damals von andern verfochten wurde. Ich zitiere nach Bachmann, *Anecdota Graeca* II 57 f.:

„*Ἀμέλει δε, ὅσοι τῶν Ἀττικῶν τῷ κατὰλογάδην λόγῳ τὰς ἑαυτῶν συνειδέξαντο βιβλίους, καὶ φωνήεντος καὶ συμφώνου τοῖς τοιοῦτοις ἐπιφερομένου, τὸ ῥ προσέθηκαν, καὶ μαρτυρεῖ πᾶσα βιβλίος...* Dann weiter: *Οἱ δὲ τῆς νέας ταύτης δὴ γραμματικῆς ἐπιώδεια, οἱ γῆρις καὶ πρὸ τρίτης ἀμαλθάντες, πάντοθεν, ἐπαγομένον συμφώνον, τὸ τοιοῦτον ἐξόρισαν ἀμετάβολον.*“

NB. Die bei Kühner-Blass a. a. O. aus den Worten des Planudes geschöpfte Behauptung, die Byzantiner hätten das *r* noch „allgemein“ gesprochen, stützt sich nur auf die bei Bekker *Anecd. Graeca* III 1401 gebotene Textgestaltung: Bachmann hat S. 58,<sub>1</sub> das entscheidende *μή* nicht, und der Satz: „*καίτοι καὶ ἡμεῖς κατὰ τὴν κοινοτέραν ἡμῶν διαλεκτικὸν τοῖς μετὰ τοῦ ῥ πάντα λέγουσι καὶ ἐπιωρίτουμεν, καὶ βωβέρονς τοῖτους ἀποκαλοῦμεν*“ hat nach dem Vorausgegangenen guten Sinn: „Wenn auch die modernen Grammatiker Unrecht haben, die das *r* überall vor Konsonanten herauswerfen, so tadeln wir doch auch (*καίτοι*) die, die überall *r* sprechen.“ — Nebenbei bemerkt, wenige Zeilen weiter (S. 58,<sub>13</sub> f.) ist in der Replik des Neophron dann auch im Gegensatz zum früheren Sprachgebrauch (Choiroboskos) wirklich vom „*r ἐγγέλκωσιζόν*“ die Rede („*τί δὲ κοινὸν ἴμωσι καὶ ὀνόμασι ὅστε καέπειτος καὶ τοῦτοις ἐγγέλκωσιζόν τὸ ῥ γίνεσθαι.*“)

Des Planudes Schüler Moschopoulos zitiert die Schulregel ohnweiteres als gültig (*Gramm. Graec.* IV, XLIII<sub>33</sub> ff.: „*τὸ γὰρ ῥ ἐγγέλκω*

<sup>1)</sup> Demnach ist auch *Gramm. Graec.* IV<sup>2</sup>, S. 60,<sub>16</sub> „*τὸ τότε αὐτὸ δῆλον ἐγγέλκωσιζόν ἔχειν τὸ ῥ*“ das Adjektiv zu *τὸ τότε* und nicht zu *ῥ* zu stellen, — übrigens der Sprachgebrauch der ganzen Stelle unzweideutig darget.



ἡσυχάζον ἔστιν ἐν τοῖς τρίτοις προσόποις τῶν ἑρμῶν τοῖς εἰς ἰ ἢ εἰς ἔ ψιλὸν λέγουσι, καὶ ἐν ταῖς δοτικαῖς τῶν πληθυντικῶν φωνήεντος ἐπιφρομένου, συμφοίνου δὲ οὐδέτι“). —

Den Hauptgegenstand meiner Untersuchung bildet der Gebrauch der littera paragogica in der **Pause**, und hier weiche ich nicht unwesentlich von dem bei Maassen tabellarisch Niedergelegten ab. Es kommt mir dabei in erster Linie darauf an, seine Ansichten über den ältesten Zeitraum einer Revision zu unterziehen, denn daß später in pausa die Setzung des  $\nu$  ἐγκλίχουσίζον fast zur Regel geworden ist, zeigt auch Maassens Statistik. Dagegen kommt bei M. der Pausagebrauch im ersten Zeitabschnitt (bis zum eukleidischen Jahr) schlecht weg; nur in 17% der Beispiele soll es vorhanden sein, in 83% fehlen. Dies Verhalten würde zu dem des Inlauts im denkbar größten Widerspruch stehen, es ist aber, wie mich eine selbständig vorgenommene Prüfung des Materials überzeugt hat, zu Unrecht konstatiert. Ein greifbares Resultat zu erlangen, ist allerdings hier besonders schwierig, vor allem, weil der Begriff „Pausa“ selbst ein schwankender ist, um von äußerlichen Zufälligkeiten der Überlieferung, die einer sicheren Erkenntnis auch hier nicht selten im Wege stehen, ganz zu schweigen. Wo man im Ansatz eines „Sinneseinschnittes“ schließlich Halt machen soll, kann oft nur nach Gutdünken entschieden werden. Ich brauche nur an Fälle mit „und“ zu erinnern, um die fast unendliche Modulationsfähigkeit der Stärkegrade „in pausa“ darzutun. Mein Verfahren im folgenden war das, als „Pausaformen“ solche Fälle zu rechnen, in denen unser Sprachgefühl eine Interpunktion verlangt. Daß wir mit dem der alten Attiker dabei bisweilen in Widerspruch geraten mögen, läßt sich nicht vermeiden, aber leider auch bei dem Mangel einer sicheren Kontrolle von Fall zu Fall nicht konstatieren. Auch glaube ich, daß das Gesamtergebnis unter allen Umständen im wesentlichen das gleiche ist. Bemerket sei noch von vornherein, daß, wie schon Maassen S. 23 richtig erkannt hat, es für den Gebrauch des Pausa- $\nu$  gleichgültig ist, ob ein eventuell folgender Satz oder Satzteil mit Vokal oder Konsonant beginnt. Meine eigenen Sammlungen haben mir das, auch wo sie über Maassen hinausgehen, weiter bestätigt. Ich bespreche zunächst

I. **Die offiziellen Urkunden.** Was seit Maassen an neuen Funden hinzugekommen und in JG I niedergelegt ist, habe ich mitverarbeitet, auch die tabula magistratum mit den decreta zusammen behandelt.

Das scheinbar abweichende Verhalten des Pausagebrauchs gegenüber dem Inlaut in Maassens Statistik ist einzig und allein dadurch verschuldet, daß in die Materialsammlung die stereotypen Formeln der

„prescriptiones“ mit ihrem ständigen *επιπτανεε*, *εργαμιατεε*, *εργε*, *ειπε* einbezogen worden sind, obgleich Maassen deren „peculiaris et propria natura“ wohl bekannt war (S. 63). Es ist doch wohl klar, daß wir in derartigen, altüberkommenen Phrasen sprödesten Kanzleistils nichts über das erfahren können, was in der lebendigen Sprache der betreffenden Zeit gang und gäbe war. Wenn *επιπτανεε* u. s. w. regelmäßig ohne *-v* erscheinen, so beweist das weiter nichts, als daß diese Verbalformen einmal vor längerer Zeit ohne *-v* im Gebrauch waren und erstarrt in den Formeln bewahrt wurden, nicht aber, daß im 5. Jahrhundert v. Chr. die Attiker das *-v* in Pausa ungern setzten.<sup>1)</sup>

Bei *ειπε* speziell ist übrigens noch etwas anderes im Spiele: Auch im eigentlichen Text der Inschriften herrscht allgemein der Gebrauch, am Satzende das *-v* wegzulassen, wenn noch eine erläuternde Aufzählung oder etwas Ähnliches folgt, da, wo wir im Deutschen einen Doppelpunkt setzen würden. Daß in solchen Fällen die Griechen nicht notwendig einen Sinneseinschnitt empfanden, läßt sich wenigstens für die spätere Zeit direkt erweisen: Wir finden Assimilation an den Anlaut des nächsten Wortes in JG II<sup>2</sup> 812a Z. 1 (um 320 v. Chr.):

*σζειν, οιδ ογειλουσι: Φιλοδομος* u. s. w.

[Wenn hier überhaupt *-v* *εγειλυσιων* geschrieben erscheint, so ist das für die jüngere Zeit ganz in Ordnung. Der Gebrauch, es an dieser Stelle nicht zu setzen, war schon etwa 90 Jahre früher aufgegeben worden. Für die ältere Epoche aber gilt er ausnahmslos.] Da, wie sich später zeigen wird, die Pausa ein Hauptgebiet des *-v* war, so sollte offenbar durch das Weglassen vor „Doppelpunkt“ gerade das Nichtvorhandensein eines Einschnittes markiert werden. — Aus der voreukleidischen Zeit sind folgende Fälle hierherzustellen:

Ol. 86.4<sup>2)</sup> JG I<sup>1</sup> 179,8: *εζπλεοσι: Ιαζεδαμουσι Ιαζια(δε)ι* u. s. w. (folgen die übrigen Namen). — Ebenso Z. 19.

89,3: I<sup>1</sup> 170,5: *χσνναρχοσι* (folgt das mit „*εν τω Παρθενονι*“ beginnende Verzeichnis).

90,1: I<sup>1</sup> 320<sup>9/10</sup>: *χσ(νναρχ)οσι*: (folgt Summe).

91,2: I<sup>1</sup> 183d-e: *χσνναρχοσι*: e 7, d 8, 10, 12, 14.

93,1: I<sup>1</sup> 324: c I 14: *πρσοε(θε)ζε*; 21: *πρσο(ι)ε.τροζε*: c II 18: *ειχε*: —

<sup>1)</sup> An dieser Stelle möchte ich vor der Annahme warnen, als ob für die älteren Zeiten aus dem stets mit *-v* geschriebenen *εδοχσεν τει βδλε* im Gegensatz zu *επιπτανεε* u. s. w. auf eine Differenz zwischen Satzinlaut und Auslaut zu schließen sei. Die Ausnahmestellung des *εδοχσεν* liegt in ganz anderer Richtung und hat mit Sandhi an und für sich überhaupt nichts zu tun. Wir kommen S. 31 f. darauf zurück.

<sup>2)</sup> Nicht ganz sicher, weil stark verstümmelt JG I<sup>1</sup> 299 um Ol 85: *εαααα 000* [folgt als Summe *χρσο (και αγγροσ)*].



Diese Inschrift bietet darin eine bemerkenswerte Abweichung, daß nur die Verbalformen auf  $-ε$  die alte Schreibgewohnheit beibehalten haben, während die Dat. pl. auf  $-σιν$  auch vor „Doppelpunkt“ bereits mit  $-ν$  erscheinen: a 16 *αρθρασιν*., 25 *αραφορεσασιν*.. — Zum ersten Mal findet sich das in JG I<sup>1</sup> 188 (Ol. 92,3), wo 23 mal *συναρχοσιν* erscheint. Die Eingangsformel aber hat noch *εγραμματατε* Z. 2. — (*συν*)*αρχουσιν* auch I<sup>1</sup> 146,2 (Ol. 93,4 oder 94,1). —

Aber auch die Schreibung der *praescriptiones* erfährt genau um dieselbe Zeit das Eindringen des  $-ν$ :

Ol. 92,2: JG I<sup>2</sup> 179ab C 10: *ε(γρ)αμματατεν* (p. 160).

92,3: I<sup>1</sup> 58: (*ε*)*γραμματατεν*; *ερχεν*.

I<sup>2</sup> 51: (*ε*)*γραμματατεν*; *ειπεν*.

92,4: I<sup>1</sup> 322a,5: *ειπεν*; 7: *εγραμματατεσεν*.

93,1: I<sup>2</sup> 62a: (*ε*)*πρωτα**νεεν* (nicht ganz sicher).<sup>1)</sup>

93,2: I<sup>1</sup> 140,28: (*ε*)*γραμματατεν*.

Dazu noch das undatierte (*ε*)*πρωτα**νεεν* I<sup>1</sup> 16,7, das wir nunmehr auf Grund dieses orthographischen Indiziums sicher nicht vor Ol. 92,2 rücken dürfen.<sup>2)</sup>

Es ist gewiß kein Zufall, daß diese Neuerung die Beispiele vor Doppelpunkt und die Verba der altehrwürdigen Eingangsformeln zu gleicher Zeit trifft: Das *ειπε* der letzteren mußte in älterer Zeit nicht nur als stereotyper Bestandteil der *praescriptio*, sondern auch wegen seiner Stellung vor „Doppelpunkt“ ohne  $-ν$  geschrieben werden und trug damit wohl auch zur weiteren Bewahrung der  $-ν$ losen Form in den *praescriptiones* überhaupt bei. Als aber vor Doppelpunkt sich die Schreibgewohnheit änderte, wurde auch *ειπε* hiervon ergriffen und legte damit in die Fassung der Einleitungsformeln Bresche für das siegreiche Eindringen des  $-ν$ . Das Gesagte ergibt, daß für eine Statistik, die mit Prozenten rechnen will, die Überschriften ebensowohl wie die „Doppelpunktpausa“ ausscheiden müssen, wenn ein einigermaßen zutreffendes Bild vom Pausagebrauch das *ν* *ε**φ**ε**λ**κ**ν**σ**τ**ι**κ**ό**ν* in den ältesten attischen Inschriften erreicht werden soll. Da sich nun um Ol. 92,2 eine wesentliche Änderung im Gebrauch des  $-ν$  aufzeigen ließ, werden wir gut tun, zunächst einmal nur bis zu diesem Termin zu gehen. — Ich gebe die Belege, soweit sie mir gesichert erscheinen, möglichst in chronologischer Ordnung:

<sup>1)</sup> Aber *hois* . . . *εγραμματατε* Eph arch. 1895. 61 ff. A 2, B 2 (Eleusis. Ol. 93,1).

<sup>2)</sup> *εγραμματατεεν* I<sup>1</sup> 151,3 (Ol. 91,3) ist ganz unsichere Ergänzung; *εγραμματατεεν* I<sup>1</sup> 125,2 (Ol. 90,3) sicher falsch ergänzt. Das lehrt schon allein der Umstand, daß Zeile 3 zweifelstreiches *εγραμματατε* hat. Da die Eingangsformeln dieser Inschriftenklasse nicht wörtlich mit einander übereinstimmen, ist eine zuverlässige Reparatur des Textes überhaupt unmöglich.

**-ν steht in Pausa.**

- Ol. 73,4:  
 vor Ol. 81: JG I<sup>1</sup>B13: (ἡ)πασιν.  
                   26: πολέσιν, ἡ(τ)αν.  
                   32: πολέσιν.  
 Ol. 83,4: I<sup>2</sup>27a,48: Χαλκιδευσιν,  
                   (ἡσι).  
                   26: Αῤῥῆναιοισιν,  
                   (ἡον).  
                   52: Χαλκιδευσιν.  
                   64: Χαλκιδευσιν.  
 um Ol. 85: I<sup>2</sup>27b (p. 60), 43: ἀναῤῥῆμα-  
   σιν, ἡσι.  
                   I<sup>2</sup>27c (p. 165), 8: ὄσιν, ἡδς.  
 Ol. 86,3: I<sup>1</sup>117: ταμιασιν, ἡσις.  
                   141: ταμιασιν, ἡσις.  
                   161: (ταμιασι)ν, ἡσις.  
                   301,7: Αῤῥῆναιοισιν.  
 Ol. 87,3: I<sup>1</sup>121,3: (ταμιασ)ιν, ἡσις.  
                   4: I<sup>1</sup>122,3: ταμιασιν, ἡσις.  
 Ol. 88,1: I<sup>1</sup>123,3: ταμιασιν, ἡσις.  
                   4: I<sup>1</sup>130,2: ταμιασιν, ἡσις.  
 Ol. 89,1: I<sup>1</sup>131,2: ταμιασιν, ἡσις.  
                   2: I<sup>1</sup>132,2: ταμιασιν(, ἡσις).  
                   3:  
                   4:  
 Ol. 90: I<sup>1</sup>32A 11: ἀποδόσιν,  
 (Jahr unbe-  
 stimmt):  
                   13: οἰδεν.  
                   19 20: διαχῆρι ᾧ(σι)ν,  
                   I<sup>1</sup>273 III (e-h)30: εἰεσιν,  
   τοχον  
                   32: ετεσιν, ἡα  
                   36: ετεσιν, ἡα

**-ν fehlt in Pausa.**

- JG I<sup>2</sup>18/19 (p. 138) tab. II, 8:  
 (τ)αμιασι.  
 I<sup>2</sup>27a,25: Αῤῥῆναιοισι, και.  
 I<sup>2</sup>27b,31: ἀπασῆσι, ἡοιοι.  
 I<sup>2</sup>27c,2: κρατῶσι.  
                   5: πολῆσι, ἡοιτινες.  
                   15: κρατῶσι, τῆν.  
 I<sup>2</sup>35b (p. 64), 26: ποιῶσι.  
 I<sup>1</sup>301,1: ἐπιστατῆσι, ἡσις.  
 I<sup>1</sup>40,28: ἐπαινόσι,  
                   48: φασί,  
 I<sup>1</sup>153,2: (ταμ)ιασι, ἡ(σις)  
                   170,3: ταμιασι, ἡσις  
 (I<sup>1</sup>171: ταμιασι(, ἡσις)?;  
 verstümmelt).

	<b>-v steht in Pausa.</b>	<b>-v fehlt in Pausa.</b>
	37: ετεσιν, ειζοσι	
	39: ετεσιν, <i>ha.</i>	
	(g-h) 15: ε(τεσιν), ταλαν(τι).	
1:		I <sup>1</sup> 172: (ταμι)ασι, <i>h(οτι).</i>
2 (od. 91,3):		I <sup>2</sup> 53b(p.165), 14: <i>ζοατδσι,</i> <i>και (Pause?).</i>
3:	I <sup>1</sup> 50,3: (επαγγε)λλδσιν. (Z. 11 zweifelhaft, ob Pausa).	
	I <sup>2</sup> 53a(p.67), 14: τελεσιν. 20: δραχμῆσιν.	I <sup>2</sup> 53a, 37: <i>εζφεροσσι.</i>
		I <sup>1</sup> 125,4: (χ)συναρχδσι, <i>hois</i>
		I <sup>1</sup> 180,3: (χ)συναρχδσι, <i>και</i> (Pause?).
4:		I <sup>1</sup> 126,4: (χ)συναρχδσι,
Ol. 91,2:		I <sup>1</sup> 183e.8: (χ)συναρχδσι,
	3: I <sup>2</sup> p.30 zu I <sup>1</sup> 165,4: (χ)συναρχδσιν, <i>ho(is)</i>	
	4: I <sup>1</sup> 166,3: <i>χσυναρχδσιν,</i>	

Also: 33 Beispiele mit, 19 ohne *v* (15 Inschriften bieten Formen mit *-v*, 11 solche ohne *-v*, auf 5 kommen beide Schreibungen vor). — In Prozenten ausgedrückt, sind das etwa 64% positive, 36% negative Fälle, ein Ergebnis, das dem Maassens diametral gegenübersteht: Die Verhältnisse in der Pausa gestalten sich für die Setzung von *-v* noch günstiger als im Inlaut, günstiger sogar als im Inlaut vor Vokalen. — Rechnet man, um ganz gewissenhaft zu sein, auch einmal nur die Fälle, die absolute Satzpause („Punkt“) haben, so kommt *-v* noch besser weg: 8 mit, 4 ohne *-v* (67% : 33%). [Die übrigen verteilen sich so: a) Ende eines vorhergehenden Nebensatzes oder selbständigen Satztheils: + : 7 Beispiele, — : 8 Beispiele; b) vor Relativum oder mit dem Relativstamm etymologisch zusammenhängender Partikel + 18, — 7]. — Zählt man in der Gesamtsumme die gleichlautenden Wortformen nur einmal, so stellt sich das Verhältnis auf 15 Formen mit, 12 ohne *-v* = 56% : 44%. Zieht man die dem folgenden Element nach gleichen Fälle zusammen, so ergibt sich 22 : 15 = 60% : 40%.

Man mag also die Statistik drehen und wenden, wie man will, — und gerade hier bildet eine einseitige Betrachtung die größte Gefahr, — ein Plus bleibt, die zufällige kleine Ausnahme oben in Parenthese unter a) abgerechnet, stets auf seiten der Schreibung mit *-v*.

Ich lasse zunächst den Rest der Beispiele von Ol. 92 bis zum Jahre des Eukleides folgen:

-ν steht in Pausa.	-ν fehlt in Pausa.
Ol. 92, 2:   JGI <sup>2</sup> 179 (p. 160) C 14: <i>συναρχῶσιν.</i>	
nach 3: I <sup>2</sup> 51 (p. 16), g 40: <i>λεγῶσιν.</i>	
4: I <sup>1</sup> 322 a 23: <i>επιζωαντισιν.</i>	
Ol. 93, 1: I <sup>1</sup> 324 a 4: <i>ζατιστασιν.</i>	
Eph. arch. 1895, 61 ff: A α 63: <i>ανεθ̄εζεν.</i>	Eph. arch. 1895, 61 ff. A, β 2: <i>ανεθ̄εζε.</i> 5: <i>ανεθ̄εζε.</i>
B β 11: <i>ανεθ̄εζεν.</i>	B 1: <i>χσυναρχῶσι, hois.</i>
2: I <sup>1</sup> 189.	I <sup>1</sup> 189 a): <i>συναρχῶσι</i> 11 mal. b): ( <i>συναρχ</i> ) <i>ῶσι</i> Z. 5   8. Pry- ( <i>συναρχ</i> ) <i>ῶσι</i> Z. 8   tanie.
b) Z. 15, 17, 21, 23:	
3: <i>συναρχῶσιν</i> (10. Prytanie). I <sup>1</sup> 190, 5: ( <i>συναρχ</i> ) <i>ῶσιν.</i>	

11 Fälle mit, 16 ohne -ν. Daß dies nicht etwa einen Gegensatz zur vorhergehenden Periode bedeutet, ist klar, wenn man einen Blick auf das Material selber wirft: Ganz allein dem Umstande, daß unter den spärlichen Texten dieses Zeitraums ein Denkmal elf Belege der Form *συναρχῶσι* bietet, ist der scheinbare Überschub der ν-losen Formen zuzuschreiben, wieder ein lehrreiches Beispiel dafür, mit welchen Zufälligkeiten eine Statistik dieser Art zu kämpfen hat. Bei Nichtrechnung der identischen Wortformen stellt sich das Verhältnis + 5 : - 2 = 71<sup>0</sup>/<sub>0</sub> : 29<sup>0</sup>/<sub>0</sub> heraus.

Aus undatierten Inschriften stammen noch folgende Belege: mit -ν: I<sup>1</sup> 77, 10: (*α*)*νθρασιν, μεθε*, I<sup>2</sup> 331 l 9, 13: *εποθεεν*. — Ohne -ν: I<sup>2</sup> 175 a 7: *ανεθ̄εξε*.<sup>1)</sup>

Obige Statistik, so wenig sie bei dem Charakter des Materials als ein unbedingt getreues Spiegelbild der damals geläufigen Sprech- und Schreibgewohnheiten gelten darf, zeigt jedenfalls so viel, daß der Pausagebrauch des -ν in keiner Weise hinter dem des Inlauts zurücksteht, ja

1) Eine rohe Summierung aller Fälle bis 403 ergibt + 47 : - 35. Das sind 57<sup>0</sup>/<sub>0</sub> : 43<sup>0</sup>/<sub>0</sub>. Bei nur einmaliger Zählung gleicher Wortformen + 21 : 12 = 64<sup>0</sup>/<sub>0</sub> : 36<sup>0</sup>/<sub>0</sub>. — Wer das, was ich S. 13 über die besondere Behandlung der Wortformen vor „Doppelpunkt“ behauptet habe nicht glauben und diese als Pausabeispiele mit behandelt wissen will, mag sie in die Statistik einreihen. Es sind vor Ol. 92 : 9 Beispiele ohne -ν, verteilt auf zwei Wortformen. — Von Ol. 92 ab 3 Fälle ohne -ν (3 Wortformen), 26 mit -ν (3 Wortformen). Insgesamt würde sich dann das Verhältnis stellen auf 73 Formen mit, 47 ohne -ν. = 61<sup>0</sup>/<sub>0</sub> : 39<sup>0</sup>/<sub>0</sub>. Bei Nichtrechnung der gleichen Wortformen 23 : 15 = 60<sup>0</sup>/<sub>0</sub> : 40<sup>0</sup>/<sub>0</sub>.



daß er diesen, wenn man dieselbe Art der Statistik wie Maassen anwendet, in der ersten Periode bis Ol. 92 beträchtlich, später noch um ein wenig, übertrifft.

Die volle Existenzberechtigung des *-v* in Pausa ergibt weiter ein Vergleich des in den einzelnen Inschriften aufgespeicherten Materials: Keine umfangreichere Urkunde existiert, die uns zwänge, spärlichen Gebrauch oder gar völliges Fehlen des *-v* als für die Pausa charakteristisch zu betrachten. Wo es nicht steht, kommen auf derselben oder auf einer gleichgearteten Inschrift Formen mit *-v* vor, oder aber, es finden sich auch im Satzinlaut Beispiele für Weglassung des *-v*.

a) Hat **JG<sup>1</sup>27a25**: *Αθῆναιοισι, και*, so stehen dem nicht weniger als vier Formen mit *-v* in Pausa gegenüber (vgl. die Tabelle S. 15).

**I<sup>2</sup>27b31**: *απασῆσι. ἡοποῖ* wird durch *αναθεμασῖν, ἡοτι* Z. 43 paralytisch.

**I<sup>2</sup>27c**: neben *χατῶσι, πολεσι* steht *ῶσι*. —

*ταμιασι, ἡοις* und *χωνναρχῶσι. ἡοις* passim haben ihre Äquivalente mit *-v* auf Inschriften gleichen Charakters. —

b) **JG<sup>1</sup>18/19** tab. II 8 (p. 138) hat die Pausaforn (*τ*)*αμιασι*, aber auch inlautend Z. 13 *τοισι τα(μιασι)*, 25 *ταμιασι τα*. (Mit *-v* nur die Formel *εδοχσεν τῶι* Z. 26.)

**I<sup>2</sup>27c** (p. 165), wo die *v*-losen Formen in Pausa die Majorität haben, hat auch inlautend Z. 3 *Αθῆνῆσι*,<sup>1)</sup> 5 *τῆσι ἀλλῆσι (πολεσι)*, 6 *αρχῶσι εν*, 22 *τέλεσι τοις* (mit *-v* wiederum nur *εδοχσεν τῆι* Z. 9).

**I<sup>2</sup>35b** gesellt ihrem *ποιῶσι* ein inlautendes *δέμοτῆσι ε-* zu.

**I<sup>1</sup>40**: In Pausa *επαιρῶσι* und *φασι*, inlautend zwar ausser (*εδ*)*οχσεν τῆι* Z. 3 noch *ομολογῶσι* Z. 23, *εχειροτονῆσεν ἡ-* 29, *δραγμαισιν* Z. 39, aber auch Z. 11: *ῶσι επιτ(ἔδειοι)*, 38/39 *μυριασι (δραγμασῖν εκατος)*, 43 *τῆσι πολεσι ε*, 49 50 *απαν(τῆσῶ)σι ε(ς)*.

Die numerische Überlegenheit der *v*-Formen in Pausa, mag man das absolute Verhältnis zu den *v*-losen betrachten oder die Gesamtheit der Pausafälle mit dem Inlaut in Relation setzen, fordert vielmehr geradezu die Frage heraus, ob nicht vielleicht sogar auch von einem qualitativen Plus des Satzendes zu reden ist, mit andern Worten, ob sich nicht bisweilen eine direkte Bevorzugung des *-v* im Gebrauch der Pausa gegenüber dem Satzinlaut ergibt. Das trifft wirklich zu: Sowohl in kleineren, syntaktisch zusammengehörenden Satzteilen läßt sich eine für das Komplexende charakteristische Beliebtheit des *-v* konstatieren als auch bei wirklicher „Pausa“ gegenüber dem Satzinnern.

<sup>1)</sup> Für *Αθῆνῆσιν* vgl. I<sup>1</sup> 263: 28,17



Fürs erstere ist vor allem die Verbindung von Artikel oder Attribut mit Nomen zu beachten: der Artikel entbehrt zwar des *-ν* nicht ganz (vgl. *τῆσιν ἀντιῆσι* **JG I<sup>1</sup> B 30** mit „hiatusfüllendem“ *-ν*), verrät aber eine sehr deutliche Neigung, im Gegensatz zum zugehörigen Nomen auf das *-ν* zu verzichten: Dieselbe Inschrift bietet **Z. 5 ff.** *τοῖσι μυστ(ῆσιν) καὶ τοῖσ' ἐποπιῆσιν (καὶ) τοῖσ' ἀκολ(ουθ)οῖσιν*; **Z. 25** *ἐν τῆσι πολέσιν*. **Z. 32** *τοῖσι δὲ ὀλειζοσι μινσιῆροῖσιν τας*; an dieser letzteren Stelle zeigt das *ὀλειζοσι*, daß die Weglassung des *-ν* nicht etwa eine Spezialität des Artikels allein ist. — Ebenso **Z. 30**: Nach dem besprochenen *τῆσιν* steht *ἀντιῆσι πολέσιν*. — Dasselbe Verhältnis hat **I<sup>2</sup> 53a 20**: *μυριῆσι δραχμῆσιν*. — Die Inschrift **I<sup>1</sup> 1 B** hat auch als Ganzes genommen das *-ν* in Pausa immer, im Inlaut kann es innerhalb eines syntaktischen Komplexes fehlen. -- Auch sonst läßt sich belegen, daß die Pausa das *-ν* hat, während der Inlaut schwankt. Hierher z. B.

**I<sup>1</sup> 32 A**: In Pausa alle drei Beispiele mit *-ν*: **Z. 11** *ἀποδοσιν*. **Z. 13** *οιδεν*, **Z. 19/20** *διαχῆριζῶ(σιν)ν*. Im Inlaut kann es (vor Konsonant) weggelassen werden.

**I<sup>1</sup> 50**. In Pausa **Z. 3** (*επαγγελῶσιν*). Inlautend **Z. 6** *χρῆμασι δὲ*. **Z. 12** (*εἰχῶσι χρῆσθαι*). (**Z. 11** *επαγγελῶσιν* mit zweifelhafter Stellung im Satze). In

**I<sup>2</sup> 53a** hat zwar die beigefügte lex locationis in Pausa **Z. 37** *εμφερόσι* (und inlautend vor Vokal **Z. 36** *εἰχ)σελανῶσιν οἱ*), die vorhergehenden Anträge aber bieten *τελέσιν* und *δραχμῆσιν* (**Z. 14, 20**), während im Inlaut konstant, vor Vokal wie vor Konsonanz, das *-ν* fehlt. **Z. 11** *χιλιαῖσι δραχμῆσι εκασιον* (vgl. den Gegensatz zu dem *μυριῆσι δραχμῆσιν* in Pausa **Z. 20**), *ταμιασι τῶν* **Z. 17**.

**I<sup>1</sup> 77,10** (*ἀνδρασιν, μῆδε*, aber **11** (*ἀνδ)ρασι ἔ*). In

**I<sup>2</sup> 27c** wird das *-ν* meist nicht geschrieben, auch in Pausa fehlt es dreimal; der einzige Fall aber, wo es steht, ist wiederum Pausa: **Z. 8** *ῶσιν, ἠῶς*. — Inlautend (vor Konsonant und Vokal): **Z. 3** *ἄθῆνῆσι μιν*. **Z. 5** *τῆσι ἀλλῆσι (πολέσι)*. **Z. 6** *ἀρχῶσι εν*. **Z. 22** *τελέσι τοῖς*. —

Indirekt spricht denn auch, wie schon bemerkt, das Verhalten der älteren Zeit in der „Doppelpunktpausa“ dafür, dass *-ν* im eigentlichen Satzende an seinem Platze war, wenn meine S. 13 gegebene Erklärung das Richtige trifft: Durch das Fehlen des für die Pausa charakteristischen *-ν* kommt in diesem besonderen Fall zum Ausdruck, daß noch etwas inhaltlich mit dem Vorhergehenden Zusammenhängendes folgte. —

Im Vorstehenden habe ich alle Belege für *εἴχοσι* übergangen, da dies Wort das *-ν* *ἐγκείμενόν* für gewöhnlich nicht kennt (Maassen S. 34. Kühner-Blass Gramm. I<sup>3</sup> 293. e. Mayer, Gramm. der griech. Papyri S. 239,5). — Das einzige Mal, wo *εἴχοσιν* steht, ist **I<sup>1</sup> 325,14** in der

„Doppelpunktpause“, mit Sicherheit auch in Z. 12 zu ergänzen. Leider wissen wir über das Alter der Inschrift nichts Genaues. Fällt sie nach Ol. 91, was sehr wohl möglich ist, so stimmt die singuläre Form zu dem, was wir über die Schreibgewohnheit jener jüngeren Zeit wissen, und ist für den Pausagebrauch lehrreich. Sonst bildet sie eine schwierige Ausnahme.

Von chronologischen Einzelheiten sei nur eine bemerkt: In der Schreibung von *ξυναρχουσιν* schwankt der Gebrauch von *-ν*: Die ältesten Belege (Ol. 90,3—91,2) sind ohne *-ν*, 91,3—92,2 erscheint *-σιν*, 93,1,2 wiederum *-σι*, im letzten Teil des Jahres jedoch *-σιν*; ebenso 93,3. Für den relativ häufigen Gebrauch der *ν*-losen Form kann das öftere formelhafte Vorkommen des Wortes vor „Doppelpunkt“ von Einfluss gewesen sein (Beispiele S. 13); irgend welche „sprachhistorischen“ Schlüsse wird man aus so geringfügigen chronologischen Unterschieden nicht ziehen dürfen. Etwas konsequenter ist die Formel *ταμιασι(ν), τοις*, bei der eine äußere Einwirkung der Art, wie sie bei *ξυναρχουσιν* als möglich erscheinen mußte, ausgeschlossen ist. So weit wir nach dem vorliegenden Material urteilen dürfen, ist hier die Pausaform mit *-ν* die ältere, *ταμιασι* die jüngere. Vgl. die Belege von Ol. 86,3—89,2 gegenüber 89,3—90,1. —

II. Für unsere Frage müssen neben den offizielleren Inschriften (Decreta, tabulae etc.) auch die mehr oder weniger **privaten** Charakters eine wesentliche Rolle spielen, wenn über das in der gesprochenen Sprache Vorhandene leidlich Klarheit geschafft werden soll. Maassen hat S. 64 das Resultat aus diesen Denkmälern zwar kurz angegeben (der Gebrauch des *-ν* überwiegt in Pausa bedeutend), aber das Material nicht gesammelt. Ich gebe hier die Belege bis 403, wobei ich die metrischen Inschriften zunächst ausschließe:

<i>-ν</i> vorhanden.	<i>-ν</i> fehlt.
<i>ανεθ̄εν</i> : JGI <sup>1</sup> 341. 342. 344. (385.) 406. I <sup>2</sup> 373y (p. 43), 373 <sup>80</sup> (p. 86), 373 <sup>84</sup> (p. 87), 373 <sup>117</sup> (p. 92), 373 <sup>118</sup> ib., 373 <sup>179</sup> (p. 97), 373 <sup>232</sup> (p.132), 373 <sup>240</sup> (p.199). Eph. arch. 1894; 162, 166.	<i>ανεθ̄ενε</i> : JGI <sup>1</sup> 383. I <sup>2</sup> 418b (p. 44).
<i>ανεθ̄ηεν</i> : I <sup>2</sup> 418e (p. 45), 373 <sup>16</sup> (p. 81), 373 <sup>271</sup> (p. 205).	
<i>εποῑεν</i> : I <sup>1</sup> 344 ( <i>επο̄εν</i> ). <sup>1)</sup> 406. 477 <sup>2)</sup> . I <sup>2</sup> 373 <sup>87</sup> (p. 87), 373 <sup>99</sup> (p. 89),	<i>εποῑεε</i> : I <sup>1</sup> 353, 384.

<sup>1)</sup> Der Stifter ist ein Ionier.

<sup>2)</sup> Von Beudorf GGA 1871, 603 für metrisch erklärt, aber ohne zureichenden Grund.

-ν vorhanden.

373<sup>103</sup> (p. 90), 373<sup>7</sup> (p. 179),  
 373<sup>15</sup> (p. 180), 373<sup>82</sup> (p. 181).  
 373<sup>240</sup> (p. 199), 373<sup>241</sup> (p. 200),  
 373<sup>251</sup> (p. 201), 373<sup>259</sup> (p. 203),  
 373<sup>260</sup> (p. 203), 373<sup>270</sup> (p. 205).  
 AM 19, 189.

εποιεσεν: I<sup>2</sup> 373<sup>269</sup> (p. 205).<sup>1)</sup>

εφτελευσεν: I<sup>1</sup> 425.<sup>2)</sup>

-ν fehlt.

εδιδασσε: I<sup>1</sup> 336. I<sup>2</sup> 337a  
 (p. 79).

εσσι: I<sup>2</sup> 561 (p. 191).<sup>3)</sup>

Summa: 40 Formen mit -ν gegenüber 7 ohne -ν (85%:15%). Beachtet man, daß die Imperfektform (zweimal εδιδασσε) sich im Gegensatz zu den sigmatischen und z-Aoristen dem -ν gegenüber lange ablehnend verhält (S. 32), und daß ferner von den Belegen ohne -ν nur die beiden εποιεσεν nach Ausweis der Buchstabenform zum ältesten Material gehören, so stellt sich der Gebrauch des -ν in Pausa fürs älteste Attisch als nahezu ausnahmslos heraus. Dasselbe gilt übrigens auch im Satzinlaut. Für die Entscheidung, ob die Pausa wie bei den offiziellen Urkunden bisweilen im Gegensatz zum Inlaut Vorzugsrechte bezüglich des -ν genöß, läßt sich bei dem kurzen Text dieser Inschriften, deren gewöhnliche Fassung das Vorkommen eines solchen Kontrastes überhaupt ausschließt, nichts erhoffen. [— εφτελευσεν I<sup>1</sup> 425 gegenüber inlautendem φραδασσι (νυμφον) beweist nichts, weil letzteres im Vers steht. — I<sup>2</sup> 373<sup>82</sup> (p. 181): Am Schlusse εποιε(σ)εν, inlautend ανεθεξεμε; hier ist wohl iambische Klausel beabsichtigt, mag man ανεθεξε με oder ανεθεξ' με lesen. Im ersteren Falle schließt schon die Stellung des Pronomens prosaische Diktion aus (vgl. dazu Wackernagel, JFI 349, 351).] — Da ist es von besonderem Interesse, daß wenigstens ein beachtenswertes Beispiel existiert: I<sup>2</sup> 373<sup>251</sup> steht inlautend (ανεθεξε)εν ταθεραιαι, in Pausa (εποιεσ)εν.

III. Die Vaseninschriften ergeben ganz dasselbe Bild. In den bei Klein, Meistersignaturen<sup>2</sup> dargebotenen Belegen überwiegen die εποιεσεν und εργαφσεν beziehungsweise deren lautliche Varianten derart, daß ich unter den paar Hundert attischen Beispielen nur 19 ohne -ν in Pausa gefunden habe. Darunter gehören fünf dem Exekias (S. 39f.), der aber

1) Von einem Ionier.

2) Daß der Schreiber ein Dorer war, versichligt nichts, denn gerade das -ν ist attisch.

3) Inlautend γισι μαλισσια.



auch *εποιῆσεν* kennt und insofern kein einwandfreier Zeuge ist, als er „Verse“ mit *καποῆσεμε* und *καιποιῆσεμε* schmiedet, die ihn eventuell veranlassen konnten, die *ν*-lose Schreibung auch in Prosa zu bevorzugen — Neben einander auf demselben Gefäß *Επιζιῆτος εγραψεν* und *Πιστοχσενος εποῆσε* S. 107, (aber S. 150 *Πιστοχσενος εποῆσεν*). Ebenso *Ενυχσιθεος εποῆσε*. *Ολιτος εγ(ραφ)σεν* S. 135, aber S. 136 auch *Ενυχσιθεος εποῆσεν*. — Auch Kachrylion S. 125f. hat *εποιῆσεν* und *εποῆσε* neben einander. — S. 154 *Κλε(οφ)ρα(δῆς) (επο)ιῆσε*, aber S. 149 *Κλεοφραδῆς εποῆσεν*. — S. 215 zweimal *Χαρινος εποῆσε*, aber auch *εποῆσεν*. — S. 137 *Ευφρονιος εγραψε*, aber S. 138 *εγραψεν*. Überall also, wo reichlicheres Material zu Gebote steht, läßt sich erkennen, daß die Meister, die sich Formen ohne *ν* gestatteten, daneben auch die längeren anwandten. — Das Imperfekt *εγραφε* erscheint stets ohne *ν* (von den außerattischen Formen bei Klein S. 29, 207 ff. ist hier abzusehen): Pheidippos S. 99; Aristophanes S. 185 (auf demselben Gefäß *Εργινος εποῆσεν*); Euthymides S. 194 zweimal. (Derselbe hat inlautend im Aorist *εγραψεν*). — Vgl. das oben S. 21 über *εδίδασκε* Bemerkte und S. 31.

Von andern Formen sei noch das *παρβεβακεν* bei Kretschmer, Vasensinschr. S. 80 erwähnt (dazu Anm. 3), da der metrische Charakter der Inschrift zum mindesten nicht zweifelsfrei ist (vgl. auch Robert, Bild und Lied S. 84<sup>3</sup>); endlich *καρπιεν* (Kretschmer S. 90). —

IV. Die **ionischen Prosainschriften** harmonieren wie im Satzinlaut, so auch im Pausagebrauch mit den attischen. (Ich bespreche nur solche Urkunden, die deutlich dialektische Eigenheiten verraten, habe also einige Stücke der Bechtelschen Sammlung, die etwa nur einen ionischen Eigennamen aufweisen, von der Behandlung ausgeschlossen.) Das Material ist, wiederum mit Ausschaltung der „präscriptiones.“<sup>41</sup>) folgendes:

*-ν* steht.<sup>2)</sup>

*-ν* fehlt.

Euboia und Kolonien.

GDJ 5262 (Chalkis, altes Alphabet):	5285 (Olynth, um 385):
<i>ανεθ(ε)κεν.</i>	a) <i>Χαλκιδενσι.</i>
5308 (Eretria) a) (um 400):	b) <i>Χαλκιδ(εν)σι, και.</i>
<i>παιριν. επιδημεωριν.</i>	
b) (um 350): <i>παιριν. επι-</i>	
<i>δημεωριν.</i>	5348: <i>εποῆσε.</i>

<sup>1</sup> *ειπε* GDJ 5361 (1. Hälfte d. 4. Jahrh.), *ειπεν* 5315 (2. Hälfte d. 4. Jahrh.), 5496 (4. Jahrh.), 5532 (2. Hälfte d. 4. Jahrh.), 5533 beide 2. Hälfte d. 4. Jahrh., 5590 (um 300), 5592, 5738 u. s. w.: *επρωτανενεν* 5496 (4. Jahrh.), *πρω(η)δρενεν* 5738.

<sup>2</sup>) JGA 1 *Σμόνηδῆς μ ανεθῆκεν* aus Olympia, unbestimmbarer Herkunft, lasse ich weg, da auch Attika als Heimat in betracht kommen könnte.



Kykladen.

-v steht.

- 5361 (Amorgos, 1. Hälfte d. 4. Jahrh.):  
*καταλειπωσιν,*
- 5402 (Keos, 5. Jahrh.): *ανεθιζεν.*
- 5410 (ib.) : *ανεθιζεν.*
- 5411 (ib.) : *ανεθιζεν.*
- 5413 (ib. 4. Jahrh.): *ανεθιζεν.*
- 5432 (Paros, alt): *ε(χ)σεποιησεν.*
- 3447 (Anaphe, 5. Jahrh.):  
*(Αλκιππος Παριος) εποιησεν.*
- 5464 (Thasos, 4. Jahrh.): *μετεστιν·*  
*πειθωσιν.*

-v fehlt.

- 5357 (Amorgos, alt): *εσισηε.*
- 5398 (Keos, letzte Hälfte d.  
5. Jahrh.):  
*ελασ(σ)οσι. μη<sup>1)</sup>*
- 2)

Kleinasien.

- 5495 (Sängergildeninschrift v. Milet)<sup>3)</sup>:  
Z. 4 *μολποισιν·*  
5 *ιουτοισιν.*  
8 *παιωρισωσιν.*  
30 *ανδρδιασιν·*  
33 *ιερηιοισιν·*  
35 *ισχῶσιν,*  
38 *ισχῶσιν,*  
41 *χρηιζωσιν,*
- 5506 (Milet, alt): *εποιεν.*
- Sitzungsber. d. kgl. preuß. Ak. d. W.  
1906, S. 254 (Milet, 5. Jahrh.):  
Z. 8 *λαφθεωσιν·*  
9 *κατακτεινῶσιν.*
- 5525 (Kyzikos): *Δεσπονησιν.*
- 5531 (Prokonnesos, um 600):  
*Σ(ιγγεευσιν)ν.*

- 5495<sup>3)</sup>: 6 *Εβδομαιοισιν*
- 5532 (Zeleia, 2. H. d. 4. Jahrh.):  
*εχοσι.*  
*λαχωσι.*  
*εξιεισωσι.*

- 5557 (Pantikapaion, 4. Jahrh.):  
*ανεθιζεν.*

1) Ergänzung durch den Raum gesichert.

2) 5433 *οικεῶσι* steht nach der Publikation in JG XII<sup>2)</sup> p. 31 nicht in Paus.

3) Vgl. S. 10; ich verwende das Material unter dem dort gemachten Vorbehalt

-ν steht.	-ν fehlt.
5598 (Ephesos, alt): τοις διζαζῶσιν,	
5632 b (Teos): Διοισιν,	
5633 (ib.): μετεστιν. πωλεωσιν,	
5653 (Chios): a) προξῖοισιν, προξῖοισιν. b) ἡμερο(ι)σιν. λαβωισιν,	
5655 (ib. 333'2): τελεσιν, προεξελθωσιν, εγκαταλ(ι)φθωσιν,	
5661 (ib. Mitte d. 4. Jahrh.): ζατεδιζασεν.	
5670 (ib.): πασιν.	
5695 (Erythrai): εποιησεν.	
	5709 (Samos, alt): ανεθηχε.
5726 (Halikarnass, 1. Hälfte d. 5. Jahrh.): (ε)ιδεωσιν.	
5727 (ib., 2. Hälfte d. 5. Jahrh.): Ζ. 63 ειχεν.	
	5756: ανεθηχε (aus Naukratis).
	5786: ανεθηχε (aus Dodona, 5. Jahrh.).
5788 τοισι Διοσκῶροισιν (aus Knidos; s. Bechtel z. d. St. S. 774.)	

Der verhältnismäßig geringen Menge des Materiales wegen habe ich mir erlaubt, die Inschriften alle auf einmal zu geben, ohne genauere Gattungsunterscheidungen. — Leider reicht das Vorhandene zunächst nicht aus, um uns über das Verfahren der Ionier gegenüber der „Doppelpunktpause“ aufzuklären. (Die Inschriften mit *επειν* sind alle verhältnismäßig jung.) Beachtenswert ist, dass die Sängergildeninschrift das einzige Mal, wo *-ν* am Satzende fehlt, dies gerade vor Doppelpunkt aufweist (Z. 6 *Εβδομαιοισι*).<sup>1)</sup> — Demnach wäre gegebenen Falles noch das *Χαλιζιδεσι* von 5285 a auszuschalten, das ich oben unter den Minusbeispielen mitgezählt habe.

Die statistischen Ergebnisse sind: Von 35 Inschriften schreiben 27 das *-ν* in der Pause, 7 nicht, eine hat beide Schreibarten, wenn man

<sup>1)</sup> Mit *-ν* Ζ. + *ποζποισιν*

das erwähnte *Ἐβδομαιοῖσιν* von 5495 rechnen will. — Beispiele insgesamt 45 mit, 12 (10) ohne *-r* = 79% : 21% (82% : 18%). — Vor Punkt 18 mit, 7 ohne *-r* = 72% : 28%. — Die gleichlautenden Worte nur einmal gezählt: 33 : 9 = 80% : 20%.

Im übrigen ist zu konstatieren:

1. Daß das ionische *-r* *ἐφελκυστικόν* auch in Pausa wirklich autochthon ist und nicht etwa auf Einfluss der *ζωνί* beruht, zeigen so alte Stücke wie G DJ 5262, 5432, 5598, 5653a, 5726, 5788. — Als interessante Einzelheit sei erwähnt, dass in 5331 der ionische Text in Pausa *Σ(ιγεεσι)ν* mit *-ν*, der attische *Σιγε<ν>εussi* ohne *-ν* hat.

2. Keine umfangreichere Inschrift, die *-r* in Pausa nicht hat, läßt das als für diese Stellung charakteristisch erscheinen. Die Sachlage ist genau dieselbe wie im Attischen (S. 18):

**5285:** a) *Χαλκιδευσιν* b) *Χαλκιδευσι, και*. aber auch inlautend (neben *Μακεδουσιν εζ, τελευουσιν τελευα*): *ἀλλήλοισι κατα, Χαλκιδε(ν)σι εζγ*.

**5398:** *ἐλασσοσι, μη*, aber auch *(τρισ)ι λευκοις, τρισι εκατον*.

**5532:** Satzauslautend *εχουσι, λαχουσι, εκτεισουσι*. Satzinlautend *τιμησωσ(ι) οι, εξσωσι οι, ελθωσι ες*.

3. Dagegen tritt auch auf ionischem Gebiet eine Bevorzugung des *-r* in Pausa gegenüber dem Satzinlaut deutlich zutage:

Die Sängergildeninschrift (**5495**) schreibt in 7 sicheren Pausafällen das *-r* und läßt es nur einmal (vor „Doppelpunkt“) weg, während der Inlaut das auf S. 9f. geschilderte Verhalten aufweist. Mahnten bisher diesem Denkmal gegenüber die angegebenen Gründe zu einiger Skepsis, so können wir ihm jetzt doch unser Zutrauen kaum weiter versagen, wo es sich herausstellt, daß das S. 19 auf altattischem Boden beobachtete Verhältnis von Artikel (Attribut) und Nomen hier in ganz derselben Form wiederkehrt: Man vergleiche Z. 14 15: *τοισι στεφανοροισιν τεληα*, wo das Nomen sogar einmal vor folgender Konsonanz das *-r* hat, während es dem Artikel fehlt. So ist denn wohl auch Z. 22 *τουτοισι τοισ' ιεροισιν* zu beurteilen.

Ebenso in **5788:** *ανεθηγε τοισι Λιουζωροισιν*: Im Satzinlaut fehlt *-ν* beide Male, in Pausa steht es.

**5633** hat in Pausa *μετεσιν* und *πολεωσιν*; im Inlaut fehlt das *-r* auch vor Vokal: *εωσι αυτοις* und *εσαγωσι εε'*.

**5655:** in Pausa *τελευσιν, προεξελθωσιν, εγκαταληφθωσιν*, inlautend *γραφουσι και διορθωσουσι τοις νομοις, διαλλαγωσι Χοι*. — Z. 16 allerdings *τοις και ελληλθωσιν και τοις εν τη πολει*. Wer für diese Form eine besondere Erklärung sucht,

mag den größeren Satzteilabschnitt vor *και* für das *-ν* verantwortlich machen.

NB. 5698 hat in Pausa *κατιωσιν* und *λαχωσιν*, inlautend *εστεφανωσε και* und *επεστε ι)λε εις*, ist aber schon so von der *κοινή* beherrscht, daß man nicht allzuviel wird darauf geben können.

Das einzige Mal, wo *ειζοσιν* für *είζοσι* auf ionischem Boden (allerdings auf einer recht jungen Inschrift) erscheint, ist wiederum in Pausa 5492.53 (neben *ειζοσι* 46).

V. Endlich die **Epigramme**. Hier kommt es darauf an, den Brauch in der metrischen Hauptpause, d. h. am Ende des Verses, kennen zu lernen.

Zunächst das Attische: Um ein reicheres Material zu gewinnen, bin ich hier über den Termin des eukleidischen Jahres hinausgegangen und verzeichne auch alle Formen aus JG II, die sich mit einiger Sicherheit bis vor 300 v. Chr. datieren lassen.

<i>-ν</i> steht.	<i>-ν</i> steht nicht.
JGI <sup>1</sup> 468: <i>επεθ̄εζεν</i> .	
479: ( <i>κατ</i> ) <i>εθ̄εζεν</i> .	
I <sup>2</sup> 373 <sup>215</sup> (p. 101): <i>ανεθ̄εζεν</i> .	477c (p. 48): <i>εθ̄ανε</i> .
373 <sup>217</sup> (p. 102): ( <i>αρ</i> ) <i>εθ̄εζεν</i> .	
373 <sup>231</sup> (p. 131): <i>ανεθ̄εζεν Κ̄ετιος</i>	
350 (p. 153): <i>εχ̄οσιν</i> ,	
482 (p. 156): ( <i>ανε</i> ) <i>θ̄εζεν</i> ,	
373 <sup>9</sup> (p. 179): <i>εποθεν</i> .	
477 <sup>p</sup> (p. 189): <i>κατεθ̄εζεν</i>	
II <sup>3</sup> 1434: <i>επονησεν   μοιραν</i>	
1675: <i>ανδραποδοισιν</i> . <sup>1)</sup>	
2263: <i>επεβησεν</i> ,	
2646: ( <i>ι</i> ) <i>σασιν   και</i>	2892: <i>εστι</i> ,
3620: <i>αγαθοισιν   ζ̄ητειν</i>	<i>γιλοισ(ι) τη?</i>
<i>νομοισιν εστεροξαν</i>	
3688: <i>αγωσιν</i> ,	
3840: <i>κασιγνηταισιν των</i>	
<i>διεμ̄ενεν   α</i>	
3260b (p. 355): <i>εθ̄ανεν</i> .	
Kaibel Nr. 86: <i>εθ̄ηζεν   και</i>	
<i>εχ̄οσιν   μο(ι)ρ(α)ν</i>	

Wie schon Allen, Greek Versification etc. (= Papers of the Amer. School of class. Stud. IV) S. 159 und Zacher Philologus Suppl. 7, 468 ausgesprochen haben, ist die Setzung des *-ν* am Versende durchaus die

1) Die Inschrift enthält Dorismen.



Regel, ganz gleichgültig, ob Versende mit Sinnespause zusammentrifft oder nicht, ganz gleichgültig auch, mit welchem Laut ein etwa noch folgender Vers beginnt. Für den Hexameter ist im 5. Jahrhundert die Setzung ausnahmslos (das *εθαυε* von I<sup>2</sup> 477c steht am Schluß des Pentameters). Bis 300 findet sich weiter überhaupt nur eine Inschrift (II<sup>3</sup> 2892), die von der Regel abweicht. Das ist in mehr als einer Beziehung lehrreich: vor allem zeigt sich, daß man spätestens schon im 5. Jahrhundert zu Athen das *-ν* als notwendig am Schluß des Hexameters betrachtete, mit anderen Worten, daß Homer damals so gelesen wurde: die Inschriften werfen hier Licht auf die ältest erreichbare Gestalt des Epostextes, und wer in der Konstituierung des letzteren über die handschriftliche Überlieferung hinauszugehen wagt, muß dies berücksichtigen.

Hat sich auf dem Gebiet der ionischen inschriftlichen Prosa das *-ν* als in Pausa besonders beliebt herausgestellt, so ist es nicht wunderbar, wenn die ionische Dichtung diese „Beliebtheit“ zur festen Norm erhoben hat. Das regelmäßige *-ν* am Versende spiegelt nur in etwas künstlerisch geglätteter Form den Tatbestand der gesprochenen Sprache wieder und ist ein deutlicher Beweis für den Pausacharakter des *-ν* überhaupt. — Wie sich andere Versarten als der Hexameter in diesem Punkte verhalten, läßt sich mangels umfangreicheren Materials nicht ausmachen. Das erwähnte *εθαυε* könnte seine Sonderstellung auch einem anderen Moment als seiner Zugehörigkeit zu einem Pentameter verdanken (S. 32). Zacher zieht a. a. O. aus der handschriftlichen Überlieferung des Aristophanes den Schluß, daß bei diesem Dichter ebenfalls das Pausa-*-ν* als Regel zu gelten hat. —

Betrachten wir noch kurz die Epigramme außerhalb Attikas. — Daß das ionische Sprachgebiet auch hier mit dem attischen Gebrauch übereinstimmt, dürfen wir nach den obigen Ausführungen als selbstverständlich betrachten. So lesen wir *ελοεσεν* auf Euböia (Rœhl JGA 7). *εκαλυσφεν* GDJ 5302 (Eretria). — Ebenso müssen die in epischer Sprache oder poetischer *χοινή* abgefassten Denkmäler aus anderen Sprachgebieten dazu stimmen; vgl. Kaibel No. 768 (Xanthos in Lykien, 4. Jahrh.): *αυεθιζ(ε)ν. εστεφαρωσεν*. — 875 a (Olympia, 4. Jahrh. — Dittenberger u. Purgold No. 293): *εσζεν. αυεθιζεν*. — JG VII 2532 (Theben, 4. Jahrh.): *επιγγλαισεν* am Schluß des Pentameters. (Darunter in Prosa die Künstlerinschrift regelrecht mit *ελοεισε*.)

Interessanter sind die dorisch-episch oder überhaupt dialektisch-episch abgefaßten Epigramme. Auch diese sind, wie vorauszusehen, bezüglich des *-ν* *ἐφελξυσσιζόν* von Homer beeinflußt; aber sie verfolgen eine zumteil abweichende Praxis: Die allerältesten Dokumente wenden das *-ν* nur da an, wo sie es wirklich brauchen, nämlich zur „Hattus-

fällung,“ wie schon in den alten Versen aus Thera: JG XII<sup>3</sup> 449: *αἰρεν* und Suppl. 1324: *δειπνιξεν*.<sup>1)</sup> — In Pausa dagegen, wo das Metrum es nicht erfordert, fehlt es zunächst. Das ist ein aus den Dialekten leicht zu begreifendes und durchaus vernünftiges Verfahren. So die Arniadas-Inschrift von Korkyra JG IX<sup>1</sup> 868, die zwar inlautend *ὄλεσεν Ἀρῆς* und *νανσιν ἐπ'* zeigt, aber am Versende das bekannte *ροσφαισι*. — Ebenso JG XIV 652 (Großgriechenland): *ανεθῆκε*. GDJ 1537 (Krisa): *εθῆκε*. GDJ 68 (Kypros): *πο·ρο·νε·ο·ι = φρονεωλι*. Hoffmann Gr. Dial. I S. 62 (Meister Gr. Dial. II 200) Kypros: *υ·νε·τε·κε = ὀνεθηκε*. — JG XIV 641 (= GDJ 1654, Thuriói, 4. Jahrh.) mit seinem *ζαρχαλιμοισι* nenne ich zweifelnd, da auf diesen merkwürdigen Inschriften auch sonst auslautender Nasal bisweilen nicht geschrieben wird, ein sicheres Urteil über die Form also unmöglich ist. — Vgl. aber noch die eben anmerkungsweise zitierte Inschrift aus Eretria mit ihrem *εχιζε* am Schluß des Pentameters und das *εθαρε* am Schluß eines unklaren Verses aus der Gegend von Pharsalos; Zeit: um 500. (Hoffmann Gr. Dial. II S. 48.)<sup>2)</sup>

Vom vierten Jahrhundert ab aber entzieht sich auch die dialektische Poesie dem gesteigerten Einfluß homerischer Diktion beim Pausa *-ν* nicht mehr:

JG VII 2462 (Theben) hat *ειλεν*.

Kaibel No. 849 (Delphi, Ende d. 4. Jahrh.): *προεηκεν*.

JG IX<sup>1</sup> 163 (Elatea, 3. Jahrh.): *αυσεν*.

Hoffmann, Gr. Dial. II S. 51 (Pherai): *επεθεικεν*.

Dasselbe Verhalten bei Isyllos: In seinen Gedichten wendet er inlautend das *-ν* nach homerischem Muster an, seine Prosa kennt es natürlich nicht (*επεθηκε, εποισε, εμαρτενσε*). Am Schluß steht es in seinen daktylischen Versen: Gedicht B (dorisch-episch): *θειοισιν*. F (dorisch-episch) *οπλοισιν*. — Auch E (Ionici; dorisch) hat *εραιεν* neben *ελυσε* Z. 47. —

Das *νδ̄* *εφελκυστιζόν* ist in dem Umfang, wie es im historischen Griechisch auftritt, ein reines Produkt analogischer Wucherung, von wenigen Wortformen ausgegangen (s. S. 34 f.). — Eine Analogiebildung, die der naive, von Reflexion freie Mensch beim Sprechen vornimmt, wird im Moment ihrer Entstehung allermeistens ebenso unbeabsichtigt wie

<sup>1)</sup> Aber selbst dann wird es zuweilen verschmätzt: vgl. die Damonon-Säule GDJ 4416 mit ihrem *ανεθῆκε Αθαναιῶν* vor der Hauptzäsur. Ebenso *ανεθῆκε παρ* (Larisa) E. Hoffmann, Sylloge epigr. 318. Eine vermittelnde Stellung nimmt etwa die Inschrift Eph. arch. 1897, S. 151 (Eretria) ein:

*Στασιᾶ μὲν πατρίς ἐστίν. ἐν τέρουχοφοισι Ἀθαναις  
εἰθραγθεῖ. θανατὸ δὲ ἐνθαδὲ ποῖρ ἐχιζε.*

<sup>2)</sup> Zu dem angeblichen uralten *ανεθηκεν* von Thera (Pilling b. Collitz, Hermes 22. 136) vgl. die Lösung JG XII<sup>3</sup> 449.

zwecklos sein. Das schließt jedoch nicht aus, daß auch auf dem Boden der Sprachentwicklung aus Zwecklosem Zweckmäßiges entsteht, und tatsächlich sind die Beispiele, daß eine analogische Neuerung sich gehalten hat, ja, über das Alte den Sieg davontrug, wo sie für den Sprechenden irgend einen Vorteil bot. Legion. (Die Normierung der Paradigmata wider die Lautgesetze genügt als Beleg.) — Hatte so auch die weite Ausdehnung der littera paragogica ihren erkennbaren Grund? — Wäre sie von alter Zeit her „hiatustilgend“ gewesen, so würde die Antwort gegeben sein. Nun ist aber gewiß, daß diese Funktion eine sekundäre Neuerung darstellt. — Vielmehr ergab sich aus der Betrachtung des Materials, daß, soweit satzphonetische Verhältnisse in Frage kommen, der ältere Gebrauch des  $\nu$   $\epsilon\varphi\epsilon\lambda\lambda\nu\sigma\tau\iota\zeta\acute{o}\nu$  auf die Pausa als bevorzugte Stellung hinweist. Bei allen Klassen von Inschriften ließ sich in Pausa ein Überwiegen der  $\nu$ -Formen über die  $\nu$ -losen konstatieren, und nicht nur dies: Mit vollkommener Deutlichkeit zeigte sich, daß die Verwendung der  $\nu$ -Form dem Satzende auch im Gegensatz zur Praxis des Satzinlauts zukommt, zwar nicht als ausnahmslose Regel — abgesehen vom Hexameter —, wohl aber als Vorzugsrecht. — Hier ist ein „Warum?“ am Platze.

Wackernagels im besten Sinne des Wortes anregende Arbeit über „Wortumfang und Wortform“ (Göttinger gel. Nachrichten 1906, S. 147 ff.), deren Erscheinen mitten in meine Beschäftigung mit dem  $\nu\bar{\nu}$   $\epsilon\varphi\epsilon\lambda\lambda\nu\sigma\tau\iota\zeta\acute{o}\nu$  hineinfiel, weist einige evidente Beispiele dafür auf, daß in verschiedenen Sprachen, wo zwei Formen desselben Wortes nebeneinander stehen, die Pausa die längere von beiden wählt: so (S. 175) die Nominativform des Demonstrativpronomens \**sas* (altind. *saś*, gr.  $\delta\zeta$ ) bereits in indogermanischer Urzeit; das homerische  $\omicron\acute{\nu}\zeta\iota$  neben  $\omicron\grave{\nu}$  nur vor Interpunktion am Versende (Y 255 vor Hauptzäsur). — Die Tatsache als solche ist nach Wackernagels Darlegungen außer Zweifel gestellt, und wenn es vorerst unmöglich ist, das Gebiet der Erscheinung fester abzugrenzen und seinen innersten Ursachen nachzugehen, so ist das in der etwas verschwommenen Beschaffenheit des Stoffes hinreichend begründet.

Was Wackernagel anführt, beschränkt sich auf Monosyllaba. Es scheint mir aber unbestreitbar, daß ähnliche Phänomene auch an mehrsilbigen Wörtern zu beobachten sind. Ich will es dahingestellt sein lassen, ob sie auch hier ursprünglich waren oder ob etwa der entsprechende Vorgang bei Einsilblern erst das Muster abgegeben hat<sup>1)</sup>:

1) Wie tatsächlich das Verhalten der Monosyllaba in anderer Richtung zuweilen analogisch auch auf mehrsilbige Formen eingewirkt hat, lehren die von Wackernagel angeführten Fälle wie *scitote* für *scite*, weil man *scito* für *sei* gebrauchte; entsprechend *estote* für *este* in der lateinischen Bibel, vereinzelt hier auch *vadimus* für *imus* wegen *vadit* an Stelle von *it*.



Wenn bei griechischen und lateinischen Dichtern häufig von zwei gleichbedeutenden Wörtern oder Wortformen die längere am Versende gebraucht wird<sup>1)</sup>, so erfordert das Material allerdings hier besonders sorgfältige Prüfung, weil die längeren Formen wohl in der weitaus überwiegenden Mehrzahl der Fälle sich als Archaïsmen herausstellen; daß solche auch anders als nach dem genannten Prinzip erklärt werden können, zum Teil müssen, ist bekannt. — Von unlegbarer Wichtigkeit aber ist die Erkenntnis, daß bisweilen auch nachweislich jüngere Sprachformen, die von grösserem Lautumfang sind als ihre Vorgänger, sich als Favoriten der Pausa dadurch dokumentieren, daß die Dichter ihnen den Ehrenplatz am Versschluß eingeräumt haben. Leider ist das Material auch hierfür noch zu wenig bearbeitet, als daß man mit vollen Schüsseln aufwarten könnte; zwei Beispiele aus dem plautinischen Sprachgebrauch glaube ich aber doch an dieser Stelle nennen zu dürfen:

Studemund hat ALL III, 550 ff. das Material über die Accusativformen *duo* und *duos* bei Plautus zusammengestellt. Er kommt zu dem Schlusse, daß *duos* angewandt worden sei, „so oft das Metrum eine zweisilbige Form verlangte, dagegen *duo*, so oft das Metrum eine einsilbige Form verlangte.“ Ganz abgesehen davon, daß wir heutzutage auf ein „einsilbiges *duo*“ verzichten<sup>2)</sup> und es vorziehen, die Fälle, in denen *duo* den Wert von zwei Moren hat, mit Hilfe des Iambenkürzungsgesetzes in einen größeren Zusammenhang einzureihen, entbehrt Studemunds Auffassung sicher jeglicher ratio. Was soll den Dichter dazu veranlaßt haben, nicht ebensogut ein zweisilbiges *duo* im Accusativ anzuwenden, wie er es auch im Nominativ getan hat (Amph. 974, Men. 1118 u. s. w.)? — Eine Durchprüfung der Beispiele Studemunds führt vielmehr zu dem Resultat, daß die Neubildung *duos* neben *duo* ausgesprochene Pausaform ist: Mit Ausnahme der einzigen Stelle Cist. 700: *ad duos attinet*, wo die Form mit -s im Ictus des Anapæsts eine zweckmäßige Schutzwehr gegen das Zusammentreffen mit vokalischem Anlaut bildet, gehören sämtliche Belege der Pausa an: Die unter b) angeführten stehen alle am Versschluß, und Cas. 691 f.

Lys. *sed etiamne habet nunc Casina gladium?*

Par. *Habet, sed duos.* — Lys. *Quid, duos?* — Par. *Altero te Occisurum ait etc.*

macht von selbst jede Erläuterung überflüssig. Dagegen steht die überwältigende Majorität der plautinischen Belege für den Acc. *duo* im Versinnern. —

<sup>1)</sup> Was man bei Homer in dieser Hinsicht zu finden geglaubt hat, ist meist sehr fragwürdiger Natur. Man vergleiche die Kontroverse hierüber bei G. Hermann. Ell. doct. metr. 350. Lobeck Pathol. ell. II 158 ff., Bekker. Homer. Blätter I 29 ff., La Roche, Homer. Untersuchungen I. 160 ff.

<sup>2)</sup> Lindsay's Bemerkung über die größere Wahrscheinlichkeit einer Messung \**duō* gegenüber \**dūō* (Lat. Spr. 472) ist nach dem Folgenden belanglos.



Der andere Fall ist ebenso klar: Er betrifft die längere Form *periculum* und Genossen für älteres *perichum* („Instrumental“-suffix *-flom*). Hier ist schon lange erkannt (vgl. Lindsay, *Class. Rev.* VI, 87 ff. u. s. w.), daß die nachweislich jüngere, aber lautlich umfangreichere Form *-ulum* ihre legitime Stellung am Ende eines Verses oder Halbverses hat. —

Dies Prinzip auf das griechische *ν ἐφελκυστικόν* angewandt, erklärt dessen Bevorzugung in Pausa ohne weiteres: Hatte man etwa neben der 3. sg. *οἶδε* ein *οἶδεν*, neben dem D. *παισὶ* ein *παισίν* zur Verfügung, so setzt sich die Beliebtheit der längeren Formen in Pausa genau mit dem plautinischen *duos* und *periculum* in Parallele, und der Vergleich mit den schon von Wackernagel besprochenen Monosyllaba *\*sos* neben *\*so* und *οὐκί* neben *οὐ(κ)* liegt auf der Hand. Daß bei der Ausdehnung im Gebrauche von *ν* dieses sich nicht für alle Zeiten auf die Pausa beschränkte und andererseits letztere nicht absolut beherrschte, liegt in der Natur derartiger Neubildungen begründet. Ebensowenig sind ja im Lateinischen *periculum* und *duos* starr bei ihrer plautinischen Verwendung stehen geblieben. — Beachtenswert ist vielleicht noch, daß das ionisch-attische *ν ἐφελκυστικόν* nur nach kurzen Vokalen aufgekommen ist; man vergleiche damit, was Wackernagel a. a. O. 175 über eine entsprechende Eigenheit der Monosyllaba lehrt. —

Ich habe bisher vom *ν ἐφελκυστικόν* als von einer sachlichen Einheit gesprochen, mit Recht, soweit es sich um die allgemeine Tendenz seiner Verwendung handelt. Genauere Betrachtung lehrt aber, daß innerhalb der einzelnen Formgruppen, die den Antritt der littera paragoga kennen, noch feinere chronologische Unterschiede bestehen. Schon Maassen hatte S. 24 ff. eine Differenz konstastieren zu müssen geglaubt: Im Satzinnern sollen die Formen der 3. sg. auf *-εν* stets mit *-ν* erscheinen, während die *σι*-Formen schwanken. Diese Behauptung ist, wie die Heranziehung weiteren Materials lehrt, nur bezüglich der *σι*-Formen zutreffend: Hier steht allerdings sowohl im Dat. plur. als in der 3. pl. des Verbs seit ältester Zeit die *ν*-haltige Form neben der *ν*-losen. Auch *εστιν* neben *εστι* ist alt, wie namentlich JG IV 1588.<sup>31</sup> zeigen kann. — Über *εικοσι* s. S. 19.

Bei der 3. sg. auf *-ε* ist dagegen W. Schulze's Beobachtung (*Gött. gel. Anz.* 159 (1897) S. 902<sup>b</sup>) richtig, wonach im Anschluß an das punctum saliens *ἦα*: *ἦεν* zunächst nur solche Formen das *-ν* annahmen, deren 1. sg. auf *-α* endigte. Leider ist seine Bemerkung ganz kurz gehalten und nicht durch Beweismaterial gestützt. Dies liefern die voreukleidischen Inschriften zur Genüge. Auf ihnen findet sich das *-ν*

1. beim Perfektum: *οιδεν* JG I<sup>1</sup> 32 A 13 (1. sg. *οίδα*); *παρβεβακεν* (S. 22).

2. im Aorist:

a) beim *ν*-Aor. der unthematischen Verben: *ανεθ̄εκεν* (1. sg. -*α*) oft auf Inschriften. Das Material für den Satzauslaut S. 20; im Inlaut z. B. JG I<sup>1</sup> 352, 376, I<sup>2</sup> 373<sup>v</sup> (p. 43), 373<sup>12</sup> (p. 80) u. s. w. — Aber auch *ανεθ̄εκε* inlautend in Prosa vereinzelt: I<sup>2</sup> 373<sup>251</sup> (p. 201); s. S. 21, wohl auch 373<sup>k</sup> (p. 42): (*αν*)εθ̄εκε ο-. — Über 373<sup>82</sup> (p. 181) s. S. 21. Entsprechende Beispiele aus dem Ionischen unten. — *εδ̄οκεν* auf einer Vase des Exekias bei Klein, Meistersignaturen S. 40 (dazu Kretschmer, Vaseninschr. S. 51). — *παρεδ̄οκεν* JG I<sup>2</sup> 5a (p. 135) Z. 11, 15 (Mitte des 5. Jahrh.), (21); *παρεδ̄ωκεν* Z. 1, 5. — Erst die jüngste der auf diesem Stein vereinigten Inschriften gibt *παρεδ̄ωκε κεφαλιον*.

b) beim sigmatischen Aorist: *εξεραμενσεν* auf einer Vase des Oikopheles (vgl. Burlington F. A. Club, Catalogue of objects of Greek ceramic art S. 9). — *εποῑεσεν* häufig auf Vasen, Weihinschriften u. s. w. — Pausabeispiele S. 20 f.; für den Inlaut vgl. Klein a. a. O. S. 45, 73, 82 u. s. w. — JG I<sup>1</sup> 335, I<sup>2</sup> 373<sup>83</sup> (p. 86), 373<sup>95</sup> (p. 89), 373<sup>220</sup> (p. 102) u. s. w. — *επο̄εσε* inlautend nur I<sup>2</sup> 373<sup>221</sup> (p. 102) [könnte metrisches Fragment sein]. — *εγραψεν* (*εγρασεν*) oft auf Vasen; für die Pausa vgl. S. 21 f., inlautend z. B. Klein S. 45, 85. — Auf Dekreten das stereotype *εδ̄οχσεν* (*ῑει β̄ολ̄ει*) JG I<sup>1</sup> 16,<sup>6</sup>; 21,<sup>1</sup> u. s. w.; auch *εδ̄οχσεν ελλ̄ν* — I<sup>1</sup> 57,<sup>35</sup>. — (*ετα*)χσεν *τομ* — I<sup>1</sup> 37,<sup>47</sup>. — *εχειροτονεσεν* *λο* I<sup>1</sup> 40,<sup>29</sup>. — *απεμψεν κα(ι)* I<sup>1</sup> 82. — Das hohe Alter des -*ν* in diesen Formen wird weiter inschriftlich durch die dialektische Poësie bestätigt, die es schon sehr frühzeitig angenommen hat; vgl. die auf S. 28 genannten Formen *αηρεν*, *δειπνιξεν*, *δλεσεν*.

Dagegen haben die Formen mit 1. sg. auf -*ον* in der ältesten Zeit bloßes -*ε*: Daher im Imperfekt auf Vasen stets *εγραφε* im Gegensatz zum Aor. *εγραψεν* (S. 22). — Vgl. ferner *εδ̄ιδασζε* JG I<sup>1</sup> 336, I<sup>2</sup> 337a (p. 79). — *εγε ῑε(ι)* I<sup>2</sup> 179 (p. 160f.) Z. 13 und 25. — Das ist denn auch in Rechnung zu ziehen bei dem Aor. II *εθαρε* (S. 27). So erklärt sich ferner in den praescriptiones der Gegensatz von *εδ̄οχσεν* einerseits, *επριταρε*, *εγραμματε*, *ερχε*, *επλε* andererseits (S. 13 Anm. 1): Zur Zeit, als diese Formeln festgelegt wurden, war die Ausdehnung des -*ν* auf die *ον*-Tempora noch nicht erfolgt. Die praescriptiones blieben lange in dieser archaischen Gestalt, und *εγραμματε* erscheint auch

satzinlautend, wo die Formel nicht gerade die stereotype der praescriptio ist, stets ohne *-v*: *εργα(μμαι)ενε Ελευσινι* I<sup>1</sup> 231. Ähnlich 237, 298 (vgl. I<sup>2</sup> p. 146) zweimal, 301,<sup>20</sup> 554 (p. 222); I<sup>2</sup> 557 (p. 125). — Entsprechend *εργε* I<sup>1</sup> 260 (*εργε δε*). I<sup>2</sup> 557 (p. 125). Endlich aber wurde auch hier zu Ende des 5. Jahrh. das *-v* heimisch (S. 14). Auf Privaturkunden findet sich dieser Gebrauch, wie zu erwarten, schon früher, so in *επορεν* am Schluß des Pentameters I<sup>2</sup> 373<sup>9</sup> (p. 179, vgl. übrigens die nota dazu), und vor allem in dem vulgären *καρπιεν* des Pinaxfragmentes aus dem kimonischen Schutt (Kretschmer, Vasenschr. S. 90)<sup>1)</sup> — Vielleicht ist es kein Zufall, daß die beiden ältesten attischen Belege Aoriste sind: der Einfluß der *κ*- und *σ*-Bildung mag hier zuerst eingesetzt haben. — Für die spätere Zeit ergibt eine Vergleichung von Maassens Tabelle und dem aus Papyri geschöpften Material bei Mayser, Gramm. d. griech. Papyri S. 237, eine grössere Festigkeit des *-εν* überhaupt gegenüber *-σι(v)*. So hat auch die Inschrift bei Dittenberger Sylloge<sup>2</sup> 178 (um 300 v. Chr.): *διδωσι Περόικκαι. ουσι κελισθαι* zweimal, *διδωσι και διδωσι δε.* aber *εκληρονομησεν Πολεμοκρατης. εδωκεν εν πατριουσι. ελαβεν εν. εδωκεν Πιολεμαιοι.*

Die Ausbeute aus dem Ionischen ist geringer und zeigt auch in den *α*-Tempora weniger „Regelmäßigkeit.“ Auf den ältesten Inschriften (bis 400) kommen satzauslautend wie -inlautend Formen mit und ohne *-v* vor. Für den Inlaut vgl. *αρεθικεν* 5401, 5508 u. s. w. (oft), *εδωκεν* 5531, *εποιησεν* 5292, 5422, *εδοξεν* 5308, *εσιησεν* 5358, *εκρατησεν* 5727 d<sup>35</sup>, *επρησεν* AM 31, 152 (Samos).<sup>2)</sup> Andererseits *αρεθικε*: 5419, 5509 u. s. w., *εδωκε* 5522a, *εποιησε* 5505, *εδοξε* 5495. — Es zeigt sich also, dass auch in diesen Verbalformen die Setzung nicht völlig oder nahezu obligatorisch war, wie man nach dem attischen Material annehmen geneigt sein könnte. — Die Belege der *ορ*-Tempora sind zu spärlich, um darüber aufzuklären, ob im Ionischen der Antritt des *-v* hier ebenfalls spät erfolgt ist. Die Sängergildeninschrift bietet zwar Z. 40 und 41 *εαδε*, aber auch das erwähnte *εδοξε*. — Das *ειχεν* von 5727 a<sup>39</sup>, 45, 63, c<sup>6</sup>, 16 entscheidet nichts nach der andern Seite, da die Inschrift in die letzte Zeit des 5. Jahrh. fällt, auch von Attizismen nicht ganz frei ist (Bechtel S. 749).<sup>3)</sup> —

1) Auch dialektisch-poëtisch: so *ερατεν* Röchl JG A 95 (Mitte d. 5. Jahrh.).

2) Metrisch z. B. *αρεθικεν* 5420 u. s. w., *εβασικεν* 5353, *εποιησεν* 5422.

3) Der im ionischen Epos überlieferte Zustand kann kein untrügliches Zeugnis für den Gebrauch der gesprochenen Sprache ablegen. — Daß aber für das in Rede stehende Problem die Litteratursprache überhaupt herangezogen werden muß, ist klar. Namentlich die attischen Dichter werden ein gewichtiges Wort mitzureden haben. Das muß späterer Untersuchung vorbehalten bleiben.



Auf Grund des inschriftlichen Materials kann man den Entwicklungsgang des griechischen *νὴ ἐγγέλκυστικόν* etwa so skizzieren: Der oder die Ausgangspunkte sind nicht mit absoluter Gewißheit zu bestimmen, da mehrere Möglichkeiten vorliegen. Für die Flexionsformen erscheint es jedenfalls nicht geraten, an Indeclinabilia anzuknüpfen, wie Osthoff MU IV 231, Gesch. d. Perf. 340f., zum Teil auch Brugmann Grundr. I<sup>2</sup> 902 tun, zumal sich einige scheinbaren Stützpunkte als recht fragwürdig erweisen; vgl. über *οἰοσίην* neben *-ί* Kühner-Blass Gramm. I 1<sup>3</sup> 293f.; wobei noch außerdem die Tatsache, daß *ν*-Formen nur bei den Kasus auf *-σ-ι* bezeugt sind, ganz entschieden dafür spricht, daß es sich hier im Gegenteil um eine sekundäre Neuerung dieses Pronomens nach altererbten *σι(ν)*-Formationen handelt. — Über *ζε: ζεν* s. zuletzt Solmsen K Z. 35, 471f.

Für die Flexionsformen mit *-σι(ν)* ist der älteste Kern wohl sicher beim Pronomen zu suchen, allerdings auf einem andern Wege als dem von Fick, Ilias 559f. beschrifteten, nämlich beim Personalpronomen: Daß der Dat. pl. der Personalpronomina urgriechisch auf *-ιν* ausging (*\*ασμιν*, *\*νσμιν*), wird durch den Tatbestand der griechischen Dialekte erwiesen. [Die Endung ist die gleiche wie in den Singularformen *ἐμίν*, *τίν*, *τείν* u. s. w. und hängt unfraglich mit dem altind. pronominalen Lok. auf *-(sm)-in* (*asmín* „in eo“) zusammen.] Gleichgültig ist, ob die vorhandenen singularischen *ἐμίν* u. s. w. ebenfalls alt sind oder erst nach dem Muster des Plurals geschaffen wurden. Ebenso kann die Frage nach dem Alter von *σقين* offen bleiben. — Es bedarf ferner nicht einmal der Annahme, dass neben *\*ασμιν*, *\*νσμιν* schon urgriechisch kürzere Formen auf *-ι* lagen (lesb. *ἄμμι*, *ἔμμι*, die Bartholomæ BB 15, 18 als einzeldialektische Neuschöpfungen nach dem Muster von *ι*-Lokativen betrachtet). — So bequem eine Doppelheit *\*ασμιν: \*ασμι* als Ausgangspunkt wäre, so können wir doch all dieser Ungewißheiten entraten: Übernahm das Ionisch-attische — und das ist das einzige, was sich wirklich positiv behaupten läßt —, die Dat. pl. des Personalpronomens in der Form *-ιν*, so reichte das schon zu einer analogischen Beeinflussung anderer Pluraldative aus: Wie sich im jüngern Kretischen zum N. pl. *αμεν* das Attribut *εργωχοτεν* und weiter die Neubildung *πνεν* für *πνεξ* einstellte (J. Schmidt KZ 36, 400ff.), so konnte im Ionisch-attischen ein *ἔμιν πασι*, *ἔμιν τοισδεσσι* (vgl. P 633, β 46f.) zu *ἔμιν πασι*, *ἔμιν τοισδεσσι* werden, ein *πσι*, *αἰτοισι* nach *ἔμιν* die Schwesterform *πσιν*, *αἰτοισιν* erhalten u. s. w. Wenn daneben die ältere unerweiterte Form nicht ausstarb, so gehört das zu den bekanntesten Erscheinungen des Sprachlebens.

Nach dem Vorgange des Dat. pl. kam die Doppelheit *-σι*, *-σιν* dann auch in der 3. pl. des Verbs auf. Es ist nicht ausgeschlossen, daß,



wie schon Planudes (ed. Bachmann Anecd. Graeca II 58,16ff) dachte, die Dat. pl. der Partizipien dabei wirklich eine Vermittlerrolle gespielt haben, nur in umgekehrter Richtung als Planudes meint: Ein D. pl.  $\varphi\epsilon\rho\omicron\upsilon\sigma\iota$  war der 3. pl.  $\varphi\epsilon\rho\omicron\upsilon\sigma\iota$  völlig gleichlautend, so dass eine Nebenform  $\varphi\epsilon\rho\omicron\upsilon\sigma\iota\nu$  bei dem einen sehr wohl die gleiche Umgestaltung beim anderen hervorrufen konnte. Die Sekundärendung der 3. pl.  $-\nu$  mag ebenfalls noch einen Druck zu Gunsten der volleren Form mit  $-\nu$  bei der Primärendung ausgeübt haben. — Vom  $-\sigma\iota\nu$  der 3. pl zum  $-\sigma\iota\nu$  der unthematischen 3. sg. und weiter zu  $\epsilon\sigma\iota\nu$  war der Schritt um so leichter getan, als von einem anderen Gebiet der 3. sg., der Endung  $-\epsilon$ , Sukkurs kam: Hier hat die Überführung der ursprünglichen 3. pl.  $\tilde{\eta}\epsilon\nu$  in den Singular (vgl. Hoffmann, Präsens S. 68, Gr. Dial. II 319, Brugmann Grundr. II 900) befruchtend gewirkt.<sup>1)</sup> Nach dem Muster  $\tilde{\eta}\alpha : \tilde{\eta}\epsilon\nu$  erhielten alle Tempora, deren 1. sg. auf  $-\alpha$  endete, in der 3. sg. neben  $-\epsilon$  wohl schon urionisch-attisch die Nebenform  $-\epsilon\nu$ . Bei den Formen mit 1. sg.  $-\omicron\nu$  dagegen ist  $-\epsilon\nu$  den ältesten attischen Prosainschriften noch fremd, scheint aber allmählich im Laufe des 5. Jahrh. aufgekommen zu sein und hat sich am Ende desselben auch hier festgesetzt.

Nach dem Prinzip, daß das Satzende beim Vorhandensein von gleichbedeutenden Wortformen die lautlich vollere bevorzugt, findet sich in Pausa die Form mit  $-\nu$   $\epsilon\varphi\epsilon\lambda\lambda\upsilon\sigma\tau\iota\zeta\omicron\nu$  seit ältester Zeit besonders gern gebraucht, in der Poesie fast ausnahmslos, in der Prosa überwiegend, bisweilen mit deutlich erkennbarer Begünstigung dem Satzinlaut gegenüber. In späterer Zeit, etwa von der 2. Hälfte des 4. Jahrh. ab, ist Setzung des  $-\nu$  in Pausa überhaupt das Normale. War die Pausa das eigentliche Gebiet des  $-\nu$ , so ist es verständlich, wenn sich im Inlaut zunächst ein Promiscuegebrauch zeigt, ein Zustand, der im großen und ganzen durch das Altertum hindurch unverändert bleibt, nur daß zunächst die  $\nu$ -Formen häufiger als die  $\nu$ -losen werden. Teilweise aber lassen sich auch im Satzinlaut Sandhiddifferenzen beobachten: Schon im 5. Jahrh. und auch später verrät sich die Tendenz, die  $\nu$ -lose Form neben der  $\nu$ -Form nur vor Konsonanten zu gebrauchen, vor Vokalen nur die  $\nu$ -Form gelten zu lassen; ja, vereinzelt wird sogar seit etwa 400 v. Chr. das unsrer Schullregel zugrundeliegende Prinzip auch auf den Inschriften

<sup>1)</sup> Schulze, GGA 1897, 902 hält diese für speziell ionisch; mit Recht. Denn das lokrische  $\tilde{\epsilon}\nu = \tilde{\eta}\nu$  in dem Satze  $\text{ἰσὸς } \tilde{\epsilon}\nu$  GDJ 1478.9. bei dem ein attischer Einfluss nicht gedacht werden darf (1. Hälfte d. 5. Jahrh. v. Chr.), ist 3. pl. durch „constructio κατὰ ἀνέσεις“ für den Sing. eingetreten: „woher sie ein jeder waren.“ Dabei hat das vorausgehende pluralische  $\alpha\iota$   $\text{κατὰ ἀνέσεις ἀπελάσσονται}$  dem Redaktor oder Schreiber vorgeschwebt — Als 3. sg. kann das Lokrische nicht gut etwas anderes als das gemeingriechische  $\tilde{\eta}\zeta$  gehabt haben, wie es denn auch im Delphischen (GDJ 2502,145) der zu erwartenden 3. pl.  $\tilde{\eta}\nu$  (2518,10 u. s. w.) gegenübersteht.

angewendet: *-ν* steht vor Vokal (und in Pausa), die Form ohne *-ν* vor Konsonanten. Zu größerer Ausdehnung ist diese Regelung im Altertum nicht gelangt, die Inschriften fahren fort, *-ν* auch vor Konsonanten zu setzen. Als orthographische Lehre ausgesprochen findet sie sich erst in der byzantinischen Grammatik.<sup>1)</sup>

Die andern Dialekte außerhalb des Ionisch-attischen kennen das *ν̄ ἐφελκυστικόν*, so lange sie von der Gemeinsprache unbeeinflusst sind, nur in der Poesie in Anlehnung an Homer, zunächst nur da, wo es metrische Notwendigkeit erfordert, später auch in Pausa. — Der Prosa fehlt es überall, auch im Dat. pl., wo die Neubildung an und für sich ebensogut wie im Ionisch-attischen hätte vollzogen werden können. — Vgl. fürs Aiolische: Meister, Dial. I 125, zum Material s. noch S. 272, 306; Hoffmann, Dial. II 477. — Fürs Arkadische: Hoffmann I 214, Baunack Ber. d. kgl. sächs. Ges. d. Wissensch. 1893, 110. Kyprisch: Meister II 255.<sup>2)</sup> Pamphylich GDJ 1266 *ἡιαροισι, ατροποισι* u. s. w. Fürs ältere Dorisch s. die altgortynischen Inschriften: GDJ 4991 nur *τρισι, επιβαλλουσι, μῆνσι, νιασι*. 4976 (*β*)*οφσι*, 4984 (*φ*)*οικιονσι*, 5011 *φαφιδδουσι*, 5015 *φαφιξανσι. φετεθθι*. — Vaxos 5125 *ταισι*. — Aus dem älteren Nordwestgriechischen nur spärliches Material: Delphisch *σαματεσσι* GDJ 2561 C 41 (Labyadeninschrift); *παντεσσι* 2501,<sup>44</sup> (Amphiktyonengesetz).

In die dialektische Prosa beginnt das *-ν* erst im 4. Jahrh. v. Chr. einzudringen. Dabei fällt eins auf: Für die Mundart von Heraklea hat bereits Meister, Curtius' Studien IV 413 festgestellt, daß nur die Dat. pl. auf *-σι* das aus der *κοινή* eingeschleppte *ν ἐφελκυστικόν* annehmen können, während die 3. pl. auf *-ντι* ebenso wie *εστι* das *-ν* verschmäht (eine 3. sg. auf *-ε* ist nicht belegt). Dieselbe Erscheinung kehrt nun in den älteren Inschriften von Epidauros wieder, und hier steht auch reiches Material für die 3. sg. (stets bloßes *-ε*) zur Verfügung: Auf den größeren Texten des 4. Jahrh. kommen nur im D. pl. *ν*-Formen vor; die Inschrift JG IV 1485 kennt sie auch hier noch nicht: Z. 4 *εγδοτηρσι εις*, 45 *εγδοτερσι Δαμοφανει*. 97 *καταλοβενσι και*; außerdem 16 Formen mit *-ε* in der 3. sg. (Z. 17 u. s. w. *απηριζε*, 124 *ελαβε*). — Die jüngere Urkunde 1492 hat noch *εγραφε* Z. 7, 18,

1) Über das Verhalten der *κοινή* gegenüber dem *ν ἐφελκυστικόν* im allgemeinen geben die nützlichen Sammlungen bei Maysers, Gramm. d. griech. Papyri 236 gute Auskunft, namentlich auch über die prozentuale Häufigkeit von Setzung und Nichtsetzung. Interessant ist, daß in der Zeit vom 3.-1. vorchristlichen Jahrhundert wieder eine Abnahme im Gebrauch des *-ν* zutage tritt.

2) Hoffmanns Auffassung (I 214 f.) der von Meister für jünger gehaltenen Formen *ιδοικεν* u. s. w. als „lokaler“ Neubildungen ist verfehlt, vor allem, weil die Keimform *ιεν* im Kyprischen nicht existiert.

21, 22, 26, 33, aber *ιαρομναμοσιν* Z. 21. — So findet sich denn *-v* beim D. pl. auch auf den großen Heilinschriften: 951 Z. 24 *ιαμασιν* *ζα*. 32 *εουσιν* *απιστοις*. 55 *πλαρχουσιν*. 67 *σιγμασιν* *ζα*. 97 *χερσιν* *εχων*. dasselbe 101, 104. — Ohne *-v*: Z. 30 *επιγραμμασιν* *τοις*. — Außerdem aber Z. 45 *παρῃσι*. *αποθρῃσι* und 57 Beispiele für *-ε* in der 3. sg., keines mit *-εν*.

952: Z. 96 *θεραλευμασιν* *επιγελαν*, aber Z. 60 *χερσι* *γερον*. auch Z. 25 *εστι ο*. Auf *-ε* 40 Formen. — Mit *-v* nur scheinbar Z. 1 *ερεκαθευθεν* *ελλαχεδαμοιν*. das aber nicht als sicherer Beleg für das Eindringen der Endung *-εν* betrachtet werden darf: Da die übrigen 40 Beispiele durchaus widerstreben, liegt der Verdacht nahe, daß wir es mit einer Verschreibung zu tun haben: Beabsichtigt war wohl *ερεκαθευθε εν Λαχεδαμοιν*: durch Versehen beim Einbauen fiel ein *ε* aus, und der Fehler wurde dann in der auf uns überlieferten Weise ausgebessert, wobei die assimilierte Form der Præp. Eingang fand. Ob der Steinmetz bei der Schreibung *ερεκαθευθεν* vielleicht sein Gewissen mit der ihm aus der Orthographie metrischer Inschriften geläufigen Praxis (cf. Isyllos) beschwichtigte, kann uns gleichgültig sein. Und ob das *Επιτοριδας* *εποισεν* von JG IV 1477 (4. Jahrh.) wirklich als der erste einwandfreie Zeuge für *-εν* gelten darf, ist auch noch zweifelhaft: es könnte als Anfang eines Hexameters gedacht sein und käme dann nicht in Betracht. Für gewöhnlich haben die Künstlersignaturen von Epidauros auch in späterer Zeit noch *εποισει*. vgl. 1478, 1482, 1483. — Auf alle Fälle beweist das Material, daß auch in Epidauros bei Annahme des *v* *εφελκυστιζόν* aus der *ζωνή* den Formen des Dat. pl. der Vorrang gebührt hat. Auch in Gortyn finden sich nur Dativformen mit *-v*: *Πριανσευσιν* G D J 5024 <sup>6.82</sup>, aber *εδοξε* 5016. —

Der Grund dieser Erscheinung ist klar: Die Dative auf *-σιν* sind deswegen so verhältnismäßig frühe, noch „zu Lebzeiten“ des Dialekts, aus der Gemeinsprache übernommen worden, weil diese Bildung in den betreffenden Mundarten selbst einen Stützpunkt an den D. pl. *ἄμων* und *ὄμων* fand. Beim *-ε* der 3. sg. dagegen fehlte etwas Homogenes ebenso wie beim *-vτι* der 3. pl. und bei *ἔστι* völlig. Ein *-εν* (und *\*-vτιν*) mußten viel mehr als Fremdkörper empfunden werden als etwa ein *χερσιν*. das in *ἄμων* sein einheimisches Analogon hatte. Der Vorgang ist insofern lehrreich, als er lediglich eine Wiederholung des im Urionischen beim D. pl. vollzogenen darstellt, nur daß hier eine Neubildung von innen heraus, dort eine Anpassung erworbenen Sprachgutes stattgefunden hat. —

Zum Schluß noch ein Wort über die Aussprache des *v* *εφελκυστιζόν*: Es ist mehrfach behauptet worden, daß dieser Laut nicht *v* voll artikuliertes, sondern ein irgendwie „reduziertes“ *v* gewesen sei.



Die Möglichkeit will ich nicht bestreiten: Da wir wissen, daß auslautendes *-ν* überhaupt im Griechischen zumteil einer Reduktion unterlag (Material bei G. Meyer Gramm. <sup>3</sup>398 f.) und nichts die Annahme ausschließt, daß diese Reduktion in Pausa erfolgt sei, so könnte auch das *ν ἐφελκυστικόν* als Pausaform daran teilgenommen haben, ja, es könnte, in den Inlaut verschleppt, auch hier die reduzierte Aussprache beibehalten haben, möglicherweise sogar darin seine spezielle Herkunft aus der Pausa auch im Satzinnern im Gegensatz zu anderen wortendenden *-ν* dokumentieren, die hier ihre voll artikulierte Form unverändert gelassen hatten. Wäre dem so, dann könnte noch ein gutes Teil der Fälle von Nichtschreibung, namentlich älterer Zeit, aufs Konto dieser Aussprache gesetzt werden (das Verhalten der Vaseninschriften, auf denen manchmal die Signatur desselben Meisters bald mit, bald ohne *-ν* erscheint, würde sich vielleicht so besonders gut einordnen). Leider fehlen aber vollgültige Beweise für eine derartige Besonderheit in der Aussprache. Was bei Kühner-Blass I<sup>3</sup> 292 und Blass Rh. M. 43, 279 f. gesagt wird, entspricht zu wenig den Anforderungen sprachwissenschaftlicher Methode, als daß ich mich auf eine Diskussion einlassen könnte. Aus der zwiefachen Schreibung *εστιν* und *εστι* schlechtweg auf eine etwa in der Mitte liegende Aussprache „*estʹ*“ zu schließen, ist der Entstehungsgeschichte des *-ν* wegen unstatthaft, die zunächst nur auf eine der Analogie entsprossene morphologische, nicht aber orthographische Variante einundderselben Wortform hinweist. Wer die beiden Optativformen *δείξαις* und *δείξειαις* oder etwa lateinisch *amasse* und *amarisse* auf irgend einer phonetischen Zwischenstufe vereinigen und als lediglich orthographische Varianten einundderselben Lautform erklären wollte, würde auf demselben Niveau stehen. — Wenn G. Meyer Gramm. <sup>3</sup>399 aus den Messungen

— (αρεθῆ)κῆν Διοῦ γλαυδοπίδι ἰοῦραι JG I<sup>1</sup> 355 und  
— επεθεκῆν θανοτοι ib. 472

folgert, daß *-ν* keinen „vollen Lautwert“ besessen habe, so genügt es, auf andere pleonastische Schreibungen aufmerksam zu machen wie

*Ενθαδε Φιλῶν κείται* etc.

im Anfang des Hexameters GDJ 5302, wo niemand über den „vollen Lautwert“ der Silbe *-δε* disputieren wird. — Auch was Buth, Philologus 39, 551 aus dem homerischen Tatbestand folgert, hält nicht Stich. Wenn das Epos eine Positionsbildung durch *ν ἐφελκυστικόν* in der Senkung nur im 1. und 2. Fuß, ausnahmsweise im 4., kennt, so beruht das nicht auf einer besonderen „Schwäche“ gerade dieser Position, die nur bevorzugte Verstärkungen hätten überwinden können, sondern einfach darauf, daß zufällig



die Wortformen mit  $\nu$  *ἐγγελευσισιζόν* aus Gründen rein verstechnischer Natur im dritten und fünften Fuß überhaupt nicht vorkommen können. Um eine Ausnahmestellung der beiden ersten Füße handelt es sich dabei gar nicht. Darüber ein ander Mal ausführlicher.

Zu einem positiven Entscheid reichen hier also unsere Kenntnisse einstweilen nicht aus. Solange nicht Beweiskräftigeres beigebracht wird, darf niemand behaupten, daß das  $-\nu$  in *εἶχεν* oder *τοῖσιν* schwächer gesprochen wurde als in *εἶχον*, *τοῖον*.

**Basel**, den 21. Dezember 1906.

# Das Gleichnis in erzählender Dichtung.

Ein Problem für Philologen und Schulmänner.

Von

Theodor Plüß.

## I.

In der Odyssee wird erzählt, wie Hermes als Götterbote über die weite See fuhr. Da jagte er alsdann über das schwellende Wasser hin der Möwe gleich.<sup>4)</sup> Worin glich er ihr? In der Gestalt, könnte man denken. Aber von einer Verwandlung der menschenartigen Erscheinung des Gottes verlautet hier kein Wort, und ebenso nachher keins von einer Rückverwandlung. Auch verwandeln sich die Götter sonst für Menschenaugen, um besonderer Zwecke willen: was sollte hier der Zweck sein, wo kein Menschenauge in Nähe oder Ferne zuschauend gedacht ist? — War also Hermes der Möwe gleich in der Art des Dahinjagens? etwa ähnlich, wie weiterhin Ino Leukothea dem Wasserhuhn gleich ist in der Art ihres Auf- und Untertauchens? Denken liesse sich dabei z. B. an die besondre Bewegungsart, wie man sie an einer Möwe leicht mit Augen beobachten kann, wenn sie über die Flut hinfährt. Dabei pflegt die Möwe hungrig zu sein und zu fischen, und so benennt sie der Dichter denn auch als gierig schlingenden oder gefräßigen Vogel und läßt sie Fische fangen; beim Fischen fliegt sie aber immer nur kürzere Strecken über dem Wasser hin, dann taucht sie mehr oder weniger tief ein, und auch das Eintauchen erwähnt unser Erzähler. Dagegen trägt Hermes zur Wasserfahrt Sohlen, Sohlen zum Auftreten, Schreiten und Laufen; er läuft also auf der Fläche des Wassers selber hin, und wie von einem sicheren Boden läßt er sich von den schwellenden Wassern tragen. Er soll ja auch in Einem Zuge, ohne Aufenthalt nach seinem fernen Ziel kommen: auch dazu paßt die sichtbare Bewegungsweise der fischenden Möwe durchaus nicht. — Sollen wir also an die äußere Bewegungsschnelligkeit als Vergleichungspunkt denken? Auch abgesehen von der weltweiten Entfernung, die Hermes heut im Teile eines Tages über-

<sup>4)</sup> Odyssee 5, 50. 54

winden soll, würden sich die Hörer die Bewegungsschnelligkeit des Götterboten unvergleichlich geschwinder vorstellen als gerade die einer Möwe, zumal einer fischenden; ein Gott mag ja an den fernsten Ort sogar so schnell hingelangen, wie ein Mensch sich hindenkt.

Also leibliche Gestalt, Art der Bewegungserscheinung, Maß äußerer Schnelligkeit — das alles will nicht stimmen. Eines allein würde ganz stimmen, aber etwas, was weder leibhaft noch erscheinungsmäßig, weder meßbar noch sinnlich direkt wahrnehmbar wäre — die Sicherheit, mit welcher Gott und Vogel über das wogenschwellende Meer hinjagen. Man beachte, wie das Tun und Gebaren der Möwe, bei einem Wasservogel ein natürliches, hier besonders lebendig nach der Seite der Sicherheit gegenüber anscheinenden Gefahren erfährt und dargestellt ist. Die Möwe ein gierig schlingender Vogel: der Naturtrieb jagt sie, macht sie sicher, kühn. Die Wölbungen oder Tiefen der wüsten Salzflut als gefährlich, furchtbar benannt, vom Standpunkt des Menschen. Die Schwungfedern undurchdringlich gegenüber dem Salzwasser, also sicher. Aber bei einem menschengestaltigen Wesen ist diese Sicherheit wunderbar, über Erfahrung und Begriff hinausgehend, also eigentlich auch nicht direkt in Worten aussprechbar. Da mag gerade das Tun des geborenen Wasserwesens uns von dem Unaussprechlichen doch eine lebhaft empfundene Vorstellung geben: mit einer Sicherheit, welche aller Menschennatur überlegen und an Hermes doch so natürlich war, als sei das Meer sein Wesens- und Lebenselement, fuhr der menschengestaltige Gott auf den Wasserschwällen dahin. Ausdrücke der Bewegung, Rhythmen einzelner Verse, Eigenschaften von Sohlen und Stab des Hermes mögen helfen, die Vorstellung überlegener Sicherheit in Wesen und Tun des Gottes auszudrücken.<sup>1)</sup> Bedeutsam empfunden ist die Sicherheit gegenüber dem Meere gerade hier in einer Erzählung, in welcher eben das Meer dem Helden des Gedichtes demnächst so furchtbar gefährlich werden soll.

Aber freilich, *geschaut* habe ich die Sicherheit auch an Dutzenden fischender Möwen in der Wirklichkeit niemals, höchstens habe ich etwa, unter Einwirkung eines Kontrastes, diese Sicherheit an wirklichen Möwen *empfunden*: so vermag ich sie jetzt, an Homers Darstellung, auch nicht als etwas sinnemäßig Anschauliches mir zu reproduzieren. Vollends am Gotte Hermes eine über alles Menschenmögliche, also alles sinnlich Erfahrene und Geschaute hinausreichende Sicherheit mir anschaulich zu machen vermag ich nicht. Wollte ich etwa die Phantasie

<sup>1)</sup> *σέβαιο* (51) asyndetisch, Anfangsstellung; *ὄχι ἴσθαι* (54) auch sonst von *ἴσθαι* sicheren Sichtragenlassen; auch *πέτεσθαι* (49) an sich kein Fliegen mit Flügeln; *ῥῆξιον* V. 43, 44, 49, 51, 54. — *θελγέειν* (47) auch sonst von zauberhafter Schwächung — Kraft gegenüber Gefahr, *ἐπιβίαιον* (48) von Wach-, Sicher- und Kühnmacher, in *ἄβυσσος*

zwingen, überhaupt *Anschauungsähnlichkeit* zwischen Möwe und Hermes zu fixieren, müßte ich Hermes am Ende gar tauchen und fischen sehn. Einen Vergleichungspunkt ferner, auch unsere Sicherheit nennt der Dichter uns nicht; *worin* denn eigentlich, bei soviel Unähnlichkeit, Hermes auf seiner Meerfahrt dem gierigschlingenden und fischefangenden Vogel gleich war, das mögen wir vielleicht bei lebendigem Vortrag fühlen oder aber in wissenschaftlicher Arbeit erkennen.

Das alles ist nun aber ein Widerspruch gegenüber allem, was Aesthetiker und Poetiker, Philologen und Literaturhistoriker uns von den dichterischen Gleichnissen im allgemeinen und von den epischen, zumal homerischen insbesondere sagen. Schlagende Kraft, unmittelbar einleuchtende Klarheit des Vergleichungspunktes ist es, was Friedrich Vischer für das Gleichnis, besonders für das epische vor allem fordert. Einhellig nennt man Anschauung und Anschaulichkeit als das *Wesen* des Gleichnisses, oder man setzt dieses Wesen einfach voraus; man läßt den Dichter im Gleichnis schildern, zeichnen, malen, mit der Phantasie bilden, findet malerische Sinnlichkeit oder plastische Realität, sieht konkrete, feste, lebendigfarbige Bilder für das Auge, ja ganze Landschaftsgemälde. Als *Zweck* und *Wirkung* nimmt man fast ausnahmslos bildmäßige Veranschaulichung an; das Gleichnis versinnliche etwas, sagt man, und es gebe der Rede sinnliche Kraft.<sup>1)</sup>

## II.

Allerdings ist, wenn nicht die Anschaulichkeit, so doch der Zweck einer Veranschaulichung auch schon bestritten oder in seiner Geltung eingeschränkt worden. Zu besprechen sind hier Auffassungen von Wilamowitz, Richard Meyer, Cauer und Julius Ziehen.<sup>2)</sup>

<sup>1)</sup> Zitiert sind Ausdrücke und Auffassungen von Fr. Vischer (Aesthetik III 1226. 1230. W. Wackernagel (Poetik), Gerber (Sprache als Kunst). Lyon (Handbuch der deutschen Sprache). R. M. Meyer (Deutsche Stilistik). Ed. Engel (Deutsche Literatur); ferner von Bergk (Griech. Literaturgeschichte), Jebb (Homer), Elard H. Meyer (Homer und die Ilias), P. Cauer (Grundfragen), Herm. Grimm (Ilias), Kammer (Aesthet. Kommentar zur Ilias), Sitzler (Aesthet. Kommentar zur Odyssee), J. Burckhardt (Griech. Kulturgeschichte), O. Jäger (Homer u. Horaz), Norden (Aeneis VI), Heinze (Virgils Technik), Wagner (Hellen. Kultur), v. Wilamowitz (Griech. Literatur), Olsen (N. Jahrb. f. d. klass. Alt. 1906). — Von Versinnlichung spricht auch Göthe (Hempel 29. 535); anders verstehe ich Göthes Begriff „lokalisierend“ (H. 29. 520 Anm.) und seine gern zitierte Äußerung in der Italienischen Reise (H. 24, 307).

<sup>2)</sup> Nicht bestimmt genug scheint mir der Ausdruck „ideale Erläuterung des Geschehender“, den für homerische Gleichnisse Jakob Burckhardt anwendet (Griech. Kulturgeschichte III 81 f. vgl. 93. IV 54). — v. Wilamowitz, Griech. Literatur des Altertums (1905) S. 14 f. Rich. M. Meyer, Deutsche Stilistik (1906) S. 139–141. P. Cauer, Grundfragen d. Homerkritik (1895) S. 262–264. J. Ziehen, N. Jahrb. für das klass. Altertum 1904 I 650.



Die originalen Dichter der Iliade, sagt Wilamowitz, haben ihre Gleichnisse in erster Linie angewandt, um eine Stimmung zu geben. „Wie bringt der Erzähler es fertig, die Stimmung des geschlagenen Heeres zu schildern? Der Dichter malt das aufgewühlte Meer, das mit schwarzen Wogen den Seetang gegen das Ufer wirft.“ Und ähnlich in drei weiteren Beispielen. — Gegen diese Stimmungstheorie zunächst ein paar allgemeine, psychologische Bedenken. Stimmung ist, denke ich, ein Gemütszustand allgemeiner und unbestimmter Art, bei den einzelnen Menschen sich modifizierend nach Gemütsanlagen, Lebenserfahrungen und augenblicklichen Umständen. Wie kann nun aus den bestimmten, einzelnen Phantasieeindrücken eines Naturbildes, die wir successive empfangen, jene allgemeine Stimmung entstehen? da müßten wie bei der modernen Stimmungslyrik erst gewisse allgemeinere Vorstellungen, mit Empfindung verbunden, den Übergang vermitteln: diese Vermittlung ist hier im Unklaren gelassen. Sodann soll eine solche Stimmung des Zuhörers diesem den Gemütszustand *dritter* Personen, nämlich der Personen in der Erzählung *schildern*. Aber wie kann etwas so Unsicheres und Variables, etwas Unausgesprochenes und seinem Wesen nach Unbewußtes, wie die subjektive poetische Naturstimmung eines Zuhörers, irgend welche bestimmten Objektivitäten heroischen Lebens *schildern* sollen? außerdem ist der Gemütszustand jener dritten Personen durch den Causalzusammenhang der erzählten Begebenheiten schärfer bestimmt und vielleicht auch vom Erzähler in Worten deutlicher bezeichnet, als daß er durch jene vage Naturstimmung noch eine Verdeutlichung erfahren könnte oder zu erfahren brauchte. Und wo bleiben nun alle die vielen Fälle in der homerischen Dichtung, wo entweder das Gleichnis kein Naturbild giebt oder aber die Hauptdarstellung von keiner sogenannten Stimmung berichtet oder auch beides gleichzeitig fehlt?

Prüfen wir nun aber die genannten vier Beispiele näher auf Wortlaut und Zusammenhang, so ergeben sich noch besondere Bedenklichkeiten.<sup>1)</sup> Jedesmal sagt uns der Wortlaut der Vergleichungsform, der Dichter wolle nicht subjektive Naturstimmungen mit Stimmungen eines Heeres vergleichen, sondern Vorgänge der Natur mit Vorgängen des heroischen Lebens. In keinem der vier Fälle ist denn auch der *Inhalt* der Hauptdarstellung eine Stimmung in dem vorhin bezeichneten Sinne, ein allgemeiner und unbestimmter innerer Zustand, sondern ein bestimmter Vorgang, sei es ein innerer oder ein äußerer, ein sich wiederholender oder ein vereinzelter. Man höre: die Troer unterhielten so viele Wachfeuer, als Sterne am Himmel erscheinen:

<sup>1)</sup> Ilias 8. 555 -561. 9. 1 - 8. 16, 296 -302. 364 - 366.

den Achäern wurde nach Niederlage und Flucht das innerste Verlangen immer noch hin und her getrieben, wie die See von zwei Winden jählings erregt und bis in die Tiefe aufgewühlt wird; zwar hatten die Achäer einen Augenblick ein wenig aufgeatmet, aber der Kampf ging rastlos weiter, wie bei einem Gewitter im Hochgebirge vorübergehend ein einzelner Berg sonnenhell wird; nach zähestem Widerstand und Führerkampf kommt auf einmal über Hektor und seine Genossen feiger Fluchtschrecken, so wie heraus aus lichter Himmelsbläue Zeus auf einmal eine Wetterwolke hervortreten läßt. Endlich entspricht jeweiligen die Stimmung, die vom Naturbild hervorgebracht werden soll, mehr oder weniger schlecht dem, was etwa im Zusammenhang der erzählten Vorgänge Stimmung heißen könnte. So müßte man z. B. die Stimmung der Troer an ihren Wachfeuern bezeichnen als eine mächtig gehobene, fast vermessen zuversichtliche, auf unverhofft glänzendem Sieg und kühnen Eroberungsgedanken beruhende: dagegen soll das Naturbild der sternklaren Nacht nach Wilamowitz die Stimmung bloßer Sicherheit vor Angriff und Verlust geben. Oder: die Stimmung Hektors und seiner Genossen ist bei Homer die von Leuten, welche von urplötzlichem Fluchtschrecken willenlos und ehrvergessen dahingejagt werden: und das soll uns geschildert werden durch eine Stimmung, wie sie die naturgewohnten Hörer des Dichters angesichts einer regelrecht aufsteigenden Gewitterwolke zu haben pflegen! Uebrigens hat Wilamowitz dieses letzte Gleichnis nicht nur in seinem Wortlaut kaum richtig erfaßt, sondern auch an unrichtige Stelle im Verlauf der erzählten Begebenheiten gerückt. Das alles muß uns vorerst bedenklich machen, wenn nicht gegen die Stimmungstheorie überhaupt, so doch gegen diese Darstellung und Begründung derselben.

Sodann Richard Meyer. Ursprünglich, sagt er, diene das Gleichnis lediglich der anschaulichen Verdeutlichung eines angeschauten Hauptvorgangs; dann lasse es einen in der Hauptdarstellung gegebenen Einzelfall empfinden als angehörend einem großen geheimen Zusammenhang der Welt; wahrhaft poetisch endlich wirke das Gleichnis erst insofern, als in einem lebendig angeschauten Bilde die Obertöne der Stimmung sich verdichteten. — Jenen ursprünglichen Zweck erläutert Meyer an homerischen Beispielen. Der homerische Hörer habe z. B. noch nicht mit Augen geschaut, wie ein großer Held sich unter die Feinde stürze: das werde ihm nun anschaulich durch etwas Selbstgeschautes, nämlich wie ein Raubtier in die Hürde eindringe. Ob wir *dieses* Verhältnis in den Erfahrungen von Homers Hörern hier und in andern Fällen so ohne weiteres voraussetzen dürfen? Aber angenommen, es sei so — gerade die sogenannten anschaulichen Züge z. B. des Vorgangs mit dem Raubtier würden den anschauungsartigen Zügen des Heldenvorgangs so völlig unähnlich

und die Unähnlichkeiten würden unter Umständen so zahlreich sein, daß dabei das bisher unbekannte Anschauungsbild, z. B. vom einbrechenden Helden, eher ein verwischtes und verwirrtes als ein verdeutlichtes würde. — Nun aber die höheren Bedeutungen des Gleichnisses, die symbolische und die erst wahrhaft poetische! Sind Gleichnisse wie das vom Löwen und Helden noch nicht wahrhaft poetisch? oder nicht für jedermann? was *ist* also wahrhaft poetisch? Oder: sind jene homerischen Gleichnisse noch nicht symbolisch wirksam? wenn nicht, womit beginnt die Möglichkeit symbolischer Wirkung? Im einfachen Sinne müßte, wie alles Künstlerische, so auch jedes rechte Gleichnis symbolisch wirken können, nämlich insofern, als es uns im Besondern immer zugleich ein Allgemeines, in der Vielheit der Dinge die Einheit der Idee, im Maß- und Formlosen der Wirklichkeit Ebenmaß und Rhythmus empfinden ließe. Aber ist eine solche symbolische Wirkung oder ein wahrhaft poetischer Stimmungsausdruck überhaupt möglich, wenn denn alle Gleichnisse zu aller-nächst doch immer *den Zweck* und *das Wesen* haben, daß sie einem Hauptvorgang bildartig deutliche Anschaulichkeit geben sollen? Dann werden ja die unvermeidlichen starken und zahlreichen Unähnlichkeiten jeweilen die arbeitende Phantasie stören und dafür den Verstand stark in Tätigkeit treten lassen, weil trotz allem das Aehnliche soll herausgefunden werden. *Dabei* kann aber ein starkes und einheitliches Empfinden gar nicht aufkommen, und ohne solches Empfinden, ohne mühe-lose, unreflektierte Erfassung dessen, was dem Gleichnis und dem Vergleichenen wirklich gemeinsam ist, giebt es weder symbolische Wirkung noch wahrhaft poetische Stimmung. Lyriker wie einst Matthisson, seit-her Theodor Storm und einige von den ‚Jüngsten‘ vermögen durch sogenannte sinnliche Darstellung allerdings eine Art symbolischen Empfindens und eine Art Stimmung zu bewirken; aber abgesehen davon, daß diese Wirkungen auch bei ihnen sehr ungewiß sind, vernichten sie dieselben wenigstens nicht dadurch, daß sie uns zwingen, die *eine* Sinnlichkeit noch mit einer andern, unähnlichen zu vergleichen.

Bei Cauer heisst es, Homer schildre in seiner Hauptdarstellung einen Vorgang, dabei tauche vor seiner beweglichen Phantasie das Bild eines irgendwie ähnlichen Vorgangs auf: flugs male er, in der Freude seines Herzens, dieses Bild in lebendigen Farben neben sein Hauptbild, ohne Rücksicht auf Verdeutlichung, oft mit fühlbarer, störender Unterbrechung der Hauptdarstellung. Was aber bei einem modernen Dichter ein Stilfehler wäre, sei bei Homer berechtigt, weil dieser überhaupt nicht vermöge, in mehrgliederigem Ausdrücke das gegenseitige Verhältnis der Begriffe festzuhalten. — Dazu vorläufig nur ein paar Fragen. Cauer erkennt ebenfalls malerische Anschaulichkeit als das Wesen des homerischen Gleichnisses an; das Wesen eines Dinges ist sonst durch den Zweck



bedingt: wenn wir also mit Cauer den Zweck der Verdeutlichung oder Veranschaulichung preisgeben, müssen wir nicht auch die Anschaulichkeit als *Wesen* preisgeben? Wenn ferner vorausgesetzt wird, auch von Cauer, daß es zu Kunst und Stil gehöre, im Dargestellten die Einheitlichkeit zu wahren und die Darstellungsmittel im Einzelnen nach den allgemeinen Darstellungszwecken zu verwenden, ist dann Homer hier nicht ein schlechter Künstler, wo er mit seinen Gleichnissen Sonderzwecke erfüllt und die Einheit der Darstellung durchbricht? Und auch in der Kunst darf es heißen *„natura in minimis tota“*: ist also Homers ganze künstlerische Natur am Ende schlecht? Andererseits: im Gleichnis von Hermes und der Möwe glaube ich Einheitlichkeit der Teile und Allgemeinzweckmäßigkeit der Mittel, also Kunst und Stilmäßigkeit empfunden zu haben: müßte ich also nicht wie dort, so auch bei andern homerischen Gleichnissen zur Probe erst einmal das ganze Anschauungswesen aufgeben? wer weiß, vielleicht fänden wir auch anderswo innere Einheit zwischen Gleichnis und Verglichenem. Und schließlich, haben denn z. B. Dichter des dritten Jahrtausends nach Homer es tatsächlich ganz anders gemacht als Homer?

Um so nötiger wäre eine Prüfung nachhomerischer Gleichnisse und um so berechtigter eine neue Stellung des ganzen Problems, als neuerdings Julius Ziehen die innere Zweckmäßigkeit und Notwendigkeit nicht bloß der homerischen, sondern antiker und moderner epischer Gleichnisse überhaupt bestritten hat. Vergleichen, sagt er, seien von den Epikern beinahe allenthalben wohl nur als äußeres, dekoratives Beiwerk, ohne Notwendigkeit und innerlichen Zusammenhang in ihre Darstellungen eingefügt, oft erst nachträglich aus vorher angelegten Gleichnissammlungen eingeschoben worden. Da könnte einem für die Innerlichkeit und Notwendigkeit *aller* dichterischen Form, ja vielleicht *aller Kunst* bange werden — indessen solchen Konsequenzen gegenüber ist es wissenschaftliche Pflicht, erst wieder die alten Voraussetzungen in Frage zu stellen, eventuell es mit neuen zu probieren. Was nun aber bei Wilamowitz und Meyer, Cauer und Ziehen zu bedenklichen Widersprüchen und gefährlicher Konsequenz den Grund gegeben hat, das ist die Voraussetzung: das epische Gleichnis sei seinem Wesen nach malerisch anschaulich und befriedige irgend welches Anschaulichkeitsbedürfnis. Also diese Voraussetzung stellen wir in Frage.

### III.

Beim homerischen Gleichnis von Hermes und der Möwe haben wir, hypothetisch natürlich, als Vergleichungspunkt angenommen die wunderbare Sicherheit der Bewegung von Gott und Wasservogel auf dem ge-



fährlichen Element des Meeres, wunderbar vom Standpunkt des Menschen. Diese wunderbare Sicherheit schien uns nicht anschaulich, aber vorstellbar und empfindbar, Gegenstand oder Inhalt einer empfindungsstarken Vorstellung. Ueber den Unterschied zwischen Anschauung und Vorstellung lehren moderne Psychologen etwa Folgendes. Anschauung *entstehe* aus dem gegenwärtigen Reize eines Objektes auf unsre Sinne, dagegen Vorstellung durch Erinnerung an frühere Anschauungen und durch deren nachträgliche Verbindung mit einander. Dem *Gegenstande* nach sei Anschauung etwas Einzelnes, dem *Wesen* nach die Erfassung des einzelnen Objektes mit dem Bewußtsein; dagegen habe die Vorstellung zu ihrem *Gegenstande* etwas Allgemeines, nämlich den allgemeinen Charakter einer früheren Anschauung, einen Charakter, welcher als etwas Allgemeines zugleich der gemeinsame Charakter vieler früheren Anschauungen sei, und ihrem *Wesen* nach, als ein geistiger, unsinnlicher Vorgang, sei Vorstellung eben die Wiederherstellung eines solchen allgemeinen und gemeinsamen Charakters in unserem Bewußtsein. In das Bewußtsein lebendig eintretend könne eine Vorstellung schon durch ihr eigenes Leben auch *verwandte* Vorstellungen wieder lebendig machen, eine Assoziation der Vorstellungen augenblicklich hervorrufen. Im menschlichen Worte finde dann die Auslösung einer Vorstellung und solcher ihr etwa assoziierten Vorstellungen statt. — Hier hätten wir also psychisches Leben und psychologische Lehren, aus denen sich *Entstehung* und *Wesen* des dichterischen Gleichnisses erklären ließen als *Auslösung gewisser assoziierter Vorstellungen*.

Was aber nun die *Wirkung* eines Gleichnisses betrifft, so erfolgen künstlerische Wirkungen sogar in der bildenden Kunst (wo doch Anschauung wirklich stattfindet) *eigentlich* erst durch die verallgemeinernden Vorstellungen, mit denen Maler und Bildhauer die Wirklichkeit sehen und mit denen sie Gegenstand und Material durchdringen; das hat, wenigstens nach der formalen Seite, auch ein Sachverständiger wie Adolf Hildebrand bezeugt.<sup>1)</sup> Freilich meinen etwa Naturalisten und Impressionisten, direkt aus der Anschauung wieder pure Anschauung zu produzieren und ohne Allgemeinheiten, wie Vorstellungen und Ideen, zu wirken, aber sie täuschen sich damit über sich selber. Und ein Böcklin hat, instinktiv und bewußt, zwischen seine intensive Naturbeobachtung und formen- und farbenfrohe Wirklichkeitsanschauung einerseits und seine malerische Produktion andererseits nicht bloß weite Abstände von Raum und Zeit, sondern auch seine energisch vereinfachende, das heißt verallgemeinernde Vorstellung hinein gesetzt. Die Vorstellung ist es

<sup>1)</sup> Hildebrand, Das Problem der Form in der bildenden Kunst 4 A. 1903 S. 7  
—40 u. a.

nämlich, die in der Erinnerung eines Künstlers alle zufälligen und nicht wesentlichen Realitäten des einst Angeschauten mit echter Fernwirkung ausscheidet und nur das Wesentliche und Notwendige, das Einfache und Einheitliche, also das Allgemeine bewahrt, und mit starker Empfindung für einen allgemeineren und tieferen Sinn der Dinge macht der Künstler mit realistischen Mitteln gerade *das* lebendig, also wahr, was kein Auge je gesehen hat, was aber mit unseren eigenen innersten Vorstellungen lebens- und blutsverwandt ist.

Man nennt Böcklin für diese sehr unpositivistische Künstlerart gern einen Dichter! Mit mehr oder weniger Überlegung, aber insofern mit Recht, als für die Kunst des *Wortes* die empfindungsstarke Vorstellung vollends wesenbestimmend sein muß; fehlt doch bei der Poesie, zunächst wenigstens, der Reiz durch das Auge, und nach uralten, volkstümlichen Begriffen darf ja der Dichter sogar blind sein. In früheren Arbeiten über Dichter wie Aeschylus und Sophokles, Virgil und Horaz bin ich demgemäß stets, freilich nicht bewußt und folgerichtig genug, eingetreten für die maßgebende Bedeutung von Ideen, das heißt lebendigen, empfindungsstarken Allgemeinvorstellungen. Nun hat neuerdings Theodor Meyer gründlich und folgerichtig dargelegt, wie verkehrt die uns alle beherrschende Neigung sei, in der Poesie als Wortkunst Anschauung und Anschaulichkeit, sinnliche Kraft und Plastik zu suchen und zu finden.<sup>1)</sup>

Also — auch *das dichterische Gleichnis* drückt Vorstellung, nicht Anschauung aus, wie z. B. die Vorstellung von der Sicherheit der fischenden Möwe auf dem wogenden Meer. Die Vorstellung in einem Gleichnis wird hervorgerufen von einer empfindungsstarken Vorstellung des Hauptvorgangs, durch Assoziation, z. B. Assoziation mit der Sicherheit des Hermes auf wogendem Meer. Die Assoziation im Bewußtsein ist nicht willkürlich, sondern notwendig, wenn die allgemeine Vorstellung des Hauptvorgangs besonders lebendig empfunden wird, in ihrem engeren und weiteren Zusammenhang dem Erzähler bedeutungsvoll ist, wie z. B. eben die wunderbare Sicherheit des menschengestaltigen Götterboten auf dem furchtbaren Meer. Der äußere Ausdruck einer assoziierten Vorstellung in Gleichnisform ist nicht bloß ein dekorativer, sondern ein innerlich notwendiger überall, wo jene allgemeine Vorstellung des Hauptvorgangs so stark empfunden wird, daß sie noch zu einem besonderen Ausdruck drängt, und wo doch ein *direkter* Ausdruck in *eigentlichen* Worten unmöglich oder ungenügend sein würde — so würde z. B. der Ausdruck „er jagte alsdann über das schwellende Meer *mit wunderbarer Sicherheit*“ zwar richtig, aber wenig lebensvoll sein. — *Das* wäre unsere neue Hypothese.

<sup>1)</sup> Theodor A. Meyer, Das Stilgesetz der Poesie (1901).

IV.

Für unsere Hypothese darf man jetzt freilich noch die praktische Belastungsprobe fordern: es müßten sich eine größere Anzahl Einzelfälle und ganze Gruppen eigenartiger Gleichnisse auf unsere Weise besser als sonst verstehen lassen.

Erinnern darf ich zunächst an die beliebten kürzesten Vergleiche: „wie der Blitz“, „wie ein Löwe“, „wie ein Schneekönig“ u. s. w. Auch diese sprichwörtlichen Vergleichen sollen nämlich, wie gelehrt wird, einen *Gegenstand* durch ein Bild *veranschaulichen*; man zählt sie wie die Gleichnisse zu den sogenannten Tropen als Mitteln objektiver Veranschaulichung und des Malerischen.<sup>1)</sup> Aber wer hat oder bekommt wirklich eine *Anschauung* z. B. von einem Menschen, der „wie der Blitz um die Ecke verschwunden ist“? — Wir Europäer, meint Dekker-Multatuli, hätten in der Regel *keine Anschauung* davon, wie ein Löwe kämpfe. — Als kürzlich in einem berühmten Memoirenwerk der Ausdruck vorkam, der und der Minister „sei froh gewesen wie ein Schneekönig“, da hatten gewiß recht viele Leser niemals etwas vom Vogel Zaunkönig gesehen und nie von seinem lustigen Gebaren in Frost und Schnee etwas gehört. Sind deshalb nun solche Vergleichen, wie Multatuli meint, verkehrt oder doch nutzlos? Nein, nur müssen sie lebendig gesprochen oder beim Lesen wie lebendig gesprochen innerlich gehört werden: dann beobachte man, wie ein lebendig Sprechender durch Artikulation der Laute, Tonbewegung und Rhythmus, auch etwa durch Voranstellung des Vergleichs und durch eine unwillkürliche körperliche Bewegung oder Gesichtsveränderung, gewisse allgemeine Vorstellungen zum Ausdruck bringt. Beim „Blitz“ etwa die einer ganz unbegreiflichen, also auch nicht anschaubaren Geschwindigkeit, beim „Schneekönig“ die einer harmlosen hellen Freude oder naiven Lustigkeit u. s. w. Meistens sind diese Vergleiche stark übertreibend: einer Veranschaulichung könnte das nur schaden, aber die Wirkung einer momentanen Subjektivität des Vorstellens und Empfindens kann dabei gewinnen. So werden durch lebendige Subjektivität uralte Vergleiche wie neu; aber auch die neuesten und originalen, z. B. bei Gottfried Keller, sind nicht etwa ganze kleine Gemälde, wie man gesagt hat,<sup>2)</sup> sondern Empfindungsausdruck subjektiver Allgemeinvorstellungen. Z. B. Wendelgard Gimmel atmet so schnell und kurz wie ein junges Kaninchen — soll ich in aller Eile deutlich ein junges Kaninchen sehn und daran mir das Atmen des schönen Mädchens

1) Vischer, Aesthetik III 1219 f. 1226. 1232. — O. Lyon, Handbuch der deutschen Sprache II 21. 30.

2) Ed. Engel, Geschichte der deutschen Literatur II 925. — Die Beispiele in Kellers „Landvogt von Greifensee“ und „Die Jungfrau und der Teufel“.



so recht anschaulich machen? Ich denke, wir bekommen von den beiden eine gemeinsame *Vorstellung*, nämlich etwa die einer eigentümlichen bänglichen Erregung eines naiven, jungen, anmutigen Geschöpfes, und diese Vorstellung ist bei uns verbunden mit einer gewissen humoristischen Teilnahme an dem naiv klugen Mädchen. Oder aber man male sich denn, beim Lesen oder Hören Kellers, erst einmal den „leibhaftigen geschwänzten Gram“ hin und mache sich *danach* die *Anschauung* eines betrogen abziehenden Teufels!

Vielleicht geben aber solche Vergleiche eben *deshalb* nur eine momentane *Allgemeinvorstellung*, weil sie in ihrer Kürze so rasch vorüber gehn. Also wähle ich jetzt eines der ausführlichsten Gleichnisse Homers, die Darstellung, wie der Löwe erst dahingeht, die Angreifer verachtend, verwundet dann aber sich in sich zusammenzieht und den Rachen aufreißt, der Schaum ihm an die Zähne tritt, der Schweif die Flanken peitscht, das Tier losstürzt.<sup>1)</sup> Gewiß alleranschaulichste Sinnlichkeit, in der Wirklichkeit nämlich oder auch im Kinematographen; aber beim Erzähler, im *Wortausdruck*, bloße Erinnerungen, rein geistige Vorstellungen von früheren unmittelbaren oder bereits vermittelten *Naturanschauungen*. Und kein Hörer hat beim Vortrag Zeit und Kraft, diese einzelnen Vorgänge der Reihe nach alle mit sinnlicher Deutlichkeit zu sehen und schließlich noch den Handlungsverlauf als Ganzes sich anschaulich zu machen. Oder sollen wir nun gar *dazu* angeregt werden, uns an dieser Löwenhandlung zu veranschaulichen, wie dort Achilleus sich gegen Aeneas erhob? etwa deutlich zu sehn, wie Achilleus sich in sich zusammenzog, den Mund aufriß und schäumte? ja sich die Hüften peitschte? Nein, von Achill heißt es am Anfang nur „er erhob sich“, und am Ende ist auch vom Losstürzen Achills noch lange nicht die Rede. Und beim Löwen wiederum ist das, was ein Hörer aus der sprachlichen Darstellung eindrücklich aufnehmen kann, nicht das Sinnenmäßige eines „festen Bildes“, sondern sozusagen das *Moralische*, das sich in der Aktion des Löwen äußert. Zug um Zug läßt ja fühlen, wie im Löwen der Mut von stolzer Gleichgültigkeit bis zum todesverachtenden Angriffszorn aufgereizt wird, und wenn der Löwe anfangs dahin geht, die Verfolger nicht wert achtend, dann sich selber zum Kämpfen antreibt, zuletzt losstürzt, ob er einen der Männer töte oder selber zuvorderst im Gedräng untergehe, so bekommt er sogar viel vom sittlichen Wesen eines menschlichen Helden. Diese Vermenschlichung des Naturlebens beruht doch aber nicht auf „objektiver“ Anschauung eines „festen Naturbildes“, sondern auf einer empfindungsstarken, sehr subjektiven und ganz momentanen Vorstellung. Aufreizung der Energie eines stolzen, noblen, heldenhaften

<sup>1)</sup> Ilias 20. 164—175.



Kampfszorns gegenüber einem aufreizenden Feinde wäre, abstrakt ausgesprochen, der Vergleichungspunkt: dasselbe in der Aktion des Löwen so lebensvoll als möglich mit den Mitteln des Erzählers zum Ausdruck zu bringen, scheint mir der Zweck auch aller Einzelzüge der Löwendarstellung.

Man hat sich gelegentlich schon bei Homer an gehäuften Gleichnissen gestossen. So beim ersten Aufbruch des achäischen Heeres aus seinem Lager, wo sieben Vergleichen und Gleichnisse rasch aufeinander folgen.<sup>1)</sup> In der Tat, wenn jede Vergleichung hier sinnlich veranschaulichend wirken sollte — die beweglichste Phantasie müßte beim vierten, fünften, sechsten Bildwechsel schwindelig werden, und der Gesamtwirkung nach wäre das im besten Falle Kinematographie, aber jedenfalls keine Poesie. Anders von *unserem* Standpunkte aus. Erzählt wird, wie die Achäer aus dem Lager aufbrachen, dann in die Ebene hinaus marschierten, dann in der Au draußen anhielten, darauf zum Kampfe sich aufstellten, nun von den Führern zum Kampf vollends geordnet wurden, und endlich vor allen Führern als höchster Agamemnon hervortrat. Aber diese übliche, sozusagen selbstverständliche Aufeinanderfolge der Vorgänge eines Ausmarsches wird diesmal erzählt unter dem Einfluß einer besondern, momentanen und stark subjektiven Vorstellung: es ist etwa die Idee einer ungeheuern, überlegen drohenden, siegverheißenden Stärke und Energie des Ausmarsches. Eine solche *Gesamtvorstellung* wirkt bei jedem *Einzelakt* der bedeutungsvollen Handlung, und während sachlich verschiedene *feste Anschauungsbilder* „hart sich stossen“ könnten wie „die Sachen im Raume“, „wohnen leicht beieinander die Gedanken“; ja, um so leichter geben einander gedankenhafte Vorstellungen Raum, wenn sie unter sich verwandt sind, zu einer Gesamtvorstellung sich ergänzen. Beim Akt des Aufbruchs das Schreckhafte, Unheildrohende im Aufleuchten der Waffen: Gleichnis vom Feuerschein des vernichtenden Waldbrandes in der Ferne. Zielfrohe, kampf- und siegverlangende Energie der dröhnenden Marschbewegung: Gleichnis von den Wandervögeln mit ihrem frohen Geschrei und stolzen Flügelschlagen. Beim Haltmachen die Vorstellung einer unabsehbaren Menge der einzelnen Krieger: Vergleich mit den Blumen und Blättern auf einer Aue, wie der Halteplatz selber eine ist. Aufstellung zum Kampf, mordbegieriges Gedräng all jener Unzähligen: wimmelnde Schwärme von milchigerigen Fliegen. Sichere Sonderung und Einreihung der Wimmelnden durch die Führer: Hirten sondern ihre Herden. Verherrlichung des obersten Führers: Erinnerung an Göttergestalten. Beherrschendes Hervortreten des Einen: Stier und Herde. So ist die wunderbare Mächtigkeit in

<sup>1)</sup> Ilias 2, 455—483; Wackernagel, Poetik 388.

Auszug und Aufstellung gerade hier an allen einzelnen Akten vom Dichter so stark wiederempfunden, daß er sich nur vergleichend ausdrücken kann. Warum er aber gerade den heutigen Auszug so besonders empfindungsvoll sich vorstellt, darüber später.

Bisher hat es sich um Eigenart oder Schwierigkeit gehandelt, welche irgendwie mit dem *Umfang* der Vergleichen in Beziehung steht, mit der Kürze, mit detaillierender Ausführlichkeit, mit der Häufung. Andere Fragen beziehen sich auf die *Sphäre*, aus welcher ein Dichter seine Vergleichen nimmt. Ist z. B. die Vergleichen größter Bewegungsschnelligkeit mit der Schnelligkeit eines Gedankens *deshalb* für einen Homer zweckwidrig, weil ein Gedanke nicht der Sinnensphäre angehört? <sup>1)</sup> Dem Bereiche der Wirklichkeit und Erfahrung gehört doch ein Gedanke jedenfalls an, und von allem Erfahrenen kann es — zwar nicht Sinnbilder, wohl aber lebendige Vorstellungen geben. Daß aber Homers Erinnerung bei Vergleichen gewöhnlich auf sinnliche Wirklichkeiten zurückgeht, ist trotzdem natürlich: was er erzählt, sind Begebenheiten, bewegte Vorgänge des heroischen Lebens, die in der Wirklichkeit vor den menschlichen Sinnen sich vollziehen würden; also können auch die allgemeinen Charaktere solcher Vorgänge am ehesten wieder an Vorgängen aus sinnemäßiger Wirklichkeit empfunden werden.

Man hat auch gefragt, warum bei Homer in den Gleichnissen die Sphäre der Blumen so viel als gar nicht vertreten sei, und hat geantwortet: die jonischen Menschen zur Zeit des Epos hätten in der Wirklichkeit noch kein inneres Verhältnis zu den Blumen gehabt. So Wilamowitz. <sup>2)</sup> Ob wir diese jonischen Menschen anderswoher genau genug kennen? Aus Homer möchte ich auf diesen Mangel bei ihnen nicht schliessen. Die Odyssee läßt sogar einen unsterblichen Olympier einen Wiesengrund, welcher in Violett und Eppich blüht, mit Staunen und Freude betrachten: da scheinen mir Dichter und Hörer Gefühl gehabt zu haben auch für die herzerfreuende Anmut eines reichen Wiesenflors. Ebenfalls in der Odyssee wird das Haar des verherrlichten Odysseus verglichen mit der Hyazinthenblüte, und nach den Worten des Dichters muß die Ähnlichkeit im allgemeinen Charakter eines vollen krausen Haars liegen: ich denke, das sei der Charakter einer in reizvoller Gestalt drängenden Lebensfülle. Denselben Charakter könnte nun der Dichter empfunden haben an einer Blütenform und einem Blütenstand, wie ihn z. B. gerade unsere kultivierte Hyazinthe, aber auch Verwandte von ihr zeigen, welche in Vorderasien wild wachsen. <sup>3)</sup> Wäre das nicht echtes und künstlerisches Blumengefühl? Und Worte für Blume und für reiches Grün und Blühen

<sup>1)</sup> E. Kammer, *Aesthetischer Kommentar zu Homers Ilias* 2. A. S. 48.

<sup>2)</sup> v. Wilamowitz, *Griechische Literatur* S. 12.

<sup>3)</sup> Albert Oeri. *Ein Streifzug in Kommagene* (1907) S. 28.

wendet derselbe Homer auch übertragen an, um Lebensschönheit, Lebenszartheit, Lebensglück und Lebensfreude zu bezeichnen: also hatten Er und seine Jonier empfindungsvolle Allgemeinvorstellungen vom Blumenwesen, also ein inneres Verhältnis dazu. Aber freilich, das homerische Epos erzählt hauptsächlich frei und stark bewegte Vorgänge, äußere oder innere *Handlungen*, und nun fehlt ja den Pflanzen und Blumen äußerlich und innerlich gerade diejenige freiere Bewegung, die zur Assoziation der Vorstellungen in Gleichnissen meist nötig sein würde. Wenn hinwiederum in der kretischen *bildenden* Kunst die Blume schon sehr früh ornamental verwendet wird, so darf man darin nicht mit Wilamowitz gleich einen Gegensatz kretischer Sinnesart gegenüber jonischer sehen: das Ornament bedarf der ruhenden, nur rhythmisch bewegten Linie, und diese findet der bildende Künstler zu allernächst eben in Pflanze und Blume.

Hier ein Wort über die *Nachahmungsfrage*. Ist es unkünstlerisch, wenn ein Dichter sein Gleichnis nicht unmittelbar und einzig aus der Sphäre eigener Erfahrung oder Naturbeobachtung schöpft, sondern dabei einem Vorgänger folgt? ich denke z. B. an Virgil. Göthe ist der Meinung: ob ein Dichter etwas aus dem Leben oder aus dem Buche genommen habe, es sei *sein*, wenn er es recht brauche. Und Göthe selber ist ein „grosser Nehmer“ genannt worden. Molière hat von sich selber gesagt, er nehme sein Gutes, wo er es finde; das wendet die kritische Forschung gegenwärtig auf Rubens und Händel, Chamisso und K. F. Meyer an, und sie pflegt in diesen Fällen bereits ein Recht auf's Nehmen anzuerkennen unter dem Vorbehalt, dass der Künstler das Entlehnte individuell umbilde oder ihm „die persönliche Note“ gebe. In diesem Sinn haben Sachverständige z. B. auch bei Böcklin Anlehnung an Rubens gerechtfertigt oder Lenbach'sche Kopien nach alten Meistern wie Originalwerke gewertet. Erklären doch scharfe Analytiker des künstlerischen Schaffens, auch das Genie *erfinde* nicht, sondern es *gestalte um* nach persönlichen *Ideen*. Aber eben nach den persönlichen Vorstellungen und Empfindungen, den künstlerischen Ideen, fragt man z. B. bei Virgil noch immer zu wenig, und so wird man ihm auch in den Gleichnissen nicht gerecht. Wie sehr diese aber bei Virgil geistig individuell sein können gerade bei starker Stoffähnlichkeit gegenüber Homer, habe ich früher an dem Gleichnis Dido und Diana durch genaue Analyse zu zeigen mich bemüht.<sup>1)</sup> Sollten wir jetzt, nach Heinzes trefflichem Buche über Virgils Technik, nicht mit Anselm Feuerbach sagen: gesegnet sei die Stunde, die uns der *Technik* Herr werden ließ, um jetzt dem *Geiste* unbeirrt nachgehen zu können?

<sup>1)</sup> Fleckeisens Jahrb. 1886 S. 500—502; die sogenannte Unselbständigkeit Virgils in Gleichnissen neuerdings auch bei Schanz, Röm. Literatur II 1, 58. Norden, Aeneis VI S. 206 f. Heinze, Virgils epische Technik 202, 1. 246. 350. J. Ziehen, N. Jahrb. f. d. klass. Altert. 1904 I 650.



Soll nicht für einen würdigen Gegenstand auch eine *würdige Sphäre* des Gleichnisses gewählt werden? Man findet es unwürdig, wenn bei Homer die edlen Achäer mit Fliegen im Kuhstall und der Rückzug des großen Aias mit dem eines geprügelten Esels verglichen würden; unwürdig sei die Veranschaulichung der unruhig bewegten Gedanken des Odysseus durch eine am Feuer gedrehte Magenwurst u. a. <sup>1)</sup> Allerdings, die Sphären kontrastieren stark, und wo etwas, das nach üblichem Maßstab hoch und gewaltig ist, gleich gesetzt wird mit etwas Niedrigem und Geringem, da wird irgendwie das Hohe herabgesetzt; aber *was* wird herabgesetzt? und *wie*? Es werden nicht die Achäer in Person mit gemeinen Stallfliegen verglichen, sondern gemeinsam ist, wie wir früher schon sagten, für die beiden Parteien das gierige Gedränge in wimmelnden Massen von Einzelnen, und dieses Gewimmel macht augenblicklich dem Erzähler den subjektiven Eindruck des elementar Regellosen, des animalisch Instinktiven und blind Leidenschaftlichen — daher die Fliegen! Erinnern wir uns: gerade an diesem Tage hat Zeus den machtstolzen Agamemnon durch den Traumgott getäuscht, ihm statt Trojas Eroberung in Wahrheit nur unselige Kampfnot beschieden und auch das Heer durch seine Fürsten betrogen, und jetzt wiederum, am selben Tage, verherrlicht Zeus denselben Heerkönig bis zur Götterähnlichkeit und regt dasselbe Schlachtheer zur Entfaltung aller heroischen Mächtigkeit auf, in Waffeleuchten und Marschdröhnen, in zahlloser Menge und vernichtungsgierigem Gedräng, in Ordnung und Oberleitung. Ist das nicht ein Spiel göttlicher Willensmacht mit einer bloß scheinhaft wunderbaren Mächtigkeit des heroischen Menschentums, das Spiel vom Erzähler etwa mit tragisch-sarkastischer Stimmung empfunden? Also vorausgesetzt, unser Erzähler vermöge die Idee jenes göttlichen Truges besser festzuhalten als seine gelehrten Kritiker, könnte nicht in dem einen oder andern der hier gehäuften Gleichnisse ein Widerspruch des Empfindens zum Ausdruck kommen? es würde sich nämlich die Empfindung für das heroisch Gewaltige mischen mit Gefühlen von menschlicher Ohnmacht im Heroischen.

In Kürze ein paar andere Fälle sogenannt unwürdiger Sphäre. Aias und der Esel: gemeinsam haben sie die widerspruchsvolle und doch charaktervolle Halsstarrigkeit, und indem wir diese am Esel uns mit heller Freude vorstellen, empfinden wir sie am Helden mit heiterer Sympathie, mit einer Art Humor. — Oder Odysseus und der Mann mit der Blut- und Fettwurst: wie eine ungeduldige innere Bewegung des Menschen sich in ruheloser und starker äußerer Bewegung offenbart, ist den zwei Männern gemeinsam: nun würden Erzähler und Hörer mit der Schlaf- und Ruhelosigkeit ihres edlen Helden sonst ernstes Mitgefühl haben, aber der

<sup>1)</sup> Gerber, Sprache als Kunst II 108 f.; über die Magenwurst ähnlich Sitzler, Aesthet. Kommentar zu Homers Odyssee S. 247.

Erzähler weiß, daß Sorge und Unrast des Odysseus diesmal unnötig und gegenüber der Gottheit ungerecht sind, und so empfindet er diese Unrast mit heiterer Überlegenheit, und diese Empfindung teilt er auch uns Hörern eben dadurch mit, daß er die Heldensorge diesmal im Gleichnis scherzhaft herabsetzt. — Einer der anstößigsten Fälle wäre Patroklos' Leiche und die hin und her gezerzte Rindshaut; aber die furchtbare Vorstellung eines wüsten und erfolglosen Krieger- und Heldenkampfes treibt, denke ich, die scharf kontrastierende Erinnerung hervor an ein zwar äußerlich ähnliches, aber praktisch zweckmäßiges und wirksames Tun gewöhnlicher Menschen in friedlicher Lebenssphäre. Herabgesetzt wird hier für das Gefühl, mit einem gewissen Sarkasmus der Stimmung, der Wert höchsten heroischen Menschenwillens gegenüber dem Willen des Zeus, welcher den Entscheid des Leichenkampfes hinhält.<sup>1)</sup>

In mehr als einem Falle unwürdiger Sphäre würden somit Dichter und Hörer sich im Gleichnis sogar zu höherem Lebens- und Weltempfinden erheben — sobald man nämlich von einer direkten Gleichsetzung der Personen oder Dinge und einem Zwecke sinnlicher Veranschaulichung absieht. Schiller nennt es *erhaben*, selber die höhere Notwendigkeit zu wollen; wäre ich also z. B. imstande, es als höhere Notwendigkeit aufzunehmen, es im Sinne der göttlichen Überlegenheit gleichsam *mitzuwollen*, daß das große Werk des Odysseus, das Floß, von den Stürmen dahingejagt wird, wie eine Flocke Distelbart auf der Heide, oder auseinandergeschleudert wird wie ein Haufen trockener Spreu — bei solchen Gleichnissen würde ich dann erhaben empfinden. Und verwandt damit könnte meine Empfindung sein bei jenem „unwürdigen“ Gleichnis von den Stallfliegen oder von der gereckten und gezerzten Rindshaut. Nun hat Wilhelm Wackernagel ausdrücklich als ein Beispiel der *Erhabenheit* das Gleichnis von der ehrlichen armen Spinnfrau in der Iliade bezeichnet.<sup>2)</sup> Etwas Großartiges, Gewaltiges, sagt er, nämlich die unentschieden schwebende Schlacht zweier Völker, werde verglichen mit etwas Geringfügigem, der gleichstehenden Wage einer Wollspinnerin. Nun werde dabei unser Verstand, der messend und nachrechnend den Vergleichungspunkt zu finden habe, überrascht und überwältigt von dem Kontraste zwischen dem Großen und dem Kleinen, und so ergebe sich das Erhabene. Dabei ist für Wackernagel die sinnliche Veranschaulichung nächster Zweck des Vergleichs. Lassen sich nun aber dieser Zweck und jene Erhabenheitswirkung miteinander vereinigen? ich glaube nicht. Ein Messen und Nachrechnen des Verstandes wäre beim Vortrage eines Erzählers schon in andern Fällen schwierig; nun sind in unseren Falle die verglichenen Vorgänge, das Tun der hauenden und stechenden

1) Ilias 2, 469—473. 11, 558—565. Odyssee 20, 24—28. Ilias 17, 380—395.

2) Ilias 12, 432—436. Wackernagel, Poetik S. 338 f.

Völker auf dem Lagerwall und das Tun der Wolle abwägenden Spinnerin, für die sinnliche Anschauung völlig ungleichartig und im Maße ihrer Bedeutung außerordentlich weit auseinander liegend: da müßte die Reflexion wahrhaft verzweifelte Anstrengungen machen, um die Ähnlichkeit zu entdecken, und darüber würde notwendig gerade die Anschauungstätigkeit, aber auch jedes künstlerische Empfinden unmöglich werden. Und so auch der Gefühlseindruck des Erhabenen. Erhaben wirkt ja allerdings z. B. in derselben Iliade die Vergleichung des wallzerstörenden Gottes mit dem im Sande spielenden Kind. Aber nicht deshalb, weil zwischen Gott und Kind, Achäerwall und Sandhäufchen für unseren Verstand ein verblüffend starker Gegensatz realer Werte besteht; vielmehr deswegen, weil wir Hörer, in einem Augenblicke stark erregten Vorstellens und hochgehobenen Empfindens, uns selber gleichsam auf göttliche Höhe erheben und von da aus die Zerstörung eines gewaltigen Menschenwerks selber auch als ein Kinderspiel für die Gottheit empfinden und als eine selbstverständliche Notwendigkeit mitwollen. Kann doch auch das Schicksal in der Tragödie, wenn wir es *mitwollen*, in ähnlicher Weise erhaben wirken.

Verzichten wir lieber auch hier, für unsere „Spinnerin“, auf sinnliche Anschauung und einen verstandesmäßig zu erarbeitenden Vergleichungspunkt. Lebendig drücken sich dafür, wenigstens bei lebendigem Vortrage, gewisse allgemeine Vorstellungen im Tun der Spinnerin aus. Ich meine die Vorstellungen pflichttreu ausdauernden, ängstlich gewissenhaften Bemühns, ehrlicher Arbeit im Kleinen und Geringen, schwacher Kraft und fast schmäblich geringen Arbeitsgewinnes. Nun setzt der Ausdruck dieser Vorstellungen durch ein Gleichnis an *der* Stelle ein, wo der Erzähler uns sagen soll und will, *wie* die Troer auf dem Walle der Achäer den herausdrängenden Gegner wenigstens *festhielten*; ihn zurückzuwerfen in sein Lager vermochten sie ja vorläufig nicht. Also wenn wir die Vorstellungen des Gleichnisses im Einzelnen auf die Haupterzählung übertragen wollten, würden wir folgende Parallele bekommen: die Troer hielten die Achäer fest mit pflichttreu ausharrendem, ängstlichem Bemühn, immer wieder den Gleichstand im Kleinen und Einzelnen herstellend, aber in eigener Kraft ohnmächtig zu Größerem, bei redlicher Kampfesarbeit ohne rühmlichen Kampfgewinn. Ich denke, die Parallele wäre genau. Aber nur wir Ausleger vollziehen diese Einzelübertragungen: der Hörer empfängt nur einen Gesamteindruck, welcher an den Einzelheiten sich bildet und in bestimmter Richtung sich entwickelt, nämlich etwa den Eindruck einer teilnahmswürdigen Ohnmacht bei redlichem Bemühn, und nur diese empfindungsvolle Gesamtvorstellung übertragen wir Hörer auf die Troer, unbewußt und reflexionslos. Nun sollen wir aber, nach der Art, wie der Dichter hinter dem Gleichnis fortfährt, diese



bemitleidenswerte Ohnmacht auch als vorbereitenden Gegensatz zum alsbald folgenden Machtentscheid des Gottes Zeus empfinden. Tun wir das, *dann* allerdings mag unser Gefühl auch hier sich über die gemeinmenschliche Wertung menschlicher Macht emporheben und die Ohnmacht des stärksten Menschenwillens vom Standpunkte höherer Lebensordnung als notwendig und schön empfinden. Also ein Gefühl des Erhabenen mit einem Anklang an die Stimmung des Tragischen auch hier!

Von *Stimmung* ist jetzt mehrfach die Rede gewesen: von einer Stimmung wohlwollend heiterer Überlegenheit beim Gleichnis von Odysseus und dem Wurstbrater, des Humors bei Aias und dem Esel; von sarkastischer Stimmung bei Leichenkampf und Rindshautgerben, von etwas wie tragischem Sarkasmus bei den mordlustigen Achäern und den milchgerigen Stallfliegen; von einer Stimmung tragischer Notwendigkeit bei der Spinnerin. Immer aber war bloß von einer Möglichkeit solcher Stimmung die Rede, und stets erschienen Stimmungen nur als begleitende Nebenwirkung eines Gleichnisses: Hauptwirkung war jedesmal die lebendige, empfindungsstarke Allgemeinvorstellung eines Vorgangs. So finde ich nun auch in jenen vier Stimmungsgleichnissen aus der Iliade, bei denen wir die Stimmungstheorie für die Erklärung unzureichend fanden, zunächst folgende Vorstellungsassoziationen. Vorstellung von einem tausendfältig aufgehenden Leuchten, von welchem alle Fernen und Tiefen einer nächtlichen Gegend taghell sichtbar werden: das Wachfeuerleuchten der siegessicheren Troer und das Sternenleuchten in der Gebirgslandschaft. — Dann die Idee, wie etwas sonst Großes und Starkes, wenn es erst einmal von einer wunderbar überlegenen Gewalt jählings überrascht wird, dann gleich tief und vollständig erschüttert wird: die Achäer nach der gottgesandten jähen Niederlage noch immer wundersam im innersten Gemüt hin und her schwankend, die hohe See von plötzlich gekommenem göttlichem Doppelsturm alsbald hoch und tief und bis ans ferne Gestade aufgewühlt. — Dritter Fall: Aufhellung einer einzelnen Gebirgspartie im Verlauf eines großen Gebirgsgewitters und vorübergehende Erleichterung der Achäer durch Patroklos im Fortgang des Lagerkampfes: also der gemeinsame, ideale Vorgang: der große Gang schwerer Ereignisse wird zwar nach höherem Willen vorübergehend und scheinbar unterbrochen und läßt neue, erwünschte Wendungen erwarten, aber er geht trotzdem weiter in furchtbarer Stetigkeit. — Der vierte Fall: Idee einer jähen Verkehrung des nach Menschenbegriffen Natürlichen durch eine übernatürliche Gewalt, diese Vorstellung stark empfunden an Hektors urplötzlicher und schimpflicher Flucht aus dem achäischen Schiffslager, dieselbe Vorstellung lebendig, aber indirekt ausgedrückt in der übernatürlichen Erscheinung einer Wetterwolke des Zeus, die mitten aus lichter Himmelsbläue hervortritt.

Gewiß, denken können wir auch bei solchen Naturgleichnissen an allerlei Stimmungen, z. B. an heitre oder düstre, stark bewegte oder ruhvolle Stimmung, Stimmungen des wild Wüsten oder des sanft Schönen, des majestätisch Natürlichen oder des unheimlich Übernatürlichen, je nach dem Allgemeincharakter eines Naturelements oder Naturvorgangs und des im Gleichnis sich ausdrückenden Vorstellungsinhalts. Solche Stimmungen sind nämlich wohl nichts andres als der unbewußte Eindruck allerallgemeinster Vorstellungen auf unser Gemüt. In diesem Sinne redet man auch bei Gemälden, z. B. bei Böcklins Centaurenkampf, Cimbern-schlacht, Spiel der Wellen von einer Stimmung des Elementaren. Und wiederum an den Vergleichen Bismarcks hat man als „Stimmung“ einen „Erdgeruch“, an den Gleichnissen der Odyssee als „Stimmung“ einen „Seegeruch“ wahrgenommen. Aber nun eben — wie viele Menschen vermögen wohl, unmittelbar beim erzählenden Vortrage, solche ätherisch flüchtigen Düfte wahrzunehmen? Wer weiß, ob die eben erwähnte Wahrnehmung an den Gleichnissen der Odyssee nicht selber nur eine allzu subjektive, täuschende Vorstellung von der Sphäre und dem Inhalt dieser Gleichnisse ist! Und bei jenem Iliasbeispiel, bei dem Siege des Lichtes über die Nacht, hätte wohl jemand an eine stolz gehobene, triumphierende Stimmung denken können, aber gedacht hat man an eine Stimmung der Sicherheit, wie z. B. vor Dieben — so subjektiv sind diese Dinge! Subjektiv sind gewiß auch unsre empfindungsstarken Vorstellungen, aber diese haben sich doch, meine ich, analytisch erweisen lassen als etwas, was jeweilen den zwei Darstellungsgliedern, Hauptvorgang und Gleichnisvorgang, gemeinsam war, und durch lebendigen Vortrag könnten hoffentlich Vorstellung und Empfindung wirksam werden.

Freilich, unsere ganze Theorie einer *Vorstellungseinheit* in Gleichnis und Hauptvorgang würde erschüttert werden, wenn Cauer wenigstens für gewisse Fälle recht hätte, wenn er sagt: gerade Homer unterbreche mit seinen Gleichnissen jeweilen die Einheit seiner Darstellung. Aber wie ist Cauer dem Homer sozusagen auf die Sprünge gekommen? Etwa folgendermaßen. Die beiden Aias brechen mit ihren Leuten zur Schlacht auf; *dem* irgendwie ähnlich ist in der Natur eine heranziehende Wetterwolke; also flugs das Bild hingemalt: eine Gewitterwolke, pechschwarz, über die See her gegen Land und Gebirge ziehend, auf den Bergen ein Hirte mit seiner Herde in eine Höhle flüchtend; nun ist aber dieses Bild nach Erscheinung und Anschauung den aufbrechenden Leuten der beiden Aias viel zu wenig ähnlich, um veranschaulichen zu können; also ist es eine Unterbrechung des Darstellungsverlaufs; in diesen Verlauf muß aber der Dichter wieder zurückgelangen, und das tut er mit einem Salto mortale, indem er trotz aller Unähnlichkeit erzählt: so wie die Wetterwolke mit Hirt und Herde hätten die Aiasscharen ausgesehn, als sie sich

in Bewegung setzen. — Indessen, nicht der Dichter muß diesen Salto gemacht haben. Vielmehr, der Dichter soll und will darstellen, wie sich die Gefolgschaft der beiden Aias in Bewegung setzt; schon vorher hat ihm diese Gefolgschaft die Vorstellung einer Wolke hervorgerufen, als einer dichtgeschlossenen, den lichten Raum dicht erfüllenden und darum dunkel erscheinenden Masse: daraus erwächst ihm jetzt die empfindungsstärkere Idee des unheimlich Dräuenden, wie es der ersten mächtigen Bewegung einer solchen geschlossenen Kriegermasse anhaftet; als Ausdruck dieser Idee drängt sich auf die Erinnerung an heranziehende Gewitterwolken, und in allen Einzelzügen des Gleichnisses drückt sich eben der Charakter des unheimlichen, gefahrdrohenden Heranziehens lebendig aus. Dann folgt, wirkungsvoll vorbereitet durch das Gleichnis und folgerichtig denselben Vorstellungs- und Empfindungscharakter tragend, der Hauptvorgang: „solcher Art setzten sich in mächtige Bewegung die Reihen götterstarker Männer zu vernichtendem Kampf, dichtgeschlossenen, dunkel, starrend in Waffen“. Hier klappt nichts.<sup>1)</sup>

Ein anderer Fall bei Cauer. Hektor stürzt in das Gedränge der Achäer. Zufällige Erinnerung des Dichters an einen Wasserschwall, der in ein Schiff schlägt: selbständige Ausführung des Bildes. Zufällig die Schifflleute im Bilde voll Furcht: das Wort Furcht für den abgeschweiften Dichter ein klug benützter Notsteg zur Rückkehr. Ist es bei Homer ebenso? Nein, *vor* Hektors Einbrechen sind die Achäer ohne Wanken und ohne Fluchtschrecken: durch Hektor soll ja aber der Schrecken kommen. Schreckhaft an Hektor ist schon der unstrahlende Feuerglanz; Schreckhaftigkeit der Wirkung von Hektors Einbruch ist gerade die Idee, die den Erzähler schon im voraus erfüllt und im Gleichnis, vom schreckhaften Wassersturz ins Schiff, zum Ausdruck drängt; dann die eigentliche Erzählung von der schreckhaften Wirkung Hektors, vom Schwanken im Mute bei den Achäern, später vom Fluchtschreck. Hierin finde ich weder rücksichtslose Abschweifung noch gezwungene Rückkehr und keinen zufällig sich bietenden Notsteg, sondern folgerichtigen Gang bis zur folgerichtigen Ankunft an einem schon anfangs vorschwebenden Ziele.<sup>2)</sup>

Aber haben es denn etwa die Dichter im dritten Jahrtausend nach Homer wirklich so ganz anders gemacht als Homer? Berühmt für seine Gleichnisse ist Dante.<sup>3)</sup> Dieser vergleicht einmal den brodelnden Pechpfuhl der Hölle mit dem siedenden Pech im Arsenal zu Venedig. Ganz homerisch, hat man gesagt: möglichst *konkretes* Bild des *venezianischen* Pechbrodels, genaue *Einzeilschilderung* auch seiner *lokalen* Umgebung.

1) Ilias 4, 274—282. Cauer, Grundfragen a. O.

2) Ilias 15, 603—622 637.

3) Scartazzini, Dante Alighieri, seine Zeit, sein Leben und seine Werke S. 529 f.



daher eine klare *Anschauung* für den *höllischen Brodel*.<sup>1)</sup> Man mag es mit dieser Veranschaulichung immerhin probieren, aber der Erzähler sagt selber, vom *Höllengepfehl* habe er nur eine wundersam unklare Tiefe, unten nichts als eine wogende, überwallende, blasentreibende Pechmasse gesehen; nichts verlautes vorläufig von Umgebung, von Gestalten, von Tätigkeit. Vom *Arsenal* ebenfalls kein Anschauungsbild: der Ort nicht gezeichnet, dagegen Tätigkeiten der Arsenalarbeiter genannt; schon die zweite Art Arbeit ohne Bezug auf das brodelnde Pech, der Pechbrodel hier im Arsenal sogar noch unbestimmter als dort in der Hölle; dagegen sehr lebendig *hier* ein vielseitiges Arbeitsleben mit klaren praktischen Zwecken, während *dort* kein Leben erkennbar ist als das wüste Gebrodel selber und kein Zweck erfassbar. Wo bleibt also die Veranschaulichung des einen dort durch das andre hier? Wo bleibt aber auch bei Dante wieder die Einheit der Darstellung und der ungezwungene Übergang vom Ende des Gleichnisses, nämlich vom Ruderschnitzen, Seiltflechten und Segelflicken, zum seltsam öden Brodeln des Pechs in der Höllenkluft? Übersetzer haben in der Tat auch bei Dante einen Notsteg hergestellt, indem sie am Ende des Gleichnisses das Pech im Arsenal wieder erwähnen und mit dem Arbeitsleben in Beziehung setzen — aber Dante selber? Ich denke mir die Sache so: der Dichter hat der empfindungsstarken Vorstellung Ausdruck geben wollen gerade von einem geheimnisvoll dunkeln, rätselhaft einförmigen, end- und ziellosen, unheimlich übernatürlichen Wesen des Höllengepfehls, und dabei ist ihm die *kontrastierende* Erinnerung an das klare, vielseitige, zweckvolle und natürlich muntre Leben bei den Pechpfannen zu Venedig aufgestiegen. Kontrast ist eine häufig vorkommende Art Vorstellungsassoziation, und am Kontrast ist unsre Empfindung eine feinere und tiefere. Freilich, Empfindung im allgemeinen und Kontrastgefühl im besondern überläßt Dante *uns* — ganz wie Homer.

Beim selben Dante — wie kann nur die paradiesische Herrlichkeit seligen lichten Lebens, das über die goldene Leiter in kristallinem Himmel niedersteigt, irgend bildmäßig deutlich werden durch eine Vergleichung wie *die*: in dem Glanzgewimmel sei etwas Ähnliches gewesen wie das Gebaren armseliger Krähen, die am frostigen Morgen ihr erstarrendes Leben notgetrieben und notdürftig wieder in Gang bringen? wo ist hier der sofort einleuchtende Vergleichungspunkt? ist der Übergang von den Krähen zu dem einen Lichtgeist, Pietro Damiano, und die Tonart beim Übergang nicht wunderlich? — Oder, wenn Göthes Hermann das Scheinbild Dorotheens an sich vorbeisweben sieht, ist mir das etwa anschaulichbar, nachdem ich erst den Wanderer geschaut habe, dem das Bild der

<sup>1)</sup> Dante, Inferno 21, 4—22. Jebb, Homer (übers. von Schlesinger) S. 40 f.

eben untergegangenen Sonne noch überall vor Augen schwebt? und schlagend deutlich ist auch hier der Vergleichungspunkt nicht: also fehlt das Einigende, die Einheit, also der Stil, mit Cauer zu reden, und mancher Göthekenner setzt zu diesem Gleichnis ein Fragezeichen.

Ein Neuerer, Widmann in seinem „Buddha“, vergleicht das Auf- und Niedersteigen indischer Aasgeier über dem Schlachtfeld mit einem Bajaderenreigen: je anschaulicher, desto widerspruchsvoller; und der Zweck der widerspruchsvollen Vergleichung, die Einheit der Gesamtdarstellung? — Bei unserm gewiß nicht klassizistischen Gottfried Keller wird die Gewohnheit einer alten Bäuerin, Sonntags die Bibel zum bequemen gelegentlichen Lesen offen daliegen zu haben, verglichen mit dem Sonntagsbrauch, eine Schüssel Kirschen bereit stehen zu lassen zu gelegentlichem Naschen: was soll diese Vergleichung? stimmt sie zu irgend einem Einklang? denn zur Veranschaulichung ist sie weder nötig noch geeignet.<sup>1)</sup>

Keller will, denke ich, im Gleichnis noch zu besonderem Ausdruck bringen eine lebhaftere Vorstellung vom inneren Wesen der Bäuerin, wie es ihm bei der Art ihrer Bibellektüre vorschwebt, und er will ausdrücken, was er daran empfindet: das Wesen einer naiv praktischen Art Religiosität, ein harmlos vergnügliches Genießen des altgewohnten, ehrenfesten Verkehrs mit dem lieben Gott, und dieses Wesen empfunden mit liebevoller Teilnahme, in der Stimmung des Humors — ganz im Zusammenklang mit der übrigen Darstellung. — Bei Widmann gibt das Gleichnis von der Reigenkunst der Bajaderen einer Vorstellung und Empfindung des grausig Widerspruchsvollen Ausdruck, wie sie den ganzen Zusammenhang beherrscht, mit einer ernst sarkastischen Stimmung für das groteske Spiel im Grausigen. — Was in „Hermann und Dorothea“ die Teile der Vergleichung einigt, scheint etwa dies zu sein: die Idee, wie eine herrliche Erscheinung auf Auge und Sinn eines Menschen nachwirkt mit einer seltsamen Übergewalt, vor welcher alle Wirklichkeit und Regel aufgehoben, natürliches Sehen in visionäres Schauen verkehrt wird; diese Überwältigung an einem Manne wie Hermann als ein Wunder der Naturgewalt mit menschlichster Teilnahme ernst empfunden. — Endlich wieder Dante. Das Glanzgewimmel der Lichtgeister war damals, als er es sah, für ihn als irdischen Zeugen ein Mysterium, für das Unbegreifliche in diesem Wesen und Bewegen auf der Himmelsleiter tauchte damals dem Erdenmenschen nur eine wunderliche Ähnlichkeit aus „unwürdiger“ irdischer Sphäre auf. Jetzt, wo der Zeuge das Erlebnis erzählt, mag er jene Erinnerung an den Krähenschwarm wohl in einer Stimmung der Ironie berichten, einer Ironie nämlich, welche seiner eigenen mensch-

<sup>1)</sup> Paradiso 21, 29–42. Hermann und Dorothea, Erato 1 ff. Buddha, zwölfter Gesang. Leute von Seldwyla, Das verlorene Lachen.

lichen Erkenntnisohnmacht gilt. Auch weiterhin drückt sich die Vorstellung und Empfindung einer himmlischen Geheimnisfülle, welche über alles Menschenverstehn hinausreiche, nicht bloß in ausdrücklichen Worten aus, sondern auch in einem ironischen Vergleich: der selige Lichtgeist Pietro Damiano nämlich dreht sich im Kreise wie — ein geschwinder Mühlstein! Ist das nicht wahrhaft homerisch unwürdig und stilwidrig?

Also bei guten und besten Epikern unseres Jahrtausends ganz wie bei Homer Zwecklosigkeit oder gar Zweckwidrigkeit der Vergleichen, sobald wir die Anschauungstheorie anwenden; umgekehrt, wenn wir es mit der Vorstellungs- und Ideentheorie versuchen, Zweckmäßigkeit und Notwendigkeit. Und diese Notwendigkeit mit Julius Ziehen für alle Epiker insgemein zu leugnen, dazu hätten wir das Recht erst dann, wenn wir vom Standpunkte eines fortgeschrittenen Positivismus gewisse höhere geistige Bedürfnisse und freie Notwendigkeiten überhaupt leugneten. Nun aber haben z. B. *die Griechen* das Bedürfnis gehabt, stark empfundene Allgemeinvorstellungen von Welt und Leben in Mythen auszudrücken, und welchen Zwang dieses Bedürfnis ausgeübt hat, sagt uns in seiner unvergleichlichen Weise Jakob Burckhardt; der Grieche *Platon* hat sich genötigt gefühlt, Unaussprechlichkeiten seines Vorstellens und Empfindens in der Form des Gleichnisses zu sagen. Nach *Goethe* reicht dem höhern Menschen überall die herkömmliche Sprache nicht aus, und um die „Idee“ einer Erscheinung, die als Idee in tausend Sprachen unaussprechbar ist, uns wenigstens mit unserem Empfinden empfangen zu lassen, bedarf der symbolische Dichter seines Symbols. Sogar der Gedanke der kritischen Philosophie bedarf, nach *Chamberlain* im „Immanuel Kant“, der Deutung durch ein Gleichnis, weil er direkt ein Unaussprechliches ist. Also ist es wohl ein „ästhetischer Imperativus“, der alle guten Epiker immer wieder treibt, Gleichnisse anzuwenden; nur wer nie etwas Unaussprechliches zu sagen hätte, würde niemals ein Gleichnis nötig haben.

## V.

Soweit die Belastungsprobe für unsere Hypothese. Unser Gesamtergebnis wäre jetzt, immer noch hypothetisch, etwa folgendes. Der erzählende Dichter hat soeben einen Vorgang erzählt oder will ihn gerade erzählen: da bekommt dieser Vorgang in seiner Vorstellung einen eigentümlichen, vielleicht seltsamen Charakter, und diesen empfindet er lebhaft; es drängt den Erzähler, diese empfindungsvolle Vorstellung, diese Idee auszudrücken, aber in den eigentlichen Worten vermag er es nicht: jetzt drängt sich ihm, vermöge unwillkürlicher Ideenassoziation, die Erinnerung an einen Vorgang auf, in welchem sich für ihn jene Vorstellung ganz



besonders stark und lebendig ausdrückt. Also Unausgesprochenes und Unausprechliches mit Hilfe einer Art Symbol für sich und andre dennoch auszudrücken, ist der Zweck; die Wirkung *die*, daß dem Hörer Vorstellung und Empfindung von etwas Unausgesprochenem oder Unausprechlichem, vielleicht auch eine begleitende Stimmung wie durch Suggestion mitgeteilt wird. Stoffinhalt auch des Gleichnisses ist ein Vorgang aus der Welt äußerer oder innerer Erfahrung, der Gleichnisvorgang dem Hauptvorgang vielleicht nur ganz entfernt ähnlich für die bildmäßige Anschauung, aber innig ideenverwandt für die augenblickliche innere Disposition und subjektive Empfindung des Erzählers; also Momentaneität und Subjektivität, nicht plastische Realität! Auch durch seine Sprache, den sogenannten „sinnlichen“ Ausdruck oder das „sichtige“ Wort, *erinnert* das Gleichnis lebhaft an wirkliche oder potentielle Erfahrung, aber es erweckt nur lebhaftere Vorstellungen, nicht sinnliche Anschauungen, und es dient mit seinen aufeinanderfolgenden lebhaften Einzelvorstellungen immer nur dazu, jene *gemeinsame Idee* der beiden Vorgänge auszudrücken. Der Vergleichungspunkt wird weder ausgesprochen noch versinnlicht, beim Hören weder durch Reflexion gedeutet noch mit der Phantasie angeschaut; die Einheit der Vergleichungsglieder, als eine ideelle, bei lebendigem Vortrag von empfänglichen Hörern empfunden. Zweck, Wesen und Mittel des epischen Gleichnisses sind von Homers Möwe bis zu Gottfried Kellers Kirschenschüssel im allgemeinen die gleichen, in einem allgemein menschlichen Bedürfnis begründet.

Mit diesem Ergebnis wäre aber vielleicht ein allgemeinerer Zweck von uns erreicht. Ich denke hier nicht an die besonderen Konsequenzen für das Gleichnis überhaupt, für die ganze Lehre von den Figuren und Tropen oder für ideelle Einheiten und Einheit im ganzen Homer; aber was wir nach unserer Annahme im Falle des Gleichnisses gesündigt haben, das sündigen wir gerade heutzutage in tausend Fällen unseres Wissenschafts-, Bildungs- und Schullebens. Sehen, Anschauung, Wirklichkeitssinn schätzen wir mit Recht, aber wir *überschätzen* Sehen und Anschauen gegenüber Empfinden und Vorstellen und die Wirklichkeit gegenüber einer höheren allgemeinen Wahrheit. Für das Einzelne und Besondere, für das stofflich oder technisch Tatsächliche, für reale Zwecke oder praktische Tendenzen, für das Historische und die historische Kausalität haben wir mehr Sinn als für das Allgemeine, Typische, die lebensschaffende Kraft der Idee, die ideelle Zweckmäßigkeit, das allgemein und ewig Menschliche; mechanisches Machen und evolutionistisches Werden sind uns verständlicher und interessanter als persönliches Schaffen. Nun ist unser wissenschaftlicher Positivismus von Adolf Hildebrand in seinem „Problem der Form“ verantwortlich gemacht worden für das Absterben eines natürlichen künstlerischen Vorstellungsvermögens. Dabei gründet

wir uns, wie einst Du Bois-Reymond und jüngst Petzold im Namen der „reinen Erfahrung“ z. B. alle Centauren, Pane und Najaden, alle geflügelten Genien und Engel aus der Kunst ausgeschlossen haben, oder wie Hippolyte Taine (den wir gerade jetzt wieder gerne anrufen) uns von der größten griechischen Kunst so wenig hat sagen können und die moderne Romantik sich als eine intellektuelle Krankheit verständlich gemacht hat. Wir dürfen es uns also nicht verhehlen, was für eine Gefahr vollends von seiten eines unwissenschaftlichen Positivismus, wie er Leben und Bildung beherrscht, jeder tiefer seelischen, geistig menschlichen, wahrhaft humanen Kultur drohen kann: diese Gefahr in Wissenschaft und Schule zu bekämpfen, wäre ein gerechter Kulturkampf.

Allerdings rufen so viele jetzt nach künstlerischer Kultur; aber gerade unsere jetzige aufgeregte Liebe zur bildenden oder zur musikalischen Kunst ist vorläufig oft nur „die Furcht vor dem Alleinsein,“ dem Alleinsein in einer ideenleeren positivistischen Welt, und für viele, die am lautesten nach Kunsterziehung rufen, ist Sehen, Anschauung und Wirklichkeitsdarstellung nicht etwa bloß das Erste, sondern auch das Letzte in ihrer Kunst. Dem gegenüber für ein geistigeres und persönlicheres Leben in der Sprache und in der geistigsten, also menschlichsten Kunst, der Wortkunst, einzutreten, für eine Art Junghumanismus zu kämpfen, das wäre der allgemeinere Zweck auch dieser Arbeit.

## Über den Barditus.

Von

Wilhelm Bruckner.

Trotz den zahlreichen, berufenen und unberufenen Erklärern, die die Germania des Tacitus schon gefunden hat, weist die kleine Schrift doch noch mehrere Stellen auf, für die eine wirklich befriedigende Deutung oder gar ein in allen Einzelheiten völlig sicheres Verständnis bis jetzt nicht erzielt worden ist. Zu diesen gehört auch das, was in Kap. 3 über den Barditus berichtet wird: *Sunt illis haec quoque carmina, quorum relatu, quem barditum vocant, accendant animos futuraeque pugnae fortunam ipso cantu augurantur. terrent enim trepidantes, prout sonit acies, nec tam vocis ille quam virtutis concentus videtur. affectatur praecipue asperitas soni et fractum murmur obiectis ad os sentis, quo plenior et gravior vox percussu intumescat.* Angesichts der Wichtigkeit, die diese Stelle für unsre Kenntnis der ältesten germanischen Dichtungsgattungen hat, wird der vorliegende Versuch, über das Wesen des Barditus einigermaßen ins Klare zu kommen, keiner Rechtfertigung bedürfen, auch wenn es nicht gelingen sollte, alle dunkeln Punkte zu erhellen.

Da manche Einzelheiten der Stelle eine verschiedene Auslegung zulassen und zum Teil auch gefunden haben, sollte eine Erklärung, die einigermaßen sicher gehen will, am ehesten von der Bedeutung des Wortes *barditus* ausgehen. Allein gerade damit ist es übel bestellt. Bekanntlich ist eine sichere Deutung des Wortes bis jetzt überhaupt nicht gefunden. Müllenhoff *De antiquissima Germanorum poesi chorica* p. 20 hat zuerst, freilich mit starken Zweifeln<sup>1)</sup> Zusammenhang angenommen mit altn. *bardi* ‚Schild‘, und dieselbe Ansicht vertritt auch Wackernagel *Gesch. der deutschen Literatur* I<sup>2</sup> S. 7. Diese Deutung hat mehrfach Beifall gefunden, vgl. z. B. Kelle, *Gesch. d. d. Litt.* I S. 9 und Koegel, *Gesch. d. d. Litt.* I 1, S. 18 f. Später hat jedoch Müllenhoff selbst diese Erklärung aufgegeben *DAK* 4, 136, weil *bardi* in der Bedeutung ‚Schild‘ nur ein einziges Mal belegt sei und dort offenbar in

<sup>1)</sup> S. 19 äussert er sich geradezu: *vocabulum barditus explicare nescio.*



übertragenem Sinne. Er versucht dann eine neue Deutung des Wortes und nimmt unter Berufung auf altn. *skeggrodd* an, es sei von *bard* ‚Bart‘ herzuleiten; *barditus* wäre demnach die ‚Bartrede‘, freilich nicht der germanischen Krieger selbst, sondern des Donnergottes Herkules, den sie *ituri in proelia canunt*: in dem donnerähnlichen Getöse sollte die Stimme des Donnergottes nachgeahmt werden. Auch diese Erklärung, die Müllenhoff selbst nur als einen Versuch bezeichnet, den dunkeln Ausdruck aufzuhellen, hat vielerorts Zustimmung gefunden; vgl. z. B. Mogk im Grdr. der germ. Phil. III<sup>2</sup> S. 357. Doch kann auch diese Etymologie nicht befriedigen. Abgesehen davon, daß der *barditus* von Tacitus deutlich unterschieden wird von den Liedern, die die Germanen beim Marsche in die Schlacht auf Herkules, den Donnergott, singen, daß es also von vornherein nicht allzu wahrscheinlich ist, daß beide zum Lobe desselben Gottes angestimmt werden, bleibt es ganz unklar, wie die Ableitung auf *-itus*, mag nun *barditus* von *bardi* oder von *bard* abgeleitet werden, die Bedeutung ‚Rede oder Gesang‘ gewinnen soll. Die vergleichbaren Bildungen<sup>1)</sup> wie mlat. *mordritus* Lex Fris. (Tit. XX), got. *fulliþs* (nur im Gen. Plur. *fulliþe* belegt Kol. 2, 16) ahd. *leitid*, *scephid*, *hehhit* eigentl. ‚Stecher‘, *warid*, *werid* alle masc., ferner *ferid*, *hulid* u. a., deren Geschlecht nicht bekannt ist, scheinen alle von Verben und zwar meistens von schwachen Verben der *ja*-Klasse abgeleitet zu sein, vgl. Wilmanns, deutsche Grammatik II<sup>1</sup> S. 349. Das Unzulängliche der beiden Erklärungen ist schon mehrfach erkannt worden.<sup>2)</sup>

<sup>1)</sup> Es mag hier freilich angemerkt werden, daß die germanische Wortform aus der lateinischen Form kaum mehr mit völliger Sicherheit zu erschließen ist. Immerhin dürfen wir mit Bestimmtheit annehmen, daß dem germanischen Worte kurzes *i* zukommt. Mit langem *i* würde sich zum Vergleich nur got. *fulleiþs* (Acc. *fulleiþ* Mc. 4,28) darbieten, zu dessen Bildung die anderen germanischen Idiome keine genaue Parallele zu bieten scheinen (vgl. von Bahder, die Verbalabstrakta in den germ. Sprachen S. 79), und dessen *ei* darum vielleicht auf ein Versehen des Schreibers zurückzuführen ist, das bei den zahlreichen Verbalabstrakta auf *-eins*, wie *usfuleins*, leicht zu begreifen wäre. Dagegen zeigt wohl die lateinische Umgestaltung des Wortes zu *barritus*, einer Bildung wie *mugilus* oder *rugilus*, daß die Römer sich das Wort auf ihre Weise zurecht gelegt und mit langem *i* gesprochen haben.

<sup>2)</sup> Ich erwähne noch den Versuch Laistners in den Württemberg. Vierteljahrsheften für Landesgesch. N F 1 (1892) S. 25. Er bringt *barditus* mit dem Volksnamen *Langobardi* und *Bardi* zusammen und erschließt für *Bardi* gewiß unrichtig eine Bedeutung ‚Krieger‘. Diese Zusammenstellung ist schon deshalb hinfällig, weil für *Langobardi* die Bedeutung ‚Langbärtige‘ feststeht, vgl. auch Much, Z. f. d. Wortforschung 1, 319 f. Diese alte Deutung des Volksnamens wird m. E. über jeden Zweifel erhaben durch eine Bemerkung Widukinds II 36 (M G. SS 3, 448), eine Stelle, die mir Sprache der Langobarden S. 33 entgangen ist: Er sagt dort bei der Schilderung Ottos I: *prolixior barba et haec contra morem antiquum*. Wenn die benachbarten Sachsen nach alter Sitte den Bart kurz trugen, so ist die Bezeichnung der Winniler als ‚Langbärtige‘ im Gegensatz dazu ohne weiteres verständlich.

Wenn freilich Siebs *Z. f. d. Ph.* 29,400 kurzweg annimmt, das Wort komme von einer germ. Wurzel \**bard* ‚schreien‘, so bedeutet das m. E. nicht viel anderes als den völligen Verzicht auf eine sorgfältige Erklärung des Wortes.

Genaueres über den *barditus* erfahren wir von Ammianus Marcellinus. Aus der Schlacht Julians gegen die Alemannen bei Strassburg weiß er (16, 12, 43) von den Cornuten und Bracchiaten, gallischen Stämmen, die im Heere Julians gegen die Alemannen fechten, folgendes zu berichten: *Cornuti enim et Bracchiati usu procliorum diuturno firmati eos (scil. Alamannos) iam gestu terrentes barritum eiere vel maximum: qui clamor ipso fervore certaminum a tenui susurro exoriens paulatim adulescens ritu extollitur fluctuum caulis inlisorum.* Und 31, 7, 11 charakterisiert er den *barritus* etwas kürzer<sup>1)</sup>: *Romani quidem voce undique Martia concinentes a minore solita ad maiorem protolli. quam gentilitate appellant barritum. vires validas erigebant.* Es darf uns dabei nicht beirren, daß es römische, im Kampf gegen die Alemannen ausdrücklich keltische<sup>2)</sup> Truppen sind, die den *Barritus* erheben; darf doch wohl schon aus den Worten *Cornuti et Bracchiati usu procliorum diuturno firmati eos iam gestu terrentes* geschlossen werden, dass sie eben den Kampf mit den Germanen gewohnt waren und wußten, was diese schreckte. Zudem ist ja zur Genüge bekannt, daß germanische Gebräuche und Eigentümlichkeiten der Bewaffnung samt den fremden Bezeichnungen vielfach im römischen Heere verbreitet worden sind, zunächst natürlich durch Vermittlung germanischer Hiltstruppen, vgl. Kluge, *Grdr. d. germ. Phil.* I<sup>2</sup> S. 327 ff. Statt der a. O. besprochenen Ausdrücke sei hier eine besonders instruktive Stelle aus Mauricius als Beleg angeführt (*Germania antiqua* S. 169), die freilich für eine etwas spätere Zeit zeugt: *Ποῖα δει φορεῖν ἱμάτια τοὺς πεζοῦς. Εἴτε ζωστάρια Γοιθικὰ εἴτε ἀρμελαύσια<sup>3)</sup> ἔχουσι, κοινὰ μέρη τῶν γυνάτων αὐτῶν δει φορεῖν αὐτοῦς. τὰ ὑποδήματα αὐτῶν Γοιθικὰ, κασσινὰ u. s. w. Ποῖα δει ὄπλα ἔχειν τοὺς σκοπιάνους. Σκοπιάνια ὀμόχροα ἢ κατὰ ἀριθμὸν ἢ κατὰ τάγμα. σπαθία Ἐθρονλίσια, κοπιάνια.* — Ebenso wenig darf uns die abweichende Namensform irre machen.<sup>4)</sup> Daß *barritus* freilich nicht laut-

<sup>1)</sup> Die andern Stellen bei Ammian ergeben nicht viel; erwähnt sei noch 26, 7, 17 *pro terrifico fremitu. quem barbari dicunt barritum.*

<sup>2)</sup> Auch in dem Bericht über die Gotenschlacht werden auf Seite der Römer neben den aus Armenien hergeführten Legionen namentlich keltische Truppen erwähnt, s. *Amm.* 31, 7, 1—4.

<sup>3)</sup> Zu den *armelausia* vgl. Müllenhoff, *DAK* 4, 300.

<sup>4)</sup> Kluge im *Grdr. d. germ. Phil.* I<sup>2</sup> S. 329 scheint einer der wenigen zu sein die *varritus* bei Ammian nicht nur in der Lautform, sondern auch in der Bedeutung von dem *barditus* des Tacitus getrennt halten möchten. Dagegen hält Baumstark, den Kluge wohl aus Versehen als Gewährsmann anführt, wie Müllenhoff daran fest, daß bei Tacitus und bei Ammian von der nämlichen Sache die Rede sei.

gesetzlich mit *barditus* zusammenzubringen ist, braucht trotz Laistner a. O. kaum bemerkt zu werden; schon Müllenhoff *de ant. Germ. poesi* S. 19 hat alle dahinzielenden Deutungsversuche mit Recht abgelehnt. Vielmehr ist *barritus* offenkundig eine humoristische, in Anlehnung an *barrus*, *barrire* vollzogene, volksetymologische Umgestaltung des fremden *barditus*. vgl. O. Keller, Latein. Volksetymologie S. 322 ff. Unter diesen Umständen muß die Erklärung natürlich von der Taciteischen Form des Wortes ausgehen. Für den Nachweis der Identität der beiden ist es belanglos, daß auch einige minderwertige Handschriften der *Germania baritus* lesen; mehr Bedeutung kommt vielleicht dem Umstande zu, daß der Codex Vaticanus des Ammian regelmäßig *varritus* liest.

Was nun die Bedeutung des Wortes betrifft, so erklärt Tacitus ausdrücklich, daß der *barditus* seinen Namen von der Vortragsweise habe; nach Ammian war aber eben das eigentümliche gewaltige Anschwellen des Gesanges das Charakteristische. Der Versuch einer Erklärung wird daher gut tun, sich an diese Tatsache zu halten. Nun taucht bei römischen Autoren ungefähr zur selben Zeit, nur wenig früher als *barditus*, ein anderes germanisches Wort auf, worin anlautendes *b* einem germ. *w* entspricht<sup>1)</sup>: *bison*. *-ontis* = germ. *wisund*. Es ist ganz wohl möglich, dass latein. *barditus* in ähnlicher Weise auf eine german. Form mit anlautendem *w* zurückgeht; wir hätten demnach *\*warditus* (etwa got. *wardiþs* wie *fulliþs*) anzusetzen. Eine solche Form mit *w* gewinnt natürlich sofort die größte Wahrscheinlichkeit, wenn sie es ermöglicht, eine befriedigende etymologische Deutung für das Wort zu finden. Wie schon oben S. 66 bemerkt, dürfte dem Substantiv vermutlich ein schwaches Verbum *\*wardjan* zu Grunde liegen. Zur Erklärung scheint sich zuerst abd. *wardjan* ‚verderben, beschädigen‘ mit seinen Verwandten darzubieten, das mit Rücksicht auf den Zweck des Gesanges, die Feinde zu schrecken und zu verderben, einen nicht unpassenden

<sup>1)</sup> Die Schreibung mit *b* für *r* erklärt sich aus der Eigentümlichkeit der lateinischen Vulgärsprache, in der mancherorts schon ziemlich früh *y* und *b* zusammengefallen sind. Infolge dessen werden vom 3. Jh. an *v* und *b* vielfach unterschiedslos gebraucht: inschriftliche Belege für diese Vertauschung von *b* und *r* finden sich schon seit dem 1. Jh. n. Chr. nicht ganz selten; vgl. Schuchardt, der Vokalismus des Vulgärlateins I 131, III 67; Seelmann die Aussprache des Latein, S. 239 f. Als Belege für diesen Wechsel sind wohl auch gerade die neben *bison* und *barritus* gelegentlich erscheinenden Formen *vison* und *varritus* zu betrachten. Speziell bei *barditus* läßt sich für die Schreibung mit *b* noch eine andere Erklärung denken: Das Wort wird, wie die meisten germanischen Wörter zu jener Zeit, den Römern vermutlich durch gallische Vermittlung zugekommen sein (s. Müllenhoff, DAK 2, 119 f.); es wäre nun nicht unmöglich, daß es mit gall. *bardus* zusammengebracht worden wäre und sein *b* von daher bezogen hätte. Diese Zusammenstellung hat ja bekanntlich auch in neuerer Zeit die Erklärer des Tacitus lange irreführt.



Sinn ergäbe. Doch würde diese Deutung der ausdrücklichen Bemerkung des Tacitus, daß der Vortrag *barditus* genannt werde, nicht entsprechen. Vollkommen passend aber bietet sich außerhalb des Germanischen das altind. *vardhati*, Causativ. *vardhayati*. ‚stärken, wachsen oder gedeihen machen‘, zur Erklärung dar. Dem Causativ würde das vorausgesetzte german. *\*wardjan* genau entsprechen. Der *warditus* kann also exakt die von Ammian geschilderte Vortragsweise bezeichnen, d. h. die Schwellung, das beständige Wachsen, stärker und lauter werden des Gesangs, das Crescendo oder vielleicht eher etwas konkreter gefaßt, das was anschwillt, der Schweller. Wenn, was trotz der verschiedenen Beurteilung und Gruppierung, die den betreffenden Wörtern zu Teil geworden, recht wohl möglich ist, griech. ὄρθος und ai. *ūrdhr̥as* ‚aufrecht‘ mit der Wurzel *vardh*. bzw. *verd* zusammenzustellen sind <sup>1)</sup>, so ist der Umstand sehr bemerkenswert, auf den Curtius, Grundzüge der griech. Etymologie <sup>2)</sup> S. 348 hinweist, daß ὄρθος und *ūrdhr̥as* in der Anwendung auf die laute Stimme zusammentreffen; vgl. auch ὄρθιος und ὄρθιάζω. Das german. *warditus* würde sich, falls diese Zusammenstellung richtig ist <sup>2)</sup>, als dritter Zeuge für diese Bedeutungsentwicklung den beiden andern zugesellen.

Über den Inhalt des Barditus erfahren wir zunächst leider gar nichts; Tacitus braucht sonst stets nur ganz allgemeine und unbestimmte Ausdrücke wie *cantus trux* hist. 2, 22 u. a. Jedoch dürfen wir wohl mit Bestimmtheit annehmen, daß der *barditus* nicht einfach, wie oft angenommen wird, ein unartikulierte Getön war, sondern daß ihm Worte zu Grunde lagen. Mag auch die Bezeichnung als *carmen* in dieser Frage nicht viel zur Entscheidung beitragen, so ergibt sich dies doch aus der einfachen Überlegung, daß die an- und aufregende Wirkung des Gesanges viel mächtiger ist, wenn ihm ein bestimmter Rhythmus innewohnt; Rhyth-

<sup>1)</sup> S. Fick, Vergleichendes Wörterbuch der indogerm. Sprachen I 1 S. 181; weitere Literatur verzeichnet Wackernagel, Altind. Grammatik 1, 262.

<sup>2)</sup> Dieser Etymologie gegenüber möchte wohl die Tatsache Bedenken hervorrufen, daß andere Wörter, die zur selben Sippe gehören, auf germanischem Gebiet nicht mehr oder doch nicht mit Sicherheit nachzuweisen sind: denn man wird *wort verbum* nicht mehr mit Schade, Altdeutsches Wörterb. II S. 1200 hierher ziehen wollen. Auch die Zusammenstellung von ahd. *warza* und *warz* mit der Wurzel *vardh* ist sehr unsicher. Wenn man, wie z. B. Kluge, daran festhält, ist man genötigt wegen der verschiedenen Stufe der Dentale mit Grassmann (Kuhn's Zeitschr. 12 S. 92) eine frühzeitig neben *vardh*, *vr̥dh* entwickelte Nebenform *ard*, *rgd* anzunehmen. Doch ist es ja bekannt genug, daß in dem ältesten Sprachmaterial, wozu auch die Eigennamen zu rechnen sind, zahlreiche Wortstämme erhalten sind, die sich aus späterer literarischer Zeit nicht mehr belegen lassen. In unserm Falle mag die Konkurrenz von ahd. *wartjan* ‚verderben‘ und *wartēn* ‚Acht haben, ausschauen‘ mit ihren Verwandten am frühzeitigen Untergang des dem *warditus* zu Grunde liegenden Verbums *\*wardhan*, ‚wachsen machen‘ und seiner Sippe wesentlich beigetragen haben.

mus setzt aber doch wohl Worte voraus, wenn auch sehr einfache, die sich zudem stets wiederholt haben mögen.<sup>1)</sup> Von hohem Werte für unsre Kenntniss des Schlachtgesanges wäre es, wenn wir das, was Plutarch: Marius cap. 19 von dem Verhalten der Ambronon in der Schlacht bei Aquae Sextiae berichtet, hier zur Vervollständigung der ungenügenden Angaben des Tacitus und Ammianus verwenden dürften. Die Stelle lautet: οὐκ ἀτάκτοις οὐδὲ μανιώδεσι φερόμενοι δρόμοις οὐδὲ ἀναρθρον ἀλαλαγμὸν ἰέντες, ἀλλὰ κρούοντες ἑνθμῶ τὰ ὄπλα καὶ συναλλόμενοι πάντες, ἅμα τῆν αὐτῶν ἐφθέγγοντο πολλάκις προσηγορίαν Ἀμβρωνες εἴτε ἀνακαλούμενοι σφᾶς αὐτοὺς εἴτε τοὺς πολεμίους τῇ προδηλώσει προεκφοβοῦντες. Meines Erachtens kann kaum ein Zweifel bestehen, daß Plutarch an dieser Stelle wirklich von dem Barditus handelt. Daß die Ambronon Germanen waren und nicht, wie die Alten angeben, die zur Zeit des Cimbernkrieges Kelten und Germanen noch nicht zu unterscheiden wußten<sup>2)</sup>, ein keltischer Stamm im Gefolge der Teutonen, wird heute wohl kaum mehr bezweifelt werden, vgl. Müllenhoff DAK 2, 114 ff.<sup>3)</sup> Nun wird aber nach dem einstimmigen Zeugnis des Ammian und des Vegetius der barritus beim Beginn des Kampfes angehoben, wenn die Heere einander gegenüber stehen und nun zum entscheidenden Stoße ansetzen; vgl. bes. Ammian 31, 7, 11 und Vegetius, Epit. rei milit. 3, 18: *clamor autem. quem barritum vocant. prius non debet attolli. quam acies utraque se iunxerit. Imperitorum enim vel ignavorum est vociferari de longe. cum hostes magis terreantur. si cum telorum ictu clamoris horror accesserit.* Damit stimmt nun aber auch Tacitus insofern überein, als auch er die Lieder, die die Germanen beim Marsch in die Schlacht singen, von dem Barditus unterscheidet, und wie sich aus dem Satze *terrent enim trepidantre prout sonuit acies* ergibt, dieser erst dann ertönt, wenn die Heere sich zum Kampfe bereit gegenüberstehen. Gerade in demselben Momente der Schlacht beginnen nun aber auch die Ambronon ihren Schlachtgesang, den man wohl füglich als ‚Kampfleich‘ bezeichnen darf.<sup>4)</sup> Die Schilderung Plutarchs deckt sich nun freilich mit derjenigen des Tacitus und des Ammian nicht, wenn gleich der Zweck

1) Am bestimmtsten, aber doch wohl nicht ganz zutreffend äussert sich Müllenhoff über den barditus, *De ant. Germ. poesi* p. 20: *facile perspicuum est, etiam carmina illa pauca tantum verba fuisse, quae mox in stridores sonosque raucos abierint. inter quos r et u prevaluisse conici licet. His autem et animos accendere et hostes terrere cogitabant, quare apte conferri possunt cum tympanorum plausu nostris militibus usitato*; ähnlich DAK 4, 138.

2) S. Müllenhoff DAK 2, 153 ff. und Hirschfeld, der Name Germani bei Tacitus und sein Aufkommen bei den Römern in der Festschrift für Kiepert (Beiträge zur alten Geschichte und Geographie S. 259 ff.) spec. S. 268.

3) Auch Much, P Br B 17, 9 hält am germanischen Ursprung der Ambronon fest.

4) S. Koegel, *Gesch. d. d. Lit.* 1 1, S. 7 ff

des Gesanges im Wesentlichen übereinstimmend angegeben wird; aber daß das, was später namentlich Ammian als das Charakteristische hervorhebt, nämlich das Anschwellen des Gesanges, damals beim ersten Zusammentreffen der Römer mit den Germanen als etwas mehr Zufälliges erscheinen und darum nicht besonders beachtet werden mochte, ist ja leicht begreiflich. Daß aber der Gesang der Ambronon nichts anderes als der Barditus des Tacitus ist, scheint mir namentlich daraus hervorzugehen, daß auch nach einigen, für sich allein betrachtet freilich nicht völlig deutlichen Äußerungen des Tacitus der Barditus von einem rhythmischen Schüttern und Zusammenschlagen der Waffen begleitet gewesen zu sein scheint: vgl. hist. 2,22 *adversus temere subeuntes cohortes Germanorum cantu truci et more patrio nudis corporibus super umeros scuta quatientium* und Ann. 4, 47 von den sugambrischen Hilfstruppen *subsidio Sugabrae cohortis, quam Romanus cantuum et armorum tumultu trucem haud procul instruxerat*.

Die Schilderung Ammians in Verbindung mit derjenigen Plutarchs läßt uns nun aber deutlich erkennen, welcher Art eigentlich dieser Schlachtgesang war. Wenn lediglich die beständig wiederholte, vielleicht in einem kurzen Satz ausgesprochene Nennung des eigenen Namens, die beim taktmäßigen Vorgehen vom rhythmischen Zusammenschlagen der Waffen begleitet war, den Inhalt des Gesanges bildete, so kann kein Zweifel sein, daß wir den barditus einfach als sog. Arbeitsruf oder -gesang auffassen müssen. Delbrück, Gesch. der Kriegskunst 2 S. 45, macht darauf aufmerksam, wie stark der innere Zusammenhalt der Germanen gewesen sein müsse, „daß sie geringe, äußere Ordnung, zeitweiliges Zurückweichen und das Fehlen einer eigentlichen Befehlsführung ertragen konnten, ohne auseinanderzulaufen oder auch nur an der Energie der Gefechtsführung einzubüßen.“ Speziell beim Angriff ist nun eben durch den Barditus die Masse der Krieger zu einem gemeinsamen und energischen Handeln gleichmäßig mit fortgerissen und auch ohne viele Befehle mit energischer Wucht an den Feind gebracht worden. Wenn es ferner eine vielfach beobachtete Erscheinung ist, daß im Verlaufe der Arbeit der Gesang immer kräftiger oder auch immer schneller wird<sup>1)</sup>, so stimmt der Barditus nach der Schilderung Ammians auch darin mit andern Arbeitsgesängen überein. Die immer zunehmende Steigerung der Stärke des Gesanges — von einer Vermehrung des Schnelligkeit berichten die Quellen nichts — hatte offenbar den Zweck, auch die Energie und den Kampfesmut der Angreifenden bis zu dem Augenblick, da sie auf die feindlichen Reihen prallten, beständig zu steigern.

Es wäre wohl leichter gewesen, über die Natur des Barditus ins Klare zu kommen, wenn wir über das Kriegsgeschrei der Germanen

<sup>1)</sup> S. Bücher, Arbeit und Rhythmus 2 S. 202, 211 f.



auch aus der spätern Zeit der Völkerwanderung etwas mehr wüßten. Allein darüber erfahren wir soviel wie nichts. Müllenhoff, *de ant. German. poesi chor.* S. 19, vermutet, daß die alte Übung, den Barditus zu erheben, bei den Germanen frühzeitig außer Gebrauch gekommen sei. Er schließt dies daraus, daß nur Tacitus die Lieder, die sie beim Marsch in die Schlacht singen, deutlich unterscheidet vom Barditus, den sie beim Angriff anstimmen, daß dagegen Ammian (31, 7, 11) von den Goten berichtet, sie hätten, wie sie den Römern gegenüber standen und zum Angriff vorrückten, von den Heldentaten der Vorfahren gesungen (*barbari vero maiorum laudes clamoribus stridebant inconditis*). Diese Angabe stimmt freilich schlecht zu dem, was Tacitus berichtet. Allein, wenn es auch wohl möglich ist, daß der alte Brauch schon damals, anfänglich vielleicht nur bei einzelnen Stämmen, aufgegeben war, — aus welchen Gründen er in Abgang gekommen sein könnte, entgeht uns freilich — so kommt es mir doch wahrscheinlicher vor, daß Ammian Dinge, die Tacitus auseinanderhält, durcheinander mengt.<sup>1)</sup> Auch im späteren Mittelalter scheint in ähnlicher Weise Verschiedenartiges oft nicht auseinandergehalten worden zu sein.<sup>2)</sup> Sicher ist dann jedenfalls, dass das Christentum wesentliche Veränderungen der alten Verhältnisse mit sich gebracht hat. Denn der Schlachtruf wird nun vielfach zu einer Anrufung Gottes: so sind z. B. die Rufe *kyrie eleison. Alleluja. Deus nobiscum* z. T. schon seit dem 9. Jh. als Schlachtrufe belegt, und in späterer Zeit singen die Soldaten auf dem Marsche und in der Schlacht nicht selten geistliche Lieder.<sup>3)</sup> Es kann aber hier nicht unsere Aufgabe sein, diesen Wandlungen der Sitte im Einzelnen nachzugehen. Dagegen ist es für uns von der größten Wichtigkeit, festzustellen, daß die alte, von Plutarch für die Ambronnen bezeugte Sitte, den eigenen Namen als Schlachtruf zu verwenden, noch das ganze Mittelalter hindurch im Schwunge geblieben

<sup>1)</sup> Wir werden diese *laudes maiorum* vermutlich mit den Liedern, die die Germanen nach Tacitus vor der Schlacht auf den Herkules singen, zu vergleichen haben. Die Erwähnung des eigentlichen Kampfgeschreis auf Seite der Germanen kann Ammian aus stilistisch-rhetorischen Gründen, um das römische und das germanische Heer in einen wirkungsvollen Gegensatz zu bringen, unterlassen haben, wodurch es dann eben den Anschein gewinnt, als ob die Gebräuche der Germanen seit Tacitus Zeiten ganz andere geworden wären.

<sup>2)</sup> Ich verweise auf Alwin Schultz, Das höfische Leben z. Z. der Minnesinger II<sup>1</sup> S. 244 ff. und die dort angeführten Belege für Schlachtgesang und Kriegsgeschrei. Ich hebe hier namentlich die Stellen aus der Kaiserchronik hervor (v. 2034, 5304, 7117, 7203: Der Dichter läßt hier die Kämpfenden in den verschiedensten Situationen stets ihr *wieliet* singen, ohne des sonst unzählige Male bezeugten Feldgeschreies, der *krie*, je Erwähnung zu tun.

<sup>3)</sup> S. Hoffmann, Gesch. des deutschen Kirchenliedes<sup>3</sup> S. 17 f., 41 ff. A. Schulz (San-Marte) Zur Waffenkunde des älteren deutschen Mittelalters S. 311, und besonders Du Cange, *Glossarium mediae et infimae latinitatis*, Dissert. 11: *Du cry d'armes*.

ist, wenn auch in etwas beschränkterer Geltung. Namentlich in Frankreich, nach den Belegen bei Du Cange a. O. zu schließen, war es vielfach gebräuchlich, daß edle Herren, bezw. ihre Truppen den Namen des Hauses als Kriegsruf führten: z. B. *à la reconusse Montloison. Chastelvilain à l'arbre d'or. Coucy à la merueille* u. a.<sup>1)</sup> Nicht selten hatte darum im Heere fast jedes Fähnchen seinen eigenen Schlachtruf, was ein geistlicher Schriftsteller, der Abt Guibert von Nogent, als eine *arrogans varietas signorum* bezeichnete. Eine in der Form kaum merklich veränderte Fortsetzung des alten Brauches war auch die Sitte, den Namen des Landes oder seiner Hauptstadt als Schlachtruf zu verwenden, wofür aus Frankreich und aus deutschen Landen zahllose Belege beizubringen sind: z. B. *Hi Mizenlant man lüte schrei: die luft irscal von krie gröz Hurta. heya Beyerlant: Jper unde Arraz: schriten Flöminge: der krie was die Osterreich: Römē diu krie was: Anschouwe was sin krie.*<sup>2)</sup> Daß der alte Gebrauch bis in die Neuzeit nicht ganz ausgestorben ist, zeigt eine bei den quartierweise veranstalteten Jugendfesten der Stadt Basel festgehaltene Sitte. Bei dem Zuge durch die Stadt singen nämlich die Kinder in endloser Wiederholung:

*fi, fa fo* (vermutlich entstellt aus *vivat hoch*)  
*s' Aeschequartier (Spale- Steineq. u. s. w.) isch do.*

Anderorts mögen sich andere Beispiele des alten Gebrauches erhalten haben. Die angeführten dürften aber genügen, um einerseits die Richtigkeit der Angabe Plutarchs zu verbürgen und anderseits zu zeigen, wie allgemein verbreitet diese Sitte vor Alters gewesen sein muß.

Nachdem wir nun so versucht haben, das Wesen des Barditus etwas genauer zu ergründen, wird es möglich sein, auch die Stelle bei Tacitus in einigen Einzelheiten genauer zu verstehen, als es bis jetzt geschehen ist. Dabei ist zunächst hervorzuheben, dass der Satz *nee tam vocis illi quam virtutis concentus videtur*, der an sich dem Verständnis keine sonderlichen Schwierigkeiten bereitet, ungleich bedeutungsvoller wird, wenn wir uns unter dem Barditus nicht ein unartikuliertes Schreien oder gar Brummen denken, sondern ein taktmäßiges, rhythmisch gegliedertes

1) Ohne Zweifel sind noch viele der alten Wahl- und Denksprüche, in denen die Familie genannt wird, als ursprüngliche Schlachtrufe anzusehen: Z. B. *Achard hoche. A jamais Cardevac, Vuillance de Barras* u. a. m. vgl. Dielitz, Wahl- und Denksprüche, Feldgeschreie u. s. w. Frankfurt 1884. Daß diese Kriegsrufe auch als Signale zur Sammlung dienten (s. Alw. Schultz, Das höfische Leben II 1 226, 247), soll hier nur erwähnt werden, da sich diesem Gebrauche aus den antiken Autoren nichts zur Seite stellen läßt.

2) S. Alw. Schultz, Das höfische Leben II<sup>1</sup> S. 246, Lexer, Mhd. Wb. 1, 1725. Weitere Beispiele verzeichnet A. Schultz (Sau-Marte) a. O. 311: ferner DWB 5 sp. 2136 f. s. v. *krei* und *kreide*.

Rufen oder Singen<sup>1)</sup>. Auch wird man nun wohl mit ziemlicher Wahrscheinlichkeit vermuten dürfen, wenn es von dem Barditus heisst: *futuraeque pugnae fortunam ipso cantu augurantur; terrent enim trepidantve prout sonuit acies*. daß gerade die Art, wie der Gesang der Massen zusammenging, für den Ausgang der Schlacht vorbedeutend erschien. Klappte nicht alles, hielten z. B. nicht alle das gleiche Tempo inne, so mochte das für ein übles Vorzeichen gelten.

Allerhand Unklarheiten und Schwierigkeiten enthält erst der letzte Satz: *affectatur praecipue asperitas soni et fractum murmur. obiectis ad os scutis. quo plenior et gravior vox repercussu intumescat*. Müllenhoff hat von andern Erwägungen ausgehend vermutet (DAK 4, 138), daß Tacitus bei dieser Abschweifung über den Barditus eine schriftliche Quelle benutzte. Wenn diese Vermutung, wie ich glaube, richtig ist, so dürfen wir wohl mit der Möglichkeit rechnen, daß sich bei der Wiedergabe des ihm vorliegenden Berichtes ein Versehen eingeschlichen hat<sup>2)</sup>, und wir können auch, wie ich meine, noch erkennen, worin dieses Mißverständnis besteht. Der Fehler liegt meines Erachtens darin, daß Tacitus, vielleicht schon durch irgend eine Unklarheit oder ungeschickte Ausdrucksweise seiner Quelle veranlaßt, das Anschwellen des Gesanges mit dem Vorhalten der Schilde in einen ursächlichen Zusammenhang gebracht hat, der offenbar gar nicht bestand. Tacitus scheint sich, möglicherweise in Erinnerung an eine Stelle wie Caesar, Bell. Gall. 1, 52, wo die Germanen mit ihren Schilden eine festgeschlossene Phalanx bilden, vorgestellt zu haben, die Schwellung komme in der Weise zustande, daß die Schilde, die die Singenden vor den Mund hielten, durch das Zurückwerfen des Schalles (*repercussu*) den Gesang verstärkten. Allein — von den sachlichen Schwierigkeiten vorläufig abgesehen, die sich dieser Auffassung in den Weg stellen — ist es klar, daß die Haltung des Schildes nur auf die Bildung des einzelnen Tones von Einfluß sein konnte; wenn aber der Satz *quo plenior et gravior vox repercussu intumescat*. so viel ich sehe, ganz allgemein, und wie ich meine, mit vollem Recht dahin ausgelegt wird, daß der ganze Gesang mehr und mehr angeschwollen sei, so ist es ebenso klar, daß dieses Anschwellen von der Haltung der Schilde ganz unabhängig gewesen sein muß. Aus eben dieser Stelle geht meines Erachtens das eine unverkennbar hervor, daß der Gewährsmann

<sup>1)</sup> Zur Erläuterung dieser Anschauung dürfte wohl ein Vergleich mit dem studentischen Salamander beitragen, wenn gleich wir ja leider über die Herkunft und die ältere Geschichte dieser Trinksitte nichts wissen. Denn darin, daß alle Bewegungen sämtlicher Teilnehmer vollkommen gleichzeitig erfolgen, kommt ja nach studentischer Auffassung gewissermaßen auch ein *Concentus virtutis* zum Ausdruck.

<sup>2)</sup> Belege für solche, freilich nicht eben häufige Versehen und Mißverständnisse, die meist durch eine unrichtige Auffassung der germanischen Verhältnisse bedingt sind, s. Müllenhoff, D A K 4, S. 25 f., 231, 285, 302 f., 305 u. a.



des Tacitus den Barditus ganz in derselben Weise als an Stärke immer zunehmend charakterisiert hat, wie später Ammianus Marcellinus: *qui clamor a tenui susurro exoriens paulatim adulescens ritu extollitur fluctuum cantibus inlisorum* s. ob. S. 67. Mit Recht wird natürlich bei Ammian die Haltung der Schilde als etwas für den Gesang ganz unwesentliches gar nicht erwähnt. Auch andere Bedenken sprechen gegen die Richtigkeit der Auffassung des Tacitus. Ausgeschlossen ist zunächst — was vielleicht kurz angemerkt zu werden verdient — daß die germanischen Schilde, die teils aus einfachen bemalten Brettern, teils nur aus Flechtwerk bestanden, das zwischen einen hölzernen Rahmen eingespannt war<sup>1)</sup>, für den Gesang etwa eine Art Resonanzboden hätten bilden und so wirklich zur Verstärkung des Schalles beitragen können. Dagegen konnte allerdings das Vorhalten der Schilde durch das Zurückwerfen der Schallwellen für die Singenden den Eindruck einer Vermehrung des Schalles hervorbringen. Allein da ist denn doch zu bedenken, daß einerseits in diesem Falle der Gesang an Fernwirkung notwendig das hätte einbüßen müssen, was er auf Seite der Singenden zu gewinnen schien, daß also der nebenher verfolgte Zweck, die Feinde zu schrecken, nur schlecht erreicht worden wäre, und daß andererseits, und das ist das Wesentliche, eine Haltung des Schildes, die die Schallmasse so intensiv, als möglich, zurückgeworfen hätte, die also in wirklich merkbarer Weise den Eindruck einer Schallvermehrung hervorgerufen hätte, dadurch ausgeschlossen war, daß sie beim Vorrücken den freien Ausblick nach dem Feinde gehindert hätte.

Nach dem eben Bemerkten scheint es mir kaum zweifelhaft sein zu können, daß der Ausdruck *obiectis <ad os> scutis* ursprünglich nicht die Erklärung für das Anschwellen des Gesanges geben sollte, sondern daß damit lediglich die Umstände charakterisiert werden sollten, die mit dem Anstimmen des Barditus zeitlich zusammenfielen. Wenn nämlich dieser Gesang in dem Augenblicke angehoben wurde, da der Angriff begann, so mußten natürlich gleichzeitig die Schilde höher genommen werden, wohl so hoch, daß der untere Teil des Gesichtes noch gedeckt war. Spätere mittelalterliche Verhältnisse bieten hiezu eine genaue Parallele: im Mhd. deuten Wendungen, wie *den scilt zucken. höher rucken. ze halse nemen* u. a. stets darauf hin, daß der Betreffende, der den Schild aufnimmt, sich zum Kampfe anschickt.<sup>2)</sup> In ähnlicher Weise wird hier das *obiectis scutis* eigentlich verstanden werden müssen. Dabei ist allerdings das zugesetzte *ad os* überflüssig und störend; denn daß dies etwa nach Maßgabe von Verbindungen wie *vas ad fauces replere* oder *serobem ad medium complere* im Sinne von ‚bis zur Mundhöhe‘ verstanden werden dürfte, scheint völlig ausgeschlossen schon aus Rücksicht auf die öfter

1) S. Tacitus, Annal. II 14: Müllenhoff D A K 4, 168 f.

2) Vgl. Alb. Schulz (San-Marte) a. O. S. 99.

belegte Redensart *manum ad os obicere*. Dagegen ist es meines Erachtens sehr wohl denkbar, daß gerade die Wendung *scutis obiectis*<sup>1)</sup> im Zusammenhang einer Schilderung des Barditus den Tacitus zu seiner irrtümlichen Auffassung verleiten konnte, die er dann durch ein zugesetztes *ad os* glaubte deutlicher machen zu müssen.

Schwierigkeiten bereitet nun für das Verständnis immer noch der Ausdruck *fractum murmur*, der auch schon ganz verschieden gefaßt worden ist, und über dessen Bedeutung es wirklich kaum möglich scheint, ins Klare zu kommen. Im Allgemeinen dürfte es heute wohl üblich sein, *fractum* mit Hinweis auf Tacit. Annal. 14, 20 und andere Stellen in der Bedeutung ‚gedämpft‘ zu nehmen und *fractum murmur* als ‚ein gedämpftes, dumpfes Gemurre‘ zu verstehen; vgl. z. B. Müllenhoff, DAK 4, 137 und Schwyzer in seiner Ausgabe der Germania (Halle 1902). Diese Übersetzung hat aber schon Baumstark in seiner Erläuterung der Germania des Tacitus S. 189 mit Recht als verfehlt zurückgewiesen; denn ein dumpfes Murren oder Brummen war doch kaum geeignet, die eigenen Leute anzufeuern und die Feinde zu erschrecken, und zudem scheint sich diese Auffassung mit dem von Tacitus selbst betonten vollen Anschwellen des Gesanges nicht wohl vereinigen zu lassen. Was Baumstark freilich selber vorbringt, ist aus sprachlichen wie sachlichen Gründen völlig verfehlt, da er den Ausdruck gewaltsam fast in sein Gegenteil verkehrt. Man wird sich vielleicht dabei beruhigen dürfen, dass *fractum murmur* offenbar in engem Zusammenhang mit der oben geschilderten unrichtigen Auffassung des Tacitus einfach das an den vorgehaltenen Schilden sich brechende Brausen bezeichnet, und in diesem Falle hat Baumstark passend die *fractae ad litora coces* (Virg. Aen. 6, 556) verglichen.

Immerhin ist die Möglichkeit nicht abzulehnen, daß Tacitus auch diesen Ausdruck aus seiner Quelle übernommen hat. Dafür möchte vielleicht die Verwendung des Wortes *murmur* sprechen, das gerne vom Rauschen eines Baches oder des Meeres gebraucht wird, und das deswegen hier sehr gut gewählt zu sein scheint, weil Ammian offenbar als Ohrenzeuge den Gesang mit dem Rauschen des brandenden Meeres vergleicht. Dann müßte natürlich auch *fractum* einen andern Sinn gehabt haben, als oben angedeutet. In diesem Falle dürften vielleicht die folgenden Vermutungen einiges zur Erklärung des Ausdrucks beitragen. *Frangere* findet sich verhältnismäßig sehr selten mit einem Objekt verbunden, das einen Schall bezeichnet, und in derjenigen Stelle, die mit unserer am ehesten zu vergleichen ist, *cor auditur fractos sonitus imitata tubarum* (Virg. Georg. 4, 72) scheint über die Bedeutung von *fractus*

<sup>1)</sup> Vgl. z. B. Liv. 2, 10; Virgil. Aen. 2, 444.

ebenfalls keine Übereinstimmung der Ansichten erzielt zu sein.<sup>1)</sup> Wenn wir von der Grundbedeutung von *frangere* ausgehen, so möchte sich für *fractum murmur* etwa als Sinn ergeben, daß das Brausen mitten in seiner vollen Kraft plötzlich gebrochen, d. h. abgebrochen wird<sup>2)</sup> — als Gegensatz wäre etwa ein allmähliches Ausklingen des Gesanges zu denken. Wenn aber dieses jähe Abbrechen nicht sowohl den Gesang als Ganzes, als vielmehr den Abschluß des einzelnen rhythmischen oder musikalischen Satzes kennzeichnete, dessen unaufhörliche Wiederholung eben den Barditus bildete, so würde der Ausdruck *fractum murmur* ‚das (immer wieder) plötzlich abbrechende Brausen‘ die Vorstellung, die wir oben vom Barditus gewonnen haben, aufs beste ergänzen.

---

<sup>1)</sup> Die gewöhnliche, aber wenig präzise Erklärung der Stelle geht wohl auf Christ. Gottl. Heyne zurück, der in seiner Ausgabe bemerkt: *Fracti sonitus h. non continui. modo fortiore modo remissiore spiritu*; vgl. z. B. Georges I 2629 s. v. *Frango*: ‚*Fracti sonitus tubarum*, die sich brechenden, bald stärkern bald schwächern.‘

<sup>2)</sup> In ähnlicher Weise erklärt auch Kappes (Vergils *Bucolica* und *Georgica* erläutert von K. Kappes, Leipzig 1876) die *Fracti sonitus* Virgils gewiß mit Recht als ‚die kurzen, abgebrochenen Töne des Signals.‘



## Aus Seb. Faeschs Reisebeschreibung (1669).

Von

Emil Thommen.

---

Die Universitätsbibliothek zu Basel bewahrt unter den Manuskripten eine Reisebeschreibung des Baseler Gelehrten Sebastian Faesch aus den Jahren 1667—1669, die meines Wissens nicht im Druck erschienen ist, und auf die ich durch Herrn Prof. Dr. G. Binz aufmerksam gemacht worden bin. In gefälligem, wenn auch nicht ganz fehlerlosem Latein erzählt Faesch auf 170 Seiten eines Duodezbandes, was er zwischen dem 25. September 1667 und dem 25. Juli 1669 in Frankreich und England gesehen hat. Über Biel-Genf erreichte er am 21. Dezember 1667 Grenoble, blieb dort zur Erlernung der französischen Sprache und zur Fortsetzung seiner juristischen Studien bis zum 14. Februar 1669, machte gelegentlich Ausflüge nach der Grande Chartreuse und nach Vienne, reiste dann über Lyon, Roanne, La Charité nach Paris und über Rouen, Abbeville, Calais nach England. Seine Heimreise führte ihn durch Belgien und das Rheinland, wie aus dem Buchtitel *Iter per Galliam, Angliam, Belgium et tractum Rheni* zu schliessen ist; doch ist der Bericht bald nach der Rückkehr von Cambridge nach London abgebrochen worden.

Die Reisebeschreibung des jungen Gelehrten überrascht uns nicht durch Enthüllung bisher unbekannter Tatsachen; sie hält sich in den Grenzen des Interesses, das ein von humanistisch-antiquarischen Studien gesättigter Jüngling im 17. Jahrhundert für private und öffentliche Einrichtungen eines fremden Volkes haben konnte. Er charakterisiert mit stereotypen Wendungen die hervorragenden kirchlichen und weltlichen Gebäude, er notiert geschichtlich bedeutende Inschriften, er bestaunt das Treiben fürstlicher Personen, er besucht berühmte Gelehrte und lässt sich von ihnen ihre Kuriositäten-Kabinette öffnen und die seltenen Stücke ihrer Bücher-, Münzen- und Handschriftensammlungen vorweisen. Auch teilt er mit allen Gebildeten des 17. Jahrhunderts die Freude an

mechanischen und technischen Erfindungen und Spielereien. In Faeschs anspruchslosen Notizen zeigt sich natürlich nicht wie in den eingehenden Schilderungen seiner Landsleute Felix und Thomas Platter II eine unbeschränkte Neugier und eine für alles besondere im Wesen und Dasein der fremden Nation lebendige Teilnahme<sup>1)</sup>, auch nicht die behagliche Geschwätzigkeit eines Wedel<sup>2)</sup> oder Kiechel<sup>3)</sup>. Wohl erwähnt er — scheu und mit nachträglichen Ausstreichungen, wo es sich um Belustigung froher Menschenkinder handelt, sorgfältig und lebhaft, wo Ausstellung von menschlicher oder tierischer Kraft und Geschicklichkeit zu beschreiben ist — die bekanntesten Vergnügungsorte der Städte. Wenn er wenigstens in England, dessen Landessprache ihm wie den meisten uns bekannten damaligen Reisenden des Kontinents fremd war, sich an Landsleute, oder nur an solche Eingeborene wendete, die ihm in lateinischer oder doch in französischer Sprache antworten konnten, so hinderte ihn das nicht, links und rechts selbständige Beobachtungen zu machen. Daß der zweiundzwanzigjährige Sprössling eines gelehrten Geschlechts, selbst ein eifriger Orientalist und Bibliophile, auf große Gelehrte den Eindruck ungewöhnlich vielseitiger Kenntnisse machte, das scheint aus den zum Teil vertraulichen Mitteilungen der Oxforder Professoren hervorzugehen.

Es mag sich deshalb lohnen, zwei Proben dieses bescheidenen Werkleins hier darzubieten. Ich wähle den Glanzpunkt der französischen Reise, die Szene am Hofe Ludwigs XIV., und den ganzen Abschnitt über die englische Reise. Der letztere ist aus zwei Gründen anziehend: erstens, weil es Faesch vergönnt war, dem denkwürdigsten Aufzug der akademischen Bürgerschaft Oxfords im 17. Jahrhundert, dem Actus im neubauten Sheldon Theater, beizuwohnen; zweitens, weil viele Aussagen Faeschs über englische Dinge anhand der zwei berühmten englischen Tagebücher von Samuel Pepys und John Evelyn<sup>4)</sup> kontrolliert werden können. Die Vergleichung spricht mit wenigen Ausnahmen für die Zuverlässigkeit und Selbständigkeit der knappen Mitteilungen Faeschs. Evelyn selbst wurde am Schluß der Oxforder Feierlichkeiten zum Ehrendoktor kreiert, freilich gerade an dem Tage, an dem Faesch nach Cambridge abreiste.

<sup>1)</sup> Msk. der Univ. Bibl. Basel, A. 2 5—8. Proben u. a. in Félix et Thomas Platter à Montpellier, 1552—1557. — 1595—1599 (L. Gaudin). Montpellier 1892. — G. Binz, Londoner Theater und Schauspiele im Jahre 1599. Anglia 22.

<sup>2)</sup> Leopold von Wedels Beschreibung seiner Reisen und Kriegserlebnisse. Hsg. v. Dr. Max Bär, Baltische Studien, 45. Jahrg. Stettin 1895.

<sup>3)</sup> Die Reisen des Samuel Kiechel. Aus drei Handschriften herausg. v. Dr. K. D. Haszler, Stuttgart, gedr. auf Kosten d. litt. Vereins, 1866.

<sup>4)</sup> In den nachfolgenden Anmerkungen zitiere ich nach: The Diary of Samuel Pepys with an Introduction and Notes by G. Gregory Smith, London 1905 — The Diary of John Evelyn, Esq., F. R. S., from 1641 to 1705 with memoir edited by William Bray, Esq., London & New York.

Eine Zusammenstellung der intimen Relation des sachverständigsten Engländers mit den Kommentaren des jungen Ausländers vermindert durchaus nicht den Wert der letztern; sie zeigt nur das leicht verständliche, daß der erstere die Vorgänge mit dem Auge des väterlich besorgten Ehrenbürgers und Staatsmanns, der letztere mit dem Auge des überlegenen und klug kritisierenden Studenten verfolgte.

Sein Aufenthalt auf englischem Boden dauerte vom 11. Juni alten Stils bis Ende Juli 1669; zwei Wochen, vom 14. bis zum 28. Juni, verbrachte er in London; vom 29. Juni bis zum 15. Juli verweilte er in Oxford; dem Besuch von Cambridge widmete er nur fünf Tage, um nach der Rückkehr noch die Umgebung der Hauptstadt, freilich nur auf kleine Entfernung, zu besichtigen.

Über Faesch's Persönlichkeit mögen folgende Angaben Aufschluß geben.

Sebastian Faesch wurde am 8. Juli 1647 zu Basel geboren als Sohn des Christoph Faesch, J. U. D., Professors der Geschichte an der Universität Basel, und der Katharina Güntzer. Siebzehnjährig bestand er das Magisterexamen und studierte dann an der Universität seiner Vaterstadt und in Grenoble Jurisprudenz. Nach einer Reise durch Frankreich und England erlangte er zu Basel den Doktorgrad mit der Dissertation «de insignibus». Auf einer zweiten Reise durch Osterreich und Italien brachte ihn hauptsächlich seine Vorliebe für Numismatik in freundschaftliche Beziehungen mit ausländischen Gelehrten. Der Besuch in Rom wurde Veranlassung zu der Abhandlung über den nummulus aereus Pylaemenis Euergetae Regis Paphlagoniae, 1680. Wie er Thomas Gale von Cambridge in der Edition des Jamblichus durch Mitteilungen aus der reichen Faeschischen Bibliothek unterstützte, so förderte er durch seine Beiträge den Mailänder Grafen Francesco Mezzabarba in der Herausgabe der Numismata Imperatorum. Von 1681 wirkte er als Professor institutionum, seit 1695 als Professor codicis an der Universität Basel. Er starb am 12. Mai 1712. (Vgl. Athenae Rauricae, Basiliae 1778, pg. 144—146.)

### I. Am Hofe Ludwigs XIV.

1669,            5. Aprilis. Mane hora nona in regiam itum ad videndos Galliae  
April. primores, quorum maxima pars Regem singulis mane venit salutatum. Contulimus nos in conclave Helvetiorum. Hic quoties vir magnae notae intrat referantur ambae partes portae, cum alias una tantum pateat, et bipenni terra quatitur. Sic vidimus Archiepiscopum Parisiensem Mr. de Perefixe<sup>1)</sup> caerulea indutum toga cui a latere innexa crux argentea. Senex est totus canus sed vegetus. statura longus. Mr. Seguier



cancellarium Franciæ<sup>2)</sup> qui sella portabili in conclave hoc Helvetiorum portabatur. vir decrepitus a servis suis suffultus. ibat ad Regem Comte de Soisson<sup>3)</sup>. 30 forte annorum, Duc d'Orleans<sup>4)</sup>, Comte d'Armignac, grand Ecuyer de France<sup>5)</sup>, Mr. Tellier<sup>6)</sup>, Mr. Colbert<sup>7)</sup>, Secretaires d'Etat. iste vir est 50 forte annorum, statura mediocris, frontem severum ac oculos quasi ad lacrymas proclives prae se ferens, cum pluribus aliis Ecclesiastici ac politici ordinis. Finito Regis concilio hora 11 et dimidia apertis portis turba omnis ad Regis procubiculum (antichambre) intromissa ubi in mensam quilibet petitionem suam ad Regem seu libellum ponebat qui in magnum cumulum excrevere, eos postea Dominus Tellier sacco impositos apportavit. Hinc recessimus in primum conclave, interea scopetarii<sup>8)</sup> Regis et Helvetii ex ordine se locant armati usque ad Sacellum Regis qui non multo post cum Regina<sup>9)</sup> ac universa aula transiit missam celebraturus. Helvetii caput nunquam denudabant. post horae quadrantem Rex rediit eodem ordine ac comitatu. nos quosdam sequimur per scalas et aulam ad conclavia Reginae quacum Rex erat pransurus. conclave hoc non erat amplum nec ornatum. tapetes habet communes, mensa apponebatur vilis admodum nec viginti solidos valens, ita ut difficulter mihi persuaderem Regem hic pransurum. Sed apponitur tamen mappa cum orbibus aureis quibus imposita mantelia artificiose plicata cum cultris et furcis aureis. Structa ita mensa accedit tandem Rex horam circiter secundam cum Regina et aulicis, apponit se mensae nec cruce nec prece praemunitus et occupat locum superiorem versus caminum, infra ipsum Regina, in summitate mensae Regis frater. ex altera parte Mademoiselle de Montpensier<sup>10)</sup> collocabantur, infra hanc filiae Reginae honorariae stabant quae accumbentes serviebant. circum mensam aulici cum peregrinis viris ac mulieribus Regem observabant prudentem. Quod personam Regis spectat, grandis is est statura, vultu magnifico et magni quid referente, colore aliquantum fusco, caesariem portat subnigram assumptam, barbam parvulam, corpore est repleto. Regina parva est statura, facie repleta, genis inflatis et rubore fulgentibus, fuce procul dubio illitis, crinibus flavis, et si in totum consideretur formosa satis. Regis frater statura est satis brevi, vultu femineo et rubore (artificiose ut dicitur) perfuso, caesarie subnigra assumpta, voce muliebri. *Φιλολόγη*, Mademoiselle filia est 40 forte annorum, non formosa, vultu masculo et incessu, nasuta. A tergo Regis adstabant duo medici, qui tamen nihil loquebantur cum aliis aulicis, inter quos Comes de Charron<sup>11)</sup> capitaine des gardes Regem colloquiis recreabat adeo amœnis ut Rex ac omnes aulici saepius se in risum effunderent, ipse etiam Rex multa loquebatur, cum tamen alias et risu et loquela admodum moderate utatur. Mensa quinquies piscibus, herbis, ovis aliisque cibus quadragesimalibus<sup>12)</sup> operiebatur. patinae argenteae in circuitu floribus flavis erant ornatae. tandem

bellaria apponebantur: fructus scilicet omnis generis, mala, aurantia, citri, uva, pruna damascena, ex saccharo sine dubio, hæcque in una patina pyramidali figura collocata. Rex semel tantum potum poscebat qui ipsi in phiola crystallina cum alia phiola aqua repleta et poculo in orbe aureo offerebatur. ipse infudit et miscuit aqua quantum placuit ac reddidit phiolas cum orbe et poculo, sed comedit multo liberalius ac summo cum appetitu, offam<sup>13)</sup> præsertim quæ primo loco apponebatur qua digiti etiam opera cochleare implevit. Durante prandio filius Regis Mr. le Dauphin<sup>14)</sup> accedit et salutato Rege ac Regina quæ ipsum osculabatur locum occupat inter Regem et Regis fratrem, mensæ scilicet angulum. Hic substitit continuo Regem respiciens nec vocem promens ullam nec risu uti reliqui se delectans. Princeps est flavis crinibus, parvulus adhuc, colore subpallido, forma alias satis egregia. His peractis consurgitur et Rex ad sua, nos ad nostra retulimus. Prandium per sesquihorium duravit.

## II. Reise nach England.

1669.  
Iunii.  
Caletum.

Eo die 20. Iunii hora septima vesperi navem conscendimus *σὺν 9εῶ* ordinariam, le paquetbot dictam, accepto prius a Gubernatore conductu, et monstratis sarcinis, pecunia etiam Gallica cum Anglica commutata in hospitio. Ventus nobis minime favebat, et fere contrarius erat, unde factum est ut cum vix per semihoram a portu abivissemus, nausea me ceperit ingens et dolor capitis qui vertigini mihi videbatur simillimus. Navis valde circumagebatur nunc in hanc nunc in illam partem. fluctibus etiam interdum ex parte operiebatur, ut nobis videbatur non sine discrimine. perventum tandem bono cum deo ad oppidum Dym<sup>1)</sup> hora 5 matutina, Doveram enim intrare non permisit venti vehementia. Hic anchora jacta ac nos ab Anglicis nautis ad terram minoribus navibus delati sumus. Hic duo solidi<sup>2)</sup> cum dimidio erant solvendi, cum totum mare pro quinque solidis trajecissemus. Ita a pluvia madidi et a mari defatigati in hospitium nos conferimus. Hic post corporis purgationem de crumena etiam nostra purganda consilium inierant Angli; sane omnes illius loci officarios credo confluisse ut nomine regio a nobis tanquam a linguæ morumque Anglicorum imperitis aliquid nummorum exprimerent; nec profuit Angli cujusdam nobilis, ut ajebat, consortium, cujus impensas quas nobiscum fecit sine dubio vel inviti et nescientes solvimus. Quisquis ille sit nebulo prohibere nunquam voluit ne pro inspiciendis sarcinis, pro impulsu, pro capite, pro conductu, pro jentaculo etiam et posta solveremus quæ minime erant solvenda, uti postea comperimus. Hinc per postam optimis equis sed sellis parvis et minus commodis, ubi cavendum ne quis decideret<sup>3)</sup>,

Canterbury. Cantuariam itum 20 millibus Anglicis.

Hic per sequentem diem Dominicam subsistendum duximus, scilicet alii e consortio Londinum petebant, ubi et eadem die appulerunt. Nos urbem nostram lustravimus, templum imprimis egregium et structura superbum. Præbendarii hic magnis fruuntur redditibus, inter quos Dominus Casaubonus <sup>4)</sup> quem salutare animus erat, sed adversa utebatur valetudine, et Dominus Molinaeus. <sup>5)</sup> Dominum Stockarum Scafusianum <sup>6)</sup> illius loci ministrum cum salutassemus, ad cenam is nos invitavit et humanissime excepit. Ibidem erat juvenis quidam Polonus nomine Moreschi medicus, Gallicæ et Anglicæ linguæ peritus et Chymie imprimis studiosus.

24. Iunii  $\odot$ . <sup>7)</sup> solutis sex solidis per St. Ambour, <sup>8)</sup> ubi pransum, et Rochester itum Gravesendam. Hic conducta navi pro 6 solidis Londinum properavimus quo et post solis occasum  $\sigma\upsilon\tau\ \theta\epsilon\sigma\tilde{\iota}$  appulimus. In primo hospitio erat devertendum at the king of Sphania. <sup>9)</sup> Hinc postero mane navi superato ponte quaesitum ivimus cubiculum apud pictorem quendam Hollandum nomine Hugh over against Jorekhous in Churchlane, <sup>10)</sup> cui Dominus Stockarus nos commendavit. Invenimus hic Dominum Hemman Bernensem. <sup>11)</sup> Hic nos spatiatum duxit in aream quandam Lincolningsfieth, <sup>12)</sup> ubi quotidie sub vesperam luctantur juvenes. Vidimus hinc Templum S. Pauli incendio omnino dirutum, ut vix quicquam nisi locus de tam magnifico et superbo olim restet ædificio. Reparare illud incipiunt, sed mirum quam segniter et lente. <sup>13)</sup> Adeo nemo divina curat quolibet suis rebus ac ædibus reficiendis intento.

Pauls-  
church.

27.  $\ominus$ . Inspeximus arcem Tower ad Tamesim sitam cuius aqua circumdatur. Sub porta gladios deponere moris est, nos tamen retinimus. <sup>14)</sup> Portæ custode nos ducente de loco in locum vidimus:

Tower.

1. Nystum sclopetis <sup>15)</sup> et lanceis omnino refertum inter quæ sclopetum Regium.

2. Tormenta majora quorum quædam tribus aut quatuor vicibus possunt explodi, totidem foraminibus instructa. <sup>16)</sup>

3. Cataphractariorum indumenta <sup>17)</sup> ubi et Reges aliquot cataphractis induti cataphractariis equis insidentes.

4. Monstrantur arma quædam Hispanorum quibus in magna illa expeditione navali utebantur, inter alia clypei in quorum medio sclopetum, item bipennes sclopetis instructæ, <sup>18)</sup> ac omnis generis spicula.

5. Thesaurus inter cancellos ligneos monstratur, nos exterius vidimus:

1. Turrem argenteam 3000  $\tilde{\iota}$  Sterlin æstimatam;

2. Sceptrum Regium ubi plurimæ gemmæ, cum imposita avicula;

3. Sceptrum regis Rogiers <sup>19)</sup> in quo amethystus 20000  $\tilde{\iota}$  Sterlin;



4. Corona regalis variis gemmis distincta eisque pretiosissimis; in apice unam habet magnitudinis admirandæ ac pretii inaestimabilis. Forma coronæ hæc est, intus holoserica calotta,<sup>20)</sup> ut facilius gestari possit, instructa. Hic et argentum aurumve cuditur quod videri potest.<sup>21)</sup> Cæterum singulis conclavibus singuli sunt præfecti qui omnes separatim remunerandi duobus vel 3 denariis, pro homine thesaurario solo sex sunt constituti.



Soluta arcis custodi qui nos erat comitatus de loco in locum pretio arceque exeuntes hominem offendimus qui feras Regias, Leones scilicet aliquot, inter quos Carolus I. et II. egregiæ sane formæ ac magnitudinis terrificæ, cum aliis Leonibus et Tigribus monstravit pro duobus nimirum denariis. Hic et Leo cum cane inclusus videtur.<sup>22)</sup>

**West-**  
**münster.** Hinc itum in Westmünster navi, ubi Regum ac plurimorum Angliæ Magnatum sepulcra quorum splendore quædam Gallicis à St. Denys non cedunt.

Scalis ascensis scriniis inclusi monstrantur aliquot reges vestiti ea forma qua erant in vivis, in alio scrinio Jacobus cum duobus uxoribus.<sup>23)</sup> In apice porticus Monasteriensis (Westmünster Hof) palo infixum videtur Cromvelli caput aliorumque illius adhærentium, uti et supra pontem.<sup>24)</sup> In templo Westmonasteriensi etiam est sedes Parlamenti,<sup>25)</sup> conclave minime splendidum, in cujus summitate sella Regis holoserico rubro prætexta, ab utroque latere duo aliæ sellæ, infra thronum longi sunt sacci rubri lana repleti atque hinc scamni;<sup>26)</sup> locus sane talibus congregationibus minime conveniens, adeo ut miratu digna res sit illum peregrinis monstrari. Huic contiguum est aliud conclave obscurius adhuc ubi corona quædam ex auricalco<sup>27)</sup> qua dicunt Duces creari. Hac capitibus imposita datoque munere domum redivimus.

**Sacellum**  
**Regium.** 20. Iunii.<sup>28)</sup> ☉ Sacellum Regium intravimus ubi multis cærimoniis litaniam canere ac concionari audivimus. Rex in sublimi loco conspiciebatur cum fratre.<sup>29)</sup>

**Prandium**  
**Regis.** Hoc bihorii spatio finito ad prandium Regium properavimus. Locus hominum omnium etiam infimæ condicionis adeo erat repletus, ut se invicem fere suffocarent. Mensa regia cancellis ligneis inclusa est quos sine indultu transire nemini permissum est. Singulis ferculis quidam cum sceptro argenteo præcedebat in cujus apice corona. Instructa mensa Rex accedit solusque mensæ accubuit; illi servitia omnia flexis genibus præstabantur. Durante prandio concentus omnis generis instrumentorum musicorum audiebatur; nobis tamen prandii finem expectare impossibile erat ob effrenam præsentis turbæ licentiam.<sup>30)</sup> Ergo per totum palatium atque omnia fere conclavia Regia (quæ Gallicis non comparanda splendore uti et ipsa domus Withall<sup>31)</sup> quamvis amplitudine ac ædificii commoditate superet Regiam Galliæ) ambulatum ivimus in campum Regium e regione domus Regiæ (ille Parc dicitur).

**Withall.**

**Parc.**

Hic magnus damarum grex ut et volatiliū omnis generis. Locus est Regis deambulationibus destinatus qui et a cana saepius huc aestivo tempore tendit ambulatum; scilicet eum ipse aliquoties vidi, ac semel quidem cum fratre suo Duce Eboracensi, qui tecto semper erat capite, et legato Gallico Mr. Colbert.<sup>32)</sup> Quo tempore et tres feminae tres portantes infantulos nuper ex eodem utero in lumen prognatos flexis genibus a Rege petebant munus pro puerpera. In campo hoc (Pare) portica<sup>33)</sup> erecta, telescopiis appendendis apta, quale et eadem vespera erat appensum, quinquaginta pedes longum, per quod lunam ejusque eminentias optime observabant ingeniosissimi illi Regiae societatis philosophi<sup>34)</sup>, Saturnum etiam quem duas habere prominentias repererunt sibi oppositas.<sup>35)</sup>

22. ♂ Tendimus in locum qui Bärengraben dicitur<sup>36)</sup> trans Tamesim. Hic canes Anglici cum Leone tribusque ursis ac duobus Tauris feris committuntur, uno scilicet post alterum. Dignum visu est quo animo canes isti feroces bestias fortissimas aggrediantur. In fine et catastrophes loco mulus immittitur cui insidet simia. Illum canis quoquoversum agit, ideoque misera simia casum metuens quam tenacissime mulo inhaeret risusque materiam exhibet astantibus.

Bären-  
garten.

23. ♀. Trajecta supra Lambet<sup>37)</sup> (sic Archiepiscopi Cantuarii domus vocatur) Tamesi visum ivimus *καμάλια*<sup>38)</sup> cuiusdam Tusci nomine. In via amœnissimum est œnopolium, the Springegarten.<sup>39)</sup> Illa quamvis a femina suo nobisque incognito idiomate cuncta explicante monstrata sunt omnis generis naviculae, exotica vestimenta, pisces, tela, aves, caseus, lignumque putrefactum, Hénrici VIII. scipio atque alia ejus generis. Hic solvendus solidus pro persona quod nobis plane videbatur insolidum.

24. Fallendi temporis calorisque causa lavatum abivimus in Tamesi.

25. Vidimus Bibliothecam Westmonasteriensem manuscriptis aliquot et impressis ante plures annos libris instructam.

28. Per rhedam ordinariam itur Oxonium per vicum Oxbridg,<sup>40)</sup> ubi haustum vini sumpsimus, Beconfielth<sup>41)</sup> ubi pernoctatum, Ricotte<sup>42)</sup> ubi postero die pransum est.

Oxonii divertimus ad Angelum, nosque postea ad mensam Domini M. Heyde<sup>43)</sup> protobibliothecarii contulimus, cum Domino Axen Holsato<sup>44)</sup> viro humanissimo pariter ac doctissimo qui nobiscum venerat Londino. (Hic notas meditatur in Phædri fabulas quas propediem in lucem dabit necnon tractatum de Assassinio.)

Oxonium.

Habitabat Dominus Hayd prope adem S. Mariae<sup>45)</sup> a qua non multum abest Collegium Publicum in quo exercitia publica habentur.<sup>46)</sup>

Ibidem etiam est Bibliotheca illa Oxoniensis, toto orbe celeberrima, cui adjuncta Seldoniana.<sup>47)</sup> hic nomina nostra dedimus ut liber semper pateret aditus pro quo octo solidi erant solvendi. Hic Dominus Heyde monstravit libros quosdam rariores ut:

Biblio-  
theca.

Missale cum picturis quo utebatur Maria Regina. Proverbes de Salomon escritos de la main d'une Ester Anglaise en plus de soixante caractere admirablement. <sup>48</sup>) Emanuelis *Φιλιί Γαυβου πρεβι ζώων* cum picturis animalium. <sup>49</sup>) Officia Ciceronis in pergamo 4<sup>o</sup> impressa A<sup>o</sup> 1645 a Faustio per puerum suum. <sup>50</sup>) Hieroglyphica Mexicana, parvæ deformes imagines in cartaceo pictæ.

Acta Apostolorum Græce Antiquissima.

Habetur præterea in hac bibliotheca immensus numerus Manuscriptorum omnis generis ex Bibliothecis Bodleiana, Seldeniana, Barocciana, <sup>51</sup>) et aliis.

In conclavi quodam ibidem ostenduntur sella ex reliquiis Navis celebris Draconis <sup>52</sup>) composita, corona Indica, tela, cochleæ, optica quædam, et tabellæ acu pictæ ab Angla passionem Christi inferentes.

In xysto longo armario inclusa monstrantur omnis generis numismata vetera et recentia, cum aliis *zeitunglious* ut ense Henrici VIII. etc.

In schola Medica seu theatro anatomico sceleta sunt, calculi, <sup>53</sup>) et

**Dn. Wallis.** animalia quædam. Ex professoribus ibi salutavimus Dominum Wallis

**Dn. Pocok.** celebrem mathematicum <sup>54a</sup>) et Dominum Pocok <sup>54b</sup>) qui nos humanissime excepit, et Manuscripta quædam Arabica quorum non contemnendam habet copiam exhibuit, inter quæ Scherif Aledrici Geographia cum cartis Geographicis pictis, cujus compendium edidit Sionita. <sup>55</sup>) Novum testamentum Syriacum minutissimo caractere. <sup>56</sup>) Pentateuchum Samaritanum. <sup>57</sup>) Euclides Arabice cum figuris. <sup>58</sup>) Abualid Aben Jona Lexicon Hebræo-Arabicum. <sup>59</sup>) Abulfedæ Historiarum 2 tom. in 4<sup>o</sup>. <sup>60</sup>) Maimonidis quædam pulcerrime scripta. <sup>61</sup>)

Monstravit inter alia modum scribendi Syrorum, nimirum non uti nos versolibro ab summo in imum, buccinam Hebræorum ex cornu arietis,



spithamæ <sup>62</sup>) longitudine. Flagellum Judæorum ex corio bovino, bovino superinducto et asinina ligula compacto. de siclis <sup>63</sup>) Hebræorum cum sermo incidisset, illos suppositi[c]ios et novos se credere asseruit addens historiam de Domino Roo <sup>64</sup>) legato Regis Anglici apud Turcas. cui cum quidam Judæus nummum aureum Alexandri Magni offerret emendum insano pretio, Judæus alius notus Legato rogavit ut Legatus illum nummum per aliquot dies domi possit retinere, quo impetrato ipse nummum alium finxit hunc adeo in omnibus exprimentem ut dignosci a se invicem neuter potuerit. Judæo dein nummum repententi recentem hunc restituit, qui nihil doli suspicatus illum pro suo domum retulit ac semper habuit. Paratas habet celeberrimus Dominus Pocok sex Proverbiorum Arabicorum Xiliadas cum explicationibus Latinis et Arabicis. <sup>65</sup>)

**Dn. Clericus.**

Dominus Samuel Clericus <sup>66</sup>) Architypographus Oxoniensis et facultatis Juridicæ Pedellus vir in linguis Orientalibus optime versatus multis nos nominibus devinxit. inter alia nos ad Vicecancellarium Dominum Fell <sup>67</sup>)



deduxit, qui humanissime nos exceptit, et quædam de Canonibus Conciliorum quos nunc de novo prelo commiserit Oxonienses, et quorum quidam etiam Basileæ extant, rogavit. <sup>68)</sup>

Dominus Heyde hospes noster humanus edidit *Ulug beg de longi-Dn. Heyde. tudine et latitudine stellarum fixarum Persice Latine.* <sup>69)</sup>

Idem tamquam Protobibliothecarius confecit indicem bibliothecæ Oxoniensis. <sup>70)</sup> scripsit et librum de ludo Schacchorum nondum impressum. <sup>71)</sup> edidit Haphiz Poetæ canticum Persico-Latinum cum commentario Turcico, <sup>72)</sup> et Historiam Timuri Arabice et Persice cum versione Latina duplici, nondum perfecit. <sup>73)</sup>

Collegia hic sunt 17 cum aliis quinque quæ Hall vocantur. <sup>74)</sup> ex Collegiis maximum et primum est Collegium Aedis Christi cujus aula nostro tempore saliente fonte ornabatur, bibliothecam habet satis elegantem. <sup>75)</sup> Atque hæc Collegia magnifice ut plurimum extracta valde ornant civitatem.

Interea 9. Iulii Comitia Oxoniensia inchoabantur quæ primo illius mensis pro mora fieri non poterant. <sup>76)</sup> frequentissima fuerunt ob Theatri novi dedicationem, quod certe ædificium est magnificum a Scheldeno Archiepiscopo Cantuario et Academiae Cancellario <sup>77)</sup> extractum magnis impensis, fertur non ultra sedecim millia librarum Anglicarum illos excurrere, ex una parte Collegio Publico, ex aliis muro circumdatum est, elegantissimis marmoribus Arundelianis ab Howarto Arundelii filio donatis <sup>78)</sup> et quibusdam ab ipso etiam Scheldeno, tam Græcis quam Latinis conspicuo. Theatrum ipsum hac forma videtur intusque nobilium, Doctorum, feminarum, sociorum etc. sedes sunt separate. Peristylia habet duo totum theatrum ambientia.



9. Iul. ☽ mane ab Oratore Academiae Domino South <sup>80)</sup> oratio habita egregia, qua theatrum dedicavit, a meridie Orationes et carmina a Junioribus, qui scilicet Magistri et Baccalaurei creabantur, recitabantur.

10. ☽ Novi creati Doctores et Magistri in Ecclesia S. Mariae ibant oblatum super altare flexis quidam genibus, alii curvato corpore. a meridie disputationes Philosophicæ habebantur in theatro post quas primus terræ filius <sup>81)</sup> in Doctores et Præsidentes aliosque invehebatur acutissime. eodem die etiam lectiones Theologicæ habebantur. Angli tales actus miro excipiunt applausu, tussi scilicet, grunntu, ululatu, vel pulsu aut alio signo prout cuique placuerit. <sup>82)</sup> in disputationibus assumunt tantum et negant, respondent fere nihil.

12. ☾ mane in Auditorio Musico Musica habita et poemata quædam recitata sunt plæraque in mulieres, quæ non sine sardonico risu excepta sunt. <sup>83)</sup> post meridiem frequentissimo actu cui ter mille plus minus homines inter-

NB, infra theatrum typographia erigitur. <sup>78)</sup>

fuerunt in novo theatro Doctores renuntiati sunt qui et disputationum specimina ibidem exhibuerunt. Doctor item Musices a Domino Wallisio renunciatus Musicam exhibuit. Sed prius terræ filius alter in Professores ipsis præsentibus summa cum libertate idque absque figuris et tropis invehebatur adque ideo non eo applausu quo primus exceptus est. fuga etiam sibi postea consulere coactus est, dum prior in carcerem conjiciebatur. Dominus Fell Vicecancellarius Actum Oratione finivit, quo facto in omnibus Collegiis potioni indulsum est per totam fere noctem.

13. ♂ et sequente amicis valediximus et postea

15. ♀ viæ nos dedimus cum Domino Hardero,<sup>84)</sup> equos conduximus et virum cui 50 asses Anglici Cantabrigiam usque quivis solvimus. relicto ergo Oxonio per oppidum Bucking[h]am 16 millibus inde dissitum ubi pransimus, per oppidum Neuport 11 millibus, et Bedford<sup>85)</sup> ubi pernottavimus ad insigne Cigni, sequenti die peractis 20 millibus Cantabrigiam ivimus pransum quo et circa horam 12. appulimus, tota hac via multis ambagibus referta, et ideo inventu est difficillima, caterum amœna ferocitate frumenti et infinitis ovium gregibus quos totidem comitantur greges corvorum adeo ut sæpius ad centum eorum simul conspexerimus.

Canta-  
brigia.

Cantabrigiæ quæ adeo frequentata uti Oxonium, adeo ut quibusdam in plateis ne muscum quidem offendas, inspeximus Sacellum Regium,<sup>86)</sup> splendidum sanc et magnificum, altitudine etiam conspicuum, Bibliothecam publicam quæ Oxoniensi minime comparanda.<sup>87)</sup> Manuscripta tamen habet Hebraea, Latina, Græca, Arabica, Malabaica in foliis fuco expressis.

In collegio Benedictino<sup>88)</sup> varia habent Manuscripta ut Homerum cum Glossis, Psalterium Georgii Papæ etc.<sup>89)</sup>

In Collegio S. Johannis Manuscripta Arabica et picturæ,<sup>90)</sup> Palatium item Florentinum in lapide de pièces rapportées.

Collegium Trinitatis quod maximum est in medio aræ fontem habet egregium.<sup>91)</sup>

Hysteron est proteron præpostera causa loquendi.

Exempli causa Camburgia-Oxonium.

Quamvis de primatu semper contendant.<sup>92)</sup>

20. ♂. In rheda ordinaria per Warr<sup>93)</sup> 25 millibus ubi pransimus et rhedam mutavimus, per Edmonton<sup>94)</sup> deinde pagum, cujus cerevisia in pretio apud Anglos, Londinum redivimus.

25. Iul. ☉. Reginam<sup>95)</sup> ad missam rheda euntem vidimus.

Hantin-  
court.

27. ♀. Conducta navicula itum in Hantincourt,<sup>96)</sup> præcipuum Regis suburbanum, est ea domus tota latericia nisi in angulis,<sup>97)</sup> hic in interiore area fontem videbis ex marmore totum statuis eximium.<sup>98)</sup> In Conclavibus visu digna sunt:

1. Pictum cete<sup>99)</sup> quod Grenvici<sup>100)</sup> ante 12 annos captum, 22 yard (Anglicum est ulnæ genus) longum.

2. Tabulae quaedam ab Andrea Montagno Italo pictae<sup>101</sup>) quarum pro quavis a Cardinale Mazarino 1000 ₰ Anglici (Cromwellio oblata.

3. Tabulae Geographicae viri altitudine, in librum compactae, egregium opus.

4. In armario Passio Christi matre perlarum expressa videtur.

5. Lectus pretiosissimus mille libris aestimatus, nuper ab Hollandis Regi dono datus cum mappa etc., velum habet holosericum rubrum auro argentoque bene elaborato fere obductum.<sup>102</sup>)

6. Galeria seu xystus cornuum, omnis generis cornubus quae ullibi reperiuntur referta,<sup>103</sup>) in imo maximum cornu cervi depictum est cum hac inscriptione: Le vray portrait d'une corne de cerf dans le chateau d'Ambise en France lequel a 12 pieds de hauteur et neuf de largeur et 5<sup>1</sup>/<sub>2</sub> pieds d'espace entre les deux branches.

Cæterum plurimi hic et egregii tapetes, illi praesertim qui parietibus non affixi sed in camera nobis monstrabantur asservati qui auro argentoque nitent, adeo ut Principem Hetruriae<sup>104</sup>) qui nuper adeo hic fuit, asseruisse ferunt similes se tapetes per vitam non vidisse.<sup>105</sup>)

Hinc quia nobis falso relatam est Winsorum 30 inde leucis abesse,<sup>106</sup>) domum redivimus in eadem navi. (Hier bricht das Diarium ab.)



## Anmerkungen zu I.

1. Hardouin de Beaumont de Péréfixe, 1605—1670, Erzieher Ludwigs XIV., später sein Beichtvater, seit 1662 Erzbischof von Paris und Provisor der Sorbonne, Verf. der *Institutio principis* (Paris 1647) und der *Vie de Henri IV.* (Paris 1661) Biogr. Univ. t. 32.
2. Pierre Séguier, 1588—1672, seit 1635 königlicher Kanzler, Mitbegründer und Protektor der französischen Akademie. B. U. 38.
3. Eugène Morice de Savoie, comte de Soissons, 1633—1673, verheiratet mit Olympia Mancini, der Nichte des Kardinals Mazarin, Oberstleutnant der Schweizer und Grisonen, seit 1672 Generalleutnant, fand seinen Tod in der Armee Turennes in Westfalen. B. U. 39.
4. Philippe de France, Duc d'Orléans, Bruder Ludwigs XIV., 1640—1701, in 1. Ehe verheiratet mit Henriette Anna, Schwester Karls II. Stuart, in 2. Ehe mit Charlotte Elisabeth von Bayern. B. U. 31.
5. Louis de Lorraine, comte d'Armagnac, de Charny et de Brionne, vicomte de Marsan, 1641—1718, grand écuyer de France, sénéchal de Bourgogne et gouverneur d'Anjou. *Généalogie et Chronologie de la Maison Royale de France*, Paris 1753. t. VIII. 509.
6. Michel Letellier, 1603—1685, Staatssekretär im Kriegsdepartement, Vorgänger seines Sohnes, des Marquis de Louvois. B. U. 24.
7. Jean Baptiste Colbert, 1619—1685, Staatssekretär und Finanzminister Ludwigs XIV. B. U. 8.
8. scopetarius: carabinier. Scopetum (auch sclopetum) = frz. escopette: carabine qu'on portait en bandoulière, Stutzbüchse.
9. Maria Theresia, 1638—1683, Tochter Philipps IV. von Spanien. B. U. 26.
10. Anne-Marie-Louise d'Orléans, Herzogin von Montpensier, 1627—1693, Tochter Gastons von Orléans, die Geliebte des Grafen von Lauzun. B. U. 29.
11. Louis de Béthune, comte de Charrost, Chevalier des Ordres du Roy et Gouverneur pour sa Majesté de la ville de Calais etc., wird als einer der vier Capitaines des Gardes du Corps genannt in *L'Estat de la France, par N. Besongne*, Paris 1663. p. 124 5.
12. Osterfastenspeisen.
13. Mehlklöße.
14. Louis „le Grand Dauphin“, 1661—1711, der unbegabte Zögling des Herzogs von Montausier und des Bischofs Bossuet. Für ihn schrieb B. seinen *Discours sur l'histoire universelle*; für ihn wurden die schönen lateinischen Klassikerausgaben ad usum Delphini gemacht. B. U. 25.

## Anmerkungen zu II.

1. Vermutlich Dymchurch, westlich von Dover, 10 östlich Greenwich; vielleicht auch Deal, östlich von Dover. Faeschs Schreibung von englischen Eigennamen ist sehr unzuverlässig.
2. solidus = Schilling, denarius = Penny, as = Halfpenny

3. Kiechel pg. 32 erzählt von der gleichen Strecke im Jahr 1585: Wir rüthen die post, als sie do im landt zu gehn pflegt, haben gahr kleine, nudertrechtige aber sehr gute pferthin mit geringen holzernen settel, wölehe mit thuch yberzogen, hünden gahr nuder, das einer am reythen leüchtlich yberaus schleift.
4. Meric Casaubon. 1599—1671, Sohn des Isaak Casaubon von Genf, studierte zu Eton und Oxford, war Inhaber mehrerer Pfründen, 1644 vom Parlament derselben entsetzt, nach der Restauration wieder eingesetzt. Selbst fruchtbarer Schriftsteller und Bewahrer der Werke seines Vaters (1850 von der Clarendon Press Oxford herausgegeben) Dictionary of National Biography, IX.
5. Peter du Moulin, 1601—1684, geb. zu Paris, Pfarrer von Adisham in Kent, anonym Verfassner der royalistischen Schmähchrift *Regii sanguinis clamor*: seit 1660 Kaplan Karls II. und Präbendar von Canterbury. D. N. B. XXXIX.
6. Hans Stockar (von einer Seitenlinie des Schaffhauser Geschlechts, dem der Gesandte der evangelischen eidgenössischen Stände an das englische Parlament und an den Herzog von Savoyen, Hans Jakob Stockar, 1615—1681, angehörte). Enkel Heinrich Stockars, Hauptmanns in französischen Diensten und Stadtbaumeisters von Schaffhausen, wurde geboren 1633 als dritter Sohn Hans Stockars, 1649 Pfarrer zu Beggingen im Kanton Schaffhausen, später (durch Vermittelung seines vornehmen Veters?) Prediger in Canterbury, starb 1709. Seine Söhne Johann Martin und Heinrich liessen sich in London nieder. Leu, Schweiz. Lexikon.
7. Erklärung der Planetenzeichen: ☉ Sonntag, ☾ Montag, ♀ Dienstag, ♀ Mittwoch ♃ Donnerstag, ♀ Freitag, ♃ Sonnabend.
8. St. Ambour wahrscheinlich entstanden aus flüchtig notiertem Sittingbourne (Sittingbourn), der Ortschaft, wo im 16. und 17. Jahrhundert die Post zwischen Canterbury und Gravesend für die Mittags- oder Abendmahlzeit anhielt. Vergl. S. Kiechel, pag. 22. Evelyn, Diary, 27. VI. 1650.
9. King of Spain.
10. York House, früher dem Herzog von Buckingham gehörig (cf. Evelyn, 27. XI. 1655), von Pepys als Absteigequartier fremder Gesandten erwähnt (30. XII. 1660, 6. VI. 1663), lag am Strand in der Gegend von Villiers und Buckingham Street. Das Haus des holländischen Malers Hugo? stand also wohl am östlichen Ende der Gasse, die St. Martin's Place mit dem Strand verbindet.
11. Dürfte identisch sein mit Daniel Hemman, Sohn des Bäckers im Grossen Spital zu Bern, getauft 12. September 1642, seit 1659 auf der obern Schule zu Bern, wurde als Stipendiat auf fremde Universitäten geschickt: 1671 Schulmeister in Zofingen, 1672 Pfarrer zu Reinach, 1677 entsetzt, 1680 Pfarrer in Murten, 1696 in Thurnen, gestorben 1715. Mitteilung des Staatsarchivars Dr. H. Türler.
12. Lincoln's Inn Fields, südlich von High Holborn, heute einer der grössten Squares in London, von Inigo Jones angelegt, im 16. und 17. Jahrhundert ein elegantes Quartier mit obstreichen Gärten und Promenaden. Vgl. F. F. Ordish, Shakespeare's London, 1897, pag. 107--110.
13. Die Ruinen der durch den grossen Brand im September 1666 zerstörten St. Paulskathedrale wurden erst im Jahre 1668 weggeräumt. Samuel Pepys bewunderte die Schnelligkeit, mit der der Turm abgebrochen wurde. Die neue Kirche hoffte er im Jahre 1669 erstehen zu sehen. Vgl. Pepys Diary 26. VIII. und 14. IX. 1668. In Wirklichkeit wurde der Neubau nach den Plänen von Sir Christopher Wren erst 1675 begonnen und 1710 vollendet.
14. Dieselbe Vorschrift erwähnt Paul Hentzner, Itinerarium pag. 130 (Ausg. v. Breslau 1617), S. Pepys Diary 30. X. 1662.
15. Vgl. Anmerkung II. 8.

16. Paul Hentzner sah 1598 tormenta duo ex quorum altero tres, ex altero septem globi possunt explodi. Itinerarium, pag. 130.
17. Schuppenpanzer, Rüstungen.
18. Hentzner spricht von hastae ex quibus ejaulari potest; Clypei ex quibus quater jaculatur.
19. Ein Scepter des Königs Roger finde ich nirgends sonst erwähnt. Offenbar ein Missverständnis des Verfassers.
20. Ganzseidene Kappe.
21. Besuche in der Münze im Tower beschreibt S. Pepys 9. III. und 19. V. 1663. Die heutige Royal Mint, 1811 erbaut, 1882 umgebaut, steht östlich vom Tower.
22. Die Löwen erwähnt auch Pepys als Kuriosität 3. V. 1662. 30. IV. 1663. P. Hentzner sah neben drei Löwinnen und einem Löwen, namens Eduard VI., noch eine Menge wilder und zahmer Tiere; Itin. pag. 131. Die Löwen wurden 1834 nach dem Zoologischen Garten in Regent's Park gebracht.
23. Missverständnis des Verfassers, da König Jakob I. nur einmal, mit Anna von Dänemark (1589—1619), verheiratet war.
24. Cromwells Leichnam wurde nach einem Parlamentsbeschluss vom 4. Dezember 1660 am 26. Januar 1661 in Westminster Abbey ausgegraben, am 30. Januar zu Tyburn an den Galgen gehängt, der Körper darunter begraben, der Kopf auf eine Stange über Westminster Hall gesteckt. Dieselbe Strafe wurde vollzogen an Bradshaw, dem Präsidenten des Gerichtshofs, der Karl I. zum Tode verurteilt hatte, und an Ireton, dem republikanischen General und Schwiegersohn Cromwells. D. N. B. XIII. Schon im Oktober 1660 waren andere Königsmörder hingerichtet und ihre Köpfe über Westminster Hall und London Bridge aufgepflanzt worden. Evelyn nennt Axtall, Carew, Clements, Hacker, Harrison, Peters (14. X. 1660), Scot. Scroope, Cook, Jones (17. X. 1660). Vgl. Pepys 21. X. 1660: George Vine carried me up to the top of his turret, where there is Cook's head set up for a traitor, and Harrison's set up on the other side of Westminster Hall. Here I could see them plainly, as also a very fair prospect about London. 19. April 1662 wurden Harkstead, Okey und Corbet, fernere Richter des Königs, gehängt und gevierteilt. Vgl. Pepys 30. XI. 1661, 22. I. 12. III. 17. III. und 19. IV. 1662. Zur Rache an den Leichen Cromwells, Bradshaws und Iretons bemerkt der fromme Evelyn: This day (O the stupendous and inscrutable judgments of God!) were the carcasses of those arch rebels Cromwell, Bradshaw the Judge who condemned his Majestie, and Ireton, son-in-law to the Usurper, dragg'd out of their superb tombs in Westminster among the Kings, to Tyburne, and hang'd on the gallows there from 9 in the morning till 6 at night, and then buried under that fatal and ignominious monument in a deepe pitt; thousands of people who had seene them in all their pride being spectators. Look back at Nov. 22. 1658 (Cromwells königliche Bestattung) and be astonish'd! and feare God and honor the King; but meddle not with them who are given to change! (30. I. 1661).
25. Unrichtige Angabe. F. vermisch Westmiuster Hall mit Westminster Abbey. Eine Verlegung des Parlaments vom ersten ins zweite Gebäude hat meines Wissens nie stattgefunden.
26. Richtig scamna, Bänke.
27. auricalcum = orichalcum, Messing.
28. Dass der Autor vom 27. Juni auf den 20. Juni zurückfällt, hat seinen Grund darin, dass er zunächst noch, bis zum Ende des französisch-gregorianischen Monats, die gewohnte Datierung fortsetzte, dann aber sich dem englisch-julianischen Kalender anpasste, der um 10 Tage im Rückstand war, und also statt des 30. Juni (eines Mittwochs) den 20. Juni schrieb.



29. Zum Gottesdienst in der königlichen Kapelle in Whitehall vgl. Pepys. 39. VII. 1660. With my Lord (Sandwich) to Whitehall Chapel, where heard a cold sermon of the Bishop of Salisbury's, Duppa's; and the ceremonies did not please me, they do so overdo them. — Rex: Karl II. Stuart, frater: Jakob, Herzog von York, nachher König Jakob II.
30. Zu diesem Tadel über die skandalöse Unordnung in der Umgebung des unwürdigen Monarchen stimmt genau, was Evelyn zum Empfang des marokkanischen Gesandten am 11. Januar 1682 notierte: Das Gedränge und der Lärm der Zuschauer (im Audienzsaal) war nicht auszuhalten, so dass die Hofbeamten keine Ordnung halten konnten. Darüber waren diese Fremden zuerst erstaunt; denn bei allen öffentlichen Anlässen in ihrem Lande, und überhaupt in allen türkischen Landen, wird alles genau nach Herkommen und Regel und unter vollständigem Stillschweigen vollzogen.
31. Whitehall, heute der Sitz der Ministerialgebäude, dahinter der St. James's Park.
32. Charles Colbert, Marquis de Croissy, Bruder des Ministers Jean Baptiste Colbert, hatte schon im September 1668 (vgl. Evelyn 14. 19. IX. 1668) durch einen für England vorteilhaften Handelsvertrag den König und seine Berater (das Cabal Ministerium) der am 23. Januar 1668 mit Holland und Schweden geschlossenen Trippellianz zuwider an Frankreichs Interesse gefesselt. Durch seine Mission im Jahre 1669 gewann Colbert den König zu einem Angriffskrieg gegen Holland 1. durch das Versprechen jährlicher Subsidien von £ 120,000 und £ 80,000 Entschädigung im Falle von Unruhen in England. 2. durch die Aussicht, dass in einem künftigen Krieg gegen Spanien England Minorca, Ostende und Südamerika erhalten sollte. Als Gegenleistung sollte die englische Regierung 50 Schiffe und 6000 Soldaten stellen und die Restauration der katholischen Kirche durchführen. Die edngiltigen Vereinbarungen des berühmtesten Vertrags von Dover (20. Mai 1670) vermittelte die Herzogin von Orléans, Karls II. Schwester. (D. N. B. Charles II.)
33. Schutzdach.
34. The Royal Society (of London for Improving Natural Knowledge) inoffiziell seit 1645, offiziell seit 1660 bestehend, versammelte sich im Gebäude des Gresham College, nach dem grossem Brande 1666 in Arundel House, der Residenz des Herzogs von Norfolk, welcher der Gesellschaft durch Evelyns Vermittelung seine reiche Bibliothek schenkte (vgl. Evelyns Diary 29. VIII. 1678). Encycl. Brit.
35. Für astronomische Beobachtungen zu schwärmen war durch Karl II. Mode geworden. Vgl. Evelyn, 3. V. 1661. This evening I was with my Lord Brouncker. Sir Robert Murray. Sir Pa. Neill, Monsieur Zulichem, and Mr. Bull (all of them of our Society and excellent mathematicians), to shew his Majestie, who was present, Saturn's annulus as some thought, but as Zulichem affirm'd, with his Balleus (as that learned gentleman had publish'd) very neere eclips'd by the Moon, neere the Mons Porphyritis; also Juppiter and Satellites, thro' his Majesty's great telescope, drawing 35 foote; on which were divers discourses. 14. V. 1661. His Majesty was pleas'd to discourse with me concerning several particulars relating to our Society, and the planet Saturn, etc., as he sat at supper in the withdrawing room to his bed chamber. — Pepys hatte ein 12 Fuss langes Teleskop auf seinem Dach aufgestellt. 19. VIII. 1666: We did also at night see Jupiter and his girdle and satellites, very fine, with my twelve foot glass, but could not see Saturn, he being very dark.
36. The Bear Garden, in Bankside am Südufer der Themse gelegen, dessen sechseckiger Turm dem benachbarten Globe Theater ähnlich war, (vgl. Visschers Ansicht

- von London von 1616 in Ordish's Shakespeare's London) zog durch seine rohen Tierkämpfe im 16. und 17. Jahrhundert das unfeine und gelegentlich auch das feine Londoner Publikum an und wird von jedem fremden Besucher beschrieben. Evelyn 16. VI. 1670 nennt die Schauspiele im Bärengarten *butcherly sports, or rather barbarous cruelties*, und fügt bei: *and I most heartily weary of the rude and dirty pastime, which I had not seene, I think, in twenty years.*
37. Lambeth Palace, am Südufer der Themse, bei Lambeth Bridge.
  38. Kleinodien, Kuriositäten.
  39. The Spring Gardens in Vauxhall, südlich von Lambeth Palace, ein beliebter ländlicher Vergnügungsort der eleganten Welt, von Cromwell geschlossen (Evelyn 10. V. 1654: *which till now had been the usual rendezvous for the ladys and gallants at this season*), unter Karl II. wieder viel besucht. Pepys, 28. V. 1669: *I by water to Foxhall, and there walked in Spring Garden. A great deal of compagny, and the weather and garden pleasant: and it is very pleasant and cheap going thither, for a man may go and spend what he will. or nothing, all is one. But to hear the nightingale and other birds, and here fiddles, and there a harp, and here a Jew's trump, and here laughing, and there fine people walking, is mighty divertising.* Vgl. 29. V. 1664.
  40. Uxbridge am Colne in Middlesex.
  41. Beaconsfield in Buckinghamshire.
  42. Ricotte wahrscheinlich Verschreibung für Dideot. Rycote ist der Name eines Gutes des Earl of Abingdon, 2 Meilen südwestlich von Thame in Oxfordshire.
  43. Thomas Hyde D. D. 1636—1703, Schüler des Arabisten Wheelock in Cambridge. 1658 Professor des Hebräischen am Queen's College Oxford, 1665—1701 Oberbibliothekar der Bodleyan Library, 1666 Präbendar der Kathedrale von Salisbury, 1673 Archdeacon von Gloucester, seit 1691 Nachfolger Pococks als Professor des Arabischen, 1691 Regius Professor of Hebrew and Canon of Christ Church; unter Karl II., Jakob II., Wilhelm III. Dolmetscher für orientalische Sprachen. D. N. B. XXVIII.
  44. Peter Axen aus Husum in Holstein. 1635—1707, Rechtsgelehrter und Humanist, studierte in Helmstädt, Leipzig, Jena *jura* und *art. lib.*, bereiste als Hofmeister des Herzogs von Holstein und als Sekretär des Barons Friesen verschiedene Länder, liess sich 1670 als Advokat in Schleswig nieder. Übersetzer und Verfasser verschiedener historischer, juristischer und philologischer Werke. Aus dem Italienischen übersetzte er *Phaedri fabulas Aesopicas cum notis.* im Manuskript hinterliess er *Notas in IV libros fabularum Phaedri posteriores.* Vgl. Deutsche Biographie und Jöchers Gelehrtenlexikon.
  45. St. Mary-the-Virgin in High Street, Universitätskirche.
  46. Heute The Divinity School und The Old Schools genannt, bis 1882 für die öffentlichen Prüfungen benutzt, jetzt der Bodleyan Library eingeräumt.
  47. Der älteste Bestandteil der öffentlichen Bibliothek von Oxford, von Herzog Humphrey von Gloucester 1411 gestiftet, war unter der Regierung Eduards VI. geplündert worden. Sir Thomas Bodley (1545—1613), Diplomat im Dienste Elisabeths und Jakobs I., legte durch grossartige Schenkungen den Grund zu der neuen Bibliothek (eröffnet 8. November 1603). Aus dem Nachlass John Selden's (1584 - 1654), des grossen Juristen, Orientalisten und Polyhistor, kamen zirka 8000 Bände in dieselbe Bibliothek, in den Besitz der Universität Oxford gelangten seine griechischen Skulpturen und Inschriften. D. N. B. LI, 220.
  48. Dieselbe Kuriosität zeigte der Bibliothekar Barlow am 11. Juli 1654 Evelyn: *then amongst the nicer curiosities, the Proverbs of Solomon written in French*

- by a lady, every chapter of a severall character or hand the most exquisite imaginable. Die Dame war nach einer Note zu Evelyn ib. Esther English, verheiratet an Bartholomew Kello, Pfarrer von Willingham Spain in Essex.
49. *Τὸ ἀνομιώτατον Φιλίσι σίγχοι λαμπροὶ περὶ ζώων ἰδιότητος* [ed. Arsenius, Archbishop of Monambasia] *Παρὰ Σ. Σαβίω. Φενίσι* 1533. — Brit. Mus. Catal. Im Catal. Impr. Libr. v. Hyde aufgeführt als Manuel Phile, Liber de animalium proprietatibus versu Jambico, Gr. Lat. p. 210. — M. I. 11. Art. Seld. —
  50. Ciceronis Officia et Paradoxa, 1465 (nicht 1645!) von Fust in Mainz gedruckt, Vgl. L. Hain, Repertor. bibliograph. 5238. Proctor 38. — Im Catal. Impr. Libr. aufgeführt als Ciceronis Oficia, Mog. 1465. Arch. B. 95.
  51. Jakob Barozzi, Mathematiker in Venedig, erbte die Bibliothek seines Onkels Franz Barozzi, die er durch zahlreiche griechische Manuskripte bereicherte. Nach seinem Tode wurde die Bibliothek von einem englischen Buchhändler für William Herbert, 3. Earl Pembroke (1580—1630), seit 1617 Kanzler der Universität Oxford, angekauft und der grössere Teil der Bodleyan Library geschenkt. Den Rest kaufte Cromwell aus Pembrokes Nachlass für dieselbe Bibliothek. D. N. B. XXVI. Biogr. Un. t. 3.
  52. Das Schiff des Sir Francis Drake, auf dem er 1577—1580 die Welt umsegelte, lag bei Deptford in der Themse verankert und wurde in der Folgezeit allen Besuchern Londons als Sehenswürdigkeit gezeigt. Vgl. Hentzner, pag. 134.
  53. Das Schneiden der Nieren- und Gallensteine spielt in den Memoiren des 17. Jahrhunderts eine auffallend grosse Rolle. Pepys feierte jeden 26. März seine glückliche Steinoperation und ermunterte andere zum selben Wagnis. Vgl. Evelyn, 10. V. 1669. I went this evening to London, to carry Mr. Pepys to my brother Richard, now exceedingly afflicted with the stone, who had been successfully cut, and carried the stone as big as a tennis-ball, to shew him and encourage his resolution to go thro' the operation.
  - 54<sup>a</sup>. John Wallis, 1616—1703, seit 1649 Savilian Professor der Geometrie in Oxford und seit 1658 Universitätsarchivar, berühmter Kryptograph. D. N. B. LIX.
  - 54<sup>b</sup>. Edward Pocock, 1604—1691, Orientalist, sammelte als Kaplan der englischen Kaufleute in Aleppo und der englischen Gesandtschaft in Konstantinopel wertvolle Manuskripte für die Bodleyan Library. war Inhaber der Pfarrfründe von Childrey in Berkshire, seit 1636 gelegentlich Lektor der arabischen Sprache in Oxford, seit 1660 installiert als Professor der hebräischen Sprache im Christ Church College. Seine Bibliothek wurde 1693 um £ 600 für die Bodl. Lib. angekauft. D. N. B. XLVI.
  55. Geographia Nubiensis ex Arab. in Lat. per G. Sionitam et Joh. Hezronitam, una cum eorundem Tractatu de nonnullis Orientalibus Urbibus et Incolis. Par. 1619. 4<sup>o</sup> n. 13. Art. Seld. (Catal. Impr. Libr. ed. Th. Hyde).
  56. Beschrieben in Bibliothecae Bodleianae Codicum Manuscriptorum Catalogus a Joanne Uri confectus, Oxonii 1737. Pars I. Cod. Syr. pag 5: Novum Testamentum in octavo XXII, datiert A. D. 1579. Titel: Quatuor Flumina Aquae Vitae (Maresc. 138).
  57. Beschrieben ib. Pars II. vol. 1. als codex 1, Bodl. 345; datiert A. D. 1479/80; von Joseph Taylor 1663 von Damascus heimgebracht.
  58. Beschrieben ib. Pars I. cod. msc. Hebr. et Chald. pag. 84 CCCXXXI. 1<sup>o</sup> Elementorum Euclidis Libri XV, cum suis figuris, titulo 'Radicum et Fundamentorum' signati. Ans dem Arabischen übersetzt von R. Jacob ben Machir (Hunt. 16).
  59. Beschrieben ib. Pars I pag. 90. codex chartaceus. anno Contractuum 1732, Christ. 1420, exaratus, folia 370 completens. Ibi reperitur Operis Grammatici. in duas



- partes distributi, pars posterior, Liber Radicum nuncupata, quae Dictionarium est, voces nimirum Hebraeas Arabice explicans: auctore Abulwalid Merwan Ben Gianah Cordubensi (Pocock 133).
60. Beschrieben ib. Pars I, pag. 155: DCLXXXVI, datiert A. D. 1487. Titel: Volumen primum Compendii de Historia mortalium. Auctor: Omadeddin Ismael Ben Ali Ben Mahmud Ben Mohammed Ben Omar Shahenshah Ben Aiub (Pocock 303). Vgl. Abulfedae Annales Moslemici Latinos ex Arabicis fecit J. J. Reiske, Lipsiae 1754.
61. Porta Mosis, sive Dissertationes aliquot a R. Mose Maimonide, suis in varias Mishnaioth, sive textus Talmudii partes commentariis praemissae. . . Arabice conscriptae. . . et Latine editae. . . cum appendice notarum miscellanea. Opera E. Pocockii, Oxonii 1665. 4<sup>o</sup>.  
Im Mscr. Catal. sind von Maimonides aufgezählt (Cod. Hebr. et Chald. pag. 31—92): Liber Praeceptorum, Responsa ad Quaesita de Jad Chasaka, Compendium Talmudicum, Commentarius in varios Talmudis tractatus, Commentarius in Pirke Aboth, Tractatus de Seminibus, More Bebochim, Chronologia, Logica.
62. Spanne.
63. Sekel, hebräische Münze, seit 143 v. Chr. geprägt.
64. Sir Thomas Roe, 1581?—1644, Gesandter bei Jehangir, Grossmogul von Hindustan (1614—1619), bei der Ottoman. Pforte (1621—1628). Vom Patriarchen Cyrillus Lucaris erhielt er für Jakob I. den Codex Alexandrinus der ganzen Bibel; unter den 29 von ihm angekauften griechischen Manuskripten befand sich eine Originalkopie der Synodalbriefe vom Konzil zu Basel. 1628 der Bodl. Libr. geschenkt. Er sammelte auch Inschriftentafeln und Skulpturen für den Herzog von Buckingham und den Earl von Arundel. 1629 vermittelte er den Frieden zwischen Schweden und Polen und bewog Gustav Adolf zur Invasion in Deutschland; 1638—1642 bemühte er sich in Hamburg, Regensburg und Wien für die Rehabilitation Friedrichs V. von der Pfalz.
65. Die Sammlung von 6013 arabischen Sprichwörtern, übersetzt 1635, aber nicht publiziert, findet sich im Manuskript in der Bodl. Libr. Pocock 392. Specimina davon hat H. A. Schultens 1773 und 1775 ediert, (Ahmed Ibn Mohammad (Abu Al-Fadl) called Al-Maidani, Specimen proverbiorum Meidani ex versione Pocockiana edidit H. A. Schultens Arab. et Lat. London 1773—1775. Brit. Mus. Catalog) ebenso J. D. Macbride in Fundgruben des Orients Tom. I. III. IV.
66. Samuel Clarke, 1625—1669, wurde zu den Ämtern eines Druckereivorstehers und und Oberpedells der juristischen Innung zu Oxford zuerst 1649 und wiederum 1658 gewählt: Mitarbeiter an Walton's Biblia Sacra Polyglotta 1657, Verfasser von Scientia Metrica et Rhythmica, seu Tractatus de Prosodia Arabica, Oxford 1661, publiziert als Appendix zu Pococks Lamiatio' 1 Ajam. D. N. B. X.
67. John Fell, D. D., 1625—1686, feuriger Royalist, 1660 zur Belohnung für beständigen Widerstand gegen die Parlamentspartei in Oxford zum Dean von Christ Church ernannt, restaurierte deren Gebäude, arbeitete zelotisch für Wiederherstellung der Kirchen- und Schuldisziplin, 1775 Bischof von Oxford. Daneben fleissiger Autor, Hauptwerk Edition des Cyprian. D. N. B. XVIII.
68. Die Originalakten des Baseler Konzils galten zu dieser Zeit als ein Kleinod in der Manuskriptsammlung der Bodleyan Library. Evelyn, dem dieser Schatz von 'seinem sehr gelehrten Freunde', Dr. Barlow, dem Bibliothekar, bei Gelegenheit des Promotionsfestes am 11. Juli 1654 gezeigt wurde, notierte an zweiter Stelle: The original acts of the Council of Basil 900 yeares since (sic!), with the bulla or leaden affix, which has a silken cord passing thro' every parchment. Vgl. Ann. II. 64. — Der Neudruck ist: Theodori Balsamonis Commentarii in Canones

- Apostolorum, Conciliorum, Patrum, Epistolas Canonicas, inque Photii Nomocanonem. Graece Latine emendato textu ac Versione. Oxon. 1672. — Zur Geschichte des Baseler Konzils vgl. Johannes Haller, Concilium Basiliense. Studien und Quellen zur Geschichte des Concils von Basel. Basel 1896. Band 1.
69. Ulugh Beg Jbn Shakrukh, Mirza. Sive tabulae longitudinis ac latitudinis stellarum fixarum . . . ex tribus . . . MSS. Persicis . . . luce ac Latio donavit, et commentariis illustravit Thomas Hyde. Oxonii 1665.
70. Catalogus impressorum librorum Bibliothecae Bodleianae in Academia Oxoniensi. Cura et opera Thomae Hyde e Collegio Reginae Oxon. Protobibliothecarii. Oxonii e Theatro Sheldoniano. 1674.
71. De ludis Orientalibus libri duo:  
 1. Mandragorias seu Historia Shabiludii viz. ejusdem origo, antiquitas usque per totum Orientem celeberrimus . . . Accedunt de eodem Rabbi Abraham Abben Eyrae elegans poema rhythmicum. R. Bonsenior Abben Jachiae facunda oratio prosaica: liber deliciae regum, prosa . . . per innominatum.  
 2. Historia Nerdiludii, hoc est dicere latrunculorum, cum quibusdam aliis Arabum, Persarum, Indorum, Chinesisium . . . ludis tam politicis quam bellicis . . . item explicatio antiquissimi Chinesisium ludi . . . congressit Thomas Hyde. Oxonii 1694.
72. Den Hafiz hat Th. Hyde nicht ediert. Faesch's Bemerkung bezieht sich wohl auf den in der Bodl. Libr. bewahrten Cod. Laud B. 38, der im Manusk. Katal. von 1737 beschrieben ist: Codex bombycinus. anno Hegirae 1025, Christi 1616, exaratus, Folia 300 complectens. Exhibet Hafez Shirazitae, anno Hegirae 797 mortui, carmina varia subjecta Turcica singulis interpretatione, cujus auctor Alsoruri. Liber, tomum operis primum constituens, desinit in litera Alphabeti decima septima.
73. Wurde nicht vollendet. Derselbe Katalog nennt unter den codices Arabiei DCCXVII. einen codex bombycinus, anno Hegirae 860, Christi 1455, transcriptus, foliis 165 constans. Ibi repraesentatur Opus ita inscriptum: Mirabilia Fati de Successibus Timuri, qui vulgo Tamerlanes dicitur. historia ab Ahmed Ben Arabshah scripta, eadem quae Lugduni Batavorum publicam lucem aspexit. [Laud. B. 81.]
74. Heute 23 Colleges und 4 Halls.
75. Christchurch College, 1525 von Kardinal Wolsey gegründet. Für dessen Bibliothek wurden 1716—1761 neue Gebäulichkeiten errichtet.
76. Die Comitia (the Act), die alljährlichen Promotionsfeierlichkeiten, fingen auch früher nicht am 1. Juli, sondern am 8. Juli an und erstreckten sich über 4 Tage, vgl. Evelyn, 8.—13. Juli 1654, 8.—11. Juli 1675. Im Jahre 1669 begann das Fest am 9. und ging erst am 15. Juli zu Ende. Faesch fasst übrigens unter dem Datum des 12. Juli Vorgänge zusammen, die sich in Wirklichkeit am 10., 11. und 12. Juli abspielten. Evelyn, der alte Schüler von Balliol College, hatte als junger Mann im Jahre 1654 die sollemnen Szenen des Festakts in der Kathedralkirche voll innerer Ungeduld, voll Freude dagegen die geselligen Akte mit alten Freunden mitgemacht und mit seiner Frau die Sehenswürdigkeiten der Colleges besucht. Dementsprechend hatte er auch in seinem Tagebuch berichtet. Jetzt aber, anno 1669, wo er als hochangesehener Staatsmann, als Freund des Königs, als Gönner der Universität erschien, der den jungen frivolen Herzog von Norfolk überredet hatte, seine berühmte Sammlung von antiken Marmortafeln dem neuen Festgebäude seiner alma mater zu schenken und zum Dank dafür den Doktorhut erhielt, jetzt musste er bei allen Feierlichkeiten unter den ersten Würdenträgern erscheinen und sich huldigen lassen. Darum ist die Eintragung in seinem Tagebuch noch beträchtlich genauer als diejenige unseres Faesch; sie kann als der beste und

zuverlässigste Kommentar zu der Relation des Baseler Gastes betrachtet werden. Ich lasse sie zur Vergleichung hier folgen:

9. July. In the morning was celebrated the Encenia of the New Theatre, so magnificently built by the munificence of Dr. Gilbert Sheldon, Abp. of Canterbury, in which was spent £ 25,000 as Sir Christopher Wren, the architect, (as I remember), told me; and yet it was never seene by the benefactor, my Lord Abp. having told me that he never did nor ever would see it. It is in truth a fabrick comparable to any of this kind of former ages, and doubtless exceeding any of the present, as this University does for Colledges, Librairies, Scholes, Students, and order, all the Universities in the world. To the Theatre is added the famous Sheldonian Printing-house. This being at the Act and the first time of opening the Theatre (Acts being formerly kept at St. Mary's church, which might be thought indecent, that being a place set apart for the immediate worship of God, and was the inducement for building this noble pile) it was now resolv'd to keep the present Act in it, and celebrate its dedication with the greatest splendor and formalitie that might be, and therefore drew a world of strangers and other compaignie to the University from all parts of the nation. The Vice Chancellor, Heads of Houses and Doctors, being seated in magisterial seates, the Vice-Chancellor's chaire and deske, Proctors, etc., cover'd with Brocattall (a kind of brocade) and cloth of gold; the Universitie Register read the founder's grant and gift of it to the Universitie for their scolastic exercises upon these solemn occasions. Then follow'd Dr. South, the Universitie's Orator, in an eloquent speech, which was very long, and not without some malicious and indecent reflexions on the Royal Society, as underminers of the University, which was very foolish and untrue, as well as unseasonable. But, to let that pass from an illnatur'd man, the rest was in praise of the Archbishop and the ingenious architect. This inded, after loud musiq from the corridor above, where an organ was plac'd there follow'd divers panegyric speeches both in prose and verse interchangeably pronounc'd by the young students plac'd in the rostrums, in Pindarics, Eclogues, Heroics, etc. mingled with excellent musiq, vocal and instrumental, to entertain the ladies and the rest of the company. A speech was then made in praise of academical learning. This lasted from 11 in the morning till 7 at night. which was concluded with ringing of bells and universal joy and feasting.

10. July. The next day began the more solemn Lectures in all the Faculties, which were perform'd in their several scholes, where all the Inceptor Doctors did their exercises, the Professors having first ended their reading. The assembly now return'd to the Theatre, where the Terrae filius (the Universitie Buffoone) entertain'd the Auditorie with a tedious, abusive, sarcastical rhapsodie, most unbecoming the gravity of the Universitie. and that so grossly, that unless it be suppress'd, it will be of ill consequence, as I afterwards plainly express'd my sense of it both to the Vice Chancellor and severall heads of houses, who were perfectly asham'd of it, and resolv'd to take care of it in future. The old facetious way of rayling upon the questions was left off, falling wholly upon persons, so that 'twas rather licentious lyeing and railing than genuine and noble wit. In my life I was never witnesse of so shamefull entertainment. After this ribauldry, the Proctors made their Speeches. Then began the Musick Act, vocal and iustramental, above in the ballustrade corridore opposite to the Vice Chancellor's seate. Then Dr. Wallis, the Mathematical Professor, made his Oration, and created one Doctor of Musiq according to the usual ceremonies of gowne (which was of white damask), cap, ring, kisses, etc. Next follow'd the Disputations of the Inceptor



Doctors in Medicine, the Speech of their Professor Dr. Hyde, and so in course their respective creations. Lastly, Inceptors in Theologie; Dr. Compton (brother to the Earle of Northampton) being Junior, began with greate modesty and applause; so the rest. After which Dr. Tillotson, Dr. Sprat, etc. and then Dr. Allestree's speech, the King's Professor, and their respective creations. Last o all the Vice-Chancellor, shutting up the whole in a panegyricall ovation celebrating their benefactor and the rest, apposite to the occasion.

Thus was the Theatre dedicated by the scholastic exercises in all the Faculties with greate solemnity; and the night, as the former, entertaining the new Doctors friends in feasting and musiq. I was invited by Dr. Barlow, the worthy and learned Provost of Queene's Coll.

11. July. The Act Sermon was this forenoon preach'd by Dr. Hall in St. Marie's in an honest practical discourse against Atheisme. In the afternoon the Church was so crowded, that not coming early I could not approach to heare.

12. July. Monday. Was held the Divinity Act in the Theatre againe, when proceeded 17 Doctors, in all Faculties some.

13. July. I din'd at the Vice Chancellor's, and spent the afternoone in seeing the rarities of the publick libraries, and visiting the noble marbles and inscriptions, now inserted in the walles that compasse the area of the theatre, which were 150 of the most ancient and worthy treasures of that kind in the learned world. Now observing that people approaching them too neere, some idle persons began to scratch and injure them, I advis'd that an hedge of holly should he planted at the foot of the wall, to be kept breast-high only, to protect them, which the Vice Chancellor promis'd to do the next season.

14. July. Dr. Fell, Dean of Christ-church and Vice Chancellor, with Dr. Allestree Professor, with Beadles and Maces before them, came to visite me at my lodging. — I went to visite Lord Howard's sons at Magdalen College.

15. July. Having two daies before had notice that the University intended me the honor of Doctorship, I was this morning attended by the Beadles belonging to the Law, who conducted me to the Theatre, where I found the Duke of Ormond (now Chancellor of the Universitie) with the Earl of Chesterfield and Mr. Spencer (brother to the late Earl of Sunderland). Thence we march'd to the Convocation House, a Convocation having been call'd on purpose; here, being all of us rob'd in the Porch in scarlett with caps and hoods, we were led in by the Professor of Laws and presented respectively by name, with a short eulogie, to the Vice-Chancellor, who sate in the chaire, with all the Doctors and Heads of Houses and Masters about the Roome, which was exceeding full. Then began the Publiq Orator his speech, directed chiefly to the Duke of Ormond the Chancellor, but in which I had my compliment in course. This ended, we were call'd up and created Doctors according to the forme, and seated by the Vice-Chancellor amongst the Doctors on his right hand; then the Vice-Chancellor made a short speech, and so saluting our brother Doctors, the pageantry concluded, and the Convocation was dissolved. So formal a creation of Honorarie Doctors had seldome been seene, that a Convocation should be call'd on purpose and speeches made by the Orator; but they could do no lesse, their Chancellor being to receive, or rather do them this honour. I should have been made Doctor with the rest at the Publiq Act, but their expectation of their Chancellor made them defer it. I was then led with my brother Doctors to an extraordinary entertainment at Dr. Mewes. Head of St. John's College, and after abundance of feasting and compliments, having visited the Vice-Chancellor and other Doctors, and given them thanks for the honour done

me, I went towards home the sixteenth, and got as far as Windsor, and to my house the next day.

77. Gilbert Sheldon, 1598—1677, war 1634—40 Pro-Vizekanzler der Universität Oxford gewesen, 1648 als Royalist abgesetzt worden, wurde nach Karls II. Restauration nacheinander Dean der kgl. Kapelle, Bischof von London, Erzbischof von Canterbury (1663); er war Nachfolger Clarendons als Kanzler der Universität Oxford (1667), wurde aber nie installiert und resignierte schon am 31. Juli 1669. (Er fiel bei Karl II. in Ungnade, u. a. weil er ihm als einem Ehebrecher das Abendmahl verweigerte.) Für das Abhalten der Festakte (Encaenia) liess er auf eigene Kosten 1664—1669 durch den Architekten Christopher Wren, „das Wunderkind von Oxford“ (Evelyn, 11. VII. 1654), das „Theater“ bauen. Die Gesamtkosten beliefen sich auf £ 12,339 4 s. 4 d. (Also war Faesch besser informiert als Evelyn, der persönliche Freund des Architekten). Der Grundriss des Gebäudes ist ein Halbkreis, wie Faeschs Skizze richtig andeutet; es fasst 4000 Personen. Auch zum Wiederaufbau der Paulskathedrale in London steuerte Sheldon £ 4000 bei. Vergl. D. N. B. LII.
78. Die Universitätsdruckerei, unter den Gallerien und unter dem Dach des Theaters eingerichtet, wurde 1713 in das nebenan liegende Clarendon Building, 1830 in das Printing Office der University Press an der Walton Street verlegt.
79. Thomas Howard, Earl von Arundel, 1586—1646, wurde durch seine Heirat mit Alatheia Talbot, Tochter des Earls von Shrewsbury, instand gesetzt, die seinem Vater abgenommenen Güter zum Teil zurückzukaufen, spielte eine grosse Rolle am Hofe Jakobs I. und Karls I., verwendete sich als Gesandter beim deutschen Kaiser zu Gunsten des Königs Friedrich von Böhmen, verliess dann England, angeblich um die englische Königstochter auf der Flucht zu begleiten, wohnte aber in Padua mit beschränktem Einkommen (das Parlament hatte seine Güter sequestriert) bei seinem Enkel Heinrich, starb daselbst und wurde in Arundel (Sussex) begraben. Er hatte seit 1615 persönlich oder durch Agenten Statuen, Inschriften, Bilder, Bibliotheken (z. B. die Pirckheimersche) gekauft und in Arundel House in London aufgestellt. Er verfasste selber eine Beschreibung ‚Marmora Arundeliana‘, London 1628. Ein Teil der Sammlungen, der Gräfin vererbt, von ihr dem Sohne William, Viscount Strafford, wurde von dessen Erben 1720 versteigert. Den Hauptteil aber erbte der Enkel Henry Howard, der sechste Herzog von Norfolk, und diesen veranlasste sein väterlicher Freund Evelyn, alle Inschriftentafeln der Universität Oxford zu schenken, um sie vor dem Untergang zu retten. Der Rest der Skulpturen, an William Fermor, Lord Leominster verkauft, wurde von dessen Schwiegertochter Luisa Fermor, Gräfin von Pomfret, ebenfalls Oxford geschenkt. Die Gemälde, Gemmen und Statuen (z. B. die Homerbüste) gelangten nach allerlei Schicksalen ins Britische Museum. D. N. B. XXVIII. Evelyn berichtet über seine Vermittelung am 19. Sept. 1667: To London with Mr. Henry Howard of Norfolk, of whom I obtain'd the gift of his Arundelian Marbles, those celebrated and famous inscriptions Greeke and Latine, gather'd with so much cost and industrie from Greece, by his illustrious grandfather the magnificent Earle of Arundel, my noble friend whilst he liv'd. When I saw these precious monuments miserably neglected and scatter'd up and downe about the garden and other parts of Arundel House, and how exceedingly the corrosive aire of London impair'd them, I procur'd him to bestow them on the University of Oxford. This he was pleas'd to grant me, and now gave me the Key of the gallery, with leave to mark all those stones, urns, altars, etc. and whatever I found had inscriptions on them, that were not statues. This I did, and getting them

remov'd and pil'd together, with those which were incrusted in the garden-walls I sent immediately letters to the Vice-Chancellor of what I had procur'd, and that if they esteem'd it a service to the University (of which I had been a member) they should take order for their transportation.

Die Universität stattete Evelyn ihren Dank ab durch eine Urkunde, überbracht von vier Vertretern, die ihm und dem Herzog ihre Verpflichtung ausdrückten und fernere Ehrungen verhiessen. Vgl. Evelyn, 25 IX. 1667. Am 28. IV. 1676 überreichte Prideaux, der gelehrte Verfasser der „*Marmora Oxoniensia Arundeliana*,“ dem Gönner und dem Donator persönlich seine Arbeit.

80. Robert South, D. D. 1634—1716, orator publicus der Universität Oxford 1660 bis 1677. daneben Kaplan Lord Clarendons, später des Herzogs von York. Präbendar von Westminster und Pfarrer von Islip in Oxfordshire. (Sein Hohn auf die Kgl. Gesellschaft der Wissenschaften wurde von Dr. Wallis gebührend zurückgewiesen). Er ist in der Westminster Abbey begraben. 6 Bände Predigten veröffentlicht von ihm selber, 6 weitere nach seinem Tode 1717 und 1744. Vgl. D. N. B. LIII.
81. A Scholar appointed to make a satirical and jesting speech at an Aet in the University of Oxford. The custom was discontinued about the beginning of last (18th) century. Anm. Lord Braybrooke's zu Pepys' Diary, 24 II. 1668.
82. Die Freiheit, ihre Zuneigung oder Abneigung gegen alle, auch die allerhöchsten in einer Promotion erscheinenden Persönlichkeiten laut und lärmend auszudrücken, ein spezifisch englisches Privileg, haben die Universitätsbehörden trotz Evelyns Entrüstung bis heute den Studenten nicht zu schmälern gewagt.
83. Vgl. Pepys, 24. II. 1668. I saw his lady (Frau des Bischofs von Rochester, Catherine Sheldon, Nichte des berühmten Erzbischofs Gilbert Sheldon) of whom the Terrae Filius at Oxford was once so merry.
84. Vermutlich Nicolaus Harder, der zweite Sohn des Baseler Stadtschreibers und Dreierherrn Hans Conrad Harder (älterer Bruder des berühmten Arztes Johann Jakob Harder, 1656—1711), der 1670 in Basel auf Grund der Disputatio de emitione et venditione zum Dr. jur. kreierte wurde, nachdem er schon 1667 Positiones Juridicas de Transitionibus veröffentlicht hatte. Er wurde 1673 Schultheiß des Gerichts von Grossbasel, 1709 Ratsherr, 1714 Kirchen- und Schuldeputat, 1717 Dreizehnerherr, 1722 Oberstzunftmeister und starb 1730. Leu, Schweiz. Lexicon.
85. Newport Pagnell und Bedford, beide in Buckinghamshire.
86. King's College Chapel, von der Evelyn berichtet (31. VIII. 1654): where I found the Chapel altogether answer'd expectation, especially the roofe all of stone, which for the flatness of laying on'd carving, may I conceive vie with any in Christendome. The contignation of the roof (which I went upon) weight and artificial joyneing of the stones is admirable. The lights are also very faire, etc.
87. Evelyn ib.: The Library is too narrow.
88. Aelterer Name für Corpus Christi College; vgl. Hentzner, pg. 139. Collegium Corporis Christi quod et S. Benedicti dicitur.
89. Faesch meint die Expositio beati Gregorii papae super Cantica Canticeorum, hsg. zu Nürnberg 1478, zu Basel von Michael Furter 1496.
90. Evelyn ib: . . went first to see St. John's Colledge, well built of brick, and Librairie, which I think is the fairest of that University. One Mr. Benlowes has given it all the ornaments of Pietra Commessa (Mosaik), whereof a table and one piece of perspective is very fine; other trifles there also be of no great value, besides a vast old song-book or service, and some faire manuscripts. There hangs in the library the picture of John Williams Abp. of York sometime Lord Keeper, my Kinsman and their great benefactor.



91. Evelyn ib: Trinity College is said by some to be the fairest quadrangle of any University in Europ, but in truth is far inferior to that of Christ Church in Oxford: the hall is ample and of stone, the fountaine in the quadrangle is gracefull, the Chapell and Library faire . . . . The Library is pretty well stor'd, etc.
92. Den hübschen und zutreffenden Merckvers hat Faesch offenbar in Oxford gehört. Der Kampf um den Primat kommt heutzutage bekanntlich bei dem alljährlichen Ruderwettkampf der beiden Universitäten am sichtlichsten zum Ausdruck. Er teilt ganz England in zwei Lager: Hellblaue und Dunkelblaue, Cambridgianer und Oxfordianer. Wie schwer es den alten Herrn der einen Universität ankommt, der andern Gerechtigkeit widerfahren zu lassen, das zeigt am besten der angezogene Bericht des äusserst vorsichtigen und vorurteilsfreien Evelyn über seinen Besuch in Cambridge. Er hat zwar die Sehenswürdigkeiten von Cambridge gewissenhafter betrachtet und im Tagebuch eingehender beschrieben als sein Busenfreund, der leichtlebige alte Cambridger Student, Samuel Pepys (vgl. Pepys, 15. X. 1662, 8. X. 1667): aber man fühlt aus jedem Satz Evelyns, welche Anstrengung ihn ein lobendes Wort kostet, und mit welchem Behagen er das Schlußurteil hinschreibt: But the whole town is situate in a low dirty unpleasant place, the streetes ill paved, the aire thicke and infected by the Fennes, nor are its churches (of which St. Marie's is the best) any thing considerable in compare with those of Oxford. — Billiger urteilt Pepys über Oxford: a very sweet place. 9. VI. 1668.
93. Ware in Hertfordshire.
94. Jetzt nördl. Vorstadt Londons in Middlesex.
95. Katharina von Portugal, Gemahlin Karls II, 1658—1705.
96. Hampton Court Palace, westl. v. London, in Middlesex, 1515 von Kardinal Wolsey erbaut, 1526 König Heinrich VIII. geschenkt, Lieblingsaufenthalt der Tudors und der Stuarts, unter Wilhelm III. durch Sir Christopher Wren erweitert und mit holländischen Gartenanlagen versehen (an Stelle der französischen Karls II.); heute zum Teil Museum, zum Teil Altersasyl.
97. Arx Regia ex coctis lateribus a Thoma Wolsaeco Cardinale ad opes suas ostentandas magnifice extracta. Hentzner, pg. 150.
98. Area ipsa primaria, lapide quadrato constrata est, in cujus centro fons salientis aquæ, corona deaurata statuæ justitiæ subposita tectus conspicitur, quam columnæ ex marmore albo et nigro sustinent.
99. Eigentl. cetos (τὸ κῆτος), Meerungeheuer.
100. Greenwich, ö. v. London.
101. Der Triumphzug Cæsars von Andrea Montegna, 1628 von Karl I. durch Daniel Nys vom Herzog von Mantua erworben, von Faesch mit Recht allen Gemälden dieses Schlosses vorgezogen, übereinstimmend mit dem Urteil schon der damaligen Kenner; vgl. Evelyn. 9. VI. 1662, also many rare pictures, especially the Cæsarian triumphs of Andr. Mantegna, formerly the Duke of Mantua's.
102. Dieses Bett, das Pepys als wichtigstes Schaustück nennt (12. V. 1662), hatte folgende Geschichte: The Queene's bed was an embroidery of silver on crimson velvet and cost £ 8000, being a present made by the States of Holland when his Majesty (Charles II) returned, and had formerly been given by them to our King's sister the Princesse of Orange, and being bought of her againe was now presented to the King. (Evelyn, 9. VI. 1662).
103. Die Geweihsammlung, von Königin Elisabeth angelegt, erwähnt auch Evelyn ib.: The gallery of hornes is very particular for the vast beames of staggs, elks, antelopes, etc.

104. Cosimo III. von Medici, Grossherzog von Toscana, 1642–1723, scheint bei seinem Besuch bei Karl II. im April und Mai 1669 ungewöhnliches Aufsehen erregt zu haben. Pepys und seine Frau verfolgten ihn mit der grössten Neugierde. Took coach again and went five or six miles towards Brainford (Brentford, w. v. London), where the Prince of Tuscany who comes into England only to spend money and see our Country, comes into the town to-day, and is much expected; and we met him, but the coach passing by apace, we could not see much of him, but he seems a very jolly and good comely man. (Pepys, 5. IV. 1669, vgl. 11. 18. 25. IV 29. V. 1669).
105. Wolsey und Heinrich VIII. hatten eine leidenschaftliche Vorliebe für Gobelins gehabt. Die acht köstlichsten (von Evelyn für ein Werk Raphaels gehalten, hangings designed by Raphael, very rich with gold, von spätern Beurteilern dem vlämischen Maler Bernard van Orley, † 1541, zugeschrieben) stellen die Geschichte Abrahams dar.
106. Die wirkliche Entfernung von Hampton Court bis Windsor beträgt 22 Km.

## Zu Ciceros Briefwechsel mit Plancus.

Von

Felix Stähelin.

---

So hohes Lob im allgemeinen Emile Julliens ausführliche Monographie<sup>1)</sup> über L. Munatius Plancus, den Gründer der Kolonien Lugudunum und Raurica, verdient, so läßt sie es doch in der Verwertung des erhaltenen Briefwechsels zwischen Plancus und Cicero nicht selten an der wünschenswerten Sorgfalt fehlen. Dadurch ist an einigen Stellen das Bild vom Lebensgange dieses Mannes etwas verzerrt worden. Indem ich die Punkte zur Sprache bringe, in denen ich anderer Meinung bin als Jullien, ergibt sich mir zugleich die Gelegenheit, mich hie und da mit P. Groebe und C. Bardt auseinanderzusetzen und die Darstellung, die ich in meiner eigenen kurzen biographischen Skizze über Plancus<sup>2)</sup> gegeben habe, nachträglich zu begründen.

S. 49 behauptet Jullien, am 1. Januar 43 sei der Senatsbeschluß gefaßt worden, wonach Plancus und die übrigen Statthalter in ihren Provinzen verbleiben sollten, bis der Senat ihnen Nachfolger sende. Allein Cicero selber schreibt in dem Brief an Cornificius Ep. XII 22, 3: *A. d. XIII. K. Ian. senatus frequens mihi est adsensus cum de ceteris rebus . . . tum de provinciis ab eis, qui obtinerent, retinendis neque cuiquam tradendis, nisi qui ex senatus consulto successisset.* Daraus geht unzweifelhaft hervor, daß die Anträge, die Cicero am 20. Dez. 44 in der 3. philippischen Rede gestellt hatte, vom Senat auch wirklich schon damals zum Beschluß erhoben worden sind.<sup>3)</sup>

<sup>1)</sup> Emile Jullien, *Le fondateur de Lyon. Histoire de L. Munatius Plancus.* Annales de l'université de Lyon, tome cinquième, 1<sup>er</sup> fascicule. Paris 1892.

<sup>2)</sup> Basler Biographien I (Basel 1900), S. 1 ff.

<sup>3)</sup> Vgl. Sternkopf, *Philologus* 60 (N. F. 14), 282 ff. und *Hermes* 40, 529 ff.



Nachdem Plancus längere Zeit zwischen Antonius und der Senatspartei hin und her geschwankt hatte, richtete er endlich eine unzweideutige Ergebenheitsadresse an den Senat, die uns in Ep. X 8 erhalten ist. Den Beweggrund für diese entschiedene Wendung von Antonius weg erblickt Jullien S. 51 darin, daß Antonius dem Senat vorgeschlagen hatte, er wolle auf die cisalpinische Provinz verzichten, wenn ihm dafür die transalpinische, d. h. eben die des Plancus, übertragen werde. Aber dieser Vorschlag war von Antonius schon im Januar<sup>1)</sup> gemacht worden, da er von Cicero in der 8. Philippica (9, 27) besprochen und in dem Brief an Cassius Ep. XII 4, 1 erwähnt wird, die beide in den Anfang des Februar zu setzen sind.<sup>2)</sup> Die politische Schwenkung des Plancus dagegen ist erst gegen Ende März erfolgt (s. u.); sie kann also durch das Ansinnen des Antonius, ihm seine Provinz wegzunehmen, nicht mehr beeinflußt sein<sup>3)</sup>, um so weniger, als Plancus noch im März dem Senat angeraten hatte, mit Antonius Frieden zu schließen! (Ep. X 6, 1). Der Grund wird vielmehr einerseits in der zunehmenden Verschlimmerung der Lage des Antonius vor Mutina<sup>4)</sup> liegen, andererseits darin, daß auch in Rom die Stimmung gegenüber Antonius von Tag zu Tag kriegerischer wurde<sup>5)</sup>.

In seiner offiziellen Adresse an den Senat gab Plancus eine eingehende Übersicht über seine militärischen Hilfsmittel, die er der Republik zur Verfügung stellte (Ep. X 8, 6): er hatte fünf Legionen, auf die er sich unbedingt verlassen konnte; ebenso war er des Gehorsams der gallischen Untertanengemeinden sicher und hatte aus ihnen eine bedeutende Auxiliarkavallerie ausgehoben. Es ist klar, daß auf diesen Brief Cicero im Eingang seines Schreibens Ep. ad Brutum II 2 anspielt: *Planci animum in rem publicam egregium, legiones, auxilia, copias ex litteris eius, quarum exemplum tibi missum arbitror, perspicere potuisti*. Im Folgenden erzählt Cicero dem Brutus, welche Mühe es ihm gekostet habe, im Redekampf mit Servilius einen Antrag zu Gunsten des Plancus am 9. April im Senate durchzubringen (§ 3). Über dieselbe Senatssitzung berichtet Cicero Ep. X 12 (11. April) an Plancus selber: auf ein in der Morgenfrühe des 7. April eingetroffenes hoch erfreuliches

<sup>1)</sup> Vgl. Drumann, *Geschichte Roms* I<sup>2</sup> (Berlin 1899) 182 ff.; Gardthausen, *Augustus und seine Zeit* I (Leipzig 1891) 96 f.

<sup>2)</sup> Vgl. Drumann I<sup>2</sup> 186 ff.; Ganter, *Fleckeisens Jahrb.* 149 (1894). 618; Bardt, *Ausgewählte Briefe aus Ciceronischer Zeit*. Kommentar II (Leipzig 1900), S. 415.

<sup>3)</sup> Sonderbarerweise hat Jullien gerade mit dieser gänzlich verfehlten Hypothese Glauben gefunden: siehe das von Gurlitt in Bursians Jahresbericht Bd. 105 (1900 II), S. 157 Anm. mit Beifall angeführte Zitat Clarks aus Tyrell und Purser, *The correspondence of M. Tullius Cicero*.

<sup>4)</sup> Vgl. Groebe bei Drumann I<sup>2</sup> 449.

<sup>5)</sup> Vgl. Bardt S. 422.

Schreiben des Plancus hin habe er sich augenblicklich zum städtischen Praetor Cornutus begeben und durch diesen in Abwesenheit der Konsuln den Senat sofort einberufen lassen; die Behandlung der Sache sei zuerst durch religiöse Bedenken des Cornutus auf den 8. April, dann infolge der Opposition des Servilius und der Intercession des P. Titius auf den 9. April verschoben worden: an diesem Tage endlich habe Cicero den Beschluß zu Ehren des Plancus durchgesetzt. Jenes Schreiben, durch dessen Eintreffen Cicero in so freudige Erregung geriet und zu so energischem Eintreten für Plancus angespornt wurde, ist offenbar kein anderes als eben die offizielle Ergebnheitsadresse mit der Übersicht über die Machtmittel (Ep. X 8), auf die Cicero auch im Eingang des Briefs ad Brutum II 2 Bezug nimmt.<sup>1)</sup> Anderer Ansicht jedoch ist Bardt a. a. O. S. 423 und 441. Er gibt an, die Antwort Ciceros auf die Ergebnheitsadresse des Plancus (X 8) wie auch auf den gleichzeitig von jenem an Cicero gerichteten Privatbrief (X 7) sei uns vielmehr in Ep. X 10 erhalten. In diesem Schreiben, das das Datum *a. d. III. Kal. Apr.* (30. März) trägt, erklärt Cicero etwas kühl, man sei durch einen — uns nicht mehr erhaltenen — Brief des Plancus in Rom ja nun erfreulicherweise etwas mehr als bisher im klaren über die ganze Haltung des Plancus; er habe Lob geerntet und würde, falls ein Konsul in Rom wäre und also der Senat einberufen werden könnte, für seine Vorbereitungen und Zurüstungen auch vom Senat belobigt werden; immerhin solle er endlich einmal vollen Ernst machen und etwas zum Entsatz des bedrängten Decimus Brutus tun, dann werde ihm der Lohn nicht entgehen. Ich muß gestehen, daß mir diese Art von Anerkennung, nachdem Plancus den Senat so entschieden seiner unbedingten Ergebnheit versichert hat, überaus mager vorkommt. Dieser Brief Ciceros nimmt sich, verglichen mit dem vom 11. April, aus wie eine Chamade neben einer Fanfare. Äußerst unwahrscheinlich ist es, daß der Senat über das Schreiben des Plancus X 8 wirklich nichts beschlossen, ja nicht einmal verhandelt haben sollte, wie Bardt S. 442 meint. Andererseits läßt es sich kaum ausdenken, durch was für noch viel weitergehende briefliche Zusicherungen Plancus den begeisterten Erguß Ciceros Ep. X 12 hervorgerufen und das Wunder bewirkt haben sollte, daß Cicero den Senat nun plötzlich trotz der Abwesenheit der Konsuln einberufen lassen konnte! Nach Bardts — freilich unbegründeter — Annahme<sup>2)</sup> wären ja in Buch X die Briefe Ciceros und seiner Korrespondenten vollständig erhalten. Kann Bardt unter den vorhandenen Briefen des Plancus wohl denjenigen namhaft machen, dessen Eintreffen am 7. April die Repu-

<sup>1)</sup> So auch Groebe bei Drumann I<sup>2</sup> 209, ohne nähere Begründung.

<sup>2)</sup> a. a. O. Kommentar I (Leipzig 1898), S. VIII.

blikaner mit so freudigem Aufatmen begrüßt haben, — wenn es nicht eben der Brief X 8 ist? Die Wahrscheinlichkeit spricht unbedingt gegen Bardts Annahme. Folgende Erwägungen erheben die Wahrscheinlichkeit zur Gewißheit. Plancus hat, wie er selber angibt, zugleich mit seiner Ergebenheitsadresse einen Privatbrief an Cicero nach Rom gesandt, in dem er sich um so kürzer fassen konnte, als er gleichzeitig seinen Vertrauten, den römischen Ritter M. Varisidius, persönlich zu Cicero schickte, *ex quo omnia cognoscere posses* (Ep. X 7, 1). Was erfahren wir nun über den Überbringer des Briefes, der am 7. April den Cicero zu jenen Fanfarenstößen begeistert hat? Es war niemand anders als eben M. Varisidius! Er begab sich, genau nach Plancus' Auftrag handelnd, zuerst zu Cicero und überbrachte ihm ein Schreiben, dessen Lektüre den Empfänger „unglaublich erfreute“ (*incredibili gaudio sum elatus* Cic. ep. X 12, 2), dann brachte er dem Bruder des Plancus, dem Praetor Cn. Munatius Plancus, ebenfalls einen Privatbrief und zugleich ein offizielles Schreiben (*et eas, quas publice [scripseras]* X 12, 2). Niemand wird bestreiten wollen, daß die von Varisidius am 7. April nach Rom gebrachten Briefe mit den erhaltenen, im März von Plancus dem Varisidius übergebenen Briefen X 7 und X 8 identisch sind. Damit ist der Beweis erbracht, daß der Beschluß, den der Senat am 9. April auf Ciceros Antrag zu Ehren des Plancus faßte, eben die Anerkennung für die offizielle Ergebenheitsadresse bildete, die wir in Ep. X 8 noch besitzen.

Der Bericht über diese Senatssitzung, den Cicero am 11. April an Plancus sandte (Ep. X 12), war bis zum 26. April nicht in die Hände des Adressaten gelangt. Denn der am 26. oder 27. April verfaßte Brief des Plancus Ep. X 9 läßt erkennen, daß ihm damals von einem ihn ehrenden Beschluß noch nichts bekannt war.<sup>1)</sup> Dagegen hebt der folgende Brief Ep. X 11 gleich an *Immortalis ago tibi gratias agamque, dum vivam* und versteigt sich sogar zu der Wendung *si de filii tui dignitate esset actum, amabilius certe nihil facere potuisses*. Dies ist offenbar der Dank dafür, daß Cicero vom 7. bis zum 9. April im Senat so energisch für die Ehrung des Plancus eingetreten war. Der Brief X 11 muß etwa Ende April geschrieben sein, da er (§ 2) die frische Kunde von der Schlacht bei Mutina (21. April) verrät;<sup>2)</sup> andererseits kann er aber nicht, wie Jullien S. 54 behauptet, sich auf weitere Ehrungen beziehen, die der Senat erst beschlossen hatte, nachdem zwei Tage vor der Siegeskunde von Mutina in Rom die Nachricht eingetroffen war, daß Plancus sich endlich gegen Antonius in Bewegung gesetzt habe (Ep. X 14 und

<sup>1)</sup> Vgl. Ruete, Die Correspondenz Ciceros in den Jahren 44 und 43 (Straßburger Dissertation, Marburg 1883), S. 121.

<sup>2)</sup> Vgl. Bardt S. 473.



13). Denn die Siegesnachricht von Mutina kann erst am 26. April,<sup>1)</sup> die Kunde vom Vorrücken des Plancus also nicht vor dem 24. April nach Rom gelangt sein. Mithin kann der Senat frühestens am 24. April die lobenden Beschlüsse gefaßt haben, und Plancus hätte sie nicht vor der zweiten Hälfte des Mai in einem seiner Briefe berücksichtigen können. Damals waren aber soviel wichtigere Ereignisse eingetreten, daß sein Schweigen über die neuen Ehrungen nur allzu begreiflich ist.

Schon am 20. März war im Senat ein Schreiben<sup>2)</sup> des Antonius an Hirtius und Octavian verlesen worden, das uns Cicero in seiner 13. Philippica mit einem boshaften Kommentar überliefert hat. Darin berief sich Antonius u. a. auf Verabredungen mit Plancus, die er getreulich einzuhalten gedenke (Phil. XIII 19, 44) Jullien S. 55 bemerkt dazu: *peut-être . . . Antoine ignorait-il la lettre officielle de Plancus*, nämlich die Ergebenheitsadresse Ep. X 8. Da nun aber, wie wir oben sahen, diese Adresse erst am 7. April nach Rom gelangt ist, so kann nicht der geringste Zweifel darüber obwalten, daß Antonius, als er jenes Schreiben an Hirtius und Octavian absandte, von der Schwenkung des Plancus zur Gegenpartei noch keine Kenntnis besaß.

In derselben Senatssitzung, am 20. März, lagen auch die Briefe des Lepidus und des Plancus vor, in denen übereinstimmend dem Senat ein Friedensschluß mit Antonius empfohlen wurde. Mit Entschiedenheit wies Cicero in der 13. Philippica (4, 7f.; 21, 49) diesen Gedanken von der Hand, und an die beiden Politiker, die zum Frieden geraten hatten, sandte er noch an demselben Tage entrüstete Schreiben: X 6 an Plancus, X 27 an Lepidus. Dem letztern wirft er schnöden Undank gegenüber dem Senate vor, der ihn doch mit so hohen Ehren ausgezeichnet habe. Unrichtig ist also die Behauptung Julliens S. 63, daß Lepidus nur *einen* Monat vor dem 21. Mai, an dem er sich wieder an den Senat wandte (Ep. X 34), die republikanische Partei durch seinen Friedensvorschlag brüskiert habe. Es lagen mindestens zwei Monate dazwischen.

Die folgenden Erörterungen beziehen sich auf den Brief des Plancus X 21, über dessen chronologische Einreihung noch die größte Meinungsverschiedenheit herrscht. Während ihn nämlich Ruete a. a. O. S. 52, O. E. Schmidt a. a. O. S. 459 und Holzapfel, Berliner philol. Wochenschrift 1900, Sp. 720 nach Wesenbergs Vorgang (in der Klotzischen Ciceroausgabe Part. III, Vol. I, S. 320) auf den 14. Mai datieren, lassen ihn Jullien S. 68, Groebe a. a. O. S. 465 ff. (unter Beifall von Gurlitt

<sup>1)</sup> Vgl. O. E. Schmidt im Anhang von *M. Tullii Ciceronis epistularum libri sedecim ed. L. Mendelssohn* (Lips. 1893), S. 458 Anm. 3.

<sup>2)</sup> Rekonstruiert von Bardt a. a. O., Text<sup>2</sup> (Leipzig und Berlin 1904), Nr. 103, S. 180 ff. Statt „Ende März“ sollte es in der Überschrift heißen „Mitte März“.

a. a. O. S. 151) und Bardt Komm. S. 473 ff.<sup>1)</sup> erst gegen Ende dieses Monats, am 28. (Bardt) oder 29. Mai (Groebe) geschrieben sein. Den Ausgangspunkt für die zeitliche Fixierung müssen die Worte X 21, 1 bilden: *scripsique tibi biduo ante confidere me bono Lepido esse usurum communicare consilio bellum administraturum*. Welches ist dieses 2 Tage früher erlassene Schreiben? Nach Wesenberg, Ruete, Schmidt wäre es Ep. X 15, nach Groebe (Jullien und Bardt<sup>2)</sup> äußern sich darüber nicht) dagegen X 17. Prüfen wir zunächst diese zweite Annahme. Man kann zugeben, daß sich aus X 17 zur Not das herauslesen läßt, was nach X 21, 1 den Inhalt des früheren Schreibens gebildet haben muß. Schwere Bedenken erregt aber, was Plancus am Anfang von X 17 dem Cicero über die Bewegungen der Armee des Antonius meldet: M. Antonius sei mit der Spitze seiner Truppen in Forum Julii angelangt, sein Unterfeldherr P. Ventidius Bassus rücke zwei Tagemärsche hinter ihm her.<sup>3)</sup> Nun fällt die Ankunft des Antonius in Forum Julii nach Groebes eigenem Nachweis<sup>3)</sup> auf den 8. Mai, die des Ventidius also wahrscheinlich auf den 10. Mai.<sup>4)</sup> Daß Plancus diese Angaben erst in einem Briefe gemacht haben soll, der nach Groebes Annahme zwei Tage vor X 21, also am 27. Mai geschrieben wurde, ist undenkbar. Denn am 27. Mai war Antonius mit seinem ganzen Heere längst nicht mehr in Forum Julii, sondern hatte sein Lager dem Lepidus gegenüber am Argenteus aufgeschlagen. Daß er sich dort schon längere Zeit vor der am 29. erfolgten Vereinigung mit Lepidus aufgehalten haben muß, lehrt die anschauliche Schilderung Appians *bell. civ.* 3.83 f. von dem allmählich immer lebhaftern und intimern Verkehr zwischen den beiden Lagern deutlich. Plancus aber hätte am 27. Mai von dem Vorrücken des Antonius an den Argenteus längst Kenntnis besitzen müssen. Denn er befand sich um diese Zeit keinesfalls weiter nördlich als an der Isère. Nun beträgt die Entfernung von Grenoble bis Fréjus in der Luftlinie 210 km. Diese Strecke konnte ein Eilbote, selbst bedeutende Umwege eingerechnet, in 4 Tagen zurücklegen.<sup>5)</sup> Der 27. Mai, das angebliche

1) In der zweiten Auflage des Textheftes (1904) S. 188 hat Bardt das im Kommentar S. 476 verworfene Datum „14. Mai“ nicht geändert. Vielleicht darf man daraus schließen, daß er zu seiner früheren Annahme, die sich mit derjenigen Schmidts deckte, zurückgekehrt ist.

2) Da Bardt annimmt, der Briefwechsel zwischen Plancus und Cicero sei uns ganz erhalten (s. o. S. 106), kann auch er die Worte *scripsit tibi biduo ante* schwerlich auf einen andern Brief beziehen als auf X 17.

3) X 17, 1: *Antonius ꝛ Idus Maias ad Forum Iulii cum primis copiis venit: Ventidius bidui spatio abest ab eo*. Das korrupte Datum ergänzt Groebe (S. 461 und bei Gurlitt a. a. O. 172 Anm. 3) überzeugend *a. d. VIII Idus Maias*.

4) Danach sind meine Angaben Basl. Biogr. I 13 zu ändern.

5) Vgl. Groebe S. 464, ferner im allgemeinen über damalige Botengeschwindigkeit Ruete S. 121 f.

Datum von X 17, liegt aber um volle 19 Tage später als die Ankunft des Antonius, um 17 Tage später als die mutmaßliche Ankunft des Ventidius in Forum Julii. Damals sollte Plancus also erst von dem Eintreffen des Antonius in Forum Julii, noch nicht aber von dem des Ventidius ebendasselbst, geschweige denn von dem weitem Vorrücken Marc Antons von Forum Julii nach dem Argenteus Kenntnis gehabt haben? Daß dies unmöglich ist, liegt auf der Hand; und daraus ergibt sich, daß X 17 nicht erst am 27. Mai geschrieben sein kann, sondern näher an den 10. Mai herangerückt werden muß.<sup>1)</sup> Das heißt mit andern Worten: Groebes Ansicht, daß X 17 zwei Tage vor X 21 geschrieben sei, ist unhaltbar. Steht es besser um die andere Annahme, wonach nicht Ep. X 17, sondern X 15 der Brief ist, der zwei Tage vor X 21 geschrieben wurde? In X 15 schreibt Plancus von der Südseite der soeben passierten Isère aus,<sup>2)</sup> er sei in Bezug auf die Haltung des Lepidus guten Muts, da ihm Juventius Laterensis die Versicherung gegeben habe,<sup>3)</sup> daß Lepidus gegen Antonius kämpfen werde; daher sei er nun im Begriff, nach Süden vorzurücken, um sich so schnell als möglich mit Lepidus zu vereinigen; zu diesem Zwecke habe er soeben, am 12. Mai, die Isère überschritten. Als Datum dieses Briefes wird mit großer Wahrscheinlichkeit allgemein eben der 12. Mai angenommen, so auch von Groebe S. 467. In X 21 sind freilich Ton und Stimmung<sup>4)</sup> ganz anders: „So war es vorgestern: ich vertraute den eigenhändigen schriftlichen Versicherungen des Lepidus und dem, was Laterensis mündlich beigelegt hatte; da kommt eine Ordonnanz (*stator*) des Lepidus

1) Schmidts Ansatz von X 17 auf den 19. oder 20. Mai wird das richtige treffen.

2) Und zwar wahrscheinlich aus Cularo: vgl. Ruete S. 49; Groebe S. 464.

3) Laterensis war vor dem 12. Mai bei Plancus persönlich anwesend; die Worte *qui tunc apud me erat* (X 21.1) werden von denen, die diesen Brief auf den 14. Mai ansetzen, selbstverständlich nicht mit *scripsi tibi biduo ante* in eine zeitliche Verbindung gebracht, wie Groebe S. 466 insinuiert. Denn wenn Laterensis noch am 12. Mai bei Plancus gewesen wäre, hätte doch wohl nicht schon am 14. Mai ein Brief von ihm aus dem Lager des Lepidus bei Plancus eintreffen können.

4) Die gegenüber X 15 völlig veränderte Stimmung vor allem hat seit Drumann II (Königsberg 1834) S. 353 und 355 die Gelehrten immer wieder zu einer spätern Datierung von X 21 verleitet, vgl. Groebe S. 466. Und doch eröffnet Plancus selber gerade aus dem richtigen Gefühl heraus, daß der Ton nicht zu X 15 passe, den Brief X 21 mit den Worten *puderet me inconstantiae litterarum mearum etc.* Die gedruckte Stimmung in X 21 erklärt sich aber, wie Holzapfel Berl. phil. Woch. 1900, Sp. 720 sehr richtig ausführt, hinlänglich durch die Befürchtung einer Vereinigung des Lepidus mit Antonius. So, nicht als Hinweis auf eine vollzogene Tatsache, ist mit Holzapfel *dubius exercitibus coniunctis* zu fassen (§ 5). „Daß es sich um eine noch im Bereiche der Zukunft liegende Eventualität handelt, ist auch aus § 6 *etiamsi ille exercitus descierit*, wo *descierit* nur als fut. ex. und nicht etwa als con. perf. betrachtet werden kann, ersichtlich“ (Holzapfel).



mit der Weisung, ich solle doch an der Isère bleiben, da er allein fertig werden könne; kurz darauf trifft ein verzweifelter Brief von Laterensis ein, wonach von der Haltung des Lepidus das schlimmste zu befürchten ist. Ich zweifle daher an der Zweckmäßigkeit eines weiteren Vorrückens und bin im Begriff, zurückzukehren (*itaque rediturus sum* § 5, nämlich auf die Nordseite der Isère).“ Der Überbringer dieses Briefes heißt nach § 3 Laevus Cispus. Wenn die Datierung von X 21 auf den 14. Mai richtig ist, dann fällt er zwischen X 15 (12. Mai) und X 18 (18. Mai). Der Gedankengang von X 18 ist folgender: „Laevus — offenbar eben der Überbringer von X 21<sup>1)</sup> — und der Brief, den er dir brachte — offenbar X 21 —, konnten dir melden, was ich vorhatte (nämlich über die Isère zurückzugehen). Nun habe ich mich gleichwohl, auf die Aufforderung des Lepidus und die dringenden Bitten des Laterensis hin, in die Gefahr begeben. Ich verlasse daher (heute) am 18. Mai die Isère, rücke südwärts vor und hoffe mich in 8 Tagen mit Lepidus zu vereinigen.“ Aus dieser Skizzierung des Inhalts ist zu ersehen, daß X 21 sich trotz dem abweichenden Tone sehr wohl zwischen X 15 und 18 einfügt, und es ist denn auch ein irgendwie zwingender Beweis gegen diesen Ansatz von keiner Seite vorgebracht worden. Daß der heißumstrittene Brief nun aber zwischen X 15 und 18 nicht nur untergebracht werden kann, sondern untergebracht werden muß, ergibt sich aus folgendem. Plancus verließ in der Tat, wie auch Bardt S. 474 f. und Groebe S. 257 aus X 18 entnehmen, am 18. Mai<sup>2)</sup> seine bisherige Stellung an der Isère und langte etwa eine Woche später beim Verdon an. Diese Tatsache hätte unbedingt in einem Brief vom 29. Mai, vermutlich dem ersten, den Plancus aus seinem neuen Lager am Verdon geschrieben hätte, erwähnt werden müssen. Nun aber steht von dieser Tatsache in dem Brief X 21, den Groebe auf den 29. Mai ansetzt, kein Wort, sondern wir erfahren sie erst aus dem Brief X 23, den Plancus am 6. Juni schrieb, als er sein Lager bereits an die Isère zurückverlegt hatte. Welches ist dagegen die Situation in X 21? „Ich hatte die Isère passiert und hatte im Sinn, diesen Fluß zu verlassen, um mich mit Lepidus zu vereinigen: da kam der *stator* und der verzweifelte Brief des Laterensis; daher bin ich im

<sup>1)</sup> Die Identität des Laevus Cispus in X 21, 3 mit Laevus in X 18, 1 weist Groebe bei Gurlitt S. 172 Anm. 1 nach, glaubt aber irrigerweise den Auftrag an denselben *dabo perferenda* (X 21, 3) auf eine spätere Sendung, nach der Rückkehr aus Rom, beziehen zu müssen. In Wirklichkeit ist Laevus Cispus in § 3 ohne Zweifel als Überbringer von X 21 gemeint, nachdem an demselben Tage oder einen Tag früher schon ein Eilbote an Titius abgegangen war.

<sup>2)</sup> Wenn Julian S. 65f. statt dessen den 21. Mai nennt, so beruht dies lediglich auf der in den neuern Ausgaben beseitigten schlechten Lesart *a. d. XIII Kalend. Iun.* statt *a. d. XV. K. Iun.* in X 18, 4.

Begriff zurückzukehren.“ Mit vollem Recht betont Holzapfel a. a. O., daß Plancus, als er so schrieb, seinen Standort an der Isère noch gar nicht verlassen haben kann. Daraus folgt mit Sicherheit, daß der Brief X 21 vor dem 18. Mai geschrieben sein muß. In was für seltsame Widersprüche man durch den unrichtigen spätern Ansatz dieses Schreibens verwickelt wird, zeigen insbesondere Bardts Ausführungen. S. 475 läßt er den *stator* mit Recht „Mitte Mai“ an der Isère bei Plancus eintreffen, dagegen soll der Notschrei des Laterensis, den Plancus X 21, 3 unmittelbar nach dem *stator* erwähnt, erst zwei Wochen später erfolgt sein! All diese Unwahrscheinlichkeiten schwinden sofort, wenn man als erwiesen anerkennt, daß der Brief X 21 vor X 18 geschrieben ist und daß sich demnach die Worte *biduo ante* (21, 1) auf X 15 beziehen, mithin X 21 auf den 14. Mai anzusetzen ist.

Am 12. Mai<sup>1)</sup> hatte Plancus die Isère überschritten; bis zum 18. Mai aber blieb er an ihrem südlichen Ufer liegen. Was war der Grund für diese lange Untätigkeit? Jullien S. 65 antwortet: er wollte hier die Ankunft seines Kollegen Decimus Brutus abwarten.<sup>2)</sup> Aber Brutus befand sich noch immer in der Poebene, und wenn Plancus wirklich auf ihn hätte warten wollen, brauchte er die Isère gar nicht zu überschreiten. Die hastige Überbrückung dieses Flusses (Ep. X 15, 3; 21, 2) beweist, daß Plancus tatsächlich sofort nach Süden vorzurücken beabsichtigt hatte. Daß sich sein Vormarsch doch noch um 6 Tage verzögerte, erklärt sich hinreichend aus dem Eintreffen 1) des *stator*, durch den ihn Lepidus zum Bleiben aufforderte, und 2) des verzweifelten Briefes des Laterensis, aus dem Plancus schließen mußte, daß Lepidus mit Antonius bereits gemeinsame Sache mache, sein eigener Vormarsch nach Süden also zwecklos wäre. Jullien meint freilich (S. 66), die Ordonnanz des Lepidus sei erst nach dem Aufbruch von der Isère zu Plancus gelangt. Das ist aber mit der richtigen Datierung des Briefes X 21 unvereinbar: der *stator* kann nicht später als am 14. Mai eingetroffen sein, da er an diesem Tage von Plancus X 21, 2 erwähnt wird.

Es ergibt sich aus dem richtigen Ansatz dieses Briefes ferner, daß Plancus nicht erst nach der Verlegung seines Lagers an den Verdon Kunde von den antirepublikanischen Demonstrationen im Heere des Lepidus (Ep. X 21, 4) erhalten hat, wie Jullien S. 67 angibt, sondern

<sup>1)</sup> Daran halte ich gegenüber Groebe S. 464 fest. Den von ihm wiederholten Einwand Nakes hat schon Ruete S. 51 f. widerlegt.

<sup>2)</sup> Vielleicht schwebt Jullien die Stelle Ep. X 18, 2 vor. Hier schreibt Plancus aber unmittelbar nach dem Aufbruch von der Isère: er habe seinen Standort verlassen, obwohl es für ihn gefahrloser gewesen wäre, an der Isère zu warten, bis sich Brutus mit ihm vereinige (vgl. Drumann I<sup>2</sup> 257). Die Stelle beweist doch nichts für die Gründe der Untätigkeit vom 12. bis zum 18. Mai.

bereits als er noch an der Isère lag. Endlich kann der verzweifelte Brief des Laterensis, den Plancus X 21, 3 erwähnt, nicht — wie Drumann I<sup>1</sup> 353. 355, Jullien S. 68, Groebe S. 466 und Bardt S. 476 behaupten — eine letzte, unmittelbar vor der Vereinigung des Lepidus mit Antonius und dem eigenen Selbstmord an Plancus abgesandte Warnung, „sein politisches Testament“ gewesen sein. Vielmehr hat Laterensis diesem Schreiben später noch ein weiteres, in etwas weniger verzweifelter Stimmung abgefaßtes folgen lassen, vgl. Ep. X 18, 2.

Am 29. Mai hat sich die Vereinigung des Lepidus mit Antonius wirklich vollzogen (Plancus Ep. 23, 2). Hiemit bringt Jullien S. 69 die Bemerkung des Cicero an D. Brutus Ep. XI 12, 2 *non ille (Antonius) mihi fugisse a Mutina videtur, sed locum belli gerendi mutasse* in Verbindung. Allein dieser Brief ist, wie Bardt S. 472 nachweist, schon um Mitte Mai geschrieben. Demnach kann Ciceros Bemerkung den ihr von Jullien untergelegten Sinn nicht haben, sondern nur den einer — wie die Folge lehrte, fruchtlosen — Aufforderung an D. Brutus, durch nachdrückliche Verfolgung des Antonius zu bewirken, daß der Sieg von Mutina mehr bedeute als eine bloße Verlegung des Kriegsschauplatzes von Oberitalien nach Gallien.



Die  
*ΜΕΡΗ ΤΗΣ ΤΡΑΓΩΔΙΑΣ*  
in der Tragödie des V. Jahrhunderts.

Von  
Jakob Oeri.

---

Von Rechts wegen sollte sich die Einteilung der Tragödie aus der logischen Zergliederung der Handlung ergeben; wir aber glauben gewöhnlich unsere Pflicht zu tun, wenn wir das zwölfte Kapitel der Aristotelischen Poetik zu Grunde legen, und kommen dabei zu so schönen Resultaten wie dem, daß die Rede des Aias ἄπανθ ὁ μακρός (646-92) einen ganzen Hauptteil ausmache, und daß anderseits von 719 bis 865 alles zusammenhänge, trotzdem das Stück bei der Ortsveränderung nach 814 den tiefsten Einschnitt hat, den ein Stück haben kann. Dem gegenüber möge nun einmal gefragt werden: Wie müßten *wir*, wenn wir Aristoteles nicht hätten und rein auf das vorhandene Tragödienmaterial angewiesen wären (dem hier auch der Kyklops beigelegt werden möge), bei der Einteilung verfahren? Indem dies mit dem folgenden Versuche unternommen wird, muß vorausgeschickt werden, daß hier nur eine kurze Skizze gegeben werden kann, deren Verfasser auf manches verzichten muß. Man wird hier wenige Auseinandersetzungen mit den Ansichten anderer, nicht gerade vieles über die historische Entwicklung der Formen, keine Beziehung auf die in deutschen Landen so verrufene szenische Responsion<sup>1)</sup> finden. Den Zitaten sollen die am meisten ver-

---

<sup>1)</sup> Nur darum, weil eben wieder die Mär durch's Land geht, daß ich ein rücksichtsloser Versetiler sei, sei denn das doch gesagt: Die sich über mehr als 4000 Verse erstreckende Hauptresponsion in Elektra, Oedipus, Koloneus, Trachinierinnen und Philoktet, von der meine ganze Argumentation ausgeht, erheischt die Tilgung der zwei von Brunek aus Phil. 1365 ausgeschiedenen Verse, von Phil. 1443 f., Kol. 614 f., 640 f., S. mein Programm „Die Sophokleische Responsion. Basel 1903“. Wem das viel scheint, der möge kommen und es sagen.

breiteten Teubner'schen Ausgaben zu Grunde liegen, und wo längere Zitateihen zu geben sind, werde ich mich, statt an die problematische historische, an die dortige Reihenfolge der Stücke halten, nur daß der Kyklops immer an den Schluß und der Rhesos dahin gestellt wird, wohin er gehört, nämlich zwischen Aeschylus und Sophokles.<sup>1)</sup>

<sup>1)</sup> Wenn dieses frisch geschriebene und geschickt komponierte Stück in die Zeit des zweiten Seebundes gehörte, so wäre der Dichter, der sich dabei von allem Einfluß des Euripides und von allem, was Rhetorik und Manier heißt, freigehalten hätte, ein Miraculum der Weltliteratur. Diesen Ruf verdient er nicht, aber er hätte auch nicht der Unsitte unserer Zeit zum Opfer fallen sollen, die alles Mangelhafte auf Rechnung der Decadenz setzt und nicht mehr weiß, daß es auch eine vorklassische Zeit zu geben pflegt. Wenn man der alten Zeit den vierten Schauspieler (hier Paris) nicht zutrauen will, so frage ich: Welcher Sterbliche *wei*? denn darüber, wie es in den verschiedenen Zeiten mit dem *παραχορήγημα* stand, etwas Bestimmtes? Mein Mutmaßens würde es mir am ehesten in der Zeit möglich erscheinen lassen, da ein Dichter selbst etwa noch als Schauspieler auftrat. Und was die Unmöglichkeit des *deus ex machina* betrifft, so mag es sein, daß er in der Frühzeit nicht jählings *ἐξ αἰθέρος πτυχῶν* herabkommen konnte. Aber man wird eben primitivere Mittel gehabt haben. Der Okeanidenwagen des Prometheus z. B. konnte doch wohl auch auf horizontal gespannten Seilen einherfahren. Die Klage einer Göttin um den toten Sohn aber ist doch ein gerade der stark vom Epos abhängigen Zeit wohl zuzutrauendes Motiv. Auch die Kunst stellte die Göttin, die *τὸν νεόμυτον νεκρὸν ἐν χειροῖν φορᾶδην πέμπει*, dar. Vergl. die Pietà (Eos u. Memnon) auf der schwarzfigurigen und der Duris-Vase bei Roscher II, 2. S. 2676 und I S. 1265 6. Wer nun, wie ich, von dem Studium der *μέρη τῆς τραγωδίας* herkommt, der kann gar nicht anders, als den Rhesos früh ansetzen. Nicht nur läßt sich die Prologlosigkeit am leichtesten damit erklären, daß wir es mit dem zweiten oder dritten Stück einer Inhaltstrilogie zu tun haben dürften, sondern Einzelheiten, auf die ein Nachahmer nicht leicht verfallen wäre oder die er sklavisch kopiert hätte, sprechen dafür. Altertümlich ist die starke Verwendung der Anapäste in der Parodos, und die Isolierung der Strophen des zweiten Liedes der Chorbewegung (527 64) durch Anapäste von Einzelchoreuten hat ihr Analogon nur in der Parodos der Antigone; die kurze, von Weherufen unterbrochene trochäische Partie 728 31 hat das ihre nur in Agam. 1343/47; die Verbindung von Trimetern mit Anapästen (733/55) hat sich Sophokles im Oedipus 1312 wieder gestaltet u. A. Wenn ich aber hier unwillkürlich „wieder“ sage, so muß ich allerdings dazu bemerken, daß, *wenn* der Rhesos alt ist, dann auch fast mit Notwendigkeit Sophokles als Dichter muß angenommen werden. Von den vielen Anklängen an den Aias, die bekanntlich hiefür sprechen, möge hier nur einer hervorgehoben sein: Aus Aias 748 ff. spricht die Lehre, daß was geschehen muß, seinen Weg findet, auch wenn eine andere Wendung ganz nahe läge und aus Rhesos 595 die, daß, was nicht geschehen darf, so nahe es liegt, nicht geschieht. In beiden Fällen hängt die Entscheidung vom Erleben eines bestimmten Momentes ab; aber wie schön ist dieses Motiv der Schicksalsstunde variiert! Und Sophokles hat es ja überhaupt geliebt, seine Motive *mutatis mutandis* zu wiederholen, so daß auch die von Wilamowitz bemerkte Wiederkehr eines solchen aus den *Ποιμένες* uns nicht wundern darf. Also derjenige Grammatiker wird recht gehabt haben, der beim Rhesos den *Σοφοκλείης χαρακτήρ* durchschimmern sah; nur steht Sophokles in diesem Stücke noch nicht auf seiner Kunsthöhe, und deshalb wird man gut tun, es möglichst früh, jedenfalls früher als den Aias anzusetzen.

Es müßte sich nun zuerst um die Einteilung des ganzen in seine Hauptteile und dann, um die der letztern in ihre Nebenteile handeln. Indeß wird es aus äußern und innern Gründen empfehlenswerter sein, weniger systematisch vorzugehen und sich auf einige wichtige Kapitel zu beschränken, bei denen unter- wie übergeordnete Parteien in Frage kommen. Statt eines kurzen Aufsatzes könnte sonst aus dieser Abhandlung leicht ein Buch werden.

\* \* \*

Wir haben gelernt und gelehrt, die Hauptteile der Tragödien folgten aufeinander als Prolog, Parodos, I Epeisodien, I Stasimon, II Epeisodien . . . . letztes Stasimon, Exodos. Dabei dachte man sich die Parodos zwar etwas anders geartet und vorgetragen als die Stasima, aber im Wesentlichen ihnen doch koordiniert. Dies war nun aber, wenn wir es schon von Aristoteles hatten, das *πρῶτον ψεῦδος*, an dem die richtige Einteilung scheitern mußte; es sprechen dagegen folgende Gründe:

1. Der *Zweck* der Parodos und der der Stasima ist durchaus verschieden. Mit jener führt sich der Chor ein, so gut als jede Person des Stückes dies auch tun muß, wenn sie nicht von andern vorgestellt wird; daß es feierlich oder doch in bewegter Form geschieht, verändert den Zweck nicht; die Stasima und die mit ihnen zusammen zu besprechenden melischen Vorträge dagegen sind, wie wir sehen werden, ausnahmslos Zwischengesänge, d. h. sie decken eine Zwischenzeit, die aus irgend einem Grunde zwischen einer vorangehenden und einer folgenden Szene anzunehmen ist; sie isolieren die Szenen von einander, stellen aber dadurch, daß sie selbst die Lücke ausfüllen, die Einheit der Zeit her.

2 Was die *Form* betrifft, so sind *die* Zwischengesänge, welche nach dem sog. I. Epeisodion zwischen Hauptteilen vorgetragen werden (wie übrigens auch die zwischen Nebenteilen), rein *melischer* Art, während der Prolog und die spätern Dialogpartien, so viel melisches und anapästisches auch in sie eingesprengt erscheint, als Grundform durchweg den *Trimeter* haben. Die Parodos dagegen hat keine feste metrische Grundform. Proteusartig ist sie bald rein melisch, bald enthält sie neben dem Melos Anapäste, bald ist sie ein Kommos, in dem Chor und Schauspieler sich in langen Wechselgesängen unterhalten, bald ein solcher, da sie es nur mit kurzen Worten tun, einmal auch nur ein Vortrag anapästischer Hypermetra durch den Chorführer; kurz, der Dichter hat hier freie Wahl, wie sonst bei den Hauptteilen nicht.

Ist sie also ein untergeordneter Teil? Ich sage „Ja“, sie ist das erste oder auch das zweite Glied des auf den Prolog folgenden Hauptteils und auch wenn sie rein melisch ist, im Prinzip nichts anderes als



was man bisher ein episodisches Chorikon nannte. Hiefür fällt noch folgendes in Betracht :

3. Was für die Parodos recht ist, müßte auch für die andern Partien, womit der Chor auf- und abzieht, billig sein, also für die Epiparodos, die Aphodos (man verzeihe mir das selbstgebildete Wort) innerhalb und die Exodos am Ende des Stückes. Ich denke denn auch, daß die meisten nichts würden dagegen haben, Alk. 861 933, Rhesos 527/64, Hik. Aesch. 1018/74 als Hauptteile zu erklären. Aber würden sie dies auch bei dem Hypermetron Alk. 741/6 oder gar bei jedem *πολλὰ μορφαὶ τῶν δαιμονίων* wagen? Ich glaube kaum, obschon die Konsequenz es verlangen würde. Die gleiche Konsequenz hat nichts Stoßendes, wenn *alle* diese Partien und also auch die Parodos untergeordnete Partien sind.

4. Die Zwischengesänge sind wenigstens in der Zeit nach Aeschylus nicht mehr integrierende, durchaus notwendige Teile der dramatischen Entwicklung. So wenig man sie entbehren möchte, so sehr die Seele des Stückes oft in ihnen lebt — man denke nur an Oed. 863 910 —, der äußere Gang der Handlung ließe sich fast immer ohne sie verstehen; hätte der Dichter sie weggelassen, so hätte er eben nur ein anderes Mittel finden müssen, um dem Aneinanderstoßen zeitlich getrennter Szenen seine Härte zu nehmen, und da hätte er, wie wir nachher sehen werden, nicht lange zu suchen gehabt. Anders ist es mit der Parodos. Diese ist bald mit dem vorhergehenden, bald mit dem folgenden so enge verkettet, daß ihr Wegfall sofort der Annahme einer Lücke in der Überlieferung rufen müßte. Wenn es z. B. im Prologe des Oedipus (144) heißt *ἄλλος δὲ Κάδμου λαὸν ᾧδ' ἀθροίζετω*, so muß nachher der Kadmeische Adel ganz notwendig erscheinen und sein Auftreten irgendwie motivieren, und wenn nach dem Pään, womit er dies tut, Oedipus (216) ihn mit *αἰτεῖς* anredet, so hat er ihn eben vorher gehört; das Lied selbst aber, so mächtig die Empfindung ist, die sich in seiner Form und seinem Inhalte ausspricht, ist ein Teil der Exposition und steht zum Ganzen in keinem andern Verhältnis als die Rede des Greises im Prolog. Nicht anders steht es mit dem Dank- und Freudengesang in der Antigone, mit dem Trostgesang in den Trachinierinnen und besonders mit allen denjenigen Parodoi, welche Kommoi sind; denn der Kommos unterscheidet sich *nur* durch den gesteigerten Ton vom sonstigen Dialog.

5. In vollen 22 von allen 33 Stücken schließt sich an die Chorparodos entweder eine an den Chor gerichtete Rede oder ein Dialog zwischen Schauspieler und Chor. Wie nimmt sich nun die Annahme einer Hauptcäsur zwischen beiden aus, zumal wenn das Zweite durch parallelen Inhalt als Fortsetzung des Ersten markiert ist, wie El. Soph. 230 ff. und 254 ff., wo Elektra sich beidemal wegen ihres Verhaltens

mit der Notwendigkeit entschuldigt, oder Kol. 237/53 und 275/9, wo die Hikesie Antigonos und die des Oedipus fast unmittelbar aufeinander folgen?

6. Bisweilen ist die Chorparodos auch einer *vorangehenden* Szene eng koordiniert. Wer sich nämlich auch nur einigermaßen vom Buchstaben des Aristoteles frei machen kann, der wird doch unmöglich, wenn ihr eine Monodie derjenigen Person vorangeht, die nachher mit dem Chore spricht, die Hauptcäsur erst hinter der Monodie ansetzen und diese selbst dem Prologe zurechnen können. Hat es z. B. in der Hekabe irgendwelche Wahrscheinlichkeit, daß die Monodie der Greisin zusammen mit der Rede von Polydors Schatten den Prolog ausmacht und nicht vielmehr die erste Szene des folgenden Hauptteils ist, an die sich als zweite die Parodos des Hekabe apostrophierenden Chores reiht? Und wie steht es mit der Helena? Hier setzt ja der Chor gar erst mit einer *Antistrophe* ein. Sollten wir nun gezwungen sein, die von Helena gesungene Strophe und die diese einleitenden drei daktylischen Verse noch dem Prologe zuzurechnen? Die Konsequenz würde es ja verlangen.

7. Könnte da, wo die Parodos ein Kommos ist, z. B. in den Herakliden, dieser Kommos eine *πρώτη λέξις ὄλου χοροῦ* heißen?

8. Wie steht es mit dem Namen *πάροδος*? Man hat oft, um eine Entsprechung zwischen ihm und *ἔξοδος* herzustellen, die melischen Tragödienschlüsse bei Aeschylus zu der Folgerung benützt, es hätte die Exodos wie die Parodos ursprünglich melischen Charakter gehabt. Wäre es nicht richtiger gewesen, auch das *ἐπεισόδιον* heranzuziehen und zu folgern: *ὀδός* wird in allen drei Namen dieselbe Bedeutung haben, und zwar die gleiche, die der Lateiner durch „actus“, der Deutsche durch die Zusammensetzung mit „Zug“ ausdrückt; *πάροδος* ist ursprünglich das Aufziehen des Chores *und* der Schauspieler, *ἐπεισόδιον* ist das nachträgliche Aufziehen der Schauspieler, *ἔξοδος* das Abziehen von Chor und Schauspielern, und nach diesem Kommen und Gehen wurden später die ganzen Tragödienteile benannt, in denen es vorkommt.

Nach meiner Meinung wäre also die Parodos die *ganze* den Einzugsgesang und das bisherige erste Epeisodion, ja bisweilen schon ein Stück des bisherigen Prologs umfassende Partie; das zweite Epeisodion würde nunmehr zum ersten u. s. w. Um aber Konfusion zu vermeiden, werde ich jene „Parodospartie“, die bisherige Parodos dagegen „Chorparodos“ nennen und die Epeisodien lieber nicht numerieren, sondern nach dem Namen von Personen (als Tiresias-Hämonepeisodien u. s. w.) bezeichnen.

Warum aber hat nun Aristoteles der Chorparodos die für die erhaltene Tragödie unberechtigte Bedeutung eines Hauptteils zugewiesen? Die Antwort wird sein: Er denkt eben nicht an die Tragödie der

klassischen, sondern an die seiner eigenen Zeit, die es gehalten haben wird, wie er angiebt. Einen Nachklang hievon finden wir noch bei Seneca, bei dem allerdings die Chorparodos nichts ist als ein Zwischenlied wie die andern; angebahnt aber mag die neue Form schon Euripides haben, wenn er — um von dem Konzept der Aulischen Iphigenie keinen Gebrauch zu machen — in der Andromache und den Bakchen die neue Szene ohne vermittelnde Vorstellung der kommenden Person durch den Chor auf eine vollstimmige Chorparodos folgern ließ. Es ist zwar ganz klar, daß in diesen Fällen das Auftreten des Chors schon deshalb eine integrierende Partie der Parodospartie ist, weil sein Führer nachher die Rolle eines Interlocutors hat; aber der Mangel an Vermittlung zwischen dem rein chorischen und dem ihm koordinierten dialogischen Teil ist eine Härte, die es begreiflich erscheinen läßt, wenn man später in Prolog, Chorparodos und folgender dialogischer Partie die Folge von drei Hauptpartien sah.

\* \* \*

Einen *untergeordneten* Teil hätten wir nun als solchen erkannt; damit ist aber die Frage, welches die *Hauptteile* seien, noch nicht gelöst; sie hat auch, wie wir sehen werden, ihre nicht geringen Schwierigkeiten. Immerhin kann nun mit einer Partie, für die auf Konsensus gerechnet werden darf, der Anfang gemacht werden. Dies ist:

### I. Der Prolog.

Der Prolog ist nicht von jeher eine notwendige Partie der Tragödie gewesen; die äschyleischen Hiketiden, die jetzt von A. Körte<sup>1)</sup> mit großer Wahrscheinlichkeit in die Zeit zwischen Marathon und Salamis gesetzt werden, und die Perser sowie der nach meiner Ansicht archaische Rhesos haben ihn nicht, und daß die prologlose Form das Ältere gewesen ist, scheint mir Christ mit Recht aus dem die Aufführung einleitenden Heroldsrufe *εἶσαγε τὸν χορὸν* zu erschließen, der nicht leicht zu verstehen wäre, wenn der Beginn mit der chorlosen Szene das Ursprüngliche wäre. Immerhin hatten den Prolog schon die Phoenissen des Phrynichos, und die treffliche Wirkung, die es hatte, wenn sich die Chorparodos von einer in niederem Tone gehaltenen Partie abhob, läßt annehmen, daß die Neuerung rasch beliebt werden mußte. Für die spätere Einführung spricht übrigens auch der Name. Das Stück (*λόγος*; im gleichen Sinne wie in *τριλογία*, vgl. das lat. *fabula*) wird dagewesen sein, ehe ihm das „Vorstück“ vorangeschickt wurde. Und nun kommt es uns auf die ver-

<sup>1)</sup> Mémoires Nicole S. 289 ff.



schiedenen Typen dieses Vorstücks sowie darauf an, wie sein Übergang zu dem die Chorparodos enthaltenden Teile sich darstellt.

Ehe ich aber hierauf eingehe, muß ganz kurz noch darauf hingewiesen werden, daß, wie S. 118 schon gesagt, der Prolog in Wahrheit einige Male anders abzugrenzen ist, als bisher geschah. Der des Prometheus schließt (87) mit dem Abgang der Peiniger; der metrisch so merkwürdig gemischte (aber echte) Vortrag ὦ δῖος αἰθήρ ist zur Parodospartie zu ziehen; denn das μηδὲν φοβήθης (128) ist als direkte Antwort auf die letzten Befürchtungen des Heros zu fassen. Auch Klytæmnestras Trimeterrede in den Eumeniden (94/139) darf vom folgenden Eumenidengesange nicht getrennt werden, ebenso sind Einleitungen der Parodospartie die Monodien, die in der Sophokleischen Elektra und bei Euripides in Hekabe, Elektra, Jon und Troades der Chorparodos vorangehen, und natürlich gehört auch die anapästische Partie vor dem eigentlichen Auftreten des Chors in der Medea (96/130) hierher. Dies vorausgesetzt, zeigt der Prolog in den 30 Stücken folgende vier Typen:

1. Er besteht bloß aus einer Rede: *Agamemnon. Choephoren. Bakchen. Hekabe. Euripideische Hikeliden. Jon. Kyklops.*

2. Er besteht aus einem Dialog oder auch einer durch die Hauptperson zusammengehaltenen Gruppe von Dialogen: *Prometheus. Aias, Elektra Soph.. Oedipus. Koloneus. Antigone. Philoktet.*

3. Er besteht aus der Rede einer von Beginn an anwesenden Person und deren Dialog oder Dialogen mit schon anwesenden oder nach der Rede erscheinenden Personen. Nach dem Dialog hat die zuerst sprechende Person bisweilen auch noch eine Schlußrede: *Septem. Trachienierinnen. Alkestis. Andromache. Helena. Herakliden. Herakles. Medea. Orest. Troades.* Eine Variante dieser Form ist es, wenn in dem (samt seinen Widersprüchen echten) Konzept der *Aulischen Iphigenie*<sup>1)</sup> die Rede Agamemnons zwischen dessen beide anapästischen Dialoge mit dem alten Diener eingelegt erscheint.

4. Eine erweiterte Form zeigt den Prolog gleichfalls zweiteilig, aber so, daß die beiden Teile keine Person gemeinsam haben. Sie können für sich jeden der drei vorgenannten Typen zeigen: *Eumeniden* (Pythias: Typus 1 — Apoll, Orest: T. 2). *Euripideische Elektra* (Auturg und Elektra: T. 3 — Orest an Pylades: T. 2<sup>2)</sup>). *Hippolytos* (Aphrodite: T. 1 — Hippolytos und Diener: Durch die vorangesandten Lieder erweiterte Form von T. 3). *Taurische Iphigenie* (Iphigenie: T. 1 — Orest und

<sup>1)</sup> Für die aulische Iphigenie verweise ich auf meine Ausführung in dem Programm von 1905 „Euripides unter dem Drucke des Sicilischen und des Dekeleischen Krieges“ S. 17–39.

<sup>2)</sup> Ich glaube, daß wir von einem Dialog auch dann sprechen dürfen, wenn eine direkt an eine stumme Person gerichtete Rede von dieser nicht beantwortet werden kann.

Pylades: T. 2). *Phönissen* (Jokaste: T. 1 — Teichoskopie: T. 2. Hier ist zwischen iambischen Anfang und Schluß ein Kommos eingelegt.)

Neben dieser Einteilung nach Formen muß nun aber eine andere einhergehen, die sich auf die Vermittlung des Prologs mit dem übrigen Stück bezieht. Nach dieser sind folgende drei Fälle zu unterscheiden:

1. Der Prolog und die Parodospartie sind durch einen äußern Vorgang von einander getrennt: *Agamemnon* (der Chor muß die Kunde von den Feuerzeichen vernehmen). *Aias* (148. Odysseus bringt die Tat des Aias aus). *Oedipus* (144. Der *Κάδμου λάβος* wird aufgeboten). *Antigone* (253. Die Heldin vollbringt ihre Tat während der Nacht<sup>1</sup>). *Trachinierinnen* (103 und 141. Deianiras Befürchtungen sprechen sich in den trachinischen Bürgerhäusern vor Sonnenaufgang, wo der Chor erscheint, herum.)<sup>2</sup>) *Aulische Iphigenie* (Der Alte sucht seinen Auftrag zu erfüllen und der Chor sieht die Dinge, die er nachher erzählt). *Taurische Iphigenie* (Die nachher vom Hirten erzählten Dinge begeben sich.)<sup>3</sup>)

2. Beide haben wenigstens keine Person gemeinsam und eine, wenn auch minime, Pause muß zwischen ihnen angenommen werden, damit die Personen des Prologs Zeit zum Abtreten (oder Entschweben) haben oder auch damit der Zuschauer nicht das Gefühl hat, es sei bloßer Zufall, daß der Chor oder die die Parodospartie einleitende Person nicht vor der Zeit schon erschienen sei. Diesen Fall haben wir schon im *Prometheus*. wengleich der Held im Grunde schon während des Prologs da ist; denn er ist hier nur stummes Objekt und dürfte sich in den Dialog gar nicht einmischen; nachher aber muß nicht nur für das Verschwinden der Dämonen, sondern für seine eigene Sammlung vor dem Ausbruch eine Pause angenommen werden. In andern Dramen aber ist die Sache noch deutlicher. In den *Septem* dürfte doch der Chor nicht kommen, so lange Eteokles noch mit dem Boten zu tun hat, in den *Eumeniden* dürfte Klytämnestra das Gespräch Orests mit Apoll nicht unterbrechen, in der *Sophokleischen Elektra* die Heldin nicht das Orests mit dem Pädagogen, in der *Alkestis* der Chor nicht das des Thanatos und des Apoll. Ebenso wenig dürfte der Chor in *Hippolytos*, dürfte Hekabe in der *Hekabe* und den *Troades*, Elektra in der *Euripidischen Elektra* zu früh kommen. In *Choephoren*, *Koloncus*, *Ion* und *Phönissen* sieht der oder ein Sprecher des Prologs den kommenden Chor und in den *Bakchen*

<sup>1</sup> Übrigens spielt auch der Prolog schon bei Nacht. V. 15 16 ist nach *αργαίς* und nicht erst nach *νύν* zu interpungieren. Ismene wundert sich, daß sie jetzt, während der *Nacht*, etwas Neues wissen soll.

<sup>2</sup> Auch hier spielt der Prolog bei beginnender Nacht.

<sup>3</sup> Es ist zu beachten, daß durch 236 f. die Chorparodos eng mit dem folgenden zusammenhängt; die Zeitlücke ist also *vor* ihr anzunehmen, trotzdem man durch 236 ff versucht sein könnte, den Prolog und sie enge zusammenzurücken.

ruft er ihn sogar her, aber immer, um dann selbst sofort zu verschwinden; eine Berührung muß durchaus vermieden werden.

Wenn wir sehen, wie peinlich gewissenhaft Pausen der Handlung überall da, wo der Dichter den Chor zur Verfügung hat, durch Zwischengesänge ausgeglichen werden, so hält es schwer, sich diese Lücken ganz ohne Ausgleichung durch Musik zu denken. Aber man hatte ja den Auletēn. Dieser mochte, wenn auch nur mit ein paar Accorden zwischen den zeitlich getrennten Partien eintreten, und ihn möchte ich auch noch in Anspruch nehmen a) in den 5 S. 120f. angeführten Fällen vom Doppelprolog für die Pause zwischen seinen beiden Teilen und b) in den Zeitlücken der später zu besprechenden 5 Fälle von Chorlosigkeit innerhalb des Stückes nach der Aphodos und vor der Epiparodos.

3. Von den Sprechern des Prologs bleiben während der Parodos alle oder doch eine Hauptperson auf dem Schauplatze, so dass Prolog und Parodospartie ohne stärkere Pause in einander übergehen. Eine Caesur ist zwar hier vor dem Auftreten des Chors wie vor jedem Auftreten von Chor oder Personen auch anzunehmen, und als Prolog wird, was jetzt so heißt, dem Dichter und seinem Publikum auch gegolten haben; aber ein Vorstück im eigentlichen Sinne des Wortes ist es nicht mehr, und ich erlaube mir daher, für diese Fälle das Wort *Pseudo-Prolog* vorzuschlagen. Das früheste Stück, wo diese Form gebraucht wird, ist die *Medea*, wo die Amme im Prolog, in der anapästischen Einleitung der Parodospartie und in der Chorparodos zugegen ist, während der Pädagoge nach dem Prolog abgeht. Auch der *Philoktet* hat eine abgehende Person in Odysseus und eine verbindende in Neoptolemos. Sonst kommt der Pseudoprolog abgesehen vom *Kyklops* nur in den Fällen vor, wo Kranke oder um Schutz Flehende oder Angeflehte ihren anfänglichen Platz nicht verlassen können, also in *Andromache*, *Helena*, *Herakliden*, *Herakles*, *Euripideischen Hekeliden*, *Orest*.

Nur im Vorbeigehen möge hier noch bemerkt sein, daß in den *Eumeniden*, dem *Philoktet* und den *Euripideischen Herakliden* der Chor während des Prologs von Anfang an auf dem Schauplatz ist. Hier bedeutet also seine Parodos nicht ein Kommen, sondern ein Eintreten in die Aktion. Die Besprechung der paar nichtiambischen Einlagen in den Prolog ist mit dem solcher Einlagen in die übrigen iambischen Teile zu verbinden.

Was sollen wir nun aus dieser Vielgestaltigkeit machen? Wenn wir uns auch durch das Bewußtsein, daß wir nur einen kleinen Teil des griechischen Tragödienmaterials kennen, zur Vorsicht mahnen lassen, so werden wir doch durch die vorliegenden Tatsachen auf eines unwillkürlich gestoßen, und das ist der große Unterschied zwischen Sophokleischer und Euripideischer Art. Sophokles hat vor allem keine Pro-



loge, die nur aus einer Rede bestehen, Euripides hat deren fünf: Sophokles hat einen einzigen Pseudoprolog, Euripides acht. Sophokles hat außer in den Trachinierinnen nirgends die Folge von Rede und Dialog. Euripides verwendet sie in der Alkestis, der Aulischen Iphigenie, den Troades und in sechs von seinen acht Pseudoprologen. Dafür sind die Sophokleischen Prologe in sechs Fällen rein dialogisch, was die Euripideischen nie sind; denn ohne Rede tut es Euripides gar nie.

Greifen wir aber darauf auf Aeschylus mit der Erwartung zurück, daß dieser uns die Altertümlichkeit der Sophokleischen Form bestätigen werde, so finden wir die rein dialogische Gestaltung des Prologs nur im Prometheus. Agamemnon und Choephoren haben die bloße Rede, die Septem Rede und Dialog, die Eumeniden sogar den Doppelprolog. Ich möchte daraus folgendes schließen:

Nachdem Aeschylus einmal die prologlose Form aufgegeben hatte, kamen er und seine Zeit auf die verschiedensten Formen; möglicherweise ist es sogar bloßer Zufall, daß sich in den erhaltenen Stücken nicht auch ein Pseudoprolog findet. Aber es ist zu beachten: Die Reden im Agamemnon und den Choephoren sind erstens kurz und zweitens Selbstgespräche von durchaus dramatischem, nicht epischem Charakter; durchaus dramatisch ist auch die Einleitung der Eumeniden, denn mit dem Gebet tut die Pythias, was ihres Amtes ist, und nachher gibt sie ihrem natürlichen Entsetzen über das im Tempel Geschaute Ausdruck, und in den Septem mag man es ja steif finden, daß zwei Reden den Anfang machen, auf die der Sprechende keine Antwort erhält; aber dramatisch sind deswegen die Worte des Eteokles an die *Κάδμου πολῖται*, der Botenbericht und das Gebet des Helden doch durchaus. Nirgends findet sich in den Aeschyleischen Prologen etwas Müßiges, etwas, das die Sprechenden nicht gemäß ihrem Charakter und der Situation, sondern nur zur Information des Publikums sagten.

Daß es so ist, ist nicht ganz allein das Verdienst des Dichters, sondern hier fällt auch ins Gewicht, daß er noch die durch den Inhalt verbundene Trilogie hatte, also für das zweite und dritte Stück kein oder wenigstens kein starkes Rückgreifen auf die Vergangenheit brauchte. Das wurde mit den *δράμα πρὸς δράμα ἀγωνίζεσθαι* anders. Die Einzeltragödie rief einer viel tiefern und eingehendern Motivierung, und in dieser ist nun der Meister Sophokles. Er verwandte den Prolog als einleitende Szene und nutzte dabei (wie übrigens schon Aeschylus im Agamemnon) wenigstens in Aias, Oedipus, Antigone und Trachinierinnen die Möglichkeit der zeitlichen Trennung zwischen ihm und der Parodospartie damit aus, daß er zeitlich bis um einen Teil der Nacht Vorausliegendes in die Stücke zog. Auch er läßt im Prolog nie etwas erzählen, das der Sprechende nicht erzählen müßte. Es hat speziell der ganzen Oberflächlichkeit

bedurft, womit die Trachinierinnen bedacht werden, wenn man in Deianiras Anfangsrede einen Euripideischen Prolog sah. Wenn man einigermaßen beachtet, mit welcher Weisheit die dem Stücke zu Grunde liegende Vergangenheit auf Deianira hier und in der Szene der Gewandübergabe, auf den nicht lügenden Boten, auf Lichas und auf Herakles selbst verteilt ist, und wie alles gerade an der Stelle angebracht ist, wo es fruchtbar wirken kann, wenn man ferner beachtet, wie der gemeinen Wirklichkeit zu Trotz Deianira bei ihrer Rede nicht einmal von der Belagerung Oechalias etwas weiß, so muß man einsehen, daß man es mit dem Gegenteil der Euripideischen Art zu tun hat. Allerdings beginnt das Stück mit einer Rede; diese ist aber nicht an das Publikum gerichtet, sondern ein Selbstgespräch, gehalten in Gegenwart der Dienerinnen, die es hören dürfen, gerade wie sie nach 49f ähnliche *πανδάξοντα ὀδύματα* schon oft gehört haben. In der Realität hätte die Klage der Heldin freilich eine andere Form; an diese bindet sich aber der Dichter verständiger Weise nicht, sondern der Meister der Abbrivatur zieht Getrenntes und Zerstreutes zusammen, wo er statt mit vielen das gleiche mit wenigen Worten sagen kann.

Von der Sophokleischen Kunst des Exponierens hat nun Euripides wenig angenommen. Dafür hat er bekanntlich die undramatische Form der Erzählung dessen, was dem Stück als Vergangenheit zu Grunde liegt, bisweilen auch dessen, was das Publikum noch zu schauen bekommen wird und in den Troades sogar — was ich mit dem Plane eines Cyklus von Troischen Stücken erklären möchte<sup>1)</sup> —, dessen, was noch später kommen wird. Freilich dient die Anfangsrede diesem Zweck nicht ausnahmslos: die Ammenrede in der Medea, Aethras-Rede in den Hiketiden sind so berechtigt als die Rede Deianiras. Im ganzen aber sind diese Prologe dramatisch vom Übel, und entschuldigt kann der Dichter ihretwegen nur dadurch werden, daß das Stück auch ohne sie fast oder ganz verständlich wäre.<sup>2)</sup> Daß er übrigens zeitweise selbst das Gefühl hatte, er sollte es anders machen, das beweist außer den genannten guten Reden der im Iphigenienkonzepte und jedenfalls auch in der Andromeda gemachte Versuch, die Rede durch einen *vorangehenden* Dialog zu motivieren. — Eine glückliche Neuerung, insofern sie der Geschlossenheit der Handlung zugute kommt, ist der doch wahrscheinlich von Euripides aufgebraachte Pseudoprolog, den auch Sophokles im Philoktet acceptiert hat.

<sup>1)</sup> Vergl. meine oben S. 120 angeführte Abhandlung S. 47 ff.

<sup>2)</sup> Ich sage dies ausdrücklich auch vom Hippolytos. Wie viel besser als durch die Aphroditerede hat Sophokles die Macht der Göttin durch das erste Stasimon der Trachinierinnen den Hoerern zu Gemüte geführt. Ohne es zu wollen ist dies herrliche Lied für uns die Kritik des Euripides.

## II. Die Zwischengesänge.

Die Zwischengesänge haben, wie schon S. 2 gesagt, den Zweck, Pausen der Bühnenhandlung auszufüllen, die dadurch entstehen, daß eine folgende Szene wegen irgend eines Hindernisses nicht unmittelbar nach der vorhergehenden eintretend gedacht werden kann. Damit soll nicht etwa gesagt sein, daß nicht auch andere Tragödienteile die Zeit ausfüllen können, die eine jenseits des Schauplatzes vorgehende Handlung für sich braucht. Aber während dieses verhältnismäßig selten vorkommt, ist es beim Zwischengesang ausnahmslos der Fall, und während jene andern Tragödienteile annähernd immer die gleiche Zeit einnehmen, welche die Nebenhandlung in Wirklichkeit einnehmen würde, kann auch der kurze Zwischengesang sich symbolisch mit einer Handlung von sehr langer Dauer decken. Mit diesen Liedern, die die einzelnen Szenen zugleich trennen und verbinden, wird also eine ideale Zeiteinheit für alles hergestellt, was zwischen dem ersten Verse der Parodospartie, ja, wo nach dem Prolog keine stärkere Pause ist, für alles, was zwischen dem ersten Verse des Stückes überhaupt und dem letzten der Exodos liegt. Sie fehlen nur, wo der Chor innerhalb des Stückes abgetreten ist.

An sie knüpfen sich nun viele Fragen. Wir betrachten

### 1. die Hindernisse,

die einem ununterbrochenen Fortgang der Handlung entgegenstehen. Diese sind negativer und positiver Art. Ich unterscheide folgende vier Fälle:

a) Wie nach S. 121f. zwischen Prolog und Parodospartie, so muß auch zwischen spätern Szenen durch ein Pausieren der Handlung der störende Eindruck vermieden werden, als wäre es bloßer Zufall, wenn Personen sich nicht treffen, die sich unmöglich begegnen dürfen. Diesen Eindruck hätte man z. B., wenn in der Sophokleischen Elektra Klytaemnestra unmittelbar nach dem ersten Abgange der Chrysothemis (471) aufträte. Darum das Stasimon 472 515. Ebenso 1058 97 (Chrysothemis — Orest), Rhesos 224/63 (Dolon — der Hirte), Iph. Aul. 751 800 (Agamemnon — Achill), Med. 627/62 (Jason — Aegeus).

b) Die Szenen dürfen sich überhaupt nicht jagen. Dem Helden muß nach einer bewegten Szene Zeit gelassen werden, Atem zu schöpfen und sich ihrem Eindruck hinzugeben. Dies ist speziell in drei Stücken der Fall, die durch eine immer oder fast immer auf dem Schauplatze bleibende Hauptperson zusammengehalten werden, im Prometheus, der 397 435 zwischen seinem Gespräch mit Okeanos und seiner mächtigen Rede an den Chor, 526/60 zwischen dem folgenden Gespräch und dem Jodialog und 887 906 zwischen diesem und der Exodos Pausen haben muß, ebenso



in der Medea 410/45 zwischen der Rede *κακῶς πέπρακται* und der folgenden Jasonszene und in den Troades 511/67 zwischen Hekabes Jammerrede und der Andromacheszene, 799/859 zwischen dieser und der Mene-laossszene, 1060/1117 zwischen dieser und der Szene mit dem toten Kinde.

c) Durch einen Zwischengesang wird auch der Vorsprung, den ein Vorseilender vor dem später Nachkommenden hat, markiert. So könnte z. B. der vorhin unter a angeführte, El. Soph. 1058/97, auch damit begründet werden, daß nach der gegebenen Fiktion der mit dem ehernen Aschenkrüge von Strophios abgesandte Bote erst um eine sehr geraume Zeit später in Mykene ankommen könnte, als der von Phanoteus mit der Freudenbotschaft natürlich eilig herbeikommende erste Bote, und daß diese Zeitdifferenz durch die Dialoge 660/1057 nicht genügend gedeckt erschien. Wem dies aber zu künstlich vorkommt, der beachte, wie im Agamemnon das Lied 681/782 die Heroldszene von der Szene des nachkommenden Agamemnon scheidet, und vergleiche damit Rhesos 342/97 (Hirtenszene — Rhesos), Trach. 205/21 (Bote — Lichas), Bakch. 1153/64 (Bote — Agaue), Elektra Eur. 859/79 (Bote — Orest), Heraklid. 892/927 (Diener — Eurystheus), Jon 1229/43 (Diener — Kreusa und gleich darauf Jon). Im Konzept der Aulischen Iphigenie tritt zwischen die 441 schließende Botenszene und die 590 beginnende Szene mit Klystaemnestras Ankunft vor dem Liede 543/89 noch eine Szene der beiden Atriden; man hat sich aber nach 420 ff. hier auch eine recht lange Zwischenzeit zu denken; denn der Bote bricht auf, als die Frauen sich eben zur Ruhe niederlassen.

d) In *allen* übrigen Fällen kann irgend ein sei es längere, sei es kürzere Zeit in Anspruch nehmender Umstand nachgewiesen werden, der seinen Platz in der durch den Zwischengesang gedeckten Zeitlücke hat. Es werden Mitteilungen gemacht, die in der folgenden Szene vorausgesetzt sind, Personen werden angelogen oder sonst bearbeitet, hin und wieder muß jemand Gelegenheit haben, den Hausgenossen seine Stimmung zu zeigen; wichtige Vorbereitungen werden getroffen, Kleider gewechselt, Opfer, Bestattungshandlungen u. dgl. vollzogen, Gänge und Reisen gemacht, Personen und Sachen empfangen oder fortgebracht, politische Akte ausgeführt, Leute gefangen genommen und mißhandelt, Kämpfe vorbereitet, Schlachten geschlagen, eine Flucht versucht, Mord, Totschlag und Selbstmord vollbracht. Auch ein längere Zeit dauernder Zustand wie der Schlaf oder ein motiviertes Ausruhen gehört dahin. Dies möge aus dem folgenden Verzeichnisse hervorgehen, in dem ich der Übersichtlichkeit wegen auch die unter a b c genannten Fälle nochmals anführe. Zum voraus sei nur noch darauf aufmerksam gemacht, daß es sich hier nicht bloß um Stasima, sondern um Zwischengesänge überhaupt, auch um solche einzelner Chöreuten handelt.

- Aeschylus Prometheus.* 397/435, 526/60, 887/906. Siehe b.  
*Septem.* 287/368. Eteokles stellt seine Scharen auf.  
720/91. Der Kampf findet statt.  
832/960. Die Probulen fassen den Beschluß wegen der Toten.  
*Perser.* 548/97. Atossa holt die Grabspenden (524 f. 609).  
633/80. Sie bringt die Grabspenden dar (619 ff.).  
852/908. Sie holt Gewänder und bringt sie Xerxes entgegen (849 ff.).  
*Hiketiden.* 419/37. Der König besinnt sich (407. 419).  
524/99. Die Volksversammlung findet statt (517 ff. 600 f.).  
630/709. Danaos hält auf der Warte Wache (713 ff.).  
776/835. Danaos holt den König (774). Mit der Zwischenzeit deckt sich hier auch noch die Heroldszene (836/910).  
*Agamemnon.* 367/488. Agamemnons Rückfahrt.  
681/782. Siehe c.  
975/1034. Nach dem Eintreffen des Königspaares wird ein Brandopfer vorbereitet, oder es vergeht doch so viele Zeit, daß dies fingiert werden kann. (1055 f.)  
*Choephoren.* 585/652. Orest verkleidet sich als Wanderer (560 f.).  
783/837. Aegisth wird von der Amme geholt (734 ff. 779 ff.).  
935/72. Klytæmnestra wird ermordet (904 ff. 973 ff.).  
*Eumeniden.* 321/96. Athena kommt vom Skamander nach Athen (397 ff.).  
490/565. Sie wählt und versammelt die Richter (487 ff. 570 ff.).  
*Rhesosdichter.* *Rhesos.* 224/63. Siehe a. 342/97. Siehe c.  
*Sophokles.* *Aias.* 596/645. Aias begiebt sich in seine Rüstung.  
693/718. Er entfernt sich zu weit, um zurückgerufen werden zu können.  
1185/1222. Teukros sucht eine Stelle für die Bestattung.  
*Elektra.* 472/515. Siehe a. 1058/97. Siehe a und c.  
1384/97. Klytæmnestra empfängt Orest und Pylades und schmückt den Aschenkrug (1400 f.).  
*Oedipus.* 463/512. Kreon erfährt den Verdacht des Oedipus (513 ff.).  
863/910. Oedipus zeigt im Palaste seine Unruhe (914 ff.).  
1086/1109. Jokastes Verzweiflung.  
1186/1222. Katastrophe des Oedipus.  
*Oedipus auf Kolonos.* 668/719. Theseus bringt Poseidon ein Opfer dar (886).  
1044/95. Er jagt den Thebanern die Töchter des Oedipus ab.  
1211/48. Polyneikes wird vom Poseidonaltar herbeigeholt.  
1556/78. Oedipus tut seinen letzten Gang.  
*Antigone.* 332/83. Rückkehr des Wächters zur Leiche. Antigone wiederholt ihre Tat und wird vor Kreon gebracht.  
582/630. Hämön macht Beobachtungen über den Eindruck von Antigonens Behandlung bei der Bürgerschaft (692 ff.).  
781/800. Antigone wird durch die Knechte herbeigeführt (760 f.).

944 987. Tiresias erhält Bericht von ihrer Verurteilung und läßt sich zu Kreon führen (1069 f.).

1115/52. Die Katastrophe Antigones und Hämons.

*Trachinierinnen.* 205/21. Siehe c.

497/530. Deianira rüstet das Nessosgewand.

633/62. Sie macht ihre Beobachtung an der Flocke. Das Gewand wird überbracht und tut seine Wirkung. Hyllos kehrt zurück.

821/62. Deianira nimmt sich das Leben.

947 70. Hyllos geht dem Vater entgegen und bringt ihn her.

*Philoktet.* 676/739. Philoktet und Neoptolemos holen die Habseligkeiten aus der Höhle (645 f.).

827/64. Philoktet schläft.

*Euripides Alkestis.* 213 37. Die Dienerin meldet dem Königspare, daß der Chor mit wohlwollender Gesinnung da sei (209 ff.).<sup>1)</sup>

435/75. Admet und seine Leute lassen sich scheren und ziehen Trauerkleider an. (425 ff.)

568, 605. Admet schmückt die Leiche der Alkestis (607 ff.). Herakles zecht.

962/1005. Herakles siegt über Thanatos und kehrt mit Alkestis zurück.

*Andromache.* 274 308. Hermione läßt durch Menelaos den Molossos herbeibringen (263 f. 309 f.).

464 93. Andromache wird ins Haus abgeführt und gefesselt (433 f. 501 f.).

766, 801. Menelaos verläßt das Land, Hermione gerät in Verzweiflung (732 ff. 804 ff.).

1009 46. Orest und Hermione entfliehen. Peleus erfährt es (1047 ff.).

*Bakchen.* 370 433. Dionysos wird gefangen (352 ff. 434 ff.).

519, 75. Er weilt als Gefangener im Pferdestall (509).

862 911. Pentheus wird als Weib ausstaffiert (857 ff. 914 f.).

977/1023. Seine Katastrophe findet statt.

1153/64. Siehe c.

*Hekabe.* 444/83. Polyxena wird geopfert.

629, 57. Die Dienerin geht nach Wasser (609), findet Polydors Leiche und kehrt zurück.

905, 51. Polymestor wird aufgesucht (889 ff.) und zu Hekabe gebracht.

1023 34. Er wird mit List entwaffnet und geblendet.

---

<sup>1)</sup> Dieser Gesang soll in dieser Abhandlung als Zwischengesang angesehen werden, wie er auch bisher als Stasimon galt. Indes soll nicht verschwiegen sein, daß ich nicht ganz klar darüber bin, ob er nicht eher die Fortsetzung der Chorparodos ist wie Hik. Eur. 271 85. Dies ließe sich mit der Kürze der Zwischenhandlungen rechtfertigen, und es müßte dann im folgenden einiges anders gesagt sein.



- Helena.* 1107/64. Helena zieht Trauerkleider an (1087 ff.).  
1301/68. Theonoe belügt den Bruder, Menelaos wappnet sich,  
Theoklymenos schafft Opfertiere herbei.  
1441/1511. Der Rettungsplan wird ausgeführt.
- Elektra.* 432/86. Der Auturg holt den alten Diener.  
699/746. Die Überlistung Aegisths durch Orest.  
747/50. (Melische Trimeter.) Orest findet sich mit Aegisths Knechten  
ab; der Bote kommt zu Elektra (844/58).  
859/879. Siehe c.  
1147/71. Klytæmnestras Ermordung.
- Herakliden.* 353/80. Das athenische Heer rüstet sich und erhält die  
Sprüche (389 ff.).  
608/29. Makaria wird geopfert.  
748/83. Die Schlacht mit Eurystheus wird geschlagen.  
892/927. Siehe c.
- Herakles.* 348/441. Megara und die Kinder ziehen Sterbekleider an (442 f.).  
637/700. Herakles begrüßt die Götter des Hauses (606 ff.).  
735/59. Er tötet den Lykos.  
763/814. Er bereitet das Siegesopfer vor.  
815/21. Das Nahen der Iris und Lyssa.  
875/886. Der Wahnsinn beginnt.  
887/908. Herakles tötet die Kinder.  
1016/38. Er schläft.
- Hiketiden.* 365/80. Theseus befragt das Volk, ob es helfen wolle (354 ff.).  
598/633. Die Schlacht wird geschlagen.  
778/93. Adrast geht dem Leichenzuge entgegen und kehrt mit ihm  
zurück (772 ff. 798).  
955/79. Die übrigen Leichen werden fortgetragen und verbrannt,  
für Kapaneus ein besonderes Grab errichtet (934 ff.).
- Hippolytos.* 525/64. Die Amme unterhandelt mit Hippolytos und läßt  
ihn schwören.  
732/75. Phaedra nimmt sich das Leben.  
1102/50. Hippolytos findet seinen Untergang.  
1268/82. Der Schwerverwundete wird herbeigebracht.
- Aulische Iphigenie.* 543/89. Siehe c. 751/80. Siehe a.  
1036/97. Klytæmnestra teilt der Tochter das ihr Bevorstehende  
mit (1100 ff.).  
1521/31. Iphigenie wird geopfert und gerettet.
- Taurische Iphigenie.* 392/455. Orest und Pylades werden von Thoas herbei-  
geholt (334 f. 342).  
1089/1151. Iphigenie nimmt das Bild von seinem Standort weg  
(1044 f. 1157 f.).

- 1234 83. Flucht der Geschwister, Zurückhaltung des Schiffes, der Bote zu Thoas.
- Jon.* 452 509. Xuthos empfängt im Tempel sein Orakel.  
676 724. Jon errichtet das Prachtzelt und bereitet das Opfer vor.  
1048, 1105. Der Pädagoge unternimmt seinen Mordversuch und kommt um.  
1229/43. Siehe c.
- Medea.* 410/45. Siehe b — 627/62. Siehe a.  
824/65. Die Dienerin holt Jason herbei (820).  
976, 1001. Die Kinder überbringen den Schmuck. Der Pädagoge kommt zurück.  
1251/92. Der Kindermord.
- Orest.* 316 55. Orest giebt sich auf Elektras Mahnung der Ruhe hin (307 ff.).  
807/43. Orests Verteidigungsversuch in der Volksversammlung.  
1353 65. Orest und Pylades suchen die entschwundene Helena (1490 ff.).  
1537 49. Sie rüsten die Feuerbrände. Das Gerücht von Helenas Verschwinden verbreitet sich (1543 f. 1529 f. 1550).
- Troades.* 511/67 — 799/859 — 1060/1117. Siehe b.
- Phönissen.* 638 89. Kreon hört von der Verhandlung der Brüder (703 f.).  
784/833. Menoikeus holt Tiresias herbei (768 ff.).  
1019. 66. Menoikeus stürzt sich von der Mauer. Eteokles ordnet die Scharen. Der erste Kampf.  
1284 1307. Jokaste eilt auf's Schlachtfeld (1329). Der Bruderkampf und Jokastes Selbstmord.
- Kyklops.* 356 74. Der Kyklop verzehrt in der Höhle die Genossen des Odysseus.  
495, 519. Odysseus macht die Stange glühend (455 ff.).  
608/23. Der Kyklop schläft.  
656/662. Er wird geblendet.
- Hieran schließen sich noch folgende Bemerkungen: 1. Selbstverständlich sind unter d viele Gesänge angeführt, die es auch unter a und b sein könnten. Auch könnte z. B. der Gesang Hik. Eur. 778/93 unter c angeführt sein, weil er zwischen die Botenszene und die Szene bei dem angemeldeten Leichenzuge fällt. Andererseits sind unter a und b auch Fälle angeführt, während deren eine äußere Handlung nachweisbar ist, nur aber eine solche, die sich nicht bloß mit *einem* Zwischengesange deckt, sondern mit zweien und der dazwischen liegenden Szene. So deckt sich in der Aulischen Iphigenie die Beratung Agamemnons mit Kalchas (746 f.) mit der ganzen Partie 751/1097, in den Troades die Wegführung, Tötung und Rückschaffung des Astyanax mit der ganzen Partie 798/1122.

2. **Überhaupt ist damit, daß der Zwischengesang meist mit Zwischenhandlungen zusammenfällt, nicht gesagt, daß dieses äußere Tun sich in seiner Abgrenzung immer genau mit ihm decken müsse.** Antigones Selbstmord mag schon zugleich mit 1047, als Kreon sich gegen Tiresias starrsinnig gezeigt hat, stattfinden. Hyllos wird schon bald nach Dejaniras Selbstmord dem Vater entgegen aufgebrochen sein, so daß sein Gehen und Kommen nicht bloß durch 947 70, sondern auch durch die vorangehende Ammenszene gedeckt ist; Herakles geht in der Alkestis schon vor der Epiparodos zum Grabe ab; sein Gehen, Kämpfen und Zurückkommen deckt sich also außer mit 962.1005 mit den vorangehenden 101 Versen; in der Taurischen Iphigenie geht der Diener schon 342, nicht erst 392 ab, um die Gefangenen zu holen. Anderseits zieht sich im Oedipus Jokastes Verzweiflung noch über die ganze auf 1086 1109 folgende Szene; denn erst, als Oedipus ins Haus stürmt, hört der Exangelos auf sie zu beobachten, und ebenso erstreckt sich das Poseidonopfer des Theseus und dessen Rückkehr im Koloneus von 668 719 noch bis 885. In der Medea setzt das Stasimon 976 1001 da ein, wo die Kinder, von der Verbannung freigesprochen, zur Mutter zurückkehren; was sich nachher (nach 1157 1221) bis zur Ankunft des Boten begiebt, deckt sich mit der Szene 1002 80 und der langen anapästischen Partie (1081/1115). Indes man beachte, worauf später noch zurückzukommen ist: Die Katastrophe Kreuses und Kreons würde, auch ganz realistisch genommen, wenn wir uns ihre Qualen nicht besonders lang denken wollen, nicht viel mehr Zeit erheischen als die Deklamation und parakatalogische Rezitation dieser beiden Partien.

Neben den, wenn ich recht zähle, 125 Fällen, da ein Hindernis des Fortschreitens der Bühnenhandlung durch den Zwischengesang des Chors gedeckt wird, giebt es nun allerdings auch solche, da diese Deckung nicht vorhanden ist. Dies sind aber ausschließlich die, wo ein Chor nicht zur Stelle sein *kann*, weil er während des Stückes abgezogen ist, also 1. die Pause zwischen der delphischen und der athenischen Partie der Eumeniden (234), 2. die zwischen der Choraphodos des Rhesos und dem Auftreten der Feinde (564) und 3. die zwischen dem Abgang Athenes und der Chorepiparodos (674), 4. die zwischen der Choraphodos des Aias (814) und der letzten Rede des Helden und 5. die zwischen dieser Rede und der Epiparodos des Chors (865), 6. die zwischen der Choraphodos der Alkestis und dem Auftreten des Dieners (746), 7. die zwischen dem Abgang des Herakles und der Epiparodos Admets und des Chors (860), 8. die zwischen der Choraphodos der Helena und dem Auftreten des Menelaos (385) und 9. die zwischen der ersten Menelaosscene und der Chorepiparodos (514). In den Eumeniden und im ersten der beiden Fälle des Aias ist die



Pause durch die Ortsveränderung, sonst überall dadurch motiviert, daß Personen und Chor sich noch nicht oder nicht mehr treffen dürfen; daß ich sie mir durch Flötenspiel ausgefüllt denke, ward oben (S. 122) gesagt.

## 2. Die Arten des Zwischengesanges.

Wenn von mir das Wort Stasimon bisher meist fast ängstlich ist vermieden worden, so ist dies nicht aus Purismus geschehen, sondern weil ein Name nötig war, der *alle* pausenausfüllenden Gesänge, nicht die Stasima allein bezeichnete. Allerdings wiegen unter den Zwischengesängen die Stasima stark vor, aber auch solche, denen man diese Namen nicht beilegen kann, kommen vor. Auch das Stasimon aber hat seine Nebengattungen, wie im folgenden dargelegt werden möge.

Was ist ein Stasimon? Die Eumeniden muntern sich am Beginne der einem solchen vorausgeschickten Anapäste (307) mit dem Worte auf *ἀγε δὴ καὶ χορὸν ἄψωμεν*. Sie werden dies während des Systems besorgen und stehen erst an dessen Schlusse als *χορός*, d. h. in Reigenstellung für den folgenden Gesang da. Noch mehr aber sagt uns eine Stelle des Herakles: Das Lied, das während des Lykosmordes, von Jammergeschrei unterbrochen, gesungen wird (735/59), ist offenbar nicht in der Reigenstellung vorgetragen; denn erst nachher (761) heißt es *πρὸς χορὸς τραπώμεθα*. Und am Schlusse (815/21), nachdem die beiden Syzygien gesungen sind, ist es beim Auseinanderstieben des Chores mit der Reigenstellung natürlich auch nichts mehr. Ein äußeres Geschehen deckt sich nun hier, wie wir gesehen, auch freilich mit dem Anfang und dem Schlusse; den Namen Stasimon aber kann man doch nur der Mitte geben, wo der Chor seinen antistrophierenden Gesang in Reigenstellung singt. Sollte es bei dieser Bedeutung der Reigenstellung nicht das Natürlichste sein, den Namen *στάσιμον* (*μέλος*) von der *στάσις εἰς χορὸν*, herzuleiten und als das Lied des zur Reigenstellung angetretenen Chors zu erklären? *χορικόν* konnte man dafür ja nicht sagen, weil dieses Wort *jede* melische Äußerung der sämtlichen oder einzelnen Choreuten bezeichnete.

Mag aber der Name zu erklären sein, wie er will, sicher ist, daß *alle* antistrophierenden Chorgesänge als Stasima zu gelten haben, und die Frage ist bloß, ob dies *nur* mit solchen der Fall sei oder ob es auch Stasima in monostrophischer Form gebe. Ich möchte mich für letzteres entscheiden und zwar im Hinblick auf die beiden Nebengattungen des Stasimons, a) das Hyporchem und b) das kurze Stasimon der gespannten Erwartung.

a) *Das Hyporchem* darf vom Stasimon ja nicht auf das Scholion zu Trach. 216 hin getrennt werden; denn der Grammatiker, der schrieb τὸ

μελιόδιον οὐκ ἔστι σιάσιμον, ἀλλ' ἐπὶ τῆς ἡδονῆς ὀρχοῦνται. ging jedenfalls von der sicher falschen Erklärung aus, daß *σιάσιμον* ein Lied sei, das der Chor stehend singe. Es war ein Reigenlied, zu dem natürlich wie zu den andern angetreten werden mußte, und unterschied sich von diesen hauptsächlich durch die raschere Bewegung der Tanzenden und dadurch, daß ein Schauspieler in den Reigen hineingezogen werden konnte, wie denn der Chor an die Euripideische Elektra (859) die Einladung richtet: *Θὲς εἰς χορὸν, ὦ φίλα, ἴχρος*. Ich glaube, den Hyporchemen auch das gewiß von sehr ausdrucksvoller Bewegung begleitete Baukalema des Philoktet sowie den Komos des Kyklops anreihen zu dürfen und komme damit auf folgende Formen: a) Das Hyporchem besteht aus einer gewöhnlichen Syzygie: Hiefür ist das einzige sichere Beispiel Aias 693/718. b) Zwischen eine Strophe des Chors und ihre Antistrophe tritt eine vom Schauspieler gesungene Mittelpartie und zwar im Baukalema der Philoktet (827/64) die vier Hexameter des Neoptolemos, in der Euripideischen Elektra (859/79) die sieben (865) als *καλλίνικος ᾠδὴ* bezeichneten und demnach jedenfalls melisch vorgetragenen Trimeter der Heldin und im Komos (Kykl. 495 518) eine metrisch mit dem Strophenpaare sich deckende Strophe des trunkenen Kyklophen. c) Das Hyporchem ist monostrophisch. So Trach. 205 24, wo das Liedchen des Chors von zwei kurzen Gesängen einzelner Choreuten umgeben ist, und das kurze, mit *ἀναχορεύομεν Βάχχιον* anhebende Jubellied Bakeh. 1153/64. Zwischengesänge sind diese unstrophischen Partien sicher. Warum sollten sie nicht auch Stasima sein, zumal, wenn meine Erklärung des Wortes richtig ist?

b) Monostrophisch sind auch einige der Lieder, die ich als *kurze Stasima der gespannten Erwartung* bezeichnen möchte, nämlich das (sicher vollständige) Lied auf Kypris Hipp. 1268 82 und der Pæan Iph. Aul. 1521/31, wozu man noch die vollstimmigen Gesänge Kykl. 356 74 und 608 23 ziehen möge. Diese kurzen Gesänge finden sich, wie die Hyporcheme, auf die hier zurückzukommen ist, niemals bei Aeschylus, sind aber bei Sophokles und Euripides nicht selten. Sie haben mit den Hyporchemen, abgesehen davon, daß sie eine Zwischenzeit decken, den Zweck gemein, durch kurzes Retardieren die Spannung auf ein Bevorstehendes auf's stärkste zu steigern und finden sich also da ein, wo etwas besonderes, zumal die das Stück entscheidende Wendung oder auch das Auftreten einer wichtigen Person erwartet wird, also, um die Hyporcheme und die andern bereits zitierten Stellen einzuschließen, da, wo nach dem Weggange des Aias eine glückliche Lösung erwartet wird und nach dem Abgang des Hämon (Ant. 781/800) die unglückliche, nach dem des Koloneischen Oedipus (1556/78) die Todesnachricht, nach dem Makarias (Heraklid. 608/29) die von der bevorstehenden Hilfe, nach dem Jokastes (Phön.

1283, 1306) die vom Ausgange des Bruderkampfes. Angemeldete Kommende werden erwartet während der Hyporcheme der Trachinierinnen (Lichas), der Bakchen (Agaue) und der Euripideischen Elektra (Orest) und während der Lieder Oed. 1086 1109 (der Hirte), Hik. Eur. 778/93 (der Zug der Leichen); auch Alk. 213 '37, wo das Hervortreten des Königspaares mit Spannung erwartet wird, mag hierher gehören und ebenso trotz *zwei* Syzygien Trach. 947/70, wo das Erscheinen des Herakles bevorsteht; denn die kurze erste Syzygie dürfte von Einzelsängern vorgetragen sein. Während des letzten Stasimons des Hippolytos steht die Schlußwendung des Stücks bevor und ebenso während des letzten der Aulischen Iphigenie. In Orest, wo — für das Stasimon singulär — Strophe und Antistrophe getrennt erscheinen, ist man dort (1353/65) auf den Ausgang des Mordanschlags gegen Helena, hier (1537/49) auf den Angriff des Menelaos und dessen Erfolg gespannt und an der ersten erwähnten Stelle des Kyklops auf das Schicksal der in die Höhle eingetretenen Odysseusleute, an der zweiten auf das des ebendahin abegangenen Kyklophen; auch während des Komos herrscht Spannung auf die Wirkung der von Odysseus angekündigten List. Endlich gehören hierher die drei Syzygien, die einer durch Weherufe aus dem Innern verkündeten Mordtat unmittelbar vorangehen: El. Soph. 1384/97, El. Eur. 1147/62, Med. 1251/70. Es ist zu beachten, daß der Mord selbst sich hier nie mit dem Strophenpaar deckt, sondern daß der Schrei bei Sophokles in dem folgenden Kommos, bei Euripides in der Epodos gehört wird. — Nicht in einen Moment besonderer Spannung fällt allein das Baukalema des Philoktet.

Allen unter dem Namen der Stasima zusammenzufassenden Zwischenliedern stehen nun aber eine Anzahl von solchen der Responion entbehrenden Liedern gegenüber, für die ein Antreten zur Reigenstellung nicht nötig ist, weil sie größtenteils nicht vom Gesamtchore, sondern von einzelnen Choreuten vorgetragen werden. Es sind dies hauptsächlich die oft von Wehrufen eingeleiteten oder von Wehrufen unterbrochenen Lieder, die während einer im Innern des Hauses stattfindenden Mord- oder Gewalttat gesungen werden und also, weil sie sich mit einer äußern Handlung decken, immerhin als Zwischenlieder zu bezeichnen sind. Hierher gehören Hekabe 1024/34 (Polymestors Blendung), Herakles 735/62 (Lykos' Ermordung) und 875 908 (Mord der Kinder, wie Wilamowitz mit Recht annimmt, mit mehrfachen kurzen Unterbrechungen durch Amphitryon), Kyklops 656 662 (Blendung Polyphems). Dazu gehört noch das Lied des geängsteten Chors im Jon (1229 43) und das Klage lied des Chors vor Amphitryons Hervortreten Her. 1016/38. Auch zwei ganz kurze Partien, die einem vorangehenden Stasimon angehängt sind, müssen hier genannt sein: El. 747 50 und Her. 815 21. Beide Male unterbricht der Vertreter des Chors inolge eines überwältigenden Eindrucks den Gesang



mit einem Ausruf der Verwunderung, um darauf zu Trimetern überzugehen. Daß diese melisch sind, dafür spricht im Herakles der Abschluß durch andere Metra, in der Elektra der Umstand, daß sie sich mit einer langen äußern Handlung decken, wie dies sonst nur bei Zwischengesängen der Fall ist, und daß der wie eine *νεγτέρα βροντή Διός* erklingende Schall und die *οὐκ ἄσημα πνεύματα* eine den Vortrag begleitende Instrumentalmusik gewesen sein müssen.

Warum aber habe ich gesagt, diese Vorträge entbehrten der Responion, während man sich doch so viele Mühe giebt, gerade den des Lykosmordes in Strophe und Antistrophe zu zerlegen? Ich bitte, einmal alle Stellen anzusehen, an denen aus dem Innern eines Raumes Wehrufe erschallen. Bei Aeschylus finden sie sich Agam. 1343/7 und Choeph. 869/874 als kurze Kommoi, bei denen von Responion keine Rede ist. Nahe verwandt mit dem Agamemnonkommos durch die Mischung von Trochäen mit andern Metren ist der Wagenlenkerkommos des Rhesos 728/32, der auch nichts von Responion hat; in der Sophokleischen Elektra kommen sie im ersten von zwei der Überlieferung nach nicht respondierenden Teilen eines Kommos (1404, 21, 1428, 41) vor, auch im Orest (1286/1310) in der mit nichts respondierenden Epode eines Kommos; in der Euripideischen Elektra (1163/71) und in der Medea (1271/92), wie wir sahen, erst in der Epode des Stasimons, in nicht antistrophierend überlieferten Gesängen im Herakles (735/62 und 875/908); in der Hekabe (1024/38) und im Kyklops (656/665) kommen sie überhaupt erst hinter der gesungenen Partie. Ich will nun nicht bestreiten, daß sich im Liede des Lykosmordes und im Kommos der Sophokleischen Elektra innerhalb dieser nicht respondierenden Teile metrische Motive in einer Weise wiederholen, wobei der Zufall ausgeschlossen ist; aber der Umstand, daß die Überlieferung die *vollständige* Responion in diesen Partien gar nirgends bietet und daß sie von Wilamowitz nur vermittelt der Annahme hergestellt werden kann, die unterbrechenden Verse seien unberücksichtigt zu lassen und so unschuldige Stellen wie El. Soph. 1412 *οὐδ' ὁ γεννήσας πατήρ* und Her. 760 seien zu tilgen, während Kaibel in der Elektra für die bekannten Lücken eintritt,<sup>1)</sup> empfiehlt mir das Festhalten an der Überslieferung an diesen beiden Stellen wie auch in der Medea auf's stärkste. Und warum sollte denn auch bei diesen höchst bewegten Szenen eine Störung der Responion nicht bewußter künstlerischer Ab-

<sup>1)</sup> Eine Lücke ist hier allerdings nicht zu bestreiten, aber gerade sie spricht für ein lokales Abirren des Schreibers und nicht für eine stärkere Textesentstellung. In 1431 steht das *ἐφ' ἡμῖν* in der Luft und die darauf folgenden Worte könnten ebenso leicht den Schluß des folgenden Verses bilden. Man könnte Orest fragen lassen *εἰσοράτῃ σου τὸν ἄνδρ' ἐφ' ἡμῖν <οὐ δοκῶ λυπούμενον>*, worauf Elektra bestätigend einfiel: *χορεῖ γερηθῶς οἶτος ἐκ προαστίου*.

sicht entspringen, die gerade um so stärker zu Tage tritt, wenn die strenge metrische Wiederholung sonst nicht überall gesprengt ist?

Übergangen möge hier alles Metrische werden, und für die Verteilung antistrophierender Stasima auf mehrere Einzelsänger verweise ich auf Arnoldt.

### 3. Die Verbindung des Zwischengesangs mit Vorhergehendem und Folgendem.

Von einer Geschichte des Stasimons ist hier natürlich abzusehen. Daß der Chor überhaupt bei Aeschylus stärker im Vordergrund des Stückes steht, weiß jedermann. In den Eumeniden ist er geradezu *die* eine Partei; in den Hiketiden hat er noch Danaos neben sich, aber es ist interessant zu beobachten, wie stark er neben diesem hervortritt und damit die Rolle des Chors in den Bakchen und den Hiketiden des Euripides neben den verwandten Gestalten des Dionysos und des Adrastos zu vergleichen. Das muß sich natürlich auch im Stasimon zeigen. Nicht nur reflektiert es stärker und öfter als bei den andern den Eindruck der vorangegangenen Handlung, sondern es ist mit den übrigen Teilen auch oft organisch verbunden. Sechsmal (Sept. 822/31, Pers. 532/47, 623/32, Hik. 625/29, Agam. 355/66, Eum. 307/20) sind ihm anapästische Partien vorangeschickt, welche, wie die Agamemnonstelle lehrt (vergl. S. 132), das Antreten zur Reigenstellung feierlich (fünfmal mit Gebet) begleiten, eine Form die bei den Spättern für die Tragödie gänzlich verpönt war und charakteristischer Weise nur vor dem Komos des Satyrdramas (Kykl. 483/94) noch einmal erscheint. Ferner findet sich vor dem Stasimon oder den es einleitenden Anapästen einmal (Eum. 299/306) eine längere Äußerung des Chors in Trimetern, dreimal (Hik. 1014/17, Agam. 351/54, Choeph. 931/4) das für Aeschylus charakteristische Interloquium von vier Versen, während die spätern vor dem Zwischengesang niemals ein Interloquium haben<sup>1)</sup>. Außerdem mag darauf hingewiesen werden, wie im ersten und zweiten Stasimon des Prometheus (397, 552) der Chor den anwesenden Helden anredet und die auf das erste folgende Rede sich geradezu als Antwort gibt, wie Hik. 520 der König das im folgenden (zweiten) Stasimon enthaltene Gebet provoziert und nachher das im dritten enthaltene lobt (710), wie der *ἕμνος δέσμοος* der Eumeniden (306) von diesen selbst zum voraus angekündigt wird und wie Athene (397) an ihn anknüpft, — dies alles zeigt, daß der Aeschyleische Chor, so deutlich er auch die Funktion hat, Pausen auszufüllen, doch auch im Stasimon noch stark die actoris vices zu vertreten hat. Ähnliche Anknüpfungen kommen in der spätern Tragödie nicht mehr oft vor.

<sup>1)</sup> Alk. 392 ist kein Interloquium und Hik. Eur. 262/85 kein Stasimon.

So wie bei Aeschylus finden sie sich nur in der Alkestis, also einem der frühesten Stücke. Hier beschäftigt sich der Chor im ersten Stasimon in Hemichorien mit der Klage um das erwartete Königspaar<sup>1)</sup>, und zwei Strophen des letzten (984/1005) sind dem Troste des anwesenden Admet gewidmet und an diesen gerichtet. Die anwesende Medea dagegen wird (655. 997) nicht viel anders als der abwesende Jason (990 ff) apostrophiert, und wenn der Chor auf Kolonos (680) die Anrede  $\xi\acute{\epsilon}\nu\epsilon$  anbringt, so wird damit nur die ausführliche Schilderung der eigenen Landschaft begründet und entschuldigt<sup>2)</sup>. Durch Vorhergehendes veranlaßt ist das letzte Stasimon der Aulischen Iphigenie (vergl. 1491 ff) und umgekehrt weist das letzte Stasimon der Trachinierinnen auf das Folgende hin, indem der Chor (962 ff) den nahenden Herakles erblickt. Eine Beziehung des Folgenden auf das vorangehende Lied findet sich nur, wenn die Choreuten zum Schweigen aufgefordert werden<sup>3)</sup>. Dies alles ist doch gegenüber Aeschylus sowohl als gegenüber den Anknüpfungen an das Parodoslied sehr wenig.

#### 4. Rückblick auf den Zweck des Stasimons.

Der Zweck des Stasimons wie auch der übrigen Zwischengesänge bestand, wie wir gesehen haben, stets darin, die Zeit auszufüllen, welche zwischen Szenen vergeht, die nicht aneinander stoßen dürfen. Dies schließt selbstverständlich nicht aus, daß für den Dichter als solchen der Zwischengesang auch seinen Selbstzweck hatte, aber gerade da, wo es in die Augen springt, daß vor allem ein Lied soll gesungen werden, tritt auch die Absichtlichkeit, womit eine Zeitlücke geschaffen wird, besonders deutlich zu Tage. So ist es recht naiv, wie in den Aeschyleischen Hiketiden der König für sich eine Pause zum Nachdenken verlangt, so daß das mit  $\varphi\rho\acute{o}\nu\iota\sigma\sigma\upsilon\nu$  beginnende Lied (418, 37) gesungen werden kann, und wie in der Alkestis (209 ff) die Dienerin dem Königspaar erst melden muß, daß brave Leute herbeigekommen sind, damit dieser loyale Chor inzwischen Zeit zu seinem ersten Stasimon (213/37) gewinnt<sup>4)</sup>.

<sup>1)</sup> S. aber die Anm. auf S. 128.

<sup>2)</sup> Oed. 1098 ist, auch wenn Oedipus anwesend ist, nicht anders als die Apostrophierung eines Abwesenden zu beurteilen; denn er lauscht sicher hier dem Chore nicht. Trach. 222/4 gehört nicht mehr eigentlich zum Hyporchem, sondern es ist ein die Kommenden anmeldendes Interloquium wie sonst Anapäste und Jamben. Daß diejenigen Hyporcheme, die zwischen Strophe und Antistrophe des Chors die Rede einer Person haben, dialogische Form weisen, wird niemand wundern.

<sup>3)</sup> Philekt. 865. Hipp. 565. Iph. Taur. 458, wo der Chor sich selbst dazu ermahnt. Kykl. 624.

<sup>4)</sup> S. dagegen d. Anm. zu S. 128.



Darauf aber muß hier bestimmt bestanden werden, daß entgegen einer viel verbreiteten Meinung *gar nie* der Kommos ein Stasimon vertritt. Abgesehen von dem gesteigerten Ton leidenschaftlicher Empfindung ist er Dialog so gut als jeder andere zwischen Chor und Schauspieler geführte Dialog, und wenn je etwas während seines Vortrags geschieht, so decken sich ganz wie in dem S. 131 angeführten Falle Vorgang und Vortrag *realistisch*. So wird die erste Mordszene der Sophokleischen Elektra nicht längere Zeit brauchen als der Kommos 1404/21, der Angriff auf Helena im Orest nicht längere als der Kommos 1286/1310, das Kommen und Gehen des Odysseus und Neoptolemos nicht längere als der lange Kommos Philekt. 1081 1112; wenn je die Wirklichkeit in diesen Fällen doch etwas längere Zeit erheischte als der Kommos, so möge man bedenken, daß dem ungeduldig gespannten Gefühl die kurze Zeit eben zur langen wird.

Aber brauchen denn die Dichter nicht manchmal, um die *Gliederung* eines Stückes zu markieren, statt eines Stasimons einen Kommos? Ich antworte mit der Gegenfrage: Bedarf die Gliederung eines Stückes, um bemerkt zu werden, notwendig eines Lyrikums, sei es Stasimon oder Kommos? Die Betrachtung der Stücke selbst lehrt das Gegenteil. Mitten in den Trimetern sind Haupt- oder starke Nebencäsuren anzusetzen, sowie dies das Auftreten einer Hauptperson oder der Abgang einer solchen empfiehlt, so beim Auftreten und beim Abgang Theonoes in der Helena (864 und 1031), beim Auftreten Demophons in den Herakliden (119), des Theseus im Herakles (1162), des Hippolytos in der Streit-szene mit dem Vater (901), der Pythia und der Göttin im Jon (1319. 1552). Alle diese Stellen dürfen ein Stasimon einfach deshalb nicht haben, weil die Handlung ohne Pause fortläuft. So kommt es, daß sich in der Helena die Trimeterpartien nach der Epiparodos übrs 578 Verse hin (528 1106) ohne Unterbrechung folgen, während darauf der List und Rettung enthaltende Schlubakt seine vier Szenen durch die drei einzigen Stasima des Stückes wohl geschieden zeigt, und so auch, nicht etwa daher, daß er eine späte Tragödie ist, ist die Beschränkung der Zwischen-gesänge des Philoktet auf ein einziges eigentliches Stasimon und das Baukalema zu erklären.

Und nun ist es auch mit dem Kommos nicht anders. Natürlich beginnt in der Sophokleischen Elektra mit Ismenes zweitem Auftreten (870) eine Hauptpartie; der vorangehende Klagekommos zwischen Elektra und dem Chor ist aber nicht nötig, um die Klytämnestra- und die Ismene-szene auseinander zu halten; denn dafür würde Elektras Rede (804/22) völlig ausreichen; er ist vielmehr, was die Gliederung des Stückes nichts angeht, in erster Linie dazu nötig, daß der Tritagonist Zeit hat, sich aus dem Pädagogen in Chrysothemis umzuwandeln, und darauf hin

macht der Dichter aus der Not eine Tugend und läßt den schon in der Rede zu Tage getretenen Schmerz der Heldin in dem leidenschaftlichen Dialog mit dem vergeblich tröstenden Chor ins Riesige anwachsen. Auch in Koloneus ist es nicht aus der Handlung erklärlich, daß Theseus nicht sofort nach Ismenes Abgang erscheint; aber die Umkostümierung Ismenes in Theseus zwingt den Dichter den Kommos (510, 48) einzuschieben, worin der Chor sich nach Oedipus frühern Schicksalen erkundigt. Man könnte vielleicht auch sagen, daß nach langen Trimeterpartien etwa das Bedürfnis vorhanden war, einen gesungenen Teil einzuschieben. Aber auch das berührte die dramatische Komposition nicht. In summa der Kommos vertritt das Stasimon so wenig, als etwa anapästische Systeme dies tun, die zwischen zwei Partien stehen.

Aber wie steht es nun mit der Gliederung durch den Zwischengesang selbst? Eines muß jedenfalls zugegeben werden, daß, wo immer er eintritt, ein neues Glied der Handlung ansetzt. Dies ist aber nicht die Folge des Zwischengesangs, sondern nur die des Neubeginns nach der durch den Zwischengesang gedeckten Unterbrechung. Also gliedert dieser selbst die Handlung nicht, sondern er koinzidiert nur mit der Gliederung in allen den Fällen, da eine Handlungslücke gedeckt werden muß, während er, wo dies nicht der Fall ist, ruhig fehlen kann. Er hat außer seinem Selbstzweck nicht noch zwei andere, sondern *nur* den einen des Pausenausfüllens.

Zu diesem Resultat läßt sich auch auf folgendem Wege gelangen: Wäre der Zwischengesang an sich das gliedernde Organ, so dürfte er nicht nur nie fehlen, sondern er müßte auch notwendig in der Weise angebracht sein, daß die Gliederung durch ihn zum deutlichen Ausdruck gelangte; es müßten z. B. die ausführlichen Stasima die Hauptpartien trennen und zwischen Nebenpartien dürften bloß Hyporcheme, kurze Stasima und unstrophische Gesänge von Einzelchoreuten stehen. Bis zu einem gewissen Grade ist dies wirklich auch der Fall: die letztgenannten Gesänge scheiden immer nur Nebenpartien von einander, und auch die meisten Hyporcheme und einige kurze Stasima werden so verwandt. Aber von einer Konsequenz hierin sind die Dichter doch weit entfernt. Alle Stasima der Helena scheiden nur die Nebenteile derjenigen Hauptpartie, welche sich unter dem Titel List und Rettung subsumieren ließe. In Herakliden und Hiketiden ist derjenige Hauptteil, der den Kampf enthält, durch Stasima in zwei Hälften getrennt. Von demjenigen Teil des Herakles, der die Rettung der Familie vor Lykos enthält, ist durch das lange Stasimon 637—700 ein Minimalepisodion von 33 Versen abgeschnitten; ein solches ist auch die Ammenszene der Trachinierinnen; beide wird man doch unmöglich als Hauptteile bezeichnen, und Ähnliches kommt auch sonst vor.

Aber, wenn das Stasimon die Hauptgliederung nicht mehr sicher angibt, woher sollen denn *wir* sie kennen? Die Antwort ist im ersten Satze dieser Abhandlung gegeben: dadurch, daß *wir* selbst die Stücke logisch zergliedern. Ist denn das etwas so Schreckliches?

### III. Die einzelnen Teile der dialogischen Partien.

Das lange Kapitel, das hier beginnen müßte, auszuführen, muß einer spätern Gelegenheit vorbehalten sein; hier kann ich nur — unter Vorbehalt nachheriger Änderungen — den Gang angeben, der mir dafür vorschwebt; mit einer einzigen Ausführung werde ich mir noch gestatten, zu zeigen, was sich für die Chorparodos ergibt, von der ich ausgegangen bin.

Ich werde davon auszugehen haben, daß mit dem Übergange zu einer neuen Art von Metren notwendig auch eine szenische Abgrenzung verbunden ist. Wollen wir also die einzelnen Teile erkennen, so werden wir stets in erster Linie Melos, Anapäste und dialogische Metren im engern Sinne, d. h. Trimeter und trochäische Tetrameter (was beides ich der Kürze wegen unter dem Namen Iambus zusammenfasse) zu sondern haben. Hiemit kreuzt sich aber eine zweite Sonderung nach der Beteiligung des Chors. Es sind nämlich folgende fünf Fälle möglich: 1. Der Chor ist (wie ja meist auch beim Stasimon) allein anwesend. 2. Die Personen sind allein anwesend. 3. Chor und Personen sind anwesend und durch Dialog verbunden. 4. Der Chor hat in Gegenwart von Personen allein das Wort. 5. Die Personen haben in Gegenwart des Chors allein das Wort. So ergeben sich 15 Kombinationen, die alle — wenn auch einige nur vereinzelt — in der Tragödie vorkommen. Daß von den so gewonnenen Teilen einige wieder weitergeteilt werden können, versteht sich von selbst; die 15 koordinierten Teile aber sind nach dem Metrum folgende:

1. Reines *Melos* des Chors ohne Anwesenheit von Personen kommt in Liedern der Chorbewegung, zumal in den Fällen von bloß chorischer Chorparodos vor.
2. *Melos* ohne Chor findet sich als Monodie und Duett in den Prologen der *Andromache* und der *Phönissen*.<sup>1)</sup>
3. Chor und Personen sind beteiligt in allen den unter sich sehr verschiedenen gesungenen Dialogen, die man unter dem Namen *Kommos* begreift, sowie meist in denen, wo *Melos* und *Anapäste* gemischt erscheinen.
4. Der Chor tritt melisch in Gegenwart von Personen, aber ohne deren Einmischung auf in einigen vollstimmigen *Parodosge-*

<sup>1)</sup> Die Trimeter der Duette und der *Kommoi* denke ich mir entweder melisch oder mit *Parakataloge* vorgetragen und ziehe sie auch in letzterm Falle zum *Melos*.



sängen nach vorangegangenem Pseudoprolog und in allen melischen Interloquien.

5. Die Personen tragen das Melos vor stummem Chore vor in allen außer den unter 2 genannten Monodien und Duetten.
6. Der Chor trägt *Anapäste* ohne Anwesenheit von Personen in den anapästischen Partien der Parodos vor.
7. Personen haben Anapäste ohne Anwesenheit des Chors in den Prologen der Alkestis und der aulischen Iphigenie.
8. Chor und Personen sind zusammen bei den anapästischen Dialogen der Chorbewegung beteiligt.
9. Der Chor hat in Anwesenheit von Personen eine anapästische Partie für sich in den reflektierenden und der Mehrzahl der ein Kommen und Gehen begleitenden Interloquien, sowie in einzelnen Partien der Chorbewegung.
10. Die Personen haben in Gegenwart des Chores anapästische Systeme, wenn sie ihr eigenes Kommen und Gehen begleiten.
11. Von dem, was ich a potiori *Iambus* nenne, findet sich Einzelvortrag des Chores ohne Anwesenheit von Personen nur da vor, wo der Chor in der Exodos nach Abgang der Personen noch einige Schlußtrochäen spricht, z. B. Oed. 1524ff.
12. Die Personen allein haben im Iambus das Wort, wo der Chor nicht möglich ist: im Prolog und zwischen Aphodos und Epiparodos.
13. Chor und Personen sind zusammen beteiligt in der Mehrzahl der Aeschyleischen Dialoge und bei den Spätern in einer bestimmten Art von „Chordialogen“, hauptsächlich solchen, die Szenen einleiten oder abschließen.
14. Der Chor spricht in Anwesenheit von Personen iambische Interloquien, sowohl der reflektierenden als der einen Kommenden einführenden Art.
15. Die Personen tragen in Anwesenheit des Chors alle die iambischen und trochäischen Partien vor, bei denen der Chor überhaupt zugegen sein kann.

Dies wären mit Weglassung von Unwichtigem die Einheiten, soweit sie sich durch die genannten Kombinationen ergeben. Wie man sieht, occupieren nun aber die zwölfte, dreizehnte und fünfzehnte weitaus den größten Teil der Tragödien, und da ist es selbstverständlich, daß sich an die so gegebene noch eine weitere Einteilung anschließen müßte, wobei als Teilungskriterien neben dem Wechsel von Iamben und Trochäen, hauptsächlich Auftreten und Abgang von Personen, Wechsel von Reden, und in kürzern Worten gehaltenem Dialog, auch reine Inhaltsindizien in Frage kämen. Man könnte so durch Teilen und wieder Teilen ziemlich weit kommen, auch die Stichomythie müßte einer Betrachtung unterzogen

werden; doch soll dies hier nicht geschehen. Wenn aber jemand daran Anstoß nimmt, daß ich an 14ter Stelle dem kurzen iambischen Chorinterloquium neben den langen Personenpartien eine gewisse Selbständigkeit eingeräumt habe, der möge bedenken, daß das *iambische* Interloquium in seiner Funktion mit dem melischen und anapästischen enge zusammengehört, und daß es nicht wohl angeht, für dieselbe Funktion (hier die des Vorstellens eines Kommenden und die des Reflektierens über Vorangegangenes) bald relativ selbständige, bald unselbständige Glieder zu verwenden.

Überhaupt müßte nun ein wichtiges Kapitel von den Funktionen handeln, wofür die einzelnen Formen bestimmt sind. Die Fragen: Welche Formen sollen benachbarte Partien von einander isolieren? Welche sollen der lebhaften Empfindung Einzelner Ausdruck geben? Welche sollen das Auftreten und den Abgang Einzelner und des Chors begleiten? Warum wählt der Dichter für die gleiche Funktion bald diese, bald jene Form? u. s. w. müßten uns beschäftigen. Und zuletzt würden wir von den Teilen wieder zum Ganzen zurückkehren und erkennen, wie die vielen Einzelteile sich unter große Hauptteile subsummieren lassen und hätten damit die Architektur der Tragödie in ihren konstruktiven Teilen wie in ihren Zierformen erkannt.

Auch in ihren Proportionen wäre sie zu erkennen; aber davon zu reden, ohne auf das verpönte Gebiet zu kommen, wäre schwer. Darum schließe ich, um wenigstens ein Beispiel zu geben, mit einer kurzen Erörterung, die sich an meine anfängliche Besprechung der Chorparodos und an die obige Andeutung über die verschiedenen Formen für eine und dieselbe Funktion anschließt. Ihr Gegenstand sind:

### *Die Formen der Chorbewegung.*

Daß Chorparodos und Exodos, Aphodos und Epiparodos zusammengehören, und daß sie nicht wie die Zwischengesänge zu betrachten, sondern integrierende Teile derjenigen Hauptpartien sind, worin sie vorkommen, haben wir am Anfang dieser Abhandlung (S. 117) gesehen. Es gibt aber, wie für die Parodos besonders Masqueray und Weil schon betont haben, in der Tragödie nicht leicht einen Teil, der proteusartig bald in dieser, bald in jener Form erscheinend, doch immer demselben Zwecke dient, wie diese Gesänge der Chorbewegung. Lesen wir sie einmal nach dem obigen Verzeichnis der 15 Formen (wenn auch nicht ganz in der gleichen Reihenfolge) aus einander, um dann mit wenigen Bemerkungen zu schließen.

a) Reines Melos des Chors (nach 1) ohne anwesende Personen und ohne Anapäste haben die Chorparodoi der Septem, der Choephoren, des Oedipus, der Trachinierinnen, der Bakchen, des Hippolytos, der

Aulischen Iphigenie und der Phönissen, die Epiparodos der Helena (515/27; Menelaos hält sich bis 541 verborgen) und das (hier mitzunehmende) Exodoslied der *προπομποί* in den Eumeniden. Dabei möge unerörtert bleiben, wo etwa statt des vollstimmigen Gesanges Vortrag durch Einzelchoreuten anzunehmen sei; nur das sei (auch für die folgenden Fälle) kurz angedeutet, daß Verteilung auf die Hemichorien hier relativ häufiger vorkommt als in den Zwischengesängen. Somit gehört hierher auch das Exodoslied der Aeschyleischen Hiketiden (1018/73), dessen dritte und vierte Syzygie hemichorienweise vorgetragen sind und die Epiparodos des Aias (866/78), zu welcher der folgende Kommos mit Tekmessa nicht mehr gehört.

b) Reines Melos des Chores bei Anwesenheit von Personen (nach 4) haben außer den Parodoi der Eumeniden und der Euripideischen Hiketiden, wo der Chor von Anfang an zugegen ist, noch die auf Pseudoprologe folgenden der Andromache, des Herakles, des Kyklops und die hemichorienweise vorgetragene des Jon (184/218).<sup>1)</sup> Auch das Lied 271/85 in den Euripideischen Hiketiden wird hieher zu zählen sein; denn die Hikesie an Theseus steht der an Aethra durchaus parallel, und da wir es hier mit einem Zwischengesange ganz sicher nicht zu tun haben, und es sich auch um kein bloßes melisches Interloquium handeln kann, so bleibt gar keine andere Annahme übrig als die einer Fortsetzung der Parodos. Endlich gehört hierher auch die Epiparodos der Eumeniden (255/275), bei welcher der Chor wie bei der Parodos die Personen schon vorfindet.

c) Von kommatischen Formen kommen (nach 3) in Betracht 1. die der langstrophigen gesungenen Dialoge, die wir in den Parodoi der Sophokleischen und der Euripideischen Elektra, der Helena und der taurischen Iphigenie haben, 2) die des lebhaften Dialogs in kurzen Worten in den Parodoi der Herakliden und des Orest, in der Aphodos der Helena (330/85), die, wie solche Kommoi einige Male, in eine Monodie ausläuft, und in Parodos und Exodos der Troerinnen; in der Parodos allerdings nur im ersten der beiden Strophenpaare, während das zweite in der Form a gehalten ist.

d) In reinen Anapästien (nach 6) gehalten und nicht in Gegenwart von Personen vom Chor vorgetragen sind nur Exodoi. Hier ist vor allem der überlieferte Schluß der Septem (1053/77), der, wenn er auch nicht äschyleisch ist, doch sicher einer Aufführung dienen sollte, mit einem vollstimmig und zwei hemichorienweise vorgetragenen Systemen zu nennen. In den Choephoren verabschiedet sich der Chor nach Orests Abgang wenigstens noch mit 12 anapästischen Reihen, später, von der Antigone

<sup>1)</sup> Wie konnte man je darauf verfallen, den darauf folgenden, viel längeren Kommos in ein antistrophisches Verhältnis zur Epode der Parodos bringen zu wollen?



an. kommen nur die bekannten Schlußsysteme vor, von denen das der Sophokleischen Elektra, wenn auch das *σπέρμα Ατρείως* darin apostrophiert ist, doch jedenfalls erst nach dem Abgange der Geschwister vorgetragen ist, wie auch das des Rhesos nach dem Hektors, und ebenso nach dem der jeweiligen vorhandenen Personen das *πολλὰ μορφαὶ κτλ.* in Alkestis, Andromache, Helena und das letzte Wort des Chors an Hippolytos und den Phönissen. In andern Fällen mag man zweifeln, ob das Exodikon nicht von der scheidenden Person noch angehört werden soll, oder ob es reine Gefühlsäußerung des Chors ist; doch neige ich für Hekabe, Herakliden, Herakles, taurische Iphigenie (ohne den unechten Schluß 1497/9) eher zu letzterm. Endlich gibt es auch sieben Fälle, wo diesen nach Abgang der Personen vorgetragene Anapäst andere Anapäste vorangehen, die aber durch eine Abgangscäsur von ihnen geschieden sind: die letzten Worte des Teukros im Aias (1402/17) und die Apolls im Orest (1682/90), die des Herakles und des Hyllos in den Trachinierinnen (1259—74; denn das Folgende gehört sicher der Chorführerin) und die Dialoge des Philoktet, Neoptolemos und Herakles im Philoktet (1445/68), des Dionysos, der Agaue und des Kadmos in den Bakchen (1367/92) des Chors, der Dioskuren und der Geschwister in der Euripideischen Elektra (1292/1356), Jasons und Medeas in der Medea (1389 1414); es ist zu beachten, daß diese Dialoge meist mit einem längern System des letzten Redners schließen.

e) In Gegenwart von Personen (nach 9) sind abschließende Chor-anapäste — um mit diesen zu beginnen — mit Sicherheit nur in den Euripideischen Hiketiden und (sehr unfertige) im Konzept der Aulischen Iphigenie vorgetragen zu denken. An früheren Stellen der Dramen ist in solchen Choranapästen die ganz singuläre Chorparodos der Hekabe (98 153), die Aphodos der Alkestis (741 6) und im Prometheus das als eine zweite Parodos zu betrachtende System (277 83) gehalten, womit der Chor den Wagen verläßt, um sich auf die Orchestra zu begeben.

f) Rein anapästische Dialoge zwischen Chor und Personen (nach 8) sind, wenn wir die unter d angeführten, vom letzten Worte des Chors durch eine Cäsur getrennten Partien nicht mitrechnen, als Bewegungspartien selten. Außer der Exodos des Prometheus mit ihren fünf Systemen, bei denen der Chor nicht das letzte Wort hat (1040.93), ist hier eigentlich nur der in kurzen Worten gehaltene und von 1751 bis zum Schlusse fortlaufende anapästische Exodosdialog des Koloneus zu nennen.

g) In einigen Fällen werden die Schlußanapäste durch Trochäen ersetzt, die zwar eines der beiden gewöhnlichen Dialogmetra sind, durch ihre lebhaftere Bewegung aber doch auch einer besonders starken Empfindung Ausdruck geben können. Im Agamemnon geschieht dies (nach

13) in der Streitszene zwischen Aegisth, Klytämnestra und dem Chor<sup>1)</sup>, im Oedipus und Jon (nach 11) in den Schlußworten des allein auf dem Schauplatz verbliebenen Chors, denen aber (wie den letzten der unter d angeführten anapästischen Schlußszenen) Dialoge im gleichen Metrum vorangegangen sind.

h) Keine eigene Form hat die Chorbewegung für die Aphodos in den Eumeniden und dem Aias und für die Exodos im Kyklops. In den Eumeniden rundet der Dichter den vorhergehenden Trimeterdialog symmetrisch schön ab (225/34), in den beiden andern Fällen schließt er mit einem Chordistichon, das aber noch durchaus zur vorangehenden Partie gehört.

Außer den Bewegungspartien, die in einer der fünfzehn Formen gehalten sind, gibt es nun aber noch eine Anzahl solcher, bei denen eine Kombination von Melos und Anapästen (resp. Trochäen) zur Anwendung kommt. Diese ist doppelter Art:

i) Anapästische Parteien gehen den melischen einfach voran in den Parodoi der Aeschyleischen Hiketiden und des Aias (bis 200, wobei sich die Formen d und a vereinigen), und in der Exodos der Perser (von 907 an: f, c) oder sie nehmen sie in die Mitte, wie in der Parodos der Perser (bis 194: d, a, d) und der Alkestis (d, a, d).<sup>2)</sup>

k) Die vom Einzelnen rezitierten Anapäste gehen dem Melos nicht nur voran oder folgen ihm, sondern drängen sich zwischen die melischen Parteien hinein. Man pflegt in diesen Fällen von der kommatischen Verwendung der Anapäste zu sprechen. Indes möchte ich, ohne zu leugnen, daß der Chor und der Einzelne hier oft mit einander sprechen, den Ausdruck lieber vermeiden und in Beherzigung des Umstandes, daß es den Dichtern hauptsächlich auf das Isolieren der vollstimmig vorgebrachten Strophen und auf den metrischen Kontrast ankommt, von *kontrastierenden* (oder *isolierenden*) Anapästen reden. Zweimal sind die Einzelnen die Führer des Chors selbst, nämlich in der Aphodos des Rhesos (527/64: a, d, wo die anapästische Partie den Führern der Hemichorien zufällt) und in der Parodos der Antigone (bis 154; denn das System 155/61 leitet das Folgende ein: a, d). Auch in den Parodoi des Koloneus und des Philoktet, spricht der Chor in den Anapästen, so weit sie dialogisch sind, noch etwa ein Wort mit (dort a, nachher b, f, hier b, f und e); in denen des Prometheus und der Medea stehen dem Melos des Chors allein die Hauptpersonen mit Anapästen gegenüber, ebenso

<sup>1)</sup> Vielleicht aber würden wir besser sagen, daß dem Agamemnon als dem ersten Stücke der Trilogie eine eigentliche Chorexodos überhaupt fehlen durfte; das dritte hat dafür deren zwei.

<sup>2)</sup> Ich würde 131 f schreiben πάντα γὰρ ἤδη <σεν>τετέλεσται, πάντων δὲ θεῶν <εἶς> ἐπὶ βωμοῖς κτλ.

in dem ersten Exodosliede der Eumeniden (916/1021) Athene (b, e) und in den Epiparodos der Alkestis Admet (e, c). In der Parodos des Rhesos verbinden sich die Formen i und k, insofern eine längere anapästische Partie dem von Anapästen unterbrochenen Melos (c, nachher b, d) vorangeht. Etwas Besonderes, aber ganz im Geiste der alten Zeit Gehaltenes ist die Epiparodos des Rhesos (675/721). Hier nehmen ein kurzes Melos und eine längere Syzygie, deren Strophen in Hemichorien ausgehen, einen statt in Anapästen in Trochäen (nach 13) gehaltenen Dialog zwischen Odysseus und dem Chor in die Mitte; man mag dabei an die unter g angeführten Trochäen denken.

Hier sei noch darauf hingewiesen, daß eine Chorbewegung sich dreimal<sup>1)</sup> in zwei Akten vollzieht, und daß so der Prometheus (mit 277/84) und die Euripideischen Hiketiden (mit 271/85) zu zwei Parodoi,<sup>2)</sup> die Eumeniden mit 916/1020 und dem Liede der Propompoi zu zwei Exodoi kommen. Auf einiges andere, das noch zu sagen wäre, muß hier verzichtet werden, zumal sei Erörterung der ästhetischen Gründe, warum die Dichter im einzelnen Falle diese oder jene Form wählen, der Einzelbetrachtung der Stücke überlassen.

Nur daran sei erinnert, daß die kommatischen Formen und die Dialoge zwischen dem Chor und einem in Anapästen sprechenden Schauspieler (nach k) für die Parodos bloß dann möglich sind, wenn ein Schauspieler vorhanden ist, also nach Pseudoprolog und in den S. 120 namhaft gemachten Fällen, wo die Parodos eines Schauspielers der des Chor vorangeht. — Und ferner muß ein Blick auf die Konkurrenz der anapästischen und der melischen Formen geworfen werden. Ein solcher sagt uns, daß die Anapäste den Bewegungspartien hauptsächlich in den ältern Zeiten eigen sind. Aeschylus und Sophokles (sowie der Rhesosdichter) haben sie in Menge, Sophokles noch im Philoktet und im Koloneus; bei Euripides dagegen beschränken sie sich in der Parodos (resp. Epiparodos) auf die ältesten erhaltenen Stücke: Alkestis und Medea. Dann kommt noch die sonderbare Tatsache, daß die Parodos der Hekabe rein anapästisch ist; sonst kommt dieses Metrum bei ihm nur in der Aphodos der Alkestis und den unter d besprochenen kurzen Schlußsystemen für die Chorbewegung vor; es ist zu beachten, daß die einzige metrisch reichere Exodos, die er hat, die der Troades, keine Anapäste enthält.

Zum Schlusse ein kurzes Wort über die den Bewegungspartien vorausgehenden und folgenden Teile, soweit sie nicht wie gewöhnlich reiner Trimeterdialog sind. Was jene betrifft, so ist darauf hinzuweisen, daß ein einziges Mal, bei Aeschylus, die unmittelbar auf das letzte Stasimon folgende Chorexodos sich mit der Exodos überhaupt deckt: es

<sup>1)</sup> Vergl. aber noch die Anm. auf S. 128

<sup>2)</sup> Vgl. S. 143 und 144.



ist dies bei der (nach i) anapästisch beginnenden und in einen Kommos übergehenden Schlußszene der Perser der Fall. Sonst hat Aeschylus die Eigentümlichkeit, etwa einmal (Hik. 1014/17, Choeph. 1063 4. Eum. 140/2) ein Aufmunterungswort des Chorführers in Trimetern voranzuschicken, das aber immerhin noch zum Vorangehenden gehört; man mag dabei an die bei ihm auch Stasimis vorangehenden Chorinterloquien denken (vgl. S. 136). Alle drei Dichter haben die oben (S. 120) besprochenen Monodien oder sonstigen Vorträge in den Fällen, da nach dem Prolog vor dem Chore eine Person ihre Parodos hat. Vor der Chorexodos haben wir die unter d und g angeführten Dialoge in gleichem (anapästischen oder trochäischen) Metrum und ferner im Koloneus und der Antigone die langen kommatischen *ῥοῖνοι*, in den Phönissen das Klageduett und die trochäische Rede des Oedipus.

Nach der Chorparodos wird so gut als in andern Fällen bisweilen (Prom. 284/97, vgl. S. 128 Pers. 150/4, Ant. 155/61, Hipp. 170 5, Troad. 230/34) ein Auftreten von der kommenden Person selbst oder vom Chor in Anapästen angemeldet. Im Rhesos führt sich noch der Epiparodos der Wagenlenker durch den merkwürdig von Trimetern unterbrochenen und abgeschlossenen anapästischen Vortrag (733/55) ein. Im Jon ist der anderswo in Trimetern gehaltene Chordialog, wodurch der Kommende mit dem Anwesenden anknüpft, durch einen metrisch an die Parodos anklingenden Kommos ersetzt (219/37): In der Hekabe folgt statt einer Trimeterrhesis der Heldin eine Monodie und ein Duett; man sollte denken, daß hier absichtlich der musikalische Reichtum des Vorangehenden und Folgenden einen Ersatz für die metrische Einfachheit der Chorparodos bieten sollte. Ganz singulär sind die reichen Partien, die sich an Chorparodos und Epiparodos des Aias anschließen (201 62 und 879/973). Beidemale folgt hier auf das Auftreten des Chors das der Tekmassa, nach der Parodos in einer Verbindung der Formen i und k, d. h. ganz wie in der Parodos des Rhesos.

Singularitäten aber haben wir bei dieser Betrachtung die Menge gefunden. Sie predigen uns von einer relativ großen Freiheit der Dichter und warnen dringend davor, kritische Zweifel gegen eine Form bloß deshalb zu erheben, weil sie sonst in der Tragödie nicht nachzuweisen ist.

## Le fabliau du Buffet

publié par

Albert Barth.

*Classification des manuscrits.* — Quatre manuscrits, à ma connaissance, contiennent le petit fabliau Du Buffet:

- 1) *A* = Bibl. nat. f. fr. 837, f<sup>o</sup> 275 v<sup>o</sup> — 277 r<sup>o</sup>. Fin du XIII<sup>e</sup> siècle. (cf. A. Tobler, *Li proverbe au vilain*, Leipzig 1895, p. VI).
- 2) *B* = Bibl. nat. f. fr. 1553, f<sup>o</sup> 505 r<sup>o</sup> — 506 r<sup>o</sup>. Seconde moitié du XIII<sup>e</sup> siècle. (cf. G. Ebeling, *Auberee*, Halle a. S. 1895 p. 77).
- 3) *C* = Bibl. nat. f. fr. 1593, f<sup>o</sup> 118 v<sup>o</sup> — 120 v<sup>o</sup>. Seconde moitié du XIII<sup>e</sup> siècle. (cf. *ibid.* — XIV<sup>e</sup> siècle, d'après G. Paris, *Le lai de l'oiselet*, dans „*Légendes du moyen âge*“, Paris 1903, pag. 271).

J'ai conservé les sigles du Recueil Général (III, 387) pour désigner ces trois mss. qui ont été souvent étudiés.

- 4) *D* = Chantilly, Musée Condé n<sup>o</sup> 475, f<sup>o</sup> 215 r<sup>o</sup> — 217 r<sup>o</sup>. XIII<sup>e</sup> siècle. (Voir la description détaillée de ce ms. que M. G. Raynaud a donnée dans la *Romania*, t. XXIV, p. 446 ss.)<sup>1)</sup>

J'ai pris copie des quatre mss., les variantes fournies par le Recueil Général n'étant pas toujours suffisantes ni, en général, d'une exactitude rigoureuse. —

Nos manuscrits ne semblent pas trop s'éloigner de l'original; en effet, sur un peu plus de 260 vers, 37 sont absolument identiques dans les quatre versions, et il est permis d'y ajouter une trentaine d'autres qui ne se distinguent entre eux que par des variantes minuscules.

Est-il possible de préciser certains rapports entre les quatre manuscrits?

---

<sup>1)</sup> Ce ms. renferme, entre autres, le fabliau du Boucher d'Abbeville dont je prépare une édition critique: chemin faisant, j'ai recueilli les matériaux de la présente publication.

Il n'y a qu'un criterium pour décider la question<sup>1)</sup>: La communauté d'erreurs. Autre restriction à faire: il peut arriver que des copistes indépendants l'un de l'autre tombent dans la même erreur; toutefois, ce cas n'est qu'une exception à la règle qui veut qu'une faute commune lie les mss. en une même famille.

Cela dit, je ne vois qu'un seul passage de quelque importance: v. 100, et ce vers semble parler en faveur d'un groupement *BD + C* contre *A*:

(Le sénéchal, furieux, accueille par des injures le vilain „qui vient de charrue“:)

v. 99: Veez quel louceor de pois!

*A* continue:

v. 100: Vous estes venuz seur mon pois  
(Ceenz, foi que doi saint Espir!)

*BD* disent au contraire:

N'estes pas venus sor mon pois...

De même *C*:

Il n'est pas uenuz sor men pois...

Or c'est un contresens, à mon avis. Le sénéchal veut dire, évidemment: „Vous êtes venu en dépit de moi“, „seur mon pois“ ne pouvant signifier que „en dépit que j'en aie“.<sup>2)</sup>

*BD + C* présenteraient donc ici une faute commune.

On peut se demander toutefois, si la leçon de *BD* n'est pas simplement une périphrase de *A*, c'est à dire, s'il ne faut pas l'interpréter plutôt comme une interrogation, une „question rhétorique“ négative, apte à rendre, avec plus d'énergie que la proposition assertive de *A*, le reproche amer du sénéchal —: „N'êtes-vous pas venu en dépit de moi?“ Mais les considérations de M. A. Schulze (Der altfranzösische direkte Fragesatz, Leipzig 1888, Kap. II) sur les „Füllwörter der Negation“ ne me paraissent pas venir en aide à cette opinion; voir notamment le § 18. (On s'attendrait plutôt à „N'estes vous venus s. m. p.“ Des quelques exemples, cités au § 20, qui annoncent l'usage moderne, le second seule-

<sup>1)</sup> On sait qu'il est dangereux de baser une classification uniquement sur des omissions communes; voir les remarques importantes de M. Foerster, Erec. p. XXXVI (Rom. Bibl., t. XIII, 1893).

<sup>2)</sup> Voir sur cette expression G. Ebeling, Auberee, note au v. 294; cf. M—R I. 97:

Quar quant li preudom veut avoir  
Porée, se li fesoit pois,  
Et si estoit tout seur son pois.

Voir aussi les nombreux exemples recueillis par Godefroy; comparer les expressions analogues „sor mon defandement“ („Et espousait ma mere s. m. d.“ Orson 1596) „sur ma deffense“ (Richars li biaux 955 = sans mon assens 964).



ment (Mir. N. D. IX [l. XI], 531) pourrait être comparé à notre vers<sup>1)</sup>; or, comme presque tous les autres, il n'est pas antérieur à la seconde moitié du XIV<sup>e</sup> siècle; cf. aussi Paris-Langlois, chrestomathie du moyen âge<sup>3</sup>, p. LXXIX). — De plus, le vers suivant (v. 101) semble terminer une assertion positive péremptoire.

Je m'arrêterai donc au groupement BDC contre A, et voici d'autres passages qui, en partie au moins, rendent probable cette classification; mais il importe de faire remarquer dès l'abord qu'aucune de ces leçons n'est fautive. Dans la plupart des cas, il est même difficile de choisir entre les deux versions (soit A et  $x = BDC$ ), et, indirectement, cet état de choses confirmerait notre classification qui laisse la question indécise dans tous les cas suivants où B + C + D sont d'accord contre A.<sup>2)</sup>

vv. 82—3 (Je néglige ici les menues variantes, v. la varia lectio).

A: A tant ez .I. vilain Raoul,

.I. bouvier, qui vient de charrue.

CBD: A tant ez vous uenir Raoul,

Vn vilain, qui vient de charrue.

La leçon de A évite le double emploi de ,venir', tout en renforçant et en précisant la notion de ,vilain': il me semble plus naturel d'en dériver la leçon, plus banale, de CBD que d'admettre l'inverse. —

Après le v. 116, BDC ajoutent deux vers; voici ce passage dans le contexte:

v. 114: «Sire,» fet il, «por saint Germain!

Je vieng mengier, quar i' oï dire

Que tuit en ont sanz contredire,

A . . . . . BDC: Mais ie ne sai ou ie me siesce,

. . . . . Car tuit sont plain et banc et siege,

v. 117: Si ne me sai ou asseoir.»

Je n'ose pas décider si ces deux vers appartenait à l'original. On pourrait y voir un remplissage; mais peut-être doivent-ils peindre, par le moyen de la répétition (v. 116<sup>a</sup> et 117), l'embarras où se trouve le vilain ahuri et, de plus, insister sur le manque de place pour mieux préparer l'acte brutal, ce ,prêt du buffet', centre et pivot de notre fabliau. Si la leçon de B + C + D est la bonne, il va sans dire que ce passage ne les réunit pas en une même famille: A (ou son modèle) aurait sauté alors les deux vers, peut-être à cause du début analogue dans 116 et 116<sup>b</sup>. C'est cette dernière hypothèse qui me paraît la plus probable. —

1) Notons toutefois qu'ici le verbe est suivi du pronom personnel: („Pour quoy me veulz tu traveillier, tirant fel, plain de cruauté?) N'as tu pas assez tourmenté Des autres sergenz Jhesu Crist?“

2) Si la préférence a été donnée dans la suite, le plus souvent, à la leçon de A, c'est l'étude interne des mss. qui m'y a décidé.

v. 184. A: Tu en es chëus en mes las.

CBD: Tu es chëus en mauvais las.

,mes', dans A, c'est l'adj. mais „mauvais“, fréquent surtout au Nord et au Nord-Est<sup>1)</sup> (cf. Foerster, Aiol 6141; Herzog, Neufrauzösische Dialekttexte, Leipzig 1906, p. 123 s. v. maš, et, en général, la carte „mauvais“ de l'Atlas Linguistique et l'article de M. Horning que nous citerons dans la note au v. 184). Il est peu probable que le scribe de A ait, de son chef, introduit un mot qui ne semble pas être propre à son dialecte (français du centre).<sup>2)</sup> —

v. 215. A: Li quens en a gete .I. ris.

CBD: Quant li quens l'ot, si en a ris.

La leçon de A est moins banale que l'autre. —

vv. 257-8: Si dist a soi: «Qui siet, il seche;»

A: Et puis si dist: «Qui va, il leche.

BDC: Et si dist: «On ki va, il leke.

A donne la forme courante du proverbe (cf. la note). —

Notons finalement qu'au vers 207, les deux leçons

A: Jugiez . . . BDC: Fetes jugier . . .

disent absolument la même chose: BDC appartient au type ‚Faites moi escouter‘, étudié par M. A. Tobler, V. B. I<sup>2</sup>, p. 20 ss.

Voici la liste des autres passages, plus insignifiants encore, où une leçon *x* (= BDC) s'oppose à une leçon A, sans qu'il soit possible de déterminer de quel côté est l'erreur, disons mieux, l'inadvertance:<sup>3)</sup>

vv. 26, 40, 45, 46, 52, 69, 114, 122, 124, 126, 134, (140), 141, 159, 167, 170-1, 188, 196, 202, 207, 217, 218, 230, 231, 246, 260.

Pour tous ces passages, j'ai adopté la leçon de A. En une douzaine de cas, *x* (= BDC) a été préféré:

vv. 47, 71-2, 80, 93, 97, 115, 143, 146, 155, 176, 199; 234, 236 (cf. la note aux vers 232-7).

*Dans l'intérieur de la famille x. B et D semblent être plus prochainement apparentés (y).*

Nous avons parlé plus haut du vers 100, où BD + C s'opposent à A; mais selon toute apparence, la leçon de BD était déjà dans *x*. —

L'omission commune des vv. 23-4 ne nous dit rien non plus, puisque B a supprimé toute cette partie du prologue (vv. 12-24). —

1) Dans le ms. picard B, ce mot figure deux fois, aux vers 29 et 247.

2) Il est vrai qu'un intermédiaire entre l'original et A pourrait l'avoir introduit; ce passage est donc indifférent.

3) Les chiffres mis entre parenthèses indiquent des passages où A et *x* se distinguent seulement par des détails de forme.

Mais voici un passage plus significatif. Au v. 35, la leçon de C, outre qu'elle est appuyée par l'autorité de A, est moins banale que celle de BD et cadre mieux avec le vers qui suit; à mon sens, 'pesoit' a été introduit par *y*, modèle commun de B et D. (La bévue de D, qui l'en pesoit' s'explique par une contamination avec la seconde moitié du vers suivant, 'qu'il ne creuoit'). —

vv. 91--2. Ces deux vers manquent à B et à D; mais ils sont de ceux qui ne permettent pas de tirer une conclusion quelconque. —

vv. 133--4:

C: Li quens manda [les] menestreuz    BD: Li quens a fait crier entr'eus  
Et si a fait sauoir entr'euz                    Et fait sauoir as menestreus  
La leçon de A (= texte):

Li quens manda les menestrels

Et si a fait crier entr' els

qui est certainement la bonne, permet de se faire une idée de la manière dont ont procédé les copistes de la famille *x*:

*x* présentait probablement encore la leçon de l'original, témoin C qui a remplacé seulement 'crier' par 'sauoir', mot incolore; *y*, au contraire, a conservé 'crier', mais, anticipant le contenu du v. 134, il a été obligé de reprendre 'menestreus' pour le besoin de la rime et d'introduire la cheville 'fait sauoir'.<sup>1)</sup>

Indiquons les autres rencontres, pour la plupart insignifiantes, de B et D:

1) Contre C (+ A): vv. 3--4. 10, (31), 32, 33, 60, 69, (71), 80, 85, 112, 131, 136, 142, 143, 151, (161), 167, 173, (240), (262).

Dans tous ces cas, A + C nous ont fourni la leçon du texte critique.

2) Contre C seul (A étant différent): vv. 10, 116 b (A manque), 171, 187, 207, 217, 241, 246.

(Pour le groupement BD + A, voir plus loin.)

*Les deux autres combinaisons possibles dans l'intérieur de la famille x, à savoir CB et CD, ne sont guère probables.*

I. C + B:

v. 48. boiax D: linaus || A: bouciaus.

'boiax', c'est sans doute la leçon de *x* et de *y*: D l'a modifiée de son chef. —

v. 80. C: tex ·X· ou (tex) ·IX· B: tex ·X· et ·IX· ||

D (+ A): tels ·XXXIX·

Cette rencontre est un pur hasard: le chiffre n'est rien — pourvu que la rime soit satisfaite. —

<sup>1)</sup> Je crois donc que la présence de 'sauoir' dans les deux groupes de la famille *x* est tout accidentelle



v. 86. Il semble qu'ici C et B aient une faute en commun.

B: Qui mout de fin lait plain estoit.

C: Qui mout estoit de lait plain.

Cela donne un sens absurde; de plus, le scribe de B qui gribouille a violé la rime. Mais il manque une syllabe à C: il faut donc rétablir ‚pelain‘ que le copiste, par inadvertance, n'a pas compris.

Voici l'énumération des autres passages:

1) Contre D (+ A): vv. 3, 42, 51 (texte), 88, 103, 123, 125, 159, 169, 177, 182, 187, 200, 228, 236, 239.

2) Contre D seul (A étant différent): vv. 28 (texte), 52, 53 (texte), 58, 71 (texte), 80 (texte), 82, (93), 94, (185-6 manquent à D), 188, 215, 229-30, 260.

(CB + A, voir plus loin).

II. C + D:

Ces passages sont nombreux, B étant très fautif (cf. plus loin A + C + D contre B); ils donnent généralement la leçon de *x*. Seuls sont intéressants les cas où B + A s'opposent à C + D, et ce sera une contre-épreuve: en effet, si notre classification n'est pas fautive, ces quelques rencontres de B et A doivent être fortuites.<sup>1)</sup> Or il s'agit notamment de deux passages qui ne figurent ni dans A ni dans B.

Après le v. 8, C + D ont deux vers qui semblent être de remplissage; pour cela même il n'est guère possible de décider s'ils appartaient à l'original ou s'ils ont été introduits par *x* et omis dans la suite par le scribe de B.

Il en est de même pour les vv. 147-8 que j'ai mis pourtant dans le texte critique; là, il est possible que A et B, trompés par le début presque identique des vers 147 et 149, aient sauté les deux vers indépendamment l'un de l'autre. Même si les deux passages ont appartenu à l'original (chose que je croirais assez volontiers), la rencontre négative de B et A peut être tout accidentelle: car B a beaucoup d'autres lacunes où l'omission n'est pas aussi aisée à expliquer que dans les deux cas précités (quant à une autre lacune probable de A, voir ci-dessus, p. 150). —

v. 50. CD: morcel || AB: chapon.

J'ai préféré la leçon de CD: étant donné ‚poucin‘ (qui est fixé par la rime), ‚chapon‘ devait se présenter facilement à l'esprit d'un scribe quelconque; l'inverse est moins probable. —

v. 179. (v. 178: . . . lors furent qui)

CD: Li sergent quant il le commande (texte).

AB: Puisque li sires le commande.

<sup>1)</sup> Nous laissons de côté celles qui sont tout à fait insignifiantes.

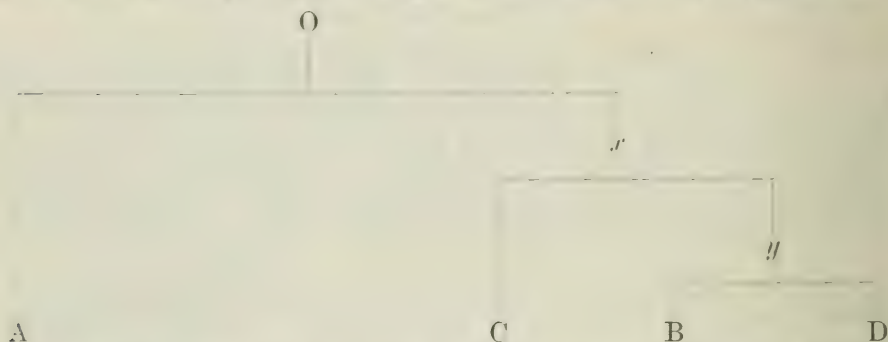
Je ne crois pas qu'on puisse attribuer quelque importance à ce passage où s'opposent deux leçons doublement attestées; l'une ou l'autre aurait pu figurer indifféremment dans l'original.

Voici les autres rencontres de C et D:

- 1) Contre B (+ A): vv. (3, 4), 8 (texte), 9, 33, (35, 42), 59 (texte), 75, 97 (texte), (102), 144, (156, 248).
- 2) Contre B seul (A étant différent): vv. 43, 46, 52, 88, (90), 122, 128 (texte), 155, 191, (196), 234 (texte).
- 3) Contre A seul (B manquant): vv. 14 (texte), (15), 20, (21), 22, 164, (221-2), 224, 225.

(CD + A, voir plus loin.)

Ces considérations permettent, semble-t-il, de nous arrêter au groupement admis et d'exprimer par la figure suivante la filiation des quatre mss. :



Passons rapidement en revue les autres combinaisons théoriquement possibles.

Groupes ternaires.

- 1) ACD contre B.

Il n'y a aucune preuve en faveur de ce groupement. La rencontre de ces trois mss. donne toujours la bonne leçon; B fourmille d'inadvertances et de fautes grossières. Les vers qui appartiennent à B seul sont certainement de remplissage; voir dans la varia lectio après les vers 198, 226 (où il fallait trouver une rime, le v. 225 qui la contenait ayant été omis avec les six vers précédents), 256. Il n'en est pas de même des vers qui manquent à B: Les vv. 13-24 pourraient être supprimés, à la rigueur; mais il semble bien que l'omission des vv. 37-8, et en même temps l'ordre différent adopté pour les vv. 39-46 (qui font suite, dans B, à 47-52) s'expliquent par une distraction du scribe qui, après avoir copié les vv. 35-6 (pesoit: enragoit) aura été (comme il arrive souvent) induit en erreur par une rime postérieure, semblable à celle qu'il venait d'écrire (à savoir 45-6: haoit: dire ooit), de manière à continuer par le v. 47 plutôt que par le v. 37; après coup, s'apercevant de sa bétise, il a

voulu introduire les vers sautés; toutefois, il a oublié de marquer, par un renvoi en marge, la place qui leur convient.

Omissions indubitables de B (témoin la rime négligée): v. 118 et v. 164; de même les vv. 219-25 (pour observer les convenances de la rime, le scribe a trouvé bon cette fois d'introduire, après le v. 226, un vers de son cru, cheville pitoyable qui détruit maladroitement le jeu de mots sur lequel pivote tout le récit).

La combinaison

2) ACB contre D

mérite mieux notre attention.

D débute par ces quatre vers:

Trubers en ces fabel fablie

Qui de bien dire ne s'oublie;

Car honours est — bien s'i acorde —

Qui le bien set qu'il le recorde.

Selon M. Raynaud (Romania, t. XXIV, p. 449), ce Trubert serait l'auteur du fabliau. ACB auraient donc ici une lacune en commun, de même après les vers 46 (2 vv.) et 52 (6 vv.) et, par conséquent, formeraient une famille; car il serait bien étonnant que ces trois rencontres fussent accidentelles dans une pièce qui ne compte pas même 300 vers. J'ai de la peine à me ranger à l'avis de M. Raynaud. Ces vers me font l'impression d'un début postiche<sup>1)</sup>, ajouté sans doute par le premier venu des jongleurs qui colportaient les fabliaux et en rimaient eux-mêmes. Ce récitateur public aurait trouvé bon d'ouvrir la séance par une banale profession de foi, sans se douter peut-être qu'il s'emparait ainsi du bien d'un rimeur anonyme; il aurait intercalé aussi les deux autres passages, notamment les six vers relatifs aux ménestrels (v. la varia lectio au vers 52). Si l'assertion de M. Raynaud n'est pas appuyée par des preuves positives (et je n'en vois guère), elle ne me paraît pas soutenable devant les arguments (plus forts sans être décisifs) qui témoignent en faveur de la classification admise plus haut. Les deux autres passages cités qui figurent dans D seulement ne peuvent pas décider la question, et toutes les autres rencontres de A + B + C ne donnent jamais une mauvaise leçon, tandis que D n'offre pas toujours une leçon satisfaisante.

Voici la liste des passages en question (ils sont nombreux parce que D, comme le montrent déjà les trois intercalations, a disposé assez libre-

<sup>1)</sup> Notons d'ailleurs que notre texte ne connaît pas encore, au subj. présent des verbes en — er, l'e analogique de la 3<sup>e</sup> pers. du sing. (cf. v. 210); or le quatrième de ces vers, si je le comprends bien, présente déjà une forme analogique: recorde (: acorde indic.). Je traduis: „Car c'est un devoir honorable (Ehrenpflicht' en allemand) — il (sc. Trubert) s'y conforme bien — que celui qui sait le bien le fasse connaître (sc. aux autres)“.



ment de son modèle): vv. 4, 28, (50, 55), 57, 58, 60, 61, 66, 71, 95, 98, 102, 106, 112, 113, 117, 123, 129, 132, 139, 143, 144, 155, 159, 172, 174 -5, 182, 192, 193, 195, 199, (201), 205, (207-8), 209, 210, 213, 214, (216), 218, 231, (232), 233, (239), 243, 244, 250, 251, 252, 254, 255, 256, 257, 259, 260, 262.

### 3) ABD contre C.

Ces rencontres donnent toujours une bonne leçon. Le scribe de C étant très négligent, j'ai préféré la leçon de A + B + D également dans les quelques cas où le choix reste douteux.

Cf. les vers 2, (10), (25), 29, 35, 45, 50, 51, 53, 54, 65, 69; après 72, C ajoute un vers qui est superflu; 77, 78, 83, 87, (88, 90), 99, 103, 105, 106, (108, 110), 115, 117, 119, 122, 125, 126, (138), 139, 141, (144, 151, 152, 161, 165), 170, (171), 181, 187, 189, 192 (manque à C), 193, 195, 196, 198, 199, 202, 206, 210, (211, 212), 226, 227, 235, 242, 243, 250, (254).

### Groupes binaires.

#### 1) A + C.

Seuls sont intéressants les passages où une leçon A + C s'oppose à une leçon B + D; ces cas ont été énumérés et discutés plus haut (p. 152).

Au vers 37

D: De duel || AC: D'orgueil || (B manque)

on peut très bien maintenir cette dernière leçon; car c'est de l'orgueil blessé qu'il s'agit: l'orgueil du sénéchal est blessé par l'affabilité de son seigneur.

#### 2) A + D.

Voir ci-dessus, p. 153.

Au seul vers 51, la leçon de

BC: Menioit || AD: Menia

m'a paru préférable; mais il n'était pas absolument nécessaire de l'introduire dans le texte. Dans tous les autres cas, A + D donnent la bonne leçon.

#### 3) A + B.

Ces rencontres ont déjà été examinées (v. p. 154). De même, dans les quelques cas où le groupe A + B se forme sans que C et D soient réunis à leur tour, il ne s'agit que de similitudes minuscules, tout accidentelles (sauf aux vv. 132, 139, 193, 195, 243, où B, par exception, a seul conservé fidèlement la leçon de *y* et *x*); cf. les vers 54, (87), 95, 97, 98, 108, (144), 146, 228.

*Le dialecte du fabliau.* — Avant d'aborder l'étude de la langue, il importe de faire une remarque sur le caractère des rimes de notre texte. Si bien des fabliaux, comme l'a observé M. Bédier (*Les fabliaux* <sup>2</sup>, p. 342 ss.), sont „à peine rimés“, le nôtre, en revanche, témoigne d'un certain culte pour la rime. On n'est pas allé quérir la rime riche, dit encore M. Bédier; notre auteur,

au contraire, l'a manifestement pourchassée. Il aimait les jeux de mots<sup>1)</sup>, et de même il aimait à jouer avec les rimes. Sur 100 vers français, douze, en moyenne, sont rimés richement: „Cette proportion (scil. 12 0/0 de rimes riches constatées dans le *Tristan* de Thomas) doit représenter exactement celle que la langue française offrirait d'elle-même à tout poète qui n'aurait nul souci ni de la consonne d'appui, ni de jeux de rimes, ni d'aucune recherche de versification“ (Bédier, *Le roman de Tristan* par Thomas, t. II. [1905], p. 32). Mais notre texte renverse cette proportion; ici, les rimes suffisantes sont le petit nombre: sur 132 rimes, 20 seulement sont suffisantes; les autres sont riches, léonines, dissyllabiques etc., cf. la statistique dressée par M. Freymond dans son étude „Über den reichen Reim bei altfranzösischen Dichtern bis zum Anfang des XIV. Jahrhunderts“, *Zeitschr. f. rom. Phil.* VI (1882), p. 29, No. 177 (M. Freymond a constaté, dans le „*Dit du buffet*“, 84 0/0 de rimes plus ou moins riches, exactement la même proportion que l'on rencontre dans le „*Diz dou vrai aniel*“ (No. 181); ce chiffre n'est dépassé que par les Nos. 184, 185, 187 de sa liste qui présentent 85–87 0/0 de rimes riches). Il faut dire pourtant que bien des rimes prétendues „riches“ sont de pauvres rimes, en ce sens qu'elles devaient se présenter plus facilement à l'esprit du conteur qu'une rime simplement suffisante.<sup>2)</sup>

Voci, pour déterminer le dialecte et la date du fabliau, les quelques traits linguistiques que les rimes et la mesure des vers font ressortir.

1° menestrels: entr' els (134, 232),

~ donc -ēus < -ales:ēs < illos.

Cette rime semble exclure le territoire wallon-picard (de même la partie orientale de la Champagne) qui connaît bien -els, -es < -ales (cf. A. Tobler, *vrai aniel*, p. XXIX), mais qui dit aus, iaus < illos (cf. Suchier, *Aucassin*<sup>4)</sup>, p. 68. Dans *Huon de Bordeaux* on rencontre, à l'intérieur du vers, les trois formes: eus, çaus, ciaus, cf. aussi entr'ex *Aucassin* 2,20 et Foerster, *Aiol*, p. XXXIX).

En francien, la confusion de ēu et ēu s'est opérée probablement dès le commencement du XIII<sup>e</sup> siècle (Suchier, *Altfrz. Gramm.*, p. 86).

2° maleur: leur (76).

La contraction de ēur en eūr est propre surtout aux parlers de l'Orléanais, de la Perche et de la Normandie (*Grundriss F.*, p. 744).

3° fu (fuit): fu (focu 252).

<sup>1)</sup> Ce fabliau ne roule que sur un jeu de mots.

<sup>2)</sup> P. ex. les rimes appelées par M. Freymond „bequeme reiche Reime“ (loc. cit. p. 19), et non seulement celles-ci.

C'est une rime picarde (cf. Foerster, chev. as II. esp., p. XL; Aiol 474. Dans le Boucher d'Abbeville, par Eustache d'Amiens, elle ne figure pas moins de cinq fois). Cette rime se rencontre aussi dans Rustebuef; mais le produit francien de focu est feu.

4<sup>o</sup> ð + i > ui:

cuit (cōgito): recuit (recōctum 28).

Cette rime exclut la Normandie occidentale et le Sud-Ouest en général.

5<sup>o</sup> ēi, āi sont confondus à la rime:

plain (plenus): plains (planctus 30).

6<sup>o</sup> Confusion de s et de z:

v. la rime citée sub 5<sup>o</sup>;

cors (corpus pl.): recors (recort + s 62);

l'as (habes): las (laqueos 184).

Au XII<sup>e</sup> siècle, ce trait caractérise les dialectes du Nord; mais dans le courant du XIII<sup>e</sup> siècle, la réduction de ts à s devient générale.

7<sup>o</sup> s est muette devant une consonne:

trahitres: tristres (10); cf. aussi la rime léonine ramposna: dona (194).

8<sup>o</sup> t final libre s'est amuï:

fu (fuit): fu (focu 252).

(En picard, ce -t s'est maintenu très longtemps, cf. Romania XXX, p. 104).

9<sup>o</sup> siesce: siege (116 b).

siesce (= sieçe), subj. de siec sedeo (pic., p. ex. Aucassin 10,21; cf. pic. meche: mec mitto); pour l'explication de ces formes, voir Foerster, Aiol, p. LI et Zeitschr. f. rom. Phil. XXVIII, p. 502; Suchier, Grundriss I<sup>2</sup>, p. 772 et 783.

é: ý n'offre rien de surprenant (cf. Rustebuef: sache: outrage, cloche: reloge, Mojsisovics, Metrik und Sprache R.'s, Heidelberg 1906, p. 45). Pour siege < \*sedicum, cf. Neumann, Zeitschr. f. rom. Phil. XIV, p. 554.

10<sup>o</sup> L'é atone interne placé en hiatus devant la voyelle tonique est maintenu en général:

contëor (13, 22), mentëor (14), loucëor (99); ëus (182); ëust (128, 165), pëust (129), pëusse (203); chëus (participe 184), bëu (199), vëu (205).

Exceptions: maleür (75), v. sub 2<sup>o</sup>; arestuz (: reuestuz 260) pour arestëuz (p. ex. Aiol 5218, 9196, 9487, cf. Foerster, note au v. 915) est dû à l'analogie des formes fortes du parfait (cf. Suchier, Zeitschr. f. rom. Phil. II, p. 282 ss.). Il faut expliquer de la même



façon un cas d'éliision où l'*e* se trouve dans la syllabe initiale du participe passé: jut (102, cf. Aucassin 14, 6, 14), à côté des exemples cités chëus, bëu, vëu. A signaler encore vez (103, 212) auprès de veez (99); il est permis peut-être d'expliquer la première forme par l'influence analogique de ez, cf. le prov. vec — si ce n'est pas simplement vides qui commence à empiéter sur le domaine de videtis.

Pour le français du continent, l'éliision de l'*e* atone antétonique est attestée sporadiquement dès la fin du XII<sup>e</sup> siècle, au moins dans les parlers normands, picards, wallons, lorrains (cf. Suchier, Aucassin <sup>1</sup>, p. 68; Tobler, Versbau <sup>1</sup>, p. 53; G. Paris, Orson, p. XXXVI).

11<sup>o</sup> No, Vo auprès de Nostre, Vostre:

Vo buffet et vo nape (168).

Vostre seneschal (190).

Les formes no, vo sont propres surtout au picard et au wallon; vo se rencontre aussi dans Rustebuef (Herr. Arch. 65, p. 87; Mojsisovics, p. 48); cf. en outre Romania XXIX, p. 595.

12<sup>o</sup> La première personne du singulier de l'indicatif présent I ne prend pas encore l'*e* analogique:

cuit (cogito): recuit (28); cuit (202, assuré par la mesure du vers); cuit: acuit (210). Ces deux rimes attestent la prononciation cuit (non cuic); la dernière constate en même temps, pour le subjonctif présent I, l'absence de l'*e* analogique à la troisième personne du singulier.

13<sup>o</sup> Première personne du pluriel: — ons (non — omes):

Disons (250); mais sommes (74).

14<sup>o</sup> sauroit: auroit (135-6),

de deux syllabes (non aueroit etc.)

15<sup>o</sup> La déclinaison à deux cas est observée.

Dans trahitres: tristres (10), l'*s* analogique peut avoir été ajouté par les scribes. Il n'est pas possible de déterminer si sire a déjà l'*s* analogique (cf. les vv. 114, 187, 200, 206, 233, où les mss. ont sire (vocatif); 216, 240, 249, où ils donnent sire ou sires (cas sujet); 161, 255: signor (cas régime); il en est de même pour autre (les leçons des mss. différent, cf. les vv. 140, 141, 142, 143, 148: c'est probablement li uns qui a entraîné li autres).

subst. fém.: mauuestiez (90), passions (106), cf. Grundriss I<sup>er</sup>, p. 787. Il est possible que ces deux formes aient appartenu à l'original.

adject. fém.: grant (120, 127).

16° tien (tuum): Tien (tene 228).

cf. Grundriss I<sup>2</sup>, p. 791.

17° tuit (n. pl. 71, 116, 116 b).

Cette forme est remplacée, au XIII<sup>e</sup> siècle, par tout (tous).

18° v. 224: Mes il nen ose por le conte. „Jusqu'au XIII<sup>e</sup> siècle,“ dit G. Paris (chrest. du m. â. <sup>3</sup>, p. XCIIIn.). „devant un mot commençant par une voyelle, on peut employer nen au lieu de ne et éviter ainsi l'élosion“ (cf. aussi Tobler, Versbau<sup>4</sup>, p. 60). Nen n'est plus dans Rustebuef (cf. Mojsisovics, p. 14); devant une consonne, il se rencontre encore dans Froissart (Zeitschr. f. rom. Phil. II, p. 4 n. 2).

19° On ne trouve que les cas connus d'élosion obligatoire et facultative; l'*h* aspirée compte parmi les consonnes (cf. vv. 120, 223).

20° Vu le caractère spécial de la rime, il semble permis d'attribuer à l'original la forme gales (163: Gales 164); peut-être aussi nelui (42: celui 41), pourciaus (47: bouciaus 487; cf. purcelli, Gloses de Cassel n.° 82). —

Plusieurs rimes importantes manquent; il va de soi qu'il n'y a pas à tirer d'indications de ces preuves négatives pour la patrie de notre petit fabliau (Manquent à la rime: Le produit de *e* + *i*: *en* <sup>cons.</sup>: *an* <sup>cons.</sup>: le produit de — *iata*; *mi*, etc.).

L'ensemble des traits linguistiques cités et le mélange de plusieurs particularités dialectales qui s'y révèle permettent, semble-t-il, de localiser en Picardie le fabliau Du Buffet (3°, 6°, 9°, 11°), en le rapprochant pourtant de la Normandie et de l'Île de France (1°, 2°, 8°, 10°), et de lui assigner pour date le commencement du XIII<sup>e</sup> siècle (1°, 10°, 12°, 15°, 16°, 17°, 18°).

Notre texte contient-il des allusions, historiques ou littéraires, qui permettent de vérifier les conclusions basées sur l'étude de la langue?

Les éditeurs du Recueil Général en allèguent deux qu'ils croient telles:

1) Voici ce qu'ils disent dans leur note au v. 218 (t. III, p. 393; c'est le v. 216 de notre édition): „Le comte Henri, dont il est ici question, est sans doute Henri, comte de Champagne, auquel fait aussi allusion, mais un peu confusément, le fabliau de la Plantez (cf. p. 173)“. M. Bédier, dans la première édition de son livre (p. 464), a déjà relevé la faiblesse de cette remarque: „Pour notre part, nous soupçonnons Henri d'être là pour la rime; et comme il y a eu d'ailleurs des centaines de comtes Henri au moyen âge, il n'y a aucune raison de croire qu'il s'agisse d'un comte Henri de Champagne. D'ailleurs, qui est ce comte Henri de Champagne dont parle la Plantez et qui serait le même que celui du Vilain au buffet? Les éditeurs (p. 380) déclarent n'en rien savoir. Quelle nécessité de faire une note pour identifier un inconnu avec

un inconnu? Pour le dire en passant, M. G. Paris (Litt. fr. au m. âge, p. 113) a reconnu en ce comte Henri de Champagne le roi de Jérusalem Henri, mort en 1197.<sup>1)</sup>

2) Au vers 148 (qui manque à A B), un des jongleurs „dit l'erberie.“ Or on lit dans le Glossaire-Index (t. VI, p. 320): „Erberie“ (Allusion au Dit de l'), de Rutebeuf.“

Cette assertion ne me semble pas plus fondée que la précédente. „Erberie“ est un nom générique (comme „riote“ v. 142, „jenglerie“ v. 143), et il est certain qu'il y a eu, tout comme des comtes Henri, des dits de l'erberie par centaines au moyen âge. Si l'erberie de Rustebuef est seule<sup>2)</sup> à nous conserver un représentant de ce genre de parodie, s'en-suit-il de là que toute allusion à l'erberie se rapporte nécessairement à la composition de Rustebuef? La parodie du boniment de „mire“ était sans doute une pièce du répertoire de chaque jongleur. Dans les foires où l'on prêtait l'oreille au boniment sérieux du charlatan, on en applaudissait aussi la parodie improvisée par un jongleur quelconque.

Il est probable que des considérations analogues ont porté M. Groeber (Grundriss II, 1, p. 904) à s'exprimer avec réserve sur l'identification proposée par les éditeurs.<sup>3)</sup> Selon M. Groeber, notre fabliau serait de l'extrême fin du XIII<sup>e</sup> siècle; <sup>4)</sup> c'est aller trop loin, semble-t-il (voir ci-dessus, p. 160). —

Quant à l'aspect extérieur du texte, j'ai reproduit A pour la graphie et pour les formes. C'est le meilleur des quatre mss. au point de vue de la tradition de ce fabliau, et le scribe a été assez consciencieux. Son dialecte ne semble pas coïncider tout à fait avec celui de l'auteur,<sup>5)</sup> mais les traits linguistiques qu'il m'a été possible de dégager plus haut sont trop peu nombreux et trop généraux pour qu'on puisse tenter une reconstruction de l'original qui ne soit pas chimérique. —

Le fabliau Du Buffet n'est pas de ceux qui se transmettent à travers les littératures. Il fait partie de ce petit groupe de récits qui, selon M. Bédier, ne peuvent appartenir qu'au moyen âge français, comme

<sup>1)</sup> cf. aussi G. Paris, *La littérature normande avant l'annexion* (Paris 1899), p. 41 n 1.

<sup>2)</sup> Ou presque seule, cf. *De la goute en l'aine*, composé vers le même temps (Romania, t. XVI, p. 495); et je vois que Jubinal a publié, avec les deux pièces qu'on vient de nommer, une troisième erberie (*Oeuvres complètes de Rutebeuf*, t. I, Paris 1839, p. 468).

<sup>3)</sup> „ . . . der mit dem Dit de l'Erberie vielleicht Rutebuefs Gedicht meint.“

<sup>4)</sup> „ . . . noch dem Ende des 13. Jahrhunderts angehören wird.“

<sup>5)</sup> La même remarque s'applique aux autres mss.: B est purement picard (Nord-Est); C et D se rapprochent de A. On sait d'ailleurs que beaucoup de mss. offrent un mélange de graphies et de formes appartenant tantôt au modèle tantôt au copiste.



fondés sur un jeu de mots (Les fabliaux<sup>2</sup>, p. 283; on pourrait y ajouter les deux pièces obscènes De l'aveine por Morel et De porcelet, citées à la page 284 sub 4<sup>o</sup> b). En effet, l'aventure plaisante qu'il raconte (peut-être d'après un fait réel, contemporain) repose sur un jeu de mots de l'ancienne langue, savoir sur le double sens de ,buffet' qui signifiait à la fois ,siège' (sorte de tabouret, escabeau) et ,soufflet'<sup>1)</sup> (cf. Tobler, V. B. II<sup>2</sup>, p. 261—2).<sup>3)</sup> La Riote du monde, si riche en calembours, m'en offre un autre exemple intéressant: „Se je di a un vilain: „Je te donrai un bufet,“ il s'ira clamer de moi; et encore valt uns buffes .v. sols u .VI. a metre en le maison d'un borgois“ (Zeitschr. f. rom. Phil., t. VIII, p. 283, l. 50; cf. p. 284, ms. de Berne). Ceux qui ont parlé de notre fabliau n'ont pas dit que l'auteur joue en même temps avec ,prester' (= ,donner à condition qu'on rendra', puis ,donner', ,tendre' tout court<sup>3)</sup>): c'est dans son sens général, bien entendu, que le sénéchal emploie ce mot. ,Prester un buffet' signifie donc ici les deux choses: ,tendre un siège' et ,prêter un soufflet'. Le sénéchal se sert de l'équivoque de ,buffet' pour donner un soufflet à Raoul au lieu du siège demandé; mais le vilain rusé profite à son tour de la double interprétation que comportent les paroles du sénéchal pour rendre honnêtement (intérêt et principal, s'entend) le soufflet qu'on lui a prêté.

Il est donc clair que le récit ne peut subsister sans le jeu de mots. Cela veut dire en même temps que la propagation de notre conte (comme en général de toute histoire fondée sur un jeu de mots)<sup>4)</sup> s'est heurtée aux limites de la langue, voire même, à l'intérieur de la langue française, au seuil de la Renaissance; car, dans le français littéraire, ,buffet' (= soufflet) a bientôt cédé à ,bufte' et à ,soufflet' (on ne trouve plus que ,bufte' dans Amyot et dans Montaigne, cf. Hist. litt., t. XXIII, p. 213); par conséquent, l'excellent Legrand d'Aussy,<sup>5)</sup> „n'ayant pu la [sc. cette équivoque] faire passer dans notre langue“, a été obligé d' „y suppléer par quelque

<sup>1)</sup> Ce dernier mot est d'origine onomatopéique: l'étymologie du premier est inconnu: M. Koerting (n<sup>o</sup> 1629) le rattache au second, de même Littré, et déjà Ménage. — Il est curieux de voir qu'un mot du fr. moderne, à savoir pouf, a une origine et un double sens analogue je néglige ici les autres significations): 1) interjection 2) sorte de tabouret (dans ce cas, on écrit aussi pouff). Cela confirmerait, en principe, la conjecture des savants qu'on vient de nommer; reste à trouver une explication suffisante.

<sup>2)</sup> M. Groeber (Grundriss II, 1, p. 904) traduit par mégarde, ,Serviertisch'.

<sup>3)</sup> cf. aussi Foerster, Aiol 7384.

<sup>4)</sup> Il y a des exceptions, cf. Bédier, Les fabliaux<sup>2</sup>, p. 283 n., et ce que nous allons dire plus loin sur notre jeu de mots.

<sup>5)</sup> Fabliaux ou contes, fables et romans du XII<sup>e</sup> siècle, traduits ou extraits par L. d'A., t. II<sup>3</sup> (Paris 1829), p. 363.

chose d'équivalent.<sup>4</sup> Il a remplacé le ,buffet' par un ,coup de pied',<sup>1)</sup> et il a intitulé l'histoire ainsi modifiée *Le siège prêté et rendu*; il va de soi qu'elle n'a pas gagné à ce remaniement,<sup>2)</sup> pas plus qu'à l'imitation d'Imbert qui s'est inspiré de cette traduction.<sup>3)</sup>

Chose curieuse: L'anglais a emprunté les deux mots (buffet ,siège, et ,soufflet') à l'ancien français en conservant jusqu'à nos jours leur signification première<sup>4)</sup>, de sorte qu'il serait possible de raconter en anglais<sup>5)</sup> cette même aventure qu'on n'a pu renouveler en français sans la modifier et la gêter.

Notons finalement que l'italien connaît aussi ,buffetto' avec un double sens analogue a) soufflet<sup>6)</sup> b) petite table<sup>7)</sup> que je rencontre encore dans le fameux *Malmantile Racquistato*: a) c. II, str. 17 .tavolino'; b) c. XI, str. 47, v. la note des savants commentateurs). En outre, ,buffetto' se trouve dans l'expression consacrée ,pan buffetto' (= p. finissimo), et Burchiello n'a pas manqué l'occasion d'équivoquer sur ce mot: „E pan buffetto, e cacio scappezzone“ (Son. 66)<sup>8)</sup>. —

Abstraction faite du jeu de mots, si nous réduisons notre histoire à sa plus simple formule, nous sommes en présence d'un thème narratif certainement très répandu: Un homme qui s'introduit dans un banquet sans avoir qualité pour y être admis (soit qu'il ne se présente pas en habit de fête, soit qu'il n'ait pas été invité du tout, un intrus en somme) réussit, grâce à son bon sens naturel, non seulement à se tirer d'affaire, mais encore à tourner l'aventure à son profit. — On voit que cette formule est assez générale pour comprendre toute une série de contes populaires, enrichie sans cesse par de nouvelles aventures tirées du grand livre de la Vie. Si, par caprice de collectionneur, on recueillait ces historiettes plus ou moins amusantes, on en ferait sans doute un gros album de bons mots, mais rien de plus. Je citerai pourtant deux nouvelles, ne fût-ce que pour

1) loc. cit., p. 360: L'autre [sc. le sénéchal], furieux, lui allonge de toute sa force un coup de pied dans le derrière: „Tiens, lui dit-il, asseois-toi là-dessus, je te prête ce siège-là.“ — Le vilain ne manquera pas de lui rendre la pareille.

2) C'est une traduction plus ou moins libre. L'auteur qui a eu différents mss. sous les yeux (A, B, C), a suivi surtout B. en supprimant quelques passages et en ajoutant des phrases de délayage: il explique plutôt le conte qu'il ne conte lui-même. Ce qu'il dit à la page 5 sur la fidélité de ses traductions n'est donc pas tout à fait exact.

3) 70 vers qu'on peut lire aussi, à la suite du conte en prose, dans l'édition citée de Legrand d'Aussy, p. 366—8. Imbert a supprimé la jolie scène des jongleurs et toute la fin à partir de la vengeance du vilain.

4) Toutefois, buffet ,soufflet' n'est plus qu'un ,mot littéraire': buffet ,siège' = a three-legged stool.

5) On trouverait également le correspondant de ,prester': lend.

6) De nos jours plutôt = biscottino ,chiquenaude'.

7) Aujourd'hui au sens restreint du fr. moderne buffet; cf. aussi buffè.

8) cf. *Malmantile*, c. XI, str. 44, note.

montrer, en deux représentants différents de temps et de pays, l'universalité du thème. Ces deux histoires se ressemblent d'ailleurs en ce que leurs héros sont deux chercheurs de franchises lippées qui s'invitent eux-mêmes, tandis que dans notre fabliau, le vilain crasseux est au moins en droit de se croire invité comme tout le monde

La première est la nouvelle 51 de Sacchetti que je résume avec les paroles de M. L. di Francia (F. Sacchetti novelliere, Pisa 1902, p. 204): „Facendo un convito messer Bonaccorso Bellincioni, ser Ciolo, ch'era goloso, senz'essere invitato, si presentò a desinare. · Dicendogli i servi che se ne andasse, perchè non era degl' invitati, l'ingordo vecchietto rispose che non voleva fare tal disonore a Bonaccorso: „se io non sono stato invitato, non è mio difetto; la colpa è stata di chi l'ha avuto a fare.“ Così rimase a dispetto dei servi, e quando il signore udì la cosa, ordinò loro che per ogni festa lo invitassero insieme con gli altri.“ La nouvelle se termine par des réflexions morales et par cette phrase: . . . ed egli si dice che fu il primo [sc. ser Ciolo] che disse, tornando dal desinare di messer Bonaccorso a casa sua, queste parole, o questo motto che vogliam dire: „Chi va lecca, e chi sta si secca.“ On remarquera à la fin de notre fabliau que le vilain résume l'expérience de la journée par le même dicton populaire; c'est qu'au fond la situation des deux „lécheurs“ est la même.

La nouvelle 105 de Bonaventure Des Periers raconte une histoire analogue, à cette différence près qu'ici le parasite est un voyageur, „un Hybernois“, qui „se proposa de cognoistre les manieres de faire des nations estrangeres et leur usage de parler“, et qui „se sçavoit bien entregenter en toutes compagnies“; grâce à sa „gaillardise et promptitude d'esprit, il captivoit le plus souvent la bonne grace de ceux qui, en le regardant seulement, l'eussent du tout rejetté“; la nouvelle en donne un exemple.

M. L. di Francia (loc. cit.) n'a pas manqué de renvoyer à ce dernier conte: „ . . . Il motivo però sembra tradizionale, e dubito che il popolo fiorentino lo attribuisse gratuitamente al noto parassita. Di questa congettura mi offre la prova un novellatore francese . . . che . . . racconta un fatto analogo al nostro. Per la qualcosa non si esce da questo dilemma: o vogliamo ammettere che la novella italiana sia passata in Francia per tradizione orale, perchè bisogna escludere che Bonaventura abbia potuto conoscere l'opera manoscritta del Sacchetti; oppure dobbiamo riconoscere che essa era tanto nelle tradizioni del popolo italiano, quanto del francese, il che mi pare più probabile.“

A mon sens, ce „dilemme“ n'existe pas; il a été imaginé pour l'amour de la théorie. Le conte français pourrait reposer tout aussi bien sur un fait contemporain. Des histoires de ce genre arrivent réellement,



en tout temps et partout<sup>1)</sup>); on n'a pas besoin de les recueillir pieusement dans la tradition séculaire; la littérature narrative se retrempe sans cesse à sa meilleure source, la vie. Est-ce que de nos jours on a entièrement perdu le sens de la réalité pour vouloir construire, à tout prix, une tradition littéraire partout où l'on rencontre une simple histoire qui, dans le monde réel, peut s'être passée hier encore, et pour la millième fois, avec des variations infinies? —

Dans notre fabliau, l'auteur prend partie pour le vilain contre le sénéchal, donc pour le faible contre le fort (cf. Bédier, *Les fabliaux*<sup>2)</sup>, p. 331). Mais il ne faut pas vouloir attribuer une valeur typique à ce triomphe du vilain. Si l',animal farouche', appelé Vilain, n'a pas le dessous cette fois, c'est qu'avec lui les conteurs, maltraités par le serviteur avare du bon comte, prennent leur revanche, et encore faut-il satisfaire la morale publique: Le sénéchal s'est fait haïr de tout le monde; sa ,cuivertise' mérite d'être punie; il sera donc puni. Tant pis pour lui si c'est un vilain crasseux qui est appelé à exécuter l'arrêt prononcé par la *vox populi* <sup>2)</sup>!

---

1) Cf. p. ex. les conseils que M. Coquelin Cadet donne „Aux jeunes gens pauvres“ dans son *Livre des convalescents* (Paris, Flammarion, p. 66—7).

2) Notre fabliau a été publié d'abord par Barbazan, t. I (Paris 1756), p. 233 ss.; puis par Méon, t. III (1808), p. 148 ss., et en dernier lieu par Montaiglon, l. cit.

## Du Buffet.

**Q**ui biau set dire et rimoier,  
 Bien doit sa science amoier  
 A fere chose ou l'en aprengé,  
 Et dire que l'en n'i mesprengé.  
 5 Et cil ne fet mie folie  
 Qui d'autrui mesfet se chastie :  
 Li cortois cuers et li gentiz  
 Est au bien aprendre ententiz,  
 Et li fel, enuieus, trahitres,  
 10 Si est toz iors enbrons et tristres,  
 Quant il ot le bien recorder,  
 Quar il ne s'i puet acorder.  
 Quant il ot aucun conteor,  
 Si dist : „Ha Dieus ! Quel menteor !  
 15 Cist en tuera ia tels .XX.  
 Dont ainz nus a estor n'en vint,

c. Le dit du bufet (d'une main postérieure) **A**, dou vilain au buffet **B**, ci commence li diz dou bufet **C**, dou uilain qui randi le bufet **D**. — **D** débute par ces 4 vers :

Trubers en ces fabel fablie,  
 Qui de bien dire ne s'oublie;  
 Car honnours est, bien s'i acorde,  
 Qui le bien set qu'il le recorde.

1 -4 écrits sur 8 lignes à cause de la miniature **A**. — 1 De biaux dis dire et r. **B**; l'initiale manque à **C**. — 2 avoie **C** | me vaurai molt bien a. **B**. — 3 Et **B** dire ch. **BD** | on **BC** apraigne **CD**. — 4 et **D** (tant **B**) faire **BD** | c'on **B** mespraigne **CD**. — 5 -6 manquent dans **D**. — 5 Car **B**, Ne **C** | ciex **B** | manque dans **D**. — 6 manque dans **D**. — 8 a bien a. **D**, bien a a. **C** | entendre **AB**. — **CD** ajoutent ces 2 vers :

8a Mes li mauuais, fel et cuers (M. l'aueur, enuieus, couuers **D**)  
 8b Est a mal aprendre aouuers (couuers **D**).

9 maluais fel et tr. **B** | Li faus hons auers (cuieus **D**) et traites **CD**. — 10 Il e. **C** Est tout adies **BD** | dolans **B** | tistres **A**, tistres **C**. — 11 Dou bien qant il ot r. **B** les biens **C**. — 12 -24 manquent dans **B**. — 13 oit **D** manque à **B**. — 14 dit **C** Ha dieu **D**, Oiez **A** | manque à **B**. — 15 cis **D**, cil **C** | tel vint **CD** | manque à **B**. — 16 ains un **D**, .I. seul **C** | en estour **D**, a estout **C** | ne **C** | manque à **B**.

N'onques ne furent ne de mere.<sup>17</sup>  
 Mout par li est au cuer amere  
 L'exemple des biens qu'il ot dire,  
<sup>20</sup> Que toz muert et d'anui et d'ire.  
 Mes l'en deuroit bien escouter  
 Conteor quant il set trouver.  
 Por quoi? Por ce c'on i aprent  
 Aucun bien, qui garde s'en prent.

<sup>25</sup> D'ore en auant cis fabliaus conte  
 Qu'il ot en la meson d'un conte  
 .I. seneschal, si con ie cuit  
 Felon et auer et recuit;  
 De toz maus visces estoit plains.  
<sup>30</sup> Sachiez qu'il ne fust gueres plains  
 De nului qui leenz venist,  
 S'aucuns anuis li auenist;  
 Quar plains estoit de mal afere.  
 Quant il veoit son seignor fere  
<sup>35</sup> A nului bien, si se deruoit,  
 Por .I. petit qu'il ne creuoit  
 D'orgueil et d'anui et d'enuie.  
 Li quens qui menoit bone vie,  
 Qui plains estoit de grant renon,  
<sup>40</sup> Ne se fesoit se rire non  
 De la mauuestie de celui;  
 Quar bien set qu'il n'aime nului  
 Qui reperier viengne en l'ostel.  
 Conquis i auoit .I. los tel

17 nez C manque à B. — 18 Tant p. D | aumere (aumere?) D manque à B. —  
 19 bons D | oit D | manque à B. — 20 Qu'il en (en manque à C) art tous (tot C)  
 de duel et d'ire DC | manque à B. — 21 M. on CD | doit mout b. D | manque à B.  
 — 22 veut tr. A, s. conter CD | manque à B. — 23—24 manquent dans D. —  
 23 manque à BD. — 24 ci pr. C | manque à BD. — 25 cist f. C | romans B  
 L'initiale manque à BC. — 26 Qui eut B | l'ostel a un c. BCD. — 27 iou cuic B.  
 — 28 Vilain A, Fol D | f. et cuuert B | et mout r. D. — 29 mais vises B, malices C.  
 — 30 Et s. C | n'est g. C | Jou cuic ki ne fu B. — 31 nelui BD. — 32 S'uns grans  
 a. BD. — 33 Tant CD | estoit pl. C, par e. D, molt e. B | put a. B. — 35 nelui CD  
 bien] manque à C | molt li B, qui l'en D | pesoit BD. — 36 Et p. B, Par C, A bien  
 p. D | vn poi B | n'uragoit B. — 37—38 manquent dans B. — 37 De duel D  
 manque à B. — 38 belle u. D | manque à B. — 39—46 Dans B, ces vers  
 viennent après 47—52. — 39 Et qui e. D | Li quens ki molt estoit preudon B. —  
 40 s'en BCD. — 42 Car b. voit C, Il voit b. B | nelui CD. — 43 herbergier CD  
 vigne C | a l'ost. D | Qui laiens venist osteler B. — 44 ot cil C, a vn l. itel B.



- 45 Que toz li mondes le haoit,  
 Qui sa mauuestie connoissoit.  
 Mes li vilains comme porciaus  
 S'encressoit et plains ses bouciaus  
 Beuoit de vin en larrecin,  
 50 Maint cras morcel et maint poucin  
 Menioit toz seus en sa despense;  
 A autre honor fere ne pense.  
 Li quens qui fu cortois et sages,  
 Enuoie par tout ses messages  
 55 Et mande qu'il veut tenir cort.  
 Renommee qui par tout cort,  
 Est par le pais expandue.  
 A cort viennent sanz atendue  
 Chevalier, escuier et dames,  
 60 Qui tant ne font pas por lor ames  
 Comme il fesoient por les cors;  
 Et sachiez, tels est mes recors:  
 Qui tant por les ames feroit  
 Com por les cors, ne soufferroit  
 65 En enfer paine ne torment.  
 Mout i ot riche atornement.  
 Quiconques veut, en la cort entre;  
 Tels i vient, au mien escientre,

45 Car C | trestous li mons B C D. — 46 dire ooit (oit B C D B. — D ajoute ces 2 vers:

Quant ot plus biens entre ces mains,  
 Tant en fist il largesses mains.

47—52 Dans B, ces vers précèdent les vv. 39—46. — 47 Et A. — 48 S'encressoit C | de dens s. b. B | boiax B C, linaus D. — 49 Buuoit B | du v. C, le v. B. — 50 Mains D | gras C | chapon A, capons B | mains D | pucin C. — 51 Menia A D | lors ens d. C. — 52 Qu'a D, Car a B, Car C | nulle h. C D, nul autre bien B | fere] manque à B. — D ajoute 6 vers:

Les menestreus haoit a mort;  
 Mauuaitie qui leur point et mort  
 Li fait hair: ia n'i uenist  
 Menestrel qui bien n'auenist  
 Se de lui peust eschaper  
 Sans batre ou ferir ou gaber.

53 Mais li e. C | ert B, est C | uailans D, et preus et s. A. — 54 Enuoia D, Fait mander C. — 55 qui D. — 57 S'est D | respendue B. — 58 A la e. vont B C, Tout i nindrent D. — 59 Chevaliers escuiers D, Escuier ch. A B. — 60 ne font pas tant D | les a B D. — 61 eles f. B | feissent D. — 62 sachies que B. — 65 infer B | p. et t. C. — 66 estorement D. — 67 vient B. — 68 uint D, va B | par le m. e. D, ke m. e. B.

- Qui onques n'ot saouls este,  
 70 Ne en yuer ne en este;  
 Mes tuit ont assez, sanz dangier,  
 Vins et viandes a mengier;  
 Quar li quens l'auoit commande.  
 „Mout en sommes ore amende,“  
 75 Fet li seneschaus, „en maleur:  
 Il n'i metent gueres du leur,  
 Si demande chascuns qui vient  
 Qanques li estuet et couient,  
 Aussi qu'il ne coustast .I. oef,  
 80 Et i'en i voi tels .XXXIX.  
 Qui piec'a ne furent saoul.“  
 A tant ez .I. vilain Raoul,  
 .I. bouuier, qui vient de charrue.  
 Li seneschaus cele part rue  
 85 Ses iex, s'a choisi le vilain  
 Qui mout estoit de lait pelain:  
 Deslauez ert, s'ot chief locu;  
 Il ot bien .L. anz vescu  
 Qu'il n'auoit eu coiffe en teste.  
 90 Mauuestiez qui maint homme enteste  
 A fere anui et vilonie  
 Et cruaute et felonie,  
 Ot si le seneschal surpris,  
 A poi qu'il n'est de duel espris,  
 95 Quant le vilain vit enz entrer;  
 Venuz li est a l'encontrer,

69 Qu'il B, C'o. C [onques] manque à B D n'auoit B C D pas s. e. B D. — 71 tout B D en orent D [assez] manque à D | a mengier A. — 72 v. et v. sanz dangier A. — C ajoute ce vers:

ont il assez a grant plante.

75 Dist C D. — 77 Se B | chascuns C, cascun B | que wet C. — 78 Quantqu'il C, Qunque D, Chou ki B | c. et e. C. — 79 Aussi si n. B, A. com C. — 80 Mais D | v. chi B D, S'en i vient A | .X. et .IX. B, .X. ou tex .IX. C. — 81 Que B. — 82 ez vous (euous B) venir (uenu D) R. B C D. — 83 vilain B C D | vint C | kierre B. — 85 si c. B D. — 86 lai p. D, lait plain C, de fin lait plain estoit B. — 87 iert D, tu C | et ot C, son c. B | bochut B, ben C. — 88 Que b. ot D, Bien auoit B C | .LX. C D, .C. B | uiscu C. — 89 Qui n'a. point e. en sa t. B. — 90 Mauuaistie (Mauuitie C) D C, Maluaist B | mant C. — 91—92 manquent dans B D. — 91 uilenie C manque à B D. — 92 Outrage orgueille et grant folie C manque à B D. — 93 Et ot C, a A | souprins D, surpris A. — 94 A pou D, Par po C, Por .I. poi B dou d. D | esprins D | n'enrage vis B. — 95 Q. il le uit D | leans C, dedanz D. — 96 enconter B.

Corouciez, bousouflez, plains d'ire;  
 Tout maintenant li prist a dire:  
 „Veez quel louceor de pois!  
 100 Vous estes venuz seur mon pois  
 Ceenz, foi que doi saint Espir!  
 Jut a ou palier por crespier.  
 Vez comme il fet la paelete!  
 Il couient mainte escuelete  
 105 De poree a farsir son ventre.  
 La male passions i entre!  
 Ja n'ert bons tans tant comme il viue.“  
 Ainsi li seneschaus estriué,  
 Qui toz muert de duel et d'engaingne.  
 110 „Noiez soit en vne longaingne,  
 Qui la voie vous enseigna!“  
 Li vilains l'ot, si se seigna,  
 Et fist croiz de sa destre main.  
 „Sire,“ fet il, „por saint Germain!  
 115 Je vieng mengier, quar i' oi dire  
 Que tuit en ont sanz contredire;  
 116a Mes ie ne sai ou ie me siesce,  
 116b Quar tuit sont plain et banc et siege,  
 Si ne me sai ou asseoir.“  
 „Je te presterai .I. seoir,“  
 Ce dist li seneschaus par truffe;  
 120 La paume hauce, vne grant buffe  
 Li done, puis fet .I. sifflet:  
 „Siet toi,“ fet il, „sor cest buffet  
 Que ie te prest(e), or te siet sus!“  
 Li seneschaus se trest en sus,  
 125 Se li a fet nape liurer,

97 Boursouffles coureceus D, C. souflez A, Dolans et b. C, Ires b. B | et pl. AB. —  
 98 Maintenant si C, Et puis D print C, commensa D. — 99 mangeour C. — 100 N'estes  
 pas BD, Il n'est pas C. — 101 Chaiens B. — 102 Geu CD | aues B | on p. C, ou  
 paaler B, el colier D. — 103 Vees BC | palette C. — 104 conuenroit B | maint BD.  
 — 105 amplir C. — 106 Li m. paissions B, paission C, menoison D | li e. C. —  
 107 iert BCD. — 108 Ainsinc C, Ainsis D | le seneschal C. — 109 tot C | Qui plains  
 est B | de duel et d'annui D, d'ire C. — 110 N. fust ore en grant l. B | longaaigne C.  
 112 oit D | s'en BD. — 113 fait D. — 114 dist B | par BCD. — 115 G'i vienc B  
 vig C | que ie oi d. A. — 116 tout B | escondire B. — 116a, b manquent dans A. —  
 116a (Mais BCD) | sieche B, siese D | manque dans A. — 116b (Car CD) | C. trestuit C,  
 (Que tot B | me s. pl. D | bant B | et banc] manque à C | li s. C | manque dans A.  
 — 117 Car D | seoir C. — 118 ou s. D | Ce vers manque à B. — 122 Or (te B)  
 sie BCD | sus C | ce b. BCD. — 123 Je le BC | prest pour seoir sus D. — 124 trait  
 BCD. — 125 Puis B, Et puis li fait C.



- Et mes et vin por enyurer  
Li fet doner a grant foison,  
Por ce qu'il eust achoison  
Que il peust le vilain batre,  
130 Que des or se gardast d'enbatre  
En la cort a prince n'a conte.  
Que vous feroie plus lonc conte?  
Li quens manda les menestrels  
Et si a fet crier entr' els,  
135 Qui la meillor truffe sauroit  
Dire ne fere, qu'il auroit  
Sa robe d'escarlate nueue.  
L'uns menestrels a l'autre rueue  
Fere son mestier tel qu'il sot.  
140 L'uns fet l'yure, l'autres le sot;  
Li vns chante, li autres note,  
Et li autres dit la riote,  
Et li autres la ienglerie;  
Cil qui seuent de iouglerie,  
145 Vielent par deuant le conte;  
Et tels i a qui fabliaus conte.  
Ou il ot mainte gaberie,  
Et li autres dit l'erberie,  
Et si i a mainte risee.  
150 Li vilains qui auoit penssee  
De lui vengier de son mesfet  
Que li seneschaus li ot fet,  
Tant atent que tuit furent qoi.

126 Viande et v. B, Vins uandes D, Vin et viandes apoter C. — 127 venir B fuison B. — 128 Por ce qu'auoir puist a. A, Por que il li truiست oc. B. — 129 Car C, Comment il puist B, Car il uoloit D. — 130 Car C, Pour ce qu'il s. g. D, Dorenaunt le gart B. — 131 A cort C, En l'ostel B, En ostel D | n'a pr. D, de pr. ne de c. C, au roi v a c. B. — 132 Et q. v. ferai ie l. c. C, Encui v. f. un l. c. D. — 133 Li] Initiale dans D | les] manque à C, a fait crier entr'eus B D. — 134 sauoir C Et fait sauoir as (a B) menestreus B D. — 135 millor C D, milor B. — 136 Faire ne d. B D | il B. — 137 reube B. — D intervertit ce vers et le suivant; mais l'erreur est corrigée à la marge (b. a.). — 138 L'un menestrel C | reueue B. — 139 Son m. f. C | t. con s. D. — 140 Li uns B, L'un D l'autre B C D. — 141 bale B C D et li a. C, li autre D. — 142 dist B D. — 143 autre A, tiers B D | dist l. g. D. — 144 Caus C | uiuent C D | iuglerie C, jenglerie D. — 146 Aucuns A | ot D, est C. — 147—48 sont intervertis dans D, manquent dans A B. — 147 a D | manque dans A B. — 148 E. i. autres autre [sic] dist l'erbrerie D | manque dans A B. — 149 V il auoit B, La ou il ot C, Il i ot dit A. — 150 Et l. v. ki ot p. B. — 151 D. li v. C ce (che B) m. D B. — 152 le seneschal C. — 153 Atendi tant k'il f. choi B.

Li seneschaus, ne sai por qoi,  
 155 S'en vint conter deuant le conte.  
 Qoi que li seneschaus li conte,  
 Li vilains sa nape a cueillie;  
 Tout belement, sanz escueillie,  
 En vient deuant le conte et garde  
 160 Le seneschal qui ne se garde  
 De lui — a son seignor entent —  
 Et li vilains la paume estent  
 Qu'il ot dure et plaine de gales:  
 N'ot si fort homme iusqu'en Gales  
 165 Plus l'eust dure, au mien cuidier.  
 Tout ausi comme a souhaidier  
 En la ioe .I. grant cop li frape,  
 Puis dist: „Vo buffet et vo nape  
 Vous rent, ia ne l'en quier porter:  
 170 A homme fet mauues prester  
 Qui ce ne rent que l'en li preste.“  
 Tantost la mesnie s'apreste  
 Au conte, por le vilain batre:  
 Dolent sont, quant voient abatre  
 175 Le seneschal aus piez le conte.  
 Mes li quens iure que le conte  
 Voudra oir et le por qoi  
 Il l'a feru; lors furent qoi  
 Li sergent, quant il le commande.  
 180 Et li quens au vilain demande  
 Por qoi son seneschal laidi:  
 „Trop par eus le cuer hardi,

154—55 sont intervertis dans C, mais le scribe a corrigé l'erreur en marge (b. a.). — 155 Se v. B, En v. A, S'en ua D | parler D, tout droit B. — 156 Choi B, Que CD. — 157 s. n. prent errant B. — 158 accoillie C | Grant aleure maintenant B. — 159 S'en vint C, Se vint B, Vint D et le senescal g. B | regarde D. — 160 Li seneschaus D | Et chius qui ne s'en prenoit garde B. — 161 li C | signor BD. — 162 sa p. B. — 163 dures plainnes D | auoit grande pl. d. g. B | iales D. — 164 N'a CD | ce vers manque à B. — 165 l'auoit B | a mon e. C. — 166 T. ensi ke por s. B. — 167 Les BCD | .I.] manque à BC. — 169 Ren D, Renc B | le BC. — 170 Maluais fait BCD | a home manque à C) pr. BC, emprunter C (— 2). — 171 Qant BCD | il (on C) n. renc BDC | ce (chou B) qu'on CBD prest C. — 172 Tant tost B, A tant D. — 173 Les e. D, Les le e. B. — 174 virent a. B, il voient batre D. — 175 au pie B, deuent D. — 176 Et B | a dit A. — 177 sauoir BC. — 178 Taire les fait, si f. choi B. — 179 Puisque li sires (lor sire B) AB | desqu'il C | lor e. B. — 181 le s. C. — 182 Molt p. BC, Trop as eu D | eus or l. e. h. B.

- Quant tu deuant moi feru l'as;  
 Tu en es cheus en mes las;  
 185 Tu as fet trop grant mesprison;  
 Garder te ferai ma prison.  
 „Sire,“ fet cil, „or m'entendez  
 Et .I. petitet m'escoutez:  
 Orainz, quant ie ceenz entrai,  
 190 Vostre seneschal encontraï,  
 Qui est fel et glous et eschars;  
 Ses vilains mos et ses eschars  
 Me dist assez et ramposna,  
 Vne grant buffe me dona  
 195 Et puis si me dist par abet  
 Que seisse sor cel buffet,  
 Et si dist qu'il le me prestoit,  
 Et puis a mengier m'aportoït.  
 Et quant i'ou beu et mengie,  
 200 Sire quens, qu'en feisse gie,  
 Se son buffet ne li rendisse?  
 Je cuit mout bien que g'i perdisse,  
 Tost i peusse auoir damage.  
 Rendu li ai par tesmoingnage,  
 205 Si que vous bien veu l'avez.  
 Sire quens, ainz que vous lauez,  
 Jugiez se i'ai de rien mespris  
 Par quoi ie soie ceenz pris;  
 Quar bien li ai rendu, ie cuit,  
 210 S'est droiz li seneschaus m'acuit,

184 Tu es ch. en mauvais l. **C B D** — 185 -86 manquent dans **D**. — 185 Et si **C**. Car mout **B** [trop] manque dans **BC** | mesproison **B** | manque à **D**. — 186 manque à **D**. — 187 f. il **D** | Sire quens, fait il, e. **B**, Dist le vilain: Sire e. **C**. — 188 petit **B C**, .I. petit et **D** | si m'esc. **B C D**. — 189 Jui **C** | chains **B**. — 191 mesdisans et e. **C**, Qui mesdisans est et e. **D**, Qui molt est auers et e. **B**. — 192 felons m. **A** | eselas **D** | **C** omet ce vers. — 193 Assez me dist **C** | M. d. et mout me r. **D** | remposna **B**. — 194 Et vne b. **B**. — 195 si] manque à **C** | Et apres m. d. **D**. — 196 Q. iou sessise **B** | sus **C** | cest (ce **C D**) b. **B C D**. — 197 Car il d. **B**, Il d. **C**. — 198 Et] manque à **C** | m'aporteroit **C**. — **B** ajoute 2 vers:

Jou manga et buc a plente  
 Tant con iou vauc, la merchi De.

199 Et desque **C** | i] manque à **D** | io euc **B**, os **D**, i'ai **A** | but **B**. — 200 ke **B C**. — 201 ni li **D**. — 202 croi **B C D** | mout] manque à **C** | ke iou p. **B**. — 205 Vous meismes **D**. — 206 S. q., qui veu l'avez **C**. — 207 Faites (Faite **B**) iugier **B C D** | se i'ai (ie **C**) m. **B C D** | mesprins **D**. — 208 P. q. ne s. **B** | prins **D**. — 209 Rendu li ai si con ie c. **D**. — 210 Drois est **D** | m'en quit **C**.



Quant li rent ce qu'il m'a preste,  
 Et vez me ci tout apreste  
 D'un autre buffet rendre encore,  
 Se cil ne li siet qu'il eut ore."  
 215 Li quens en a gete .I. ris,  
 Quit ot non mesure Henris,  
 Et lors commença la risee  
 Qui en piece ne fu finée.  
 Li seneschaus ne set que face,  
 220 Qui sa main tenoit a sa face  
 Qui durement li frit et cuist.  
 Ce qu'il les voit rire li nuist;  
 Au vilain feist mout de honte,  
 Mes il nen ose por le conte  
 225 Qui durement l'a desfendu.  
 Et dist li quens: „Il t'a rendu  
 Ton buffet et ce q'ot du tien.“  
 Et dist li quens au vilain: „Tien  
 Ma robe qui n'est pas vsee;  
 230 Quar fet as la meilleur risee  
 Seur toz les autres menestrels.“  
 Li menestrel dient entr' els:  
 „Par foi, sire, vous dites voir. —  
 Sachiez qu'il la doit bien auoir. —  
 235 Ainz mes si bon vilain ne vi. —  
 Le seneschal a bien serui. —  
 Rendu li a sa cuivertise.“  
 Por ce est fols, qui mal atise,

211 chou ki B | prest C. — 212 Et ueez C. — 213 D'une autre buffe B, De rendre a. b. e. D. — 214 ciel A, cele B, cis D | li] manque à B | ki e. o. B | ot C, a D. — 215 Qant li quens B C D | l'ot (manque à B) C, l'entant D | si en (s'en D) a ris B C D. — 216 Il eut a. n. B | mesures H. D, sire H. B. — 217 Et puis C, Adont B D | fu B C D | grande B D, mout grans C. — 218 Que B | a (a a D) B C D | passee D. — 219–25 manquent dans B. — 220 Qui t. s. m. C | manque dans B. — 221 Car C | cuit C D | manque dans B. — 222 les] manque dans A C | mout l. n. A | nuit C D | manque dans B. — 223 manque dans B. — 224 n'osoit C D | tout p. l. c. D | manque dans B. — 225 Car bien C, Que mout bien D | li C D | auoit C | manque à B. — 226 Lors D, Chou B | dit C | t'] manque à C. — B ajoute: Molt grant buffe, car l'ai veu. — 227 (cou ch' oc B), ce qu'a C. — 228 Lors D | Li cuens a dit C, Et puis a dit B | ai v. A. — 229 (reube B). — 230 Tu as (t'as D) fait (faite D) B C D | millior (milor B) C D B. — 231 Que nus des autres (de tous ces D) m. B C D. — 232 minestres D. — 233 Certes D. — 234 S., il B, Quar il le d. mout b. a. A. — 235 Onc m. C. — 236 Bien a l. s. a. B C, Vo s. A. — 237 (cuivertise B C).

- Et qui a mal fere labeure.  
 240 Ce que sires done et sers pleure,  
 Sachiez, ce sont lermes perdues.  
 Il sont vnes genz esperdues  
 Qui a nul bien ne se regardent,  
 Que ce qu'il ont a garder, gardent  
 245 Si estroit que nul bien n'en font,  
 Que toz li biens en lor mains font,  
 Que nus n'en a ne preu ne aise;  
 Mout est la richoise mauuaise  
 Dont li sires n'est honorez.  
 250 Disons tuit: Diex soit aorez  
 Du seneschal qui batuz fu;  
 Ars et bruis soit en .I. fu,  
 Qui le bien a fere destorne. —  
 Li vilains de la cort s'en torne,  
 255 Qui la robe au seignor enporte;  
 Et quant il fu hors de la porte,  
 Si dist a soi: „Qui siet, il seche;“  
 Et puis si dist: „Qui va, il leche:  
 S'a mon ostel fusse arestuz,  
 260 Ne fusse a piece reuestuz  
 De robe d'escarlate nueue;  
 L'en dit: Qui bien chace, bien trueue.“

239 Ne BC | au m. f. B | mau D. — 240 sire BD | et | manque à B. — 241 On (L'en D) dist BD | ce sont trop bien l. p. C. — 242 vne gent C. — 243 en n. b. D | Q' ~~un~~ [sic] nul b. faire n. s. gardent C. — 244 Et D | en garde D. — 245 n' | manque à B. — 246 Car B | toz | manque à BCD | dedans l. m. C, entre l. m. BD. — 247—48 B intervertit ces 2 vers:

Por cho est la ricoise maise  
 Dont crestiens ne puet auoir aise

248 richesse CD). — 249 Et dont sires B. — 250 Dites D | tout B | D. en soit aore C. — 251 ferus D. — 252 s. il en fu D. — 254 Le uilain C | A itant li uilains s'en t. D. — 255 Qui robe d'escarlate D | (reube B). — 256 ot passe l. p. D. — B ajoute ces 2 vers:

Si fut molt lies, baut et ioiant;  
 Son chemin akieut maintenant

257 S. d. assez D. — 258 puis | manque à BCD | on ki va BCD. — 259 S' en ma maison D | fuisse B. — 260 Jou ne fuisse a p. B, A p. ne f. C | N. f. oant D | viestus BC, si bien uestus D. — 261 (roube C, reube B). — 262 On B | dist BD | il le tr. D.

Explicit le dit du buffet A, Chi define dou vilain au buffet B, Explicit dou buffet CD.

## Remarques.

2. amoier ,diriger vers un but', de meta; v. Tobler, vrai aniel<sup>2</sup>, v. 35. — cf. le début du ,Sot Chevalier' (M-R I, p. 220).

3. chose = œuvre (cf. Ombre 10: A faire aucune plesant euvre). — a prenge. Pour l'explication des subjonctifs en -ge, cf. Suchier, Grundriss I<sup>2</sup>, p. 783; Nyrop. Gr. hist. II, § 134 R.

9. trahitre(s) < \*tradictor, cf. Neumann, Zeitschr. f. rom. Phil. XIV., p. 573; Jahresbericht I, p. 79; Tobler, V. B. I<sup>2</sup>, p. 304 (s. v. trahit-).

10. Si. cf. vrai aniel v. 77: Et li mainsnés, si estoit teus, . . . et la note de M. Tobler (v. aussi V. B. I<sup>2</sup>, p. 12 n.°; pour la ponctuation, cf. Foerster. Zeitschr. f. rom. Phil. XXVIII, p. 507).

14. dist (A) est une graphie picarde (= dit C); cf. Foerster. chev. as .II. esp., p. LX et note au v. 4816.

19. exemple subst. fém., comme souvent en anc. fr.

20. Comp. le v. 109.

22. Les conteurs se donnent quelquefois le nom de ,trouveurs'. p. ex. Lai d'Aristote, v. 54 (M-R V, p. 245; cf. I, p. 8).

24. soi prendre garde d'auc. r. = fr. mod. prendre garde à qc.; cf. Mätzner, Altfrz. L., p. 114 (II, v. 12). —

L'introduction morale est presque de style dans les fabliaux, cf. notamment le prologue du Lai d'Aristote (M-R V, p. 243), si semblable au nôtre.

25. cis (< cist. + s) est une forme picardo-wallone.

28. recuit ,fourbe' < recoctum qui a déjà ce sens (senex recoctus Catulle). La métaphore est empruntée à la fonderie: aurum recoctum, or recuit (ou simplement or cuit Elie 1105) — or esmeré; mais, tandis que esmeré a gardé le sens de ,pur' (cf. Mätzner, Altfrz. L. IV, v. 22: „Sa grant biaute fine et fresche, esmerée"), recuit a pris ici la nuance péjorative (qu'il n'a pas toujours) de ,raffiné' qui indique un excès de raffinage (M. Foerster, Richars li biaux, p. XX n., cite quelques autres exemples; cf. aussi Littré s. v.); comp. ,quintessencié'. — L'italien dit avec une image pareille ,di tre cotte' (furfante —).

29. De touz malices (C) ,malice' est ici masc., cf. Foerster, Rich. 4399 (qui renvoie en outre à Scheler, Baud. Condé, p. 428, note au v. 103).

33. mal afere. En anc. fr., ,affaire' est toujours masc.

39. C'est une phrase toute faite, cf. p. ex. Chev. au baril, v. 4.

44. los, subst. masc., ,réputation', de laus (exclamation admirative). En général, los signifie ,gloire', ,honneur'; ici, c'est une vox media (de même Auberec, v. 398).

46. connoissoit. La réduction de ei/oi > i devant -ss- est une particularité du picard (et des parlers du Nord-Est, cf. Suchier, Auc.<sup>4</sup>, p. 69).

48. ses bouciaus = ,son ventre', d'après les éditeurs. Godefroy cite un autre passage semblable au nôtre: Et emplant sovent lor bouciaus De pain, de vin, de cras morsiaus — D'ordinaire, boucel signifie ,petit tonneau, petit baril, outre, vaisseau'. et il n'est pas toujours facile de choisir entre ces différents sens. M. Foerster, dans le



glossaire de son Aiol. distingue deux mots: „bochel. für boegl (boz-ellum) s. m. trinkgefäß“ (Aiol 5675), et „boucel s. m. Schlauch“ (Elie 1060); mais il me semble que dans le premier cas on peut traduire par ‚outre: tout aussi bien que dans le second. et les „ii. boucieus“ de ce dernier passage pourraient être aussi deux barils. Quant à l'étymologie, boucel est le diminutif de bout ‚tonneau‘ (et ‚outre? M-R I, p. 226), comme l'it botticello de botte; mais à côté de bout, l'anc. fr. connaît bote et bote = fr. mod. boute et botte ‚tonneau‘. L'origine de bocel (dans le passage d'Aiol) est toute différente, selon M. Foerster. — Bouciaus ‚outres‘ signifie donc ici, au fig., ‚boyaux‘ (leçon de B C; je ne comprends pas linaus D).

50. poucin < pullicīnu, pucin (C) < \*pūlicīnu, cf. Grammont, Rev. des l. rom. 1898, p. 287.

51. despensse. Il s'agit naturellement de ‚dépense‘ au sens de ‚office‘, cf. Rich. 562 (= despoise, Jahrbuch X, 251).

56. cf. dans le Lai du Conseil (dont je compte donner bientôt une nouvelle édition) un passage analogue sur Fama:

Quar Novele ne s'endort mie,  
Ainz est mout tost par tout alee,  
Maint pais et mainte contree  
A cerchie en mout petit d'eure.

62 ss. „Mais“, ajouté gravement le conteur, „leurs pratiques mondaines les damnent“. Aucassin sait que toute la bonne compagnie se donne rendez-vous à l'enfer.

64. soufferroit. Il n'est pas nécessaire d'admettre que cette forme vienne de souffrerroit (comme, p. ex., ploerai < plorerai, juerai < jurerai; elle peut continuer directement sufferre, cf. Risop, Jahresber. IV. 1, p. 212 (mais l'inf. italien offerre dont parle M. R. n'existe pas<sup>1</sup>); Dante et d'autres (p. ex. Boccaccio, Pulci) connaissent offerére, profferére, et je ne vois pas comment ces formes pourraient appuyer l'explication donnée ci-dessus pour soufferroit).

68-9. Pour la leçon de B, cf. Tobler, V. B. I<sup>2</sup>, p. 127.

71. sanz dangier = sans obstacle = à discrétion (cf. Aiol 1485). Son contraire est a dangier (si li doioit l'an a mangier Mout povremant et a dangier Charrete 6162; a grant dangier Yvain 5304); dangier d'auc. r. = rareté, défaut de qc. (Mais penses del ceual c'ait a mengier, Del feure et de l'auaine ne soit dangiers, Aiol 227-8; comp. l'expression faire dangier d'auc. r.: Ne li faites mie dongier De vostre fromant qui est boens, M-R IV, p. 145; cf. Ebeling, Auberee 310); je trouve encore dans les Cent nouv. nouv.: . . . s'il y avoit danger de litz, la belle pailade est en saison (n<sup>o</sup> XXX, p. 153 de l'édition publiée par le bibliophile Jacob qui a mal compris ce passage). — Il est intéressant de voir que par grant dangier a le même sens que sanz dangier (prist a mengier des viandes par grant dangier, Car il en avoit a foison, Claris 9627) et à la fois „malgré soi, à contre-cœur“. M. Tobler a expliqué cette contradiction apparente (Li proverbe au vilain, p. 117).

72. viande (< \*vivanda, pour vivenda) ‚nourriture, vivres‘ = anc. fr. vitaille (Huoñ 3628, Orson 855). On sait que viande a gardé ce sens général pendant tout le moyen âge.<sup>2</sup> Cela exclut l'étymologie proposée par M. Koerting (vitanda, v. le n<sup>o</sup> 10266 du Woerterbuch<sup>2</sup>); les raisons qu'il veut alléguer contre vivenda ne sont pas valables (Pour la dissimilation du *v* intervocalique, cf. vias < vivacius (et en outre les imparfaits en -ebam); vivenda, en roman, ne signifie pas seulement „zu lebende Dinge,“ cf. l'it. lavanda et Herzog, Streitfragen, p. 98 n.). En ces dernières

<sup>1</sup> M. Risop le cite d'après M. Meyer-Lübke, Littbl. 1892, c. 155, et l'erreur est déjà dans l'Ital. Grammatik, p. 244. (Elle est corrigée dans la Grammatica, p. 186.)

<sup>2</sup> Et plus longtemps encore, cf. Grundriss I<sup>2</sup>, p. 800.— fr. mod. viande = char en sens fr.

années, on a rejeté pourtant *vivenda* à cause de l'it. *bidanda* („que *bidande* mandicate?“. *Ritmo Cassinese* (Fin du XIII<sup>e</sup> siècle) et ailleurs, cf. Gaspary. *Zeitschr. f. rom. Phil.* IV (1880), p. 612), voir Tobler, *H. Arch. C.* p. 220; *Littbl.* 1907, c. 18; *Verslehre*<sup>4</sup>, p. 75 („*altit. bidanda von vita*“); Ebeling, *H. Arch. CV*, p. 433 (qui préférerait *vitanda*). Mais est-il sûr que ce soit là une forme plus archaïque que l'it. *vivanda*? On peut également y voir \**vivanda*, avec dissimilation du second *v* (cf. *padiglione*), et M. Meyer-Lübke l'a expliqué de la sorte (*Grammatica*, p. 75). Il est possible qu'en français aussi \**vivanda* ait passé d'abord par l'intermédiaire de \**vidanda* (cf. Vivien Vézien, saint Vidian). — *mengier*. Graphie picarde (cf. Friedwagner, *Sprache des Huon*, p. 26 s.) qui annonce peut-être la prononciation moderne (*mingier*, cf. Nyrop, *Gr. hist.* I<sup>2</sup>, § 215 R.).

74—5. *amande* en *maleur*, au sens ironique, en allem. *verschlimmbessert*. *amender* s'emploie aussi comme verbe neutre (*Mätzner, Altfrz. L.*, XXVI, v. 3), cf. le proverbe „Jamais cheval ne méchant homme n'amenda pour aller à Rome“. — M. Herzog (*Streittragen*, p. 98 n.) a proposé une nouvelle étymologie de ce mot.

76. c'est à dire: ils mangent entièrement aux dépens d'autrui; cf. Aubreee 420—2: Dame Aubreee lor atorne Ce que'le set que lor fu buen, Quar il n'i auoit riens du suen, v. la note de l'éditeur; cf. plus loin v. 227.

78. *estuet*. Sur l'étymologie de ce mot, voir en dernier lieu Ebeling, *H. Arch. CVI*, p. 196, et Tobler, *Sitzungsber.* du 6 févr. 1902.

79. Aussi que (= com C), cf. Tobler, *V. B.* I<sup>2</sup>, p. 174 — *I. oef*, valeur minime; on pourrait citer une centaine d'expressions analogues, <sup>1)</sup> dont plusieurs sont devenues des renforcements indispensables de la négation.

81. Sur *pieç'a*, cf. Tobler, *V. B.* II<sup>2</sup>, p. 1ss.

82. *Raoul*, cf. Nyrop, *Gr. hist.* I<sup>2</sup>, § 270 1<sup>o</sup>.

86. *pelain* (< \**pilamen*)<sup>2)</sup>, extérieur, apparence, mine (cf. M-R III, 188 = de laide hure IV, 212; metre auc. en mal pelain, V, 164 = en mauvais état); cf. l'it. *pelame* qui a conservé encore le sens primitif: 1) *complesso dei peli* 2) *qualità di pelo* 3) *indole*; et cf. Lafontaine, *L'anneau d'Hans Carvel*: „*Babeau . . . Fut du bon poil, ardente et belle.*“

87. *locu*, *échevelé*, voir les nombreux exemples recueillis par Godefroy.

89. Cela explique pourquoi le vilain a *chief locu*. Voir sur la coiffe A. Schultz. *Das höfische Leben zur Zeit der Minnesänger*, I<sup>1</sup>, p. 241 et p. 168; les passages cités de Neidhart sur la coiffe de nuit sont instructifs.

91. *vilonie*, pour *vilenie*, d'après *felonie* (et, vice versa, *felenie*), cf. Neumann, *Littbl.* 1883, c. 17; Risop, *Begriffsverwandschaft und Sprachentwicklung* (Berlin 1903), p. 8.

94. *A poi que . . . ne + indic.*, cf. Tobler, *V. B.* I<sup>2</sup>, p. 58 s.

99. *louceor de pois* = *avaleur de pois* (fr. mod. „c'est un *avaleur de pois gris*“), cf. *Loukepois*<sup>3)</sup> (*Recl. de Moilliens*, CXLVI, 8). C'est un mot normanno-picard<sup>4)</sup>. M. Horning (*Zeitschr. f. rom. Phil.* XXI, p. 456 ss.) rattache *louche* „*cuiller*“ à *cochlea*: on serait tenté pourtant d'expliquer toute cette famille par une onomatopée (cf. allem. *lutschen*).

101. *Espir*, subst. verbal de *espérer* (= it. *spiro*), cf. G. Paris, *Romania* VII, p. 464.

102. „*Pour toute coiffure (toilette)*“.

<sup>1)</sup> Déjà Uhland (*Ueber das altfranz. Epos*) a remarqué leur fréquence dans l'ancienne langue.

<sup>2)</sup> M. Foerster (*Chev. as. II. esp.* 3746) préférerait dériver le mot de *pellis*.

<sup>3)</sup> Et „*humere de broet*“, cf. M-R. I, p. 6.

<sup>4)</sup> Il est vrai que son aire est un peu plus étendue.

103. Faire la paelete, être joyeux, propr. ,fêter la poëlée. („Dans certaines provinces, nom donné à une petite fête à la fin de la moisson ou de la vendange.“ Littré s. v. poëlée.) Godefroy en cite un autre exemple, mais sans expliquer cette locution: voir Du Cange s. v. Patella = festum furfuris). Pour le développement du sens (,célébrer une fête spécial' > ,s'amuser') cf. ,faire la noce' et l'alle. ,gralen' gralesieren', de ,Gral' (Hertz, Parzival<sup>4</sup>, p. 463 ss.).

106. passion a le sens général de ,souffrance, torture', à peu près comme goutte (sur ce dernier mot, cf. Ebeling, Aubree 107); d'après M. Woelflin (Münchener Sitzungsber. 1894. p. 114, passim), dans la terminologie des médecins, était un euphémisme comme aegritudo, vitium; mais, d'autre part, la langue de l'église a donné à ce mot une signification particulière (cf. la locution ,souffrir mort et passion'). Menoison (D) a un sens spécial ,diarrhée', cf. Tobler, Sitzungsber. du 19 janv. 1893.

109. engaingne. (cf. dépit: M-R I, p. 308). Voir sur ce mot Tobler, Mittheilungen, p. 260; Foerster, Rich. 4489.

110. longaingne, ,latrine' (au fig., terme d'injure, v. Paris-Jeanroy, Extraits des chroniqueurs fr.<sup>4</sup>, p. 154); cf. Zeitschr. f. rom. Phil. XVII, p. 317.

121. Pourquoi ce sifflet? Est-ce pour rendre plus claire encore la valeur onomatopéique de ce que le sénéchal entend par ,buffet'? Ce serait alors le bruit siffant qu'on profère quelquefois en donnant un soufflet.

124. soi traire en sus, ,s'éloigner', ,se retirer' (alle. ,sich verziehen'); traient soy en sus les gelous, Clef d'Amors 175; cf. Orson 950, 952; traire en sus, v. n., M-R I, p. 236; de même soi traire en la: Pur deu, trahez vous en la, Vus ki ne amez mie, Rom. u. Past., p. 209; traire en la, v. n., M-R I, p. 263; soi traire ariere, Guigemar 772. Pour le contraire: Dame, traies vous ca, Aubree 370; Traiés en cha, M-R II, p. 46.

129. Car (C) = Que, cf. Tobler, Versbau<sup>4</sup>, p. 62.

132. C'est une formule de transition, cf. Foerster, Rich., p. XVII; ibid. v. 383. Qu'en feroie long siermonage? — Que vos dirai? (L'Erberie Rustebuef, Jubinal t. I: p. 254); Je qu'en diroie? (M-R III, p. 151); Que diroie de ses bontez? (Erec 93); Que vous iroie-je contant. Ne les paroles alongant? (M-R I, p. 318); Que vous feroie plus lonc conte, Vous qui savez a ce que monte? Ne ferai plus longue demoure (ibid., p. 326); M-R I, pp. 14, 17; III, pp. 82, 85 etc.

140. cf. B. de Condé, Conte des Hirus, v. 65: L'uns fait l'ivre, L'autres le chat, li tiers le sot; Le bachelier d'armes (Jubinal, Nouv. Rec. I, p. 328): Ja ne ferai le fol ne l'ivre, Ne ne dirai parole estoute, Car Dieus het vilenie toute; Durmart vv. 15101 ss. (Hertz, Spielmannsbuch<sup>2</sup>, p. 17).

141. Cf. Flamenca v. 606: L'us diz los motz e l'autr' els nota.

142. la riote, voir Zeitschr. f. rom. Phil. VIII, p. 275 ss.

143. la ienglerie. Il s'agit probablement d'une pièce telle que ,Des deux bordeors ribauz.' (M-R I, p. 1 ss.) et ,La contregengle' (II, p. 257 ss.). M-R II, p. 242: Molt bien sevent de tricherie, D'enchauntemenz e genglerie.

145. A côté de vieler, on rencontre aussi violer (Rich. 2283).

146. tels i a, cf. Tobler, Mitth., p. 269.

149. risee, synonyme de trufe, bourde, gab (cf. G. Paris, Manuel<sup>2</sup>, § 74 et § 83.)

151. De lui vengier, cf. Tobler, vrai aniel 36. — son mestet = son injure, iniuria sua (cf. Salluste, De coniur. Cat., c. 51: non ita est, neque cuiquam mortalium iniuriae suae parvae videntur: c'est l'usage constant dans Salluste); v. aussi Tobler v. B. II<sup>2</sup>, p. 84.

156. Qoi (Que C D) que, cf. ibid. III, p. 7 ss.



158. sanz escueillie ne fait que varier tout belement; sur le verbe escoillir, voir Tobler, vrai aniel 28.

163. gales, ‚callosités‘ de galla; gale ‚rogne‘ est probablement le même mot. Sur galla, voir Schuchardt, Zeitschr. f. rom. Phil., t. XXIX, p. 323.

167. B C D: Les la ioe, probablement par confusion avec l'expression si fréquente les l'oiè. sur laquelle voir la note de M. Foerster au v. 1216 de Richards li·biaus; cf. Tobler, V. B. I<sup>2</sup>, p. 197 (où il faut lire Ombre 717).

170. Cf. Tobler, V. B. I<sup>2</sup>, p. 216 ss.

174. (La mesnie s'apreste 172:) Dolent sont, cf. ibid. p. 230.

184. Cf. M-R I, p. 326: Or est chëus en mal lien (fam. ‚tomber dans le laes = être dans l'embarras. — mais = ‚mauvais‘, voir plus haut. p. 6. M. Horning (Zeitschr. f. rom. Phil. XXVIII, p. 197 ss. identifie même ces deux mots: mawais [cf. mavais Aiol 2461] > maais > mais.

185. mesprison, vox media: au sens actif = ‚mesfet‘ (comme ici); au sens passif = ‚adversité‘ (Prov. au vilain 1951, cf. la note de M. Tobler).

186. prison = ‚prisonnier‘; cf. it. prigione (Decameron II, 6; prigioniere, dans cette même nouvelle = ‚géôlier‘).

192. eschars, subst. verbal de escharnir, = it. scherno.

195. abet, v. Tobler, vrai aniel 366.

204. li = it. glielo; de même au v. 209.

208. Tous les mss. ont par (non por comme on lit dans le Rec. Gén. III, p. 206). — cf. Ebeling, Auberee 284.

214. ne li siet ‚ne lui convient pas‘ (non: ‚ne lui suffit pas‘); cf. Riote (Zeitschr. f. rom. Phil. VIII, p. 288): Querres autre maistre, se cil ne vous siet. —

Legrand d'Aussy fait ici une réflexion curieuse sur le langage du vilain (l. cit., p. 364): „Les gens du peuple qui, dans tous les siècles, ont dû nécessairement avoir, par le défaut de leur éducation, un langage corrompu et un patois à eux, chez les fabliers n'ont rien de tout cela. Le bouvier et le roi y parlent absolument la même langue. Je ne sais à quoi attribuer ce défaut de costume, si ce n'est à l'ignorance de ces poètes, qui, ne connoissant point les bienséances de style, ont fait parler tout le monde comme eux.“

218. en piece, cf. Tobler, V. B. II<sup>2</sup>, p. 2.

222. Le sénéchal comprend que le succès d'hilarité obtenu par Raoul nuit à sa propre cause: Le vilain a les rieurs de son côté, donc, il a cause gagnée.

231. „seur toz les autres, menestrels.“

232—7. Les ménestrels, après avoir acclamé le jugement du comte (v. 232), s'entretiennent sur l'aventure plaisante et son dénouement; ce n'est donc pas un discours suivi, mais une série de petites phrases dont chacune est dite par un autre des assistants.

235. Ainz mes. Sur ainz-ains, cf. Foerster, Charrette 183.

238—53. Réflexions du conteur; c'est la morale de l'histoire (selon le Rec. Gén., ces vers continueraient plutôt le discours des ménestrels).

238. atise (à côté de attice, cf. Ebeling, Auberee, p. 154).

240—1. Comp. Tobler, Li prov. au vil., n<sup>o</sup> 106; Ulrich, Proverbes ruraux et vulgaires, ZFSL, t. XXIV, p. 5, n<sup>o</sup> 107, et p. 17.

257—8. Cf. Tobler, l. cit., n<sup>o</sup> 135; Ulrich, l. cit., n<sup>o</sup> 385; Novati, Giorn. stor., XVIII, p. 131; et voir ci-dessus, p. 164.

## Untersuchungen zum altenglischen sogenannten Crist.

Von

Gustav Binz.

---

Die altenglische Dichtung, der man den Namen Crist beizulegen pflegt, ist in den letzten Jahren mit erneutem Eifer studiert worden. Vor allem die Frage, ob sie ein einheitliches Werk Cynewulfs sei oder in mehrere von einander unabhängige Stücke zerfalle, von denen nur das mittlere mit Sicherheit Cynewulf zugeschrieben werden könne, hat man eingehend erörtert. Trotzdem der neuste Herausgeber dieses Denkmals altenglischer Poesie, der im übrigen um das Verständnis desselben hochverdiente Albert S. Cook, an der lange Zeit allgemein angenommenen Meinung von der Einheitlichkeit festhält, muß ich mich zu der von Trautmann, Blackburn, Barnouw, Bourauel, Schwarz und anderen vertretenen Auffassung bekennen, welche die Zerlegung in mindestens drei selbständige Dichtungen und die Beschränkung von Cynewulfs Verfasserschaft auf den zweiten Teil für unabweislich ansieht. Ihre Beweismittel, die mir genügend scheinen, zu mehren und zu stärken, kann ich darum nicht für meine Aufgabe halten. Wenn sich indessen im Verlauf der folgenden Untersuchungen neue Stützen für sie ohne Mühe gewinnen lassen sollten, so wäre dies ein nicht zu verachtendes Nebenergebnis meiner Arbeit. Ich will vielmehr, einen schon früher gelegentlich (Zs. f. d. Phil. 36, 273) von mir ausgesprochenen Gedanken wieder aufnehmend und weiter verfolgend, versuchen, aus einer eingehenderen Betrachtung des dritten Teils (V. 867 ff.) mir ein Urteil über das Verhältnis desselben (Cr. III) zu der altsächsischen Dichtung zu bilden. Die Vermutung, daß ein solches Verhältnis bestehe, wird nahe gelegt durch eine Reihe von sprachlichen, stilistischen und metrischen Eigentümlichkeiten des Cr. III, für welche aus der übrigen ae. Dichtung keine oder nur höchst spärliche, aus der altsächsischen Dichtung dagegen überraschend viele und auffällige Analogien beigebracht werden können.

Die Anhandnahme einer solchen Untersuchung scheint mir umso dringender, als neuerdings in einer unter Trautmanns Einfluß entstandenen Bonner Dissertation auf einen Teil der sich hiebei aufdrängenden Fragen eine Antwort gegeben worden ist, welche den Tatsachen meines Erachtens nicht nur nicht gerecht wird, sondern die Dinge geradezu auf den Kopf stellt. In den Bonner Beiträgen zur Anglistik Heft 17, 1905, S. 1—50 handelt Otto Grüters „über einige Beziehungen zwischen altsächsischer und altenglischer Dichtung“. Er geht darauf aus, „zu zeigen, daß ein Teil der as. Genesis und eine Stelle des Heliand von der ae. Dichtung abhängen“ und faßt die Ergebnisse des ersten Teils seiner Untersuchungen folgendermaßen zusammen (S. 34):

- „1. Ein Abschnitt des Crist [V. 1380 ff] berührt sich mit der as. Genesis [ae. Genesis B V. 235—760], auch mit Stellen, die in ihrer Sprache deutlich as. Gepräge tragen.
2. Diese Übereinstimmungen in Ausdrücken und im Stabreim lassen sich bei dem Reichtum der ae. Sprache nicht aus lateinischen Quellen herleiten, ganz abgesehen davon, daß es unwahrscheinlich wäre, daß die Dichter für verschiedene Gegenstände aus demselben lateinischen Werke geschöpft hätten, oder daß gar eine lateinische Dichtung vom jüngsten Gericht auf einer andern vom Sturze der Teufel beruht hätte, oder umgekehrt.
3. Die Berührungen können sich nicht etwa unabhängig von einander aus den verwandten Stoffen ergeben haben; denn die ae. Dichtungen, die denselben Gegenstand wie die as. Genesis behandeln, zeigen solche Übereinstimmungen nicht — die andern ae. Dichtungen über das jüngste Gericht stehen der as. Genesis ganz fern.
4. Es bleibt also nur noch übrig anzunehmen, daß die as. Genesis und der Abschnitt des Crist auf verwandten ae. Dichtungen beruhen, da an ältere as. christliche Dichtungen nicht zu denken ist.“

Weniger deutlich äußert Grüters sich über die Beziehungen zwischen Cr. III und Heliand. Seine wichtigsten Gedanken lassen sich ungefähr so resumieren: Durch Zusammenschieben von Heliand V. 1033 ff und V. 3591 ff erhalten wir ein Ganzes, das mit den Reden Christi in Cr. V. 1380 ff und in „Christi Höllenfahrt usw.“ ausgeprägte Ähnlichkeit hat (S. 36). Durch Vergleichung mit den übrigen ae. Dichtungen wird der Wert dieser Übereinstimmungen zwar erheblich vermindert, aber doch nicht völlig aufgehoben (S. 48). Heliand hängt von der gleichen Überlieferung ab, wie Crist, Christi Höllenfahrt und Phönix. Auf S. 49 finden wir das Zugeständnis: „Die as. Genesis macht zwar nicht den Eindruck, daß sie das Werk eines Übersetzers oder Bearbeiters wäre, der sich ängstlich an sein Vorbild angeklammert hätte. Es weht in ihr ein ganz eigener, ursprünglich anmutender Geist der Freiheit und Größe,



den ein Übersetzer schwerlich aus seiner Vorlage in sein Werk hinübergerettet hätte, den man auch in den ae. religiösen Dichtungen nirgend so kräftig verspürt.“

Warum man den im letzten Satz seiner vierten Schlussfolgerung (S. 34) ausgesprochenen Gedanken, den er selbst am Ende des Zitates von S. 49 nur mit Mühe zurückdrängen zu können scheint, nicht aufkommen lassen dürfe, das ersieht man aus Grütters' Ausführungen nicht. Denn eine Begründung seiner Ansicht kann man es doch nicht nennen, wenn er S. 33 sagt: „Die bisher gefundenen Beziehungen erklären sich am einfachsten — von wahrscheinlich darf man kaum reden —, wenn man annimmt, daß die as. Genesis in dem Abschnitte, der uns beschäftigt, auf einem ae. Gedichte gleichen Inhalts beruht, das seinerseits aus älteren Dichtungen geschöpft hätte, die auch der Verfasser des Cr. III benutzte.“ Der dort beigefügte Hinweis auf die ähnliche Meinung Trautmanns wird als Ersatz für einen Beweis kaum gelten dürfen; denn wenn auch noch keine kritischen Besprechungen über Trautmanns Kölner Vortrag, worin er den Heliand als Übersetzung aus dem ae. erwiesen zu haben hoffte, zu meiner Kenntnis gelangt sind, glaube ich doch mit der Annahme kaum zu irren, daß Trautmann mit diesem Gedanken und seiner Begründung sich keinen größeren Beifall errungen habe als mit der ähnlichen Behauptung über das Hildebrandslied.

Das wirkliche Verhältnis des Crist zur as. Dichtung ist somit durch Grütters' in eine *petitio principii* auslaufende Arbeit nicht bestimmt. Die von ihm angewandten, auf Vergleichung des Inhalts und der Ausdrucksweise sich beschränkenden Mittel konnten dazu auch gar nicht ausreichen, um so weniger, als die wenigen, wirklich für engere Beziehungen sprechenden Übereinstimmungen unter der von ihm mit großem, aber nutzlosem Eifer zusammengehäuften Masse nichtssagender Ähnlichkeiten verschwinden. Wollen wir zu einer sichereren Antwort auf die uns beschäftigende Frage gelangen, so müssen wir die Untersuchung auf eine breitere Grundlage stellen und alle zuverlässigen Kriterien herbeiziehen. Solche finden wir im Wortschatz, in den Laut- und Flexionsformen, in der Syntax, dem Stil und der Metrik. Den Weg zu ihrem Gebrauch hat uns Sievers in seiner Schrift über den Heliand und die angelsächsische Genesis (Halle 1875) gewiesen.

### 1. Wortschatz.

Die Anwendung dieses Kriteriums erheischt deswegen besondere Vorsicht, weil wir nicht mit unbedingter Sicherheit den Umfang des ae. bzw. as. Wortschatzes bestimmen, beide gegen einander abgrenzen können. Im allgemeinen wird der Zweifel über Zugehörigkeit oder Nicht-

zugehörigkeit zum ae. geringer sein als über diejenige zum as., da für das Englische die Quellen unvergleichlich viel reicher fließen. Finden wir nun im Cr. III Wörter, die dem ae. sonst fremd, im as. aber belegt sind, so wird der Verdacht, daß wir es mit einer Entlehnung aus dem as. oder mit einem stehen gebliebenen Rest aus einem as. Vorbild zu tun haben, um so dringender, je geläufiger die dadurch ausgedrückten Begriffe und Vorstellungen sonst der ae. Dichtung sind, also da, wo es sich um Dinge handelt, für welche die ae. Dichtersprache eine mehr oder weniger große Fülle von anderen Bezeichnungen aufweist.

Am Wortschatz des Cr. III ist aber in der Tat vieles recht auffallend. Schon Trautmann hat zwar (*Anglia* 18, 385) auf die von Cynewulfs Sprache abweichende Zusammensetzung derselben aufmerksam gemacht und sie durch Belege illustriert, die Sache aber nicht weiter verfolgt. Cook hat in seinem Glossar die nach Grein nirgends sonst in der ae. Dichtung begegnenden Wörter oder Wortzusammensetzungen durch ein besonderes Zeichen hervorgehoben. Wenn man noch einige Fälle, in denen dieses aus Versehen weggelassen ist, hinzurechnet, so findet man in den rund 800 Versen des Cr. III die unverhältnismäßig hohe Zahl von 113 sonst in ae. Dichtung und meistens im ae. überhaupt nicht nachzuweisenden Wörtern. Diese Zahl wird aber noch bedeutungsvoller, wenn wir die Wörter, welche in dieser Liste enthalten sind, näher ansehen. Es sind, nach Cooks Ausgabe citiert, die folgenden:

*ābēatan* 941. *ādloga* 1604. *ālīsnæs* 1473. *ǣrroruld* 936. *andgēte* 1244. *āscōman* 1298. *ǣdeltugut* 1011. *ādolian* 1319. *ādrysman* 1133. *atolearfōt* 1265. *bihlammān* 869. *birinnan* 1175. *bisēon* = moisten, drench 1087. *bidrycean* 1445. *blādrecla* 1391. *bysmerlēas* 1325. *crybb* 1425. *dēādfiren* 1206. *dēatlēg* 982. *drēorigferhū* 1108. *efennicel* 1402. *eftlēan* 1099. *cornest* (Subst.) 1100. *fācentācen* 1565. *feorhdolg* 1454. *feorhgoma* 1548. *fērdgēwit* 1183. *firenbealu* 1275. *firenfremmend* 1117. *firengeorn* 1605. *firensymmīg* 1378. *firenweorc* 1300. 1398. *foledryht* 1066. *foldrast* 1028. *foretācen* 892. *foredoncol* 1191. *fīrsweart* 983. *gedīgran* = ehren, preisen 1644. *gehreōw* = lamentation 938. *gelīfan* (trans. = to endear) 1644. *geondsēcan* 972. *goldfrætre* 995. *grorne* (adv.) 1204. *hāmfaest* 1554. *hēabelif* 978. *heardwīde* (l. *hearmwīde* ?) 1443. *hearmwīalu* 1608. *hearmslege* 1434. *hellewalu* 1189. *hellebealu* 1426. *heofondugut* 1654. *heolodegn* 1541. *herfēta* 1012. *hingran* 1354. *hlēod* 1353. *hrēdeadīg* 944. *hrētercofa* 1328. *hwās* 1443. *māgenearfede* 963. 1410. *māgenfole* 876. *māgenwīndor* 926. *māgygeogut* 1428. *mānwīcalm* 1416. *mānforwyrht* 1094. *mānwīrom* 1279. *mordorhūs* 1624. *mordorlēan* 1611. *mūr* 1142. *myrran* 1143. *nādewalu* 1257. *nīdgerwald* 1450. *ōdelīfan* 1266. *ofhrēosan* 933. *ombēodan* 1169. *ombāte* 895. *onwāly* 1420. *racu* 1396. 1459. *sap* 1176. *scrīfl* 1305. *scyldwreccende* 1160. *sigemēce* 1530. *slite* 1250. *somodfaest*

1580. *spātl* 1121. 1435. *staðfast* 980. *sūðanēastan* 900. *sivaslic* 1510. *swāstlic* 1338. *swēgdygn* 954. *syubyrden* 1299. *synfāh* 1082. *syoftee* 1479. *synnig* 919. 1132. 1281. 1376. *synrūst* 1320. *tōm* 1211. *træde* 1165. *tungolgimm* 1150. *ðeodwundor* 1154. *ðurhertitan* 1283. 1331. *unbēted* 1311. *unefen* 1459. *ungearo* 874. *unscomiende* 1324. *unswēte* 1438. *unsyfre* 1483. *untwēo* 960. *unwyrde* 1562. *wāgdēor* 987. *wālmfjōr* 931. *wecordung* 1136. *womwyrrende* 1092. *woruldþearfende* 1350. *woruldbrīdl* 1006. *woruldwite* 1477. *wynsumlic* 911.

Dazu kommen noch einige, die außerhalb Cr. III nur noch in der Psalmenübersetzung begegnen, welche auch andere Eigentümlichkeiten mit Cr. III gemein hat: *gedrellan* 1127. *getremman* 1150. *hefige*. *hefjōr* 1487. *selegescot* 1480. *þæc* 1503. *wādla* 1495. *scand* findet sich außer in Cr., Psal., Genesis B. noch einmal im Gūdlāc.

Bei vielen von diesen Wörtern kann und wird die Beschränkung ihres Vorkommens auf Cr. III auf Zufall beruhen. Einige aber sind zweifellos unenglisch: *erybb* (im Cr. I dafür *binn*!) = as. *kribbia*: *getjran*. vgl. *djran* = loben in Genes. B. V. 257 = as. *diurian*. preisen; *magugeogut*. eine Abstraktbildung zu \**magugeong* = as. *magujung*: *mūr* = as. *mūr* (st. m?) neben *mīra* st. fem., *myrran* = as. *merrian*: *tōm* = as. *tōm* neben *tōmi*. das der ae. Übersetzer der as. Genesis in Genesis B. V. 804 absichtlich vermieden zu haben scheint. Zum mindesten dadurch auffallend, daß sie ae. sonst nicht angetroffen werden, trotzdem sie keine abwegig liegenden Vorstellungen ausdrücken, sind *adeldugut*. *biþryccan*. die Zusammensetzungen mit *ðeāt* — die Composita *njdgewald* und *wynsumlic*. die allerdings auch in den erhaltenen Resten as. Dichtung umsonst gesucht werden. Noch lebhafter erinnern uns an das as. die zahlreichen Zusammensetzungen mit *fīren*. vgl. as. *fīrindid*. *fīrinquāla*. *fīrinquidi*. *fīrinsprāka*. *fīrinsundea*. *fīrinwerk*. zumal da auch bei den englischen Wörtern die gleiche Abschwächung der ursprünglichen Bedeutung des ersten Bestandteils zur steigernden Funktion, wie bei einem Teil der as., festgestellt werden kann. ähnlich wie dies bei den Compositis mit *þeod* — der Fall ist, vgl. as. *thiodarbēti*. *thiodgod*. *thiodgumo*. *thiodkuning*. *thiodquāla*. *thiodskado*. *thiodwelo*. Das ae. zeigt sonst keine solche Vorliebe für diese Zusammensetzungen. Auch dem *hearmwīde*. *hearmwīadu* und *hearmwīege* können wir leichter entsprechendes aus dem as. zur Seite stellen (*harmgīwurt*. *harmquidi*. *harmskara*. *harmwerk*). als aus dem ae., wo solche Composita fast ganz auf Cr. III. Psalmen. Genesis und Andreas beschränkt sind, die manche sprachlichen und metrischen Auffälligkeiten mit einander gemein haben. Ebenso sind endlich die Zusammensetzungen mit einem Participium der Gegenwart im zweiten Teil, wie *fīrenfremmend*. *scyldwrecende*. *unscomiende*. *womwyrrende*. *woruldþearfende*. wenn ich recht sehe, as. Sprachgebrauch



geläufiger als dem ae. Was die Zusammensetzungen mit *un-* anlangt, so hat schon Franz Schwarz in seiner Dissertation (Cynewulfs Anteil am Crist, Königsberg 1905) S. 102 auf den bedeutenden Unterschied der drei Teile des Crist in der Häufigkeit derselben (Cr. I und II je 5, Cr. III 28 Belege) aufmerksam gemacht. Eine Durchsicht von Greins Sprachschatz zeigt, daß wieder Cr. III, Genesis, Andreas und Psalmen ein Hauptkontingent zu der Liste solcher Komposita stellen. Das ist vielleicht doch nicht ganz zufällig. Jedenfalls verdient hervorgehoben zu werden, daß auch in der as. Dichtung eine verhältnismäßig stattliche Zahl solcher Bildungen überliefert ist.

Zu einzelnen Wörtern noch ein paar Bemerkungen. *ūdrysmēd* 1133, nur einmal in Cr. III, findet eine Parallele in Heliand 5628 *githrusmod*, das freilich nur auf Konjektur für hsl. *githismod* beruht. *fordōn* partiz. = verbrecherisch, böse, 5 mal in Cr. III, einmal auch in Andr. 43, entspricht genau einem as. *farđuan* (3 mal im Heliand). *gāl* = lascivia (as. *gel*) Cr. 1034 begegnet sonst nur noch in Genes. B. 327. *wēde* 915. 1671 = as. *wōdi* vermag Grein außerhalb des Cr. III nur ein einziges Mal nachzuweisen; ebenso begegnen *frēt* und *ciddgeong* außerhalb des Cr. III und Andreas je nur 1 mal. Auffällig ist der häufige Gebrauch von *scēne*, *scýne* und von *sra some*, die beide im as. sehr beliebt sind.

Einige Wörter haben im Cr. III eine Bedeutung, die sich im ae. sonst nirgends belegen läßt, wohl aber im as.: *hord* 1047 = „Gedanken“, wie im Hel. 1762. *cahtan* 1073. 1549 = „achten auf, beachten“, entsprechend dem as. *ahţon*. *fore el(l)þēodum* 1083. 1336 im Sinne von „vor allen Menschen“ (so wohl auch im Andr. 972) zu vergleichen mit dem as. *fuder alothiado* Hel. 4746, während nach Grein ae. *elþēod* sonst nur „natio peregrina“ heißt. *cwalu* hat im ae. stets den Sinn von „Tod“; in den Zusammensetzungen *hearmcwalu* 1608, *hellecwalu* 1189 und *nītecwalu* 1257 paßt aber diese Bedeutung gar nicht in den Zusammenhang; dieser verlangt vielmehr „Qual“, so daß wir der Annahme kaum entgehen können, daß an diesen Stellen ein as. *quila* st. f. zu *cwalu* anglisiert erscheine. Diese Komposita sind freilich im as. nicht belegt; das kann aber leicht auf Zufall beruhen. Für substantivisches *gehrēow* = „Wehklage“ 998 können wir weder aus dem ae. noch aus dem as. einen weitem Nachweis erbringen; aber daß as. ein Verbum *hrenean* „beklagen“ vorkommt, das ae. mit dieser Bedeutung fehlt, verdient Beachtung. *onþēodan* „enthieten, kundtun“ 1169, im englischen ganz vereinzelt, erscheint im Heliand öfter. *swār leger* 1161 „schwere Krankheit“ ist im englischen kaum anderswo in diesem Sinne zu belegen, während as. *leger* mehrfach so begegnet. Zu *bigad* V. 1307 haben Grein und Gollancz die Bedeutung „beichtet“ gefordert, die dem ae. Verbum *begān* sonst völlig fehlt. Dürfte man sich vielleicht vorstellen, daß ein as. *bigehid*, „beichtet“ zu Grunde

liegt, das von einem englischen Leser mißverstanden und falsch ins englische übertragen worden wäre? Holthausen erwähnt im as. Elementarbuch § 476 eine 3. Sing. Ind. Präs. *begeát* „begeht“; daneben hat vielleicht ein *bigéid* existiert, wie *stéid* neben *stéd*, und diese Form hätte, etwa noch mit einem silbentrennenden *h* zwischen *e* und *i* versehen, vielleicht zu einer Verwechslung mit dem neben regelmäßigem *bigilid* nach Holthausen § 428, Anm. 1 vermutlich möglichen *bigichid* Anlaß geben können. Allerdings kommt dem *bigehan* im as. in den überlieferten Sprachresten nur die Bedeutung „sich vermessen“ zu, daß ihm aber auch die Bedeutung „beichten“ innegewohnt haben werde, dürfen wir aus dem dazu gehörigen Verbalabstraktum *bigiht* „Beichte“ schließen.

Weil sie zwei Wörter enthalten, die mir besonders beweiskräftig scheinen, muß ich die Verse 1541—1548 ganz hierher setzen:

Ne mæg þæt hāte dæl of heolodcynne  
in sinnehte synne forbærnan,  
tō wīdan feore wom of þære sǿwle;  
ac þær se dēopa sēad drēorge fēded,  
grundlēas gīemed gǽsta on þēostre,  
ǣled hȳ mid þȳ ealdan līge ond mid þȳ egsan forste,  
wrāpum wyrnum ond mid wīta fela,  
frēcnum feorhgōmum, folcum sce[dd]ed.

Das ἀπαξ λεγόμενον *heolodcyn* 1541 glossiert Cook mit „dwellers in hell“. Woher anders als weil der Zusammenhang es zu fordern scheint, nimmt er das Recht zu dieser Übersetzung? *heolod-* gehört doch zweifellos zum Verbum *helan* „verbergen“; es ist vollkommen verständlich und nicht im mindesten anstößig im Compositum *heolothelm* Wal. 45 = „unsichtbar machender Helm“. Im as. finden wir dafür *helithelm*. Dieses hat der Übersetzer oder wenigstens der Schreiber der einzigen Hs. der Genesis B. die wahre Abstammung verwischend, durch *haledhelm* übertragen, was gewiß fälschlich auf *haled* „Held“ bezogen wurde. Den umgekehrten Fehler, meine ich, finden wir hier. Ein as. *helitkumi* (Hel. 2624), das wörtlich im ae. hätte *haledcyn* ergeben müssen (im ae. nicht zu belegen, immer dafür *haleda cyn*), ist verwechselt worden mit dem *helit-* von *helithelm* und in sinnloser Weise durch ae. *heolodcyn* wiedergegeben.

Beim letzten Vers der zitierten Stelle scheinen mir fast alle bisherigen Erklärungsversuche unbefriedigend. Daß das hsl. *scatted* durch *scatted* zu ersetzen sei, wird man wegen des Dativs *folcum*, zu dem kein anderes Verbum mit ähnlicher Bedeutung passen will, zugestehen müssen. Es wird dann in *feorhgōmum* das Mittel und Werkzeug der Schädigung stecken. Thorpe übersetzt nun „with rugged fatal gums afflicteth people“, Gollancz „with sharp and deadly jaws it scatheth folk“, Whitman mit Cooks Billigung „it shall afflict the multitudes with hateful

serpents, with countless torments, with jaws deadly and terrible.“ Daß hier *gōma* „Gaumen“ für den alles verschlingenden Rachen der Hölle gebraucht sei, wäre an und für sich kein verwerflicher Gedanke; aber die Parallelisierung mit *wyrnum* und *mid wite fela* macht es wahrscheinlicher, daß mit den *frēcnum feorhgōmum* entweder etwas diesen Arten von Qualen koordiniertes oder etwas sie alle zusammenfassendes gemeint sei, was beim Höllenrachen kaum der Fall wäre. Dazu kommt noch, daß die Übersetzung *deadly jaws* bzw. *fatal gums* meines Erachtens direkt falsch ist. *feorh* heißt „Leben“ und kann den Sinn von „deadly“, „fatal“ höchstens in einer Zusammensetzung annehmen, deren zweiter Teil eine Bedrohung oder Vernichtung des Lebens ausspricht. Grein übersetzt daher, die grausame Ironie des Dichters besser treffend „mit furchtbarer Nahrung die Völker plagend“, indem er, ausdrücklich auf as. *gōma* st. f. „epulae“ hinweisend, *feorhgōme* f. im Wörterbuch mit „alimentum vel provisio vitae“ erläutert. Ein furchtbares Mahl, eine entsetzliche Bewirtung sind die vielen Höllenstrafen in der Tat. Im Englischen ist aber das Wort \**gōm*, wie es dort wohl lauten müßte, ganz unbekannt, während es im as. als *gōma* st. f. sehr häufig auftritt. Wir werden darum mit dem Schluß, daß in *feorhgōmum* in etwas anglisierter Gestalt ein as. Wort stehen geblieben sei, kaum fehlgehen. Anstößig bleibt freilich der erste Teil auch dann noch. Sollte am Ende eine Zusammensetzung *ferngomun* „Höllennäher“ zu Grunde liegen?

## 2. Laut- und Wortformen.

Ein zweites Kriterium für as. Einfluß liefern Laut- und Wortformen, die, im englischen ungewöhnlich oder geradezu unerhört, ganz erklärlich und verständlich werden, sobald wir annehmen dürfen, daß sie nicht originales Englisch, sondern schlecht übertragenes Altsächsisch repräsentieren.

Einige lautliche Sonderbarkeiten des Cr. III hat Cook in seiner grammatischen Einleitung notiert: *swār*, *swāse* statt *swær*, *swāse* (as. *swār*, *swās*), das *e* in *bidrycton*, namentlich aber die auffällige Verschiedenheit von Cr. I. II. III. in bezug auf die Form der Vorsilbe *be-*, *bi-*. Cook rechnet dafür die folgenden Verhältniszahlen aus: Cr. I *be-* =  $1\frac{1}{2}$  *bi-*, Cr. II *be-* =  $\frac{1}{3}$  *bi-*, Cr. III *be-* =  $\frac{1}{13}$  *bi-*. Im as. ist die Form ebenfalls weit überwiegend *bi-*. Das bedeutende Übergewicht der *bi-* über die *be-* in Cr. III, für das man, freilich nicht ohne Bedenken, den Schreiber der Hs.<sup>1)</sup> verantwortlich machen könnte, würde somit unter der Voraussetzung eines as. Vorbildes nicht mehr so verwunderlich. Zu bemerken ist hiezu, daß *gi-* neben *ge-* in Cr. III fehlt. Durch das Metrum gesichert finden wir im V. 961<sup>a</sup> die Form *cearna* für den Gen. Plur. eines

<sup>1)</sup> Man vergleiche z. B. die Schreibung in der Hs. von Cynewulfs Juliana.



starken Femininums. Nach Sievers Ags. Grammatik § 252, Anm. 4. kommen solche Genitivformen im kentischen und westsächsischen, aber erst nachälfredisch, vor. In der *Cura pastoralis* fehlen sie noch ganz. Daß die im allgemeinen konservativere Sprache der Dichtung diesen Neubildungen früher Eingang gewährt hätte, als die Prosa, ist kaum anzunehmen. Dies *cearena* würde somit vielleicht zur Erlangung eines terminus post quem für die Entstehung des Cr. III verwertet werden können, wenn nicht auch die Möglichkeit bestände, daß ein as. *karono* — so lautet die Form dort schon frühe ganz regelmäßig — des Metrums wegen unverändert ins Englische übernommen wäre. Beachtung verdient ferner das Verhältnis der Formen *hell-* : *helle-* in den Zusammensetzungen. Unzweifelhaft echte Komposita sind nur die mit *hell-* beginnenden Wörter. Bei denjenigen Wortgruppen, deren erster Teil *helle-* lautet, wird gar nicht immer mit Sicherheit entschieden werden können, ob nicht eher eine syntaktische Verbindung von Genitiv + Nomen anzunehmen ist. In allen übrigen Zusammensetzungen mit *jō-*stämmen zeigt der erste Kompositionsteil im ae. meines Wissens immer einen Konsonanten, nie ein *-a* im Auslaut. Umso mehr muß ein *helle-* auffallen. Da unser Verdacht schon aus anderen Gründen rege ist, sind wir geneigt zu vermuten, daß auch hier Einfluß des as. mit seinen mit *helli-* beginnenden Zusammensetzungen im Spiele sein könnte.<sup>1)</sup> Wenn den bisher angeführten lautlichen und flexionellen Erscheinungen eine absolute Beweiskraft nicht beigemessen werden kann, so scheint eine solche dem letzten noch zu besprechenden Falle in um so höherem Grade zuzukommen. V. 1565 und 1598 ist statt der sonst häutig begegnenden Formel *fīra bearn* eine Verbindung *fīreua bearn* überliefert. Grein übersetzt sie mit „Frevelkinder“, „peccatores“, wofür er aber keinerlei Analogon beizubringen vermag. Thorpe und Gollancz wollen in *fīra bearn* ändern und würden damit wirklich eine dem ae. Gebrauch angemessene Besserung in den Text bringen. Wie erklärt sich aber das überlieferte *fīreua*? Ich glaube einfach als Lesefehler eines ae. Übersetzers, der ein as. *firiho* als *fīrino* verlas und nun ziemlich gedankenlos mit *fīreua* übersetzte.

### 3. Syntax.

Da mir eine erschöpfende Durcharbeitung der syntaktischen Verhältnisse des Cr. III aus verschiedenen Gründen unmöglich ist, muß ich mich darauf beschränken, ein paar mehr zufällige Beobachtungen und einige bei der Durchsicht syntaktischer Monographien ausgezogene Notizen hier zusammenzustellen. So lange wir der Heliandsyntax Behaghels nichts

<sup>1)</sup> Vgl. hiezu Weyhe in Beitr. z. Gesch. d. d. Spr. u. Lit. 30, 79 ff.

gleichwertiges für die ae. Dichtung an die Seite zu stellen haben, werden wir das der Syntax entnommene Kriterium für unsere Aufgabe nicht mit erwünschter Sicherheit handhaben können. Doch lassen sich vielleicht einige Erscheinungen anführen, welche im ae. ungewöhnlich, aus dem as. aber wohlbekannt sind, und die darum im Verein mit den übrigen Auffälligkeiten zur Sicherung der Annahme as. Einflusses auf Cr. III herangezogen werden dürfen.

Ich wiederhole zunächst aus Barnouws Dissertation, was er in der Genesis B. als spezifisch as. anspricht: „Im ae. wird im Gegensatz zum as. *alwalda* als Substantiv empfunden. Im Heliand hat es seine adjektivische Natur zu behaupten gewußt“ (S. 76). Was für den Heliand gesagt wird, gilt in gleicher Weise für Cr. III, wo *alwalda* nur adjektivisch in der auch im Andreas V. 751. 925 und 1622 wiederkehrenden Formel *alwalda god* vorkommt.

Ebendort erklärt Barnouw die Verwendung des einfachen Demonstrativpronomens im Sinne von „dieser“ (*on þām lēohte* = in dieser Welt) für as. Was ihn dann bestimmt, bei der genau entsprechenden Fügung Cr. III 1096<sup>b</sup>. 1371<sup>b</sup> *on þām dage* das Staben des „Artikels“ auf Nachahmung des Beowulf zurückzuführen, ist mir nicht ganz verständlich. Wenn es in der Genesis vom as. Original stammt, kann das auch im Cr. III der Fall sein.

Nach Barnouws Feststellungen S. 168 ff ist für Cr. III die von der Verbindung Adjektiv + Substantiv auf den Artikel ausgeübte Anziehungskraft kennzeichnend. Auch damit rückt dieses ae. Stück an die Seite von Genesis B. und Heliand (vgl. Behaghel Syntax § 47. 53 ff.).

Endlich hebt Barnouw die dreimalige Verwendung von *se sylfa* = „derselbe“ (1208 *se sylfa cyning*. 1153<sup>b</sup>. 1154<sup>a</sup> *þī sylfan dage*. 1148<sup>b</sup> *on þā sylfan tīd*) hervor. Bei Cynewulf begegnet sie nicht ein einziges Mal. Grein gibt außerhalb Cr. III fast nur aus der Psalmenübersetzung Belege. Im Heliand ist sie verbreitet (Behaghel Syntax § 216 J. I.) Wir finden sogar den Halbvers Cr. 1148<sup>b</sup> wörtlich wieder im Heliand V. 517<sup>a</sup>: *an thea selþun tīd*. Auch *þæt sylfe* = „ebenso“ ist außerhalb Cr. III und Psalmenübersetzung nur 1 mal nachgewiesen.

Ob B.'s Behauptung, daß der Artikel vor zweigliedrigen Ausdrücken (Genitiv + Substantiv) Cynewulf ungeläufig sei, den Tatsachen entspricht, vermag ich mit meinen unzulänglichen Sammlungen augenblicklich nicht nachzuprüfen. Völlig fehlt er keinesfalls; ich brauche nur auf Cr. 699 *sēo godes cyrcce* und Elene 176 *se gāsta helm* hinzuweisen. Die allmähliche Ausbreitung dieser Konstruktion in der ae. Dichtung müßte erst noch näher verfolgt werden. Inzwischen mag die Beobachtung nicht uninteressant sein, daß in Cr. III verhältnismäßig viele Beispiele bei einander stehen (V. 106<sup>a</sup> *sēo bīman stefn*. 1063<sup>a</sup> *se engla þrym ond se egsan þrēa*. 1200

*þā middan meotudes lāre. 1546 mid þī egsan forste*). Auch hiezu bieten Genesis B. und Heliand zahlreichere Analogien, z. B. Genes. B. 492 und 528 *þone deādes bēam. 512 on þām hēhstan heofna rīce*: Heliand V. 401 *an thera Dauides burg. 538 te thes cuninges hobe. 1471 te them godes altre, 2905 an that godes thionost*.

Beachtenswert ist sodann die Stellung des Artikels in der Verbindung Substantiv + Artikel + schwach. Adjektiv: *of slāpe þy fastan 891, weorude þām hālgan 911, dōmes þas miclan 1205, līf þat seȝm 1469*. Sievers (Heliand und Genesis S. 40) hat einige Parallelen aus Genesis B. — die sich übrigens noch vermehren ließen — und aus Heliand zusammengestellt. Im ae. begegnen freilich auch im Beowulf, in Genesis A., im Daniel und in der Psalmenübersetzung vereinzelt Beispiele einer solchen Wortfolge. In der Mehrzahl der Fälle wird man lieber mit Barnouw S. 93 f. eine losere Fügung, appositionelle Nachstellung eines mit dem Artikel verbundenen absoluten, also substantivierten Adjektivs darin erkennen (vgl. Behaghel Heliandsyntax § 209). Dem Gebrauch des Cr. III entsprechendes bieten aber in größerem Umfange nur Genesis B. und Heliand.

Von Cynewulfs Sprachgebrauch weicht Cr. III durch die Verwendung des Possessivpronomens *sīn* ab. Simons (Cynewulfs Wortschatz) belegt es nur aus Andreas und zwar 11 mal in reflexivem, 3 mal in anaphorischem Sinne. Cr. III zeigt, soweit das wenig umfängliche Material überhaupt ein Urteil zuläßt, eher das umgekehrte Verhältnis: 2 reflexivische, 3 anaphorische Verwendungen, und entfernt sich damit noch weiter als der Andreas von dem sonst zu beobachtenden ae. Gebrauch, der reflexives *sīn* allein zu gestatten scheint. Den fünf Belegen für *sīn* (refl. 1209 *hy se sylfa cyning mid sīne lichoman līsde of firenum* und 905 ff. *Cymed . . . Cristes onsīn . . . on sefan swēte sīnum folce*, anaphorisch 1036 f. *secal on tēoht euman sīnra weorca wlite. 1167 f. þonne god wolde ofer sīne* (des Meeres) *ȝāde gān. 1223 Criste sylfum gecorene bi cystum þā ār sūne cwīde georne lustum lāstun on hyra līfdagum*) stehen zahlreiche für *his, hire, hyra* u. s. w. (1111. 1120. 1125. 1151. 1168. 1216 u. s. w.) sowohl in anaphorischer als in reflexivischer Bedeutung gegenüber. Ganz ähnlich wie im Cr. III liegt die Sache im Heliand (vgl. Holthausen, as. Elementarb. § 330. 334).

Ein weiterer der Syntax des Cr. III eigentümlicher Zug ist die häufige Verwendung eines Partizip Präs. eines Verbums in attributiver Stellung. Während in Cr. I Beispiele derselben nur neben den Vokativen *Crist* (*nergende Crist 157, hārende Crist 250*) und *god* (*līfgende god 273* — so auch einmal in Cr. II 755 — und *nergende god 361*) begegnen (vgl. Hertel, der syntakt. Gebrauch des Verbums im „Crist“. Leipziger Diss. 1891, S. 25), sind sie im Cr. III keiner solchen Beschränkung unterworfen.



Folgt das Partizip dem Substantiv, so kann man zweifeln, ob man attributives oder appositionelles Verhältnis annehmen soll (Cr. I 231 *l̄oht l̄xende*. Cr. III 981 *wætre winnendum*. 1219 *scyppend sc̄nende*): attributives ist sicher, wo das Partizip dem Substantiv vorausgeht. Für diese Wortfolge, abgesehen vom Vokativ, bietet nur Cr. III Belege: *sorgende folc* 889, *cwelmende f̄ȳr* 958, *h̄ȳpende l̄eg* 973, *weallende wiga* 984, *waldende god* 1010, 1161<sup>a</sup>, *weallendne l̄ig* 1250, *cw̄ȳpende cearo* 1285, *w̄ȳpende s̄ar* 1289, *sceȳpendum sceadan* 1395. Wie weit dieser Gebrauch sonst im ae. sich feststellen läßt, kann ich nicht mit Bestimmtheit sagen; ich kann nur bezeugen, daß ich Tausende von Versen christlicher Dichtungen durchgelesen habe, ohne einem Beispiel dafür zu begegnen, außer *Elene* 580. 1110 *l̄acende l̄ig*. Im as. ist er nicht gerade reich entwickelt, aber doch nachweisbar (Behaghel, *Heliandsyntax* § 107), einige Fügungen decken sich sogar fast ganz oder völlig mit den angeführten altenglischen, z. B. *libbiendes godes*, *uallandi fiur*.

Endlich darf vielleicht noch auf die Vorliebe für die Satzverknüpfung durch *ēac* = as. *ok*. teilweise auch = *jak* (?) z. B. V. V. 1107, 1152, 1163, 1169, 1258, 1276, 1457) aufmerksam gemacht werden.

#### 4. Stil.

Daß der Cr. III mit der as. Dichtung im Stil sich berühren werde, ist bei der ausgedehnten Gemeinsamkeit des Formelschatzes von vorne herein zu erwarten. Es finden sich in der Tat manche Übereinstimmungen, von denen die wichtigsten hier angeführt werden mögen (die nur aus Cr. III belegten Formeln sind mit Stern versehen).

##### Cr. III.

##### As. Dichtung.

870 <sup>b</sup> ff. swa oft . . .	Hel. 4358 ff.: MûtsPELLI cumit
þeof þristlice þe on þȳstre	an thiustrea naht al sô
fared	thiof ferid
on sweartre niht	darno mid is dadiun
*877 <sup>a</sup> beorht and bliþe	Hel. 5808: berht endi bliþi
*879 <sup>b</sup> eordan rices	Hel. erthriki, Gen. B. eordrice
883, 993 trume and torhte (tungol)	Hel. 3628: torht tungal
884 f. sūþan and norþan	Gen. B. 806 f.: westan odde ēastan
ēastan and westan	sūdan odde nordan
	= as. Gen. 15 f.: uestan efto ôstan
	sūdan efto nordan
902 mōdum ahyegan	Hel.: githenkian an mōde
*989 on mōde aþencan	
904 <sup>a</sup> þurh heofona gehleodu	Gen. B. 584: hēah heofona gehlidu



<p>1512 f. Farad nu awyrgde willum                                   biscyrede       engla dreames on ece fyr       þæt wæs Satane ond his                                   gesipum mid       dēofle gegearwad.</p>	<p>Hel. 4420f.: faran so forflōcane an   that fiur ewig   that thargigareuuid   uuard godes and-   sacun</p>
<p>*1526<sup>a</sup> on grimne grund *1531 on þæt dēope dæl</p>	<p>Gen. B. 407: þās grimman grundas Gen. B. 421: on þās dēopan dalu Gen. B. 305: on þā dēopan dala Hel. 5170: diop dōdes dalu as. Gen. 29: an ênam diapun dala</p>
<p>*1538<sup>b</sup> f. lîge gebundne swylt                                   þrōwiad</p>	<p>Hel. 2603 f: thar sculun sia gi-                   bundene bittra lôgna                   thraûuerk tholôn</p>
<p>1618<sup>a</sup>. 1636<sup>a</sup> æt dōmes dæge 1664<sup>a</sup> weorud wlitescýnast</p>	<p>Hel. 4333<sup>a</sup>: êr dōmes dage Hel. 3578: wlitiskōnie werold</p>

Trotz einigen bemerkenswerten Beispielen wird man die Beweiskraft dieser Ähnlichkeiten nicht überschätzen dürfen. Nur wenige von diesen Formeln sind auf Cr. III und Genesis B. beschränkt. Auch unter den Synonymen für bestimmte Begriffe wie Gott, Christus, Hölle, jüngstes Gericht finden sich nur vereinzelt solche, welche aus Cr. III allein belegt und zugleich as. nachgewiesen wären. Außerdem darf nicht verschwiegen werden, daß gerade in denjenigen Partien beider Dichtungen, die ähnliche Gegenstände behandeln, (die Zerstörung Jerusalems und der jüngste Tag Hel. 4270—4451 = Cr. 869—1080, 1344—1548 und die Kreuzigung Hel. 5506—5712 = Cr. 1128—1198) die Darstellungen zwar im allgemeinen den gleichen Gedankengang erkennen lassen, aber in Einzelheiten und besonders auch im sprachlichen Ausdruck nicht unbedeutend von einander abweichen. Nur eine auch feinere Fragen berücksichtigende eingehende Untersuchung und Vergleichung des Stiles könnte entscheidendes beibringen; eine solche ist hier schon durch die Rücksicht auf den zur Verfügung stehenden Raum ausgeschlossen. Kann somit in der unvermeidlichen Beschränkung das stilistische Kriterium für unsere Hypothese nichts beweisen, so wird man es doch andererseits auch nicht zur Widerlegung derselben verwenden können. Nicht Gleichheit der Verfasser von Cr. III und Heliand wollen wir dartun, sondern nur die Benutzung eines as. Vorbildes, das selbst in manchen Punkten von Heliand und Genesis verschieden gewesen sein mag. Die nicht ganz klare Disposition des Cr. III, die häufigen Wiederholungen und die durch den Wechsel zwischen Erzählung bezw. Schilderung und daran geknüpfter moralischer Ermahnung bedingte Verschiedenheit des Stiles drängen den Gedanken zur Erörterung auf, daß ein Verse machender



Moralprediger ein erzählendes, schilderndes Gedicht in sein Werk hinein verarbeitet habe, daß sich also bei einer genaueren Betrachtung Cr. III als ein aus verschiedenen Bestandteilen zusammengefügtes Gedicht herausstellen würde. Diese Möglichkeit kann ich hier nur andeuten und muß ihre Diskussion anderer Gelegenheit vorbehalten.

### 5. Metrik.

Die Metrik des sogenannten Crist hat in der schon erwähnten, im ganzen sorgsamem Königsberger Dissertation von Franz Schwarz neuerdings (1905) eine Darstellung erfahren, welche alle früheren Arbeiten auf diesem Gebiet von Frucht, Cremer u. a. überholt und überflüssig gemacht hat. Deutlich ergibt sich daraus, daß Cr. III von Cynewulfs Gedichten so stark abweicht, daß Gleichheit der Verfasser ausgeschlossen ist. Leider treten die Besonderheiten des Cr. III infolge des Fehlens einer Inhaltsübersicht und einer Zusammenfassung der wichtigeren Ergebnisse bei Schwarz nicht so klar hervor, als es zu wünschen wäre. Einige der am meisten in die Augen springenden Erscheinungen seien daher hier hervorgehoben.

1. Cr. III weist unter den Beispielen des Typus A<sup>3</sup> auffallend viele auf (die von Schwarz gegebenen Belege sind unvollständig), in denen die erste Hebung auf einer Präposition oder einer Konjunktion liegt z. B. 1075 *of þām ēdle*. 1097 *mid þī weorde*. 1444 *ymb mīn hēafod*. 1431 *ond þū meakte* (Schwarz S. 30 f.).
2. In Cr. III finden sich ungewöhnlich viele zweite Halbverse vom Typus B und C mit schweren und umfänglichen Eingangssenkungen (Schwarz S. 34. 46).
3. Zwei- und mehrsilbiger Auftakt ist häufig (S. 57 f.).
4. Schwellverse sind sehr zahlreich und auffallend gebaut (S. 59 ff.).
5. Possessivpronomen ist häufig Träger des Stabreims (S. 65).
6. B-verse allitterieren oft nur auf der letzten Hebung (S. 66).
7. In der Verwendung der Doppelallitteration ist Nachlässigkeit zu bemerken (S. 68).
8. Reim wird nicht ungerne, aber in anderer Weise als bei Cynewulf angewendet (S. 81).
9. Das Verhältnis von Hakenstil: Zeilenstil ist im Cr. III 5 : 4, im Cynewulfschen Cr. II wie 5 : 2 (S. 87).
10. Während Cynewulf (auch im Cr. II) Wörter mit langer Stammsilbe, deren zweite Silbe sich erst in ae. Zeit aus silbenbildenden l, r, m, n entwickelt hat, stets zweihebig gebraucht, ist die Zweihebigkeit in Cr. III unter 20 Belegen solcher Wörter nur dreimal gesichert (S. 96).
11. Flektierte Formen von *forþ*, *marh* haben bei Cynewulf kurze, im Cr. III lange Stammsilbe (S. 96).

12. Aufzulösende Formen sind bei Cynewulf gar nicht oder nur vereinzelt, in Cr. III aber sehr häufig anzutreffen (S. 98).
13. In Cynewulfs sicheren Werken kommt dem Worte *worold* immer nur eine Hebung zu, so daß man für Cynewulf vielleicht bereits Einsilbigkeit dieses Wortes annehmen darf. Cr. III dagegen liefert neben 16 Belegen für einhebigen *worold* auch zwei für zweihebigen (S. 101).

Aus diesen Eigentümlichkeiten zieht Schwarz, indem er sich vornehmlich auf die Kriterien 10—13 stützt, den Schluß, daß Cr. III älter sein müsse als Cynewulf. Im Vorbeigehen erwähnt er freilich auch die Möglichkeit, daß die sprachlich-metrischen Abweichungen statt auf zeitlicher auf dialektischer Verschiedenheit beruhen, da z. B. die westsächsische Mundart die alten Sprachformen länger bewahre, als die nordhumbrische. Aber die größere Wahrscheinlichkeit hat seiner Meinung nach die Annahme für sich, daß verschiedenes Alter für die Unterschiede verantwortlich zu machen sei. Diese Meinung scheint ungenügend begründet. Daß die unter 10—13 aufgeführten Besonderheiten als Zeugnisse höheren Alters angesehen werden können und in vielen Fällen so angesehen werden müssen, soll keineswegs geleugnet werden. Aber beim Cr. III dürfte eine solche Interpretation durch die (in Kriterium 1—9) daneben vorhandenen zahlreichen Anzeichen für nachlässigere, gegen die in älteren Denkmälern beobachteten Regeln des Allitterationsverses oft verstoßende Verstechnik ausgeschlossen werden. Diese verraten einen Verfall der alten Kunst, wie er nur bei den jüngeren Erzeugnissen altenglischer Dichtung, und selbst bei ihnen kaum in solchem Umfange, sich feststellen läßt. Einige von den metrischen Eigentümlichkeiten im besonderen, namentlich aber das vereinte Auftreten aller in einem einzigen Gedicht werden meines Erachtens überhaupt erst recht verständlich unter der Voraussetzung, daß wir in Cr. III nicht rein englische, sondern von kontinentalgermanischen, niederdeutschen Vorbildern beeinflusste metrische Form erkennen müssen.

Fassen wir die ausschlaggebenden Kriterien etwas näher ins Auge, so ist zunächst zu bemerken, daß wir kaum mit Schwarz genötigt sind, in Versen wie *fūcentācen fēores. wundorblēom geworht* u. s. w. die auf ursprünglich silbenbildenden Konsonanten endigenden Wörter *fūcen. tācen. wundor* u. s. w. als metrisch einhebig anzusehen, wenn wir annehmen dürfen, daß im zweihebigen Gebrauch derselben die im Altsächsischen nach Sievers Altgerm. Metrik § 116 ganz gewöhnliche Art der metrischen Behandlung solcher Wörter sich im Englischen widerspiegeln.

Zu 11. In den Versen 1073 *fēores frāturc.* 1573 *se þe nū his fēore nyle.* 1592 *fīra fēorum* verlangt das Metrum nur dann Länge der Stammsilbe in *fēores. fēore. fēorum.* wenn wirklich die kontrahierte Form die

originale ist. Dürfte aber an ihrer Stelle eine unkontrahierte as. Form *ferahes* u. s. w. als ursprünglich dastehend vorausgesetzt werden, so wäre damit den Anforderungen der Metrik ebenfalls vollkommen genügt.

Zu 12. Die zahlreichen, von Trautmann und Schwarz zusammengestellten Verse, welche, damit sie metrisch genügend werden, Auflösung der überlieferten kontrahierten Wortformen verlangen, würden auch unter der Voraussetzung alle richtig, daß man die entsprechenden as. Formen dafür einsetzen dürfte. Das im einzelnen nachzuweisen, wäre überflüssig, da jeder die Umsetzung leicht selbst vornehmen kann. Ein von Trautmann übergangener Vers bedarf vielleicht besonderer Besprechung. 946<sup>a</sup> *þonne call þrēo* wird von Schwarz zu dem A<sup>3</sup>typus gerechnet. Das wäre aber zweifellos ein recht schlechter Vers. Könnte er nicht dadurch entstanden sein, daß ein tadelloser altsächsischer B-vers *than alla thriu* bei der wörtlichen Übertragung ins ae. zerstört wurde?

Zu 13. Unter der Voraussetzung einer as. Grundlage, die *werold* gar nicht anders als zweisilbig gebraucht haben könnte, würde das zweiehebige *worold* neben einhebigen in Cr. III ebenfalls verständlich. In der Regel könnte, wenn der einhebige Gebrauch wirklich zweifellos sicher ist (vgl. die Bemerkungen zu 10), der englische Umdichter die seiner Zeit angemessene einsilbige Form angewandt haben, gelegentlich aber, durch das Metrum gezwungen, bei der zweisilbigen Form seiner Vorlage geblieben sein.

Die Hoffnung, daß die von mir vorgeschlagene Interpretation der sprachlich-metrischen Eigentümlichkeiten des Cr. III den Tatsachen ohne Zwang gerecht werde, wächst noch durch die Beobachtung, daß diese metrischen Kriterien mit den für as. Vorlage sprechenden rein sprachlichen und stilistischen in besonders reichem Maße in den erzählenden und schildernden Partien zusammentreffen, während umgekehrt die an Merkmalen des Verfalls des Allitterationsverses und Stiles reicheren predigtartigen, moralisierenden Teile fast keine Kriterien irgend welcher Art liefern, aus denen auf Zusammenhang mit der as. Dichtung geschlossen werden könnte. Doch wäre es gewagt, eine reinliche Aussonderung der verschiedenen Bestandteile mit Rücksicht auf die Abhängigkeit vom as. vornehmen zu wollen.

Welche Bedeutung diesem Ergebnis meiner Untersuchungen, falls es sich stichhaltig erweisen sollte, für die Beziehungen der ae. christlichen Dichtungen untereinander und für ihre Chronologie, wie auch für die Geschichte der as. Literatur zukäme, brauche ich nicht weiter auszuführen.

Basel, 14. März 1907.



## Der Kothurn im fünften Jahrhundert.

Von

Alfred Körte.



Personæ pallæque repertor honestæ  
Aeschylus et modicis instravit pulpita tignis  
et docuit magnumque loqui nitique cothurno.

Diese Verse der horazischen *ars poetica* (278 ff.) gelten seit alters für das grundlegende Zeugnis über Aischylos' Verdienste um die äußeren Formen der dramatischen Aufführungen. Freilich an *pulpita modicis tignis instrata* in Aischylos' Zeit glaubt heute fast niemand mehr,<sup>1)</sup> aber Horaz' Angaben über Aischylos' Bühnentracht erfreuen sich ziemlich allgemeinen Ansehens. Sie werden gestützt durch ein reichhaltiges griechisches Zeugnismaterial, das Friedrich Schöell in der Einleitung zu Ritschls Ausgabe der *Sieben gegen Theben* S. 29 ff. bequem zusammengestellt hat. Allerdings wird die Erfindung der Maske nur noch von Porphyrio (zu dieser Stelle), von Euanthius (*de fabula* I, 2) und zweifelnd

<sup>1)</sup> Meines Wissens hält nur Albert Müller „Das attische Bühnenwesen kurz dargestellt“ S. 56 ff an ihnen fest.

von dem Pariser Traktat (Cramer Anecd. Par. I, 19) Aischylos zugeschrieben,<sup>1)</sup> aber die sonstigen Eigenheiten des späteren Tragödenkostüms, Schleppgewand und Stelzenschuhe führt eine stattliche Reihe von Gewährsmännern auf ihn zurück.<sup>2)</sup> Es macht wenig aus, daß die Zeugen über den Namen des aischyleischen Stelzenschuhs nicht einig sind, daß er bei Horaz, Porphyrio, in der Vita und dem Pariser Traktat *κόθορονος*, bei Suidas *ἐμβάτης*, bei Philostrat und Themistios *ὀκρίβας* heißt, denn in der Sache stimmen alle offenbar überein.<sup>3)</sup> Alle diese Nachrichten über Aischylos' Neuerungen in der Bühnentracht gehen ohne Frage auf eine ältere griechische Autorität zurück, deren Zeit und Glaubwürdigkeit zunächst ermittelt werden muß. Da ist es denn von großer Bedeutung, daß Aristoteles in seiner Skizze der Entwicklung der Tragödie (Poet. 4) von Aischylos' Verdiensten um das tragische Kostüm noch nichts weiß, während er doch seine übrigen Neuerungen so nachdrücklich hervorhebt. Aristoteles' Schweigen ist keinesfalls aus seiner Gleichgültigkeit gegen die äußeren szenischen Mittel zu erklären, denn er berücksichtigt ja die *σκηνογραφία* als Erfindung des Sophokles. Es drängt sich dann weiter die Frage auf, woher *kamte* denn überhaupt ein Gelehrter in Aristoteles' Zeit oder noch später erfahren, wie Aischylos' Schauspieler aussahen und wodurch sie sich von denen des Phrynichos, Choirilos,<sup>4)</sup> Thespis unterschieden? Aus den Tragödien selbst kann wohl eine methodische Interpretation erschließen, daß seit dem und dem Stück eines bestimmten Dichters am Spielplatz ein Haus mit bemalter Vorderansicht vorausgesetzt wird, aber unmöglich kann ein Tragiker seine Helden verraten lassen, daß sie eine Maske vor dem Gesicht, Holzklötze unter den Füßen und ein gepolstertes Schleppgewand tragen. Kann man etwa der Lektüre des Britannicus oder der Phaedra entnehmen, daß Nero und sein Hof in Racines Zeit Allongeperücken und Galanteriedegen, die griechischen Heroinen aber Reifröcke trugen?

Eine mit Aischylos gleichzeitige attische Prosaliteratur gab es nicht, selbst Jon von Chios hätte höchstens über die Schauspielertracht in Aischylos' letzter Zeit, aber nicht über die seiner Vorgänger etwas

1) Nach Suidas v. *Αἰσχύλος* erfand er nur die *προσωπεῖα δεινὰ καὶ χρώμασι κεχρισμένα* und dasselbe scheint Philostrat vit. Apoll. VI 11 zu meinen.

2) Vita Med. 13, Suidas v. *Αἰσχύλος*, Philostr. vit. Soph. I 9, vit. Apoll. VI 11, Themist. or. 26 p. 382 D. Cram. Anecd. Par. I p. 19.

3) Roberts Versuch (22<sup>tes</sup> Hallisches Winkelmannsprogramm S. 28 f. *κόθορονος* von *ἐμβάτης* als wesentlich verschieden zu trennen, scheidet trotz der einen Dio-Stelle LXIII 22, 4 an dem reichen von Amelung bei Pauly-Wissowa V 2482 ff unter *ἐμβάτης* beigebrachten Material. Lukian z. B. gebraucht beide Wörter unterschiedslos neben einander Gall. 26, de salt 27, mehr darüber unten S. 211 f.

4) Nach Suidas v. *Χοιρίλος* gab es auch Leute, die diesem die Erfindung der Masken und des tragischen Kostüms beilegen wollten.

erzählen können — wenn überhaupt damals irgend jemand für solche Beobachtungen Interesse gehabt hätte. Zuverlässige literarische Nachrichten aus der ersten Hälfte des V. Jahrh. lagen also Aristoteles' Nachfolgern ebensowenig vor wie uns. Nun hätten freilich die für antiquarische Forschung interessierten Gelehrten des IV. und III. Jahrhunderts die bildliche Überlieferung zu Rate ziehen können, Pinakes siegreicher Choregen gab es wenigstens aus der Zeit nach 480<sup>1)</sup> und gewiß haben sie nicht selten die Schauspieler im Kostüm treulich wiedergegeben, aber Aristoteles' Beispiel, der einen solchen Pinax des Thrasippos Pol. VIII 6, 1341 a. 35 zum Beweise für die Ausübung des Flötenspiels in attischen Bürgerkreisen anführt, hat offenbar keine Nachfolge gefunden, niemals wird ein Denkmal zur Erläuterung des ältesten Kostüms benutzt.

Die Generation nach Aristoteles bevorzugte eine ganz andere, reichlich, aber nicht rein fließende Quelle für die Geschichte der Tragödie, nämlich die alte Komödie. Bei Athenaios I 21f. wird ganz offen der kritische Grundsatz ausgesprochen *παρὰ δὲ τοῖς κωμικοῖς ἢ περὶ τῶν τραγικῶν ἀπόκειται πίστις* und dieser Satz steht mitten in einer dem Chamaileon von Pontos entlehnten Auseinandersetzung über Aischylos' Verdienste um die Tanzkunst. Da zum Belege für die dem Chamaileon entnommenen Angaben aristophanische Verse zitiert werden, ist es zweifellos, daß die grundsätzliche Benutzung der Komiker für die Tragiker eben die Methode des Chamaileon war.<sup>2)</sup> Weiter führt uns nun ein Blick auf die vorausgehenden Sätze 21 d *καὶ Αἰσχύλος δὲ οὐ μόνον ἐξεῦρε τὴν τῆς στολῆς εὐπρέπειαν καὶ σεμνότητα, ἣν ζηλώσαντες οἱ ἱεροσάνται καὶ δαδούχοι ἀμιγέννυνται ἀλλὰ καὶ πολλὰ σχήματα ὀρχηστικὰ αὐτὸς ἐξευρίσκων ἀνεδίδον τοῖς χορευταῖς. Χαμαιλέον γοῦν πρῶτον αὐτὸν φησι σχηματίζειν τοὺς χορούς κτλ.* Bei der engen Verbindung beider Sätze dürfen wir als sicher annehmen, daß Athenaios auch die Angabe über Aischylos als Erfinder der *εὐπρέπεια καὶ σεμνότης τῆς στολῆς* dem Werke des Chamaileon *Περὶ Αἰσχύλου* entnahm, und weiter, daß Chamaileon seine Anschauungen über Aischylos' Verdienste um die Bühnentracht auf demselben Wege gewonnen hat, wie die über Aischylos' Leistungen für die Orchestik. Chamaileon ist der älteste Schriftsteller, der dem Aischylos eine Spezialuntersuchung widmete, und sein Werk hat stark gewirkt,<sup>3)</sup> wie besonders die sehr oft wiederholte Geschichte von Aischylos' Trunkenheit und Sophokles' Urteil über sie lehrt,<sup>4)</sup> in ihm werden wir unbedenklich den oben gesuchten ältesten Gewährsmann für die einhellige Tradition über Aischylos' Neuerungen im Kostüm er-

1) Plut. Them. 5.

2) Das hat Leo bereits hervorgehoben, Die griechisch-römische Biographie S. 105.

3) Vgl. Leo a. a. O. 104 f.

4) Die Stellen gesammelt von Schoell, a. a. O. S. 14 f.



kennen dürfen.<sup>1)</sup> Durch die Erkenntnis seiner Methode ist uns aber mittelbar auch das Urtheil über seine Glaubwürdigkeit gegeben, wir haben uns an seine Gewährsmänner die alten Komiker zu halten. Gewiß konnten die Dichter der alten Komödie, wenn sie auch meist erst ein Menschenalter nach Aischylos' Tode zu dichten begannen, aus mündlicher Tradition noch mancherlei darüber wissen, wie in der Väter Zeiten die Tragöden ausgesehen hatten, aber es ist selbstverständlich, daß sie solch Wissen mit derselben freien Phantasie und derselben ungebundenen Laune verwerteten wie andere historischen Kenntnisse. Grundsätzlich müssen also Chamaileons Nachrichten über Aischylos' Kostümneuerungen ebenso mißtrauisch betrachtet werden, wie die aus gleicher Quelle stammenden Geschichten von Euripides' Hahnreischhaft und Perikles' Anstiftung des peloponnesischen Krieges.

Es trifft sich nun gut, daß wir noch die Komikerstelle besitzen, auf der aller Wahrscheinlichkeit nach die ganze Vorstellung des Chamaileon und seiner Gefolgschaft beruht. In den Fröschen verteidigt sich Aischylos gegen den Vorwurf, seine Helden führten Worte von der Größe des Lykabettos und Parnassos im Munde mit den Versen 1058 ff.

ἀλλ' ὃ κακόδαιμον ἀνάγκη  
 μέγ' ἄλλον γνωμῶν καὶ διανοιῶν ἴσα καὶ τὰ ἤγματα τίθειν·  
 κάλλως εἰκὸς τοὺς ἡμιθέους τοῖς ἤγμασι μείζονσι χρῆσθαι  
 καὶ γὰρ τοῖς ἱματίοις ἡμῶν χρῶνται πολὺ σεμνοτέροισιν,  
 ἀμοῦ χρηστῶς καταδείξαντος διελυμῆρω σύ. Εὐρ. τί δράσας;  
 Αἰσχ. πρῶτον μὲν τοὺς βασιλεύοντας ἄκι' ἀμπισχόν, ἔν' ἔλειναι  
 τοῖς ἀνθρώποις φαίνονται εἶναι κτέ.

Die Sprache der Helden muß groß und feierlich sein wie die Tracht in der sie auftreten, das hat Aischylos gelehrt, Euripides aber mißachtet. Da haben wir Aischylos als Erfinder der *σεμνότερα ἱμάτια* so gut wie der *ἤγματα μείζονα*, grade das Wort *σεμνότης* kehrt bei Chamaileon-Athenaios wieder und liegt in Übersetzung bei Horaz vor. Es war nur natürlich, daß Chamaileon, und die ihm folgten, in die nach Aristophanes' Zeugnis von Aischylos erfundene *σεμνή στολή* alles einschlossen, was die Schauspieler ihrer Zeit von gewöhnlichen Sterblichen unterschied, also außer dem langärmeligen, bis auf die Füße reichenden Prachtgewand auch die Erhöhung durch Stelzschuhe<sup>2)</sup> und vielleicht auch die Maske. Wie eng für späteres Empfinden grade diese Steigerungsmittel der äußeren Erscheinung mit tragischer Erhabenheit zusammengehörten, zeigt recht eine Stelle des Philostrat vit. Apoll. VI 11 ἐνθρονοῦσθαι

1) Es verdient Beachtung, daß auch in der Mediceischen Vita 2 die *εὐρήματα* des Aischylos durch Aristophanesverse erläutert werden.

2) Es wird sich unten S. 210 ergeben, daß in Chamaileons Zeit die Erhöhung der Schuhe noch nicht so weit fortgeschritten war wie in der Kaiserzeit.

δὲ (Αἰσχύλος) καὶ τὴν τέχνην ὡς προσφῶν τῷ μεγάλῳ μᾶλλον ἢ τῷ καταβεβλημένῳ τε καὶ ὑπὸ πόδα σκευοποιίας μὲν ἤψατο εἰκασμένης τοῖς τῶν ἡρώων εἶδεσιν, ὀκρίβαντος δὲ τοὺς ὑποκριτὰς ἀνεβίβασεν, ὡς ἴσα ἐκείνοις βαινοίεν, ἐσθῆμασί τε πρώτος ἐκόσμησεν. ἃ πρόσφορον ἡρώσι τε καὶ ἡρώοισιν ἡσθῆσθαι, ὅθεν Ἀθηναῖοι πατέρα μὲν αὐτὸν τῆς τραγῳδίας ἡγοῦντο.

Freie Auslegung einer ganz allgemein gehaltenen Aristophanesstelle<sup>1)</sup> hat also die spätere Vulgärmeinung erzeugt, und sobald man diesen ihren Ursprung erkannt hat, ist man auch von ihr befreit.

In Aristophanes' Zeit wirkte die Tracht der tragischen Schauspieler fremdartig, und man wußte, daß sie seit Generationen diesen unattischen Charakter besaß, das ist das einzige, was man den Versen der Frösche mit Sicherheit entnehmen kann. Weiterhelfen zum Verständnis von Ursprung und Aussehen des tragischen Kostüms der klassischen Zeit können nur Zeugnisse anderer Art.

Mit dem Bühnenkostüm stellt Chamaileon bei Athenaios a. a. O. die Tracht der Hierophanten und Daduchen zusammen, und in der Tat lehren die Denkmäler und vereinzelte Schriftstellernachrichten, daß diese, und außer ihnen auch Flötenspieler und Kitharoden, gleich den tragischen Schauspielern den langen prächtigen Ärmelchiton trugen.<sup>2)</sup> Daß die stolzen Priestergeschlechter von Eleusis ihre Amtstracht der Bühne entlehnt hätten wie Chamaileon behauptet, ist ganz undenkbar,<sup>3)</sup> aber auch die zuletzt von Bethe<sup>4)</sup> verfochtene Zurückführung der verwandten Kostüme auf alte Göttertracht läßt sich nicht so glatt durchführen, wie es zunächst scheint. Ich wenigstens vermag den Einwurf Roberts,<sup>5)</sup> daß ein *χιτών χειριδωτός* bei alten Götterbildern nicht nachweisbar sei, nicht zu widerlegen. Die unläugbaren Schwierigkeiten löst wohl am besten Pringsheims Annahme (a. a. O. S. 14), daß als gemeinsame Wurzel des tragischen, musischen und eleusinischen Kostüms die Festtracht — und zwar, wie ich hinzusetzen möchte, die jonische — der Peisistratidenzeit anzusehen sei;<sup>6)</sup> damals hat Thespis die erste Tragödie in Athen auf-

<sup>1)</sup> Es ist natürlich nicht zu erweisen, daß Chamaileon neben dieser nicht noch andere Komikerstellen benützt hat, aber sicherlich lassen sich alle späteren Folgerungen leicht aus den Versen der Frösche herausspinnen.

<sup>2)</sup> Das Material für die Tracht der eleusinischen Priester ist vortrefflich gesammelt und erläutert in Pringsheims wertvoller Dissertation *Archaeologische Beiträge zur Geschichte des eleusinischen Kultes* S. 1—14.

<sup>3)</sup> Meines Wissens ist von den Neueren nur Amelung bei Pauly-Wissowa III 2213 geneigt ihm Glauben zu schenken.

<sup>4)</sup> *Prolegomena zur Geschichte des Theaters* S. 42 ff. und *Arch. Jahrb.* XI 294.

<sup>5)</sup> 23<sup>tes</sup> Hallisches Winkelmannsprogramm S. 16.

<sup>6)</sup> Als besonders charakteristisch für die Entstehung der Hierophantentracht in der Peisistratidenzeit hebt Pringsheim mit Recht die Frisur hervor, die er auf der Lovatellischen Urne trägt.

geführt, damals hat das eleusinische Heiligtum eine bedeutsame Umgestaltung erfahren.

Was sich für den bunten Ärmelchiton bisher nicht nachweisen läßt, die Zugehörigkeit zum Kostüm des Dionysos, läßt sich nun aber für den tragischen Kothurn, dem diese Untersuchung in erster Linie gilt, mit voller Sicherheit dartun. Um den Beweis überzeugend zu führen, muß ich leider mancherlei wiederholen, was schon von andern ähnlich gesagt ist.<sup>1)</sup>

Das wichtigste, vielfach falsch interpretierte Zeugnis steht in den Fröschchen 46 ff. Herakles kann, als er dem Dionysos die Tür öffnet, das Lachen nicht verbeißen

*ὄρῶν λεοντῆν ἐπὶ κροκοτῶν κειμένην.*

*τίς ὁ νοῦς; τί κόθορνός καὶ ὄπαλον ξυνηλέτην;*

Dionysos hat den ihm, dem Weichling, eigentümlichen Kleidungsstücken, Safrankleid und Kothurn, die Attribute des Herakles, Löwenfell und Keule beigesellt und diese erborgten Zeugen dorischer ἀρετῆ passen schlecht zu der jonischen τρυφή. Von Schauspielertracht ist hier gar nicht die Rede, nur die den beiden Göttern zukommenden Kleidungs- und Ausrüstungsstücke werden einander gegenübergestellt. Von dem κροκοτός sagen die älteren Scholien mit Recht *Λιονυσιακὸν φόρεμα ὁ κροκοτός*,<sup>2)</sup> und daß der Kothurn zur typischen Dionysotracht gehörte, bestätigt — wenn es einer Bestätigung bedürfte — Pausanias VIII 31, 4: Im Tempel des Zeus Philios zu Megalopolis fällt ihm nämlich die Ähnlichkeit des Kultbildes mit Dionysos auf *κόθορνοί τε γὰρ τὰ ὑποδήματα ἔστιν αὐτῶ καὶ ἔχει τῆ χειρὶ ἐκπωμα τῆ δὲ ἑτέρῃ θύρσον*. Wie der Kothurn des Dionysos aussieht, erfahren wir freilich weder von Aristophanes noch von Pausanias, aber da helfen Herodot und Vergil weiter. Herodot erzählt VI 125 die lustige Geschichte von Alkmaion, dem Kroisos zum Lohne für die Unterstützung seiner Untertanen in Delphi so viel Geld versprach, als er auf einmal aus der Schatzkammer forttragen könne. Das fängt der kluge Athener folgendermaßen an *ἐνδὺς κιθῶνα μέγαν καὶ κόλπον πολλὸν καταλιπόμενος τοῦ κιθῶνος, κοθόρνους τοὺς εὕρισκε εὐρυτάτους ἔοντας ὑποδησάμενος ἦτε ἐς τὸν θησαυρὸν, ἐς τὸν οἱ κατηγέοντο, ἔσπεσόν δὲ ἐς σωρὸν ψήγματος πρῶτα μὲν παρέσαξε παρὰ τὰς κνήμας τοῦ χρυσοῦ ὅσον ἐχώρει οἱ κόθορνοί, μετὰ δὲ τοὶ κόλπον πάντα πλῆσάμενος χρυσοῦ καὶ ἐς τὰς τρίχας τῆς κεφαλῆς διατάσας*

1) Vgl. Crusius Philol. 48 S. 701 ff und Robert 22tes Hallisches Winckelmannsprogramm 22 ff.

2) Dies in Attika nur von Weibern geschätzte Gewand (Amelung bei Pauly-Wissowa III 2324) tragen im üppigen Sybaris die Ritter in Prozessionen Athen. XII 519 c. Zur Kleidung des Dionysos gehört der κροκοτός in der berühmten πομπή des Ptolemaios Philadelphos nach Kallixenos von Rhodos bei Athen. V 198 c.



τοῦ ψήγματος καὶ ἄλλο λαβὼν ἐς τὸ στόμα ἐξήγε ἐκ τοῦ θησανροῦ, ἔλκων μὲν μόγις τοὺς καθόρους παντὶ δὲ τρω οἰκῶς μᾶλλον ἢ ἀνθρώπων.

Vergil ruft Georg. II 7 den Gott an:

Huc, pater o Lenaeae, veni, nudataque musto  
tingue novo mecum *dereptis crura cothurnis.*

dazu bemerkt der Kommentar des Probus: Cothurni sunt calceamentorum genera venatorum, quibus crura etiam muniuntur; cuius calceamenti effigies est in simulacris Liberi et Dianae.

Danach sind die Kothurne Schaftstiefel, die an den Waden ziemlich hoch hinaufreichen,<sup>1)</sup> und es gilt nun Dionysosdarstellungen mit solchen Stiefeln zu suchen. Die schwarzfigurige Vasenmalerei liefert so viel ich sehe kein Material, sie gibt im allgemeinen nur denjenigen Göttern und Helden Stiefel, die besonders viel zu laufen haben,<sup>2)</sup> vor allen dem Hermes, und die vorkommenden Stiefelformen entsprechen nicht dem aus Herodot gewonnenen Bilde des Kothurns. Auf rotfigurigen Vasen des strengen und des Übergangstils trägt dagegen Dionysos nicht selten Stiefel mit hohem Schaft, und von dieser Zeit an verschwinden sie nie wieder ganz aus der Tracht des Gottes. Von älteren Beispielen aus der ersten Hälfte des fünften Jahrhunderts nenne ich folgende:

1. Gerhard Auserl. Vasenb. Taf. 64
2. " " " " 84—85
3. Monum. d. Inst. XI 50
4. Compte Rendu de St. Pet. 1867 Taf. IV
5. " " " " " 1867 " VI
6. Daremberg-Saglio Dictionn. des antiqu. I 629 Fig. 712, wiederholt bei Baumeister Denkm. I 434 Fig. 483.

Ich mache besonders auf die an letzter Stelle genannte Darstellung aufmerksam, weil die Stiefel hier sehr hoch sind und der Gott zugleich einen langen frauenhaften Chiton aus dünnem Stoff trägt, der besonders an den Dionysos der Frösche gemahnt.<sup>3)</sup> Dieselben Stiefel tragen auf streng-

<sup>1)</sup> Daß der *κόθορος* im Gegensatz zu den *εμβάτης* einen weiten Schaft gehabt habe, folgert Robert S. 32 mit Unrecht aus der Erzählung Herodots. Alkmaion nimmt natürlich viel zu weite Exemplare der höchsten ihm bekannten Stiefelform, um möglichst viel Gold rings um die Unterschenkel stopfen zu können.

<sup>2)</sup> Von den vielen Figuren der François-Vase sind nur Hermes, die Gorgonen und einer der kalydonischen Jäger (Thorax) beschuht.

<sup>3)</sup> Jüngere Beispiele aus der Vasenmalerei des fünften Jahrh. sind Millin Peint. de vases ant. I, 9, Compte-Rendu 1861 T. IV; an Skulpturen nenne ich den Dionysos des Kalamis in Tanagra s. Reisch Arch. Jahresh. IX 230 Fig. 65, das Relief von Koropi bei Reisch Griech. Weihgesch. 124 Fig. 12, den Dionysos aus Tralles in Konstantinopel (früher fälschlich Apollon genannt), das Relief von der Skene des Dionysostheaters in Athen s. Svoronos, Das Athener National-Museum Taf. 62; andere Beispiele bei Reinach Répert. de la Stat. I. S. 383 und 391.

rotfigurigen Vasen mehrfach Silene,<sup>1)</sup> auf etwas jüngeren auch Thamyris<sup>2)</sup> und Artemis.<sup>3)</sup>

Daß diesen Stiefeln des Dionysos der Name Kothurn gebührt, ist nach Aristophanes, Herodot und Vergil nicht zu bezweifeln, und zum Überfluß wird es durch ihre Wiederkehr bei Artemis bestätigt, denn auch diese — und zwar sie allein von allen Göttinnen — kommt in der Literatur mit Kothurnen vor.<sup>4)</sup>

Sicherlich sind diese hohen Stiefel nicht in Attika erfunden, sondern von auswärts übernommen worden, und zwar deutet ihr Vorkommen bei Thamyris, später auch bei Orpheus<sup>5)</sup> sowie ihre Verbindung mit einem thrakischen Mantel bei dem Silen der Duris-Vase entschieden auf thrakischen Ursprung. Andererseits sind die Kothurne nach Herod. I 155 und VI 125 im sechsten Jahrhundert in Lydien zu Haus, und so ist es wahrscheinlich, daß sie als Tracht des Dionysos zuerst auf dem Umweg über Jonien nach Attika gelangt sind.

Fragen wir nun, wie sich der tragische Kothurn zu dem des Dionysos verhält, so wird man von vornherein voraussetzen dürfen, daß die Fußbekleidung des Tragöden, die den gleichen Namen führt wie die des Gottes, ursprünglich auch von gleicher Form gewesen ist.<sup>6)</sup> und diese Voraussetzung wird denn auch voll bestätigt durch die beiden einzigen Denkmäler aus dem Ende des fünften Jahrhunderts, die uns tragische Schauspieler in Kostüm zeigen. Auf der Neapler Satyramphora, deren Mittelgruppe am Kopf dieses Aufsatzes nach Mon. d. Inst. III 31 wiederholt ist, wird das Kostüm der Schauspieler<sup>7)</sup> mit minutiöser Treue wiedergegeben und gerade deshalb hat das scheinbare Fehlen des Kothurns oft Erstaunen erregt.<sup>8)</sup> In Wirklichkeit tragen sowohl Herakles wie der von Prot

1) Psykter des Duris Furtwängler-Reichhold Griech. Vas. Taf. 48. ferner Mon. d. Inst. V 35, Gerhard. Auserl. Vas. 57.

2) Mon. d. Inst. II 23 und VIII 43.

3) Bull. Nap. n. s. VI, 5.

4) Verg. Ecl. VII 32 puniceo stabis suras evincta cothurno. Vgl. Prot. zu Verg. Georg. II 32.

5) Der Orpheus des Neapler Reliefs trägt besonders hohe Stiefeln wesentlich derselben Art. Vgl. jedoch S. 212.

6) Es ist vielleicht nicht überflüssig noch einmal zu betonen, daß für eine stelzenartige Erhöhung des Kothurns schlechterdings kein literarisches Zeugnis aus dem fünften Jahrhundert vorhanden ist.

7) Daß die Schauspieler im Satyrspiel mit Ausnahme des Silen das gleiche Kostüm hatten wie die Tragöden, hat schon Wieseler Göttinger Studien II (1847) 628 ff. gezeigt, und bestätigend tritt der von Bethe Arch. Jahrb. XI Taf. 2 veröffentlichte Andromedakrater hinzu, wo freilich auf treue Durchführung des Bühnenkostüms verzichtet ist, aber an dem Chiton der Heldin genau die gleichen prächtigen Muster wiederkehren wie auf der Satyrvase.

8) Vgl. den vortrefflichen Aufsatz von Prot Schedae philologiae H. Usener oblatae S. 53.

wohl mit Recht Laomedon benannte König Kothurne, nämlich eben dieselben hohen Schaftstiefel, die wir bei Dionysos kennen gelernt haben, nur in besonders reicher Ausstattung, und um jeden Zweifel auszuschließen, hat auch der Gott selbst auf unserem Bilde augenscheinlich ganz dasselbe Schuhwerk wie seine menschlichen Diener.<sup>1)</sup>

Auf dem ungefähr gleichzeitigen Schauspielerrelief aus dem Piraeus, das zuletzt von Studniczka eingehend gewürdigt,<sup>2)</sup> aber leider noch immer nicht ausreichend abgebildet worden ist, verdecken leider die langen Chitone bei allen drei Schauspielern die Schuhe großenteils, aber nichts hindert, diesen die gleiche Form zu geben wie auf der Satyrvasse, und ganz sicher ist, daß sie nicht mit stelzenartigen Klötzen oder auch nur mit starken, erhöhenden Sohlen versehen sind.

Diesen positiven Zeugnissen für den stelzenlosen Kothurn des fünften Jahrhunderts möchte ich noch zwei negative anreihen, Tragikerstellen, die sich mit dem Gebrauch des Stelzenschuhs nicht vertragen. Euripides läßt im Orestes 1369 ff. den Phryger selbst erzählen, er sei vom Dach gesprungen.

*Ἀργεῖον ξίφος ἐκ θανάτου πέφενγα  
βαρβάροισ ἐνμάροισιν  
κεδρωτὰ παστάδων ὑπὲρ τέραμνα  
Ἰωρικὰς τε τριγλύφους.*

Dieser Sprung vom Dach der Skene war für den maskierten Schauspieler unter allen Umständen eine unangenehme Sache; wenn aber der ärmste Klötze unter den Schuhen trägt, wie sie etwa die Elfenbeinstatue von Rieti zeigt, so wird das Springen eine unmögliche Zumutung, die der so klug für die Bedürfnisse der Bühne schaffende Dichter nie an seine Künstler gestellt hätte. Diese Notlage hat denn auch die Schauspieler, als der Kothurn erhöht wurde, zu einer Interpolation veranlaßt.<sup>3)</sup> Zwischen den Gesang des Chors und die Monodie des Phrygers sind unorganisch die Verse eingeschoben 1366:

*ἀλλὰ κτυπεῖ γὰρ κληῖθρα βασιλικῶν δόμων  
σιγῆσαι'. ἔξω γὰρ τις ἐκβαίνει Φρυγῶν  
οὔτε πευδόμεσθα τῶν δόμοις ὅπως ἔχει.*

<sup>1)</sup> Wieseler hat das ganz richtig gesehen S. 634. aber dann, wie so oft, eine treffende Beobachtung durch einen Wust toter Gelehrsamkeit erstickt.

<sup>2)</sup> Mélanges Perrot 307 ff; seinem Zeitansatz „eher noch im fünften als im frühern vierten Jahrhundert“ stimme ich durchaus zu, aber seine Deutung der Masken scheint mir unsicher.

<sup>3)</sup> Daß der Sprung den Schauspielern auch ohne Stelzenschuh unbequem war und sie zu einer Textänderung führen konnte, will ich natürlich nicht leugnen, aber nach Aufkommen des Stelzenschuhs mußten sie solchen Ausweg suchen.



Das gelehrte Scholion zu 1366 hat die Interpolation ganz richtig gewürdigt, die Verse seien von den Schauspielern eingelegt *ἵνα μὴ κατοπαθῶσιν ἀπὸ τῶν βασιλείων δόμων καθαιλλόμενοι.*

Die andere Stelle hat bereits Crusius<sup>1)</sup> herangezogen und Robert<sup>2)</sup> hat sich vergeblich bemüht, ihre Beweiskraft zu erschüttern. Aischylos' Agamemnon scheut sich bei seinem feierlichen Einzug, die von Klytämestra hingebreiteten Purpurteppiche mit Schuhen zu betreten, und läßt sich noch auf dem Wagen stehend die Fußbekleidung abnehmen 935 ff.

*ἀλλ' εἰ δοκεῖ σοι ταῦθ' ὑπαί τις ἀρβύλας  
λύοι τάχος πρόδουλον ἔμβασιν ποδός  
καὶ τοῖσδέ μ' ἐμβαίνονθ' ἀλουργέσιν θεῶν  
μή τις πρόσωθεν ὄμματος βάλοι φθόνος.*

Trug Agamemnon den Stelzschuh, so erschien er bei seinem Einzug in den Palast plötzlich um ein beträchtliches Stück kleiner, und das mußte lächerlich wirken. Unmöglich kann man Aischylos zutrauen, daß er ganz aus freien Stücken ein Motiv erfand, welches in einem wichtigen Augenblick die szenische Wirkung empfindlich störte.<sup>3)</sup>

So vereinigen sich bildliche und literarische Zeugnisse des fünften Jahrhunderts — und nur solche dürfen für uns maßgebend sein — zu dem, wie mir scheint, sicheren Ergebnis: Der Kothurn ist ein ursprünglich nichtgriechischer Stiefel mit hohem Schaft, den Dionysos seit Anfang des fünften Jahrhunderts vielfach trägt, von dem Gotte geht er, wohl in aischyleischer Zeit,<sup>4)</sup> auf die tragischen Schauspieler über, die ihn ganz in der gleichen Form ohne jede künstliche Erhöhung mindestens bis zum Ausgang des fünften Jahrhunderts bewahren.

Ich könnte hier mit dem Hinweis darauf schließen, daß der Kothurn in der nachgewiesenen Form auch auf den unteritalischen Vasen des vierten Jahrhunderts, deren Beziehungen zum Theater ja bekannt sind, außerordentlich beliebt ist, es tragen ihn hier nicht nur die Theaterkönige wie Kreon<sup>5)</sup>, Oinomaos<sup>6)</sup>, Lykurgos<sup>7)</sup>, Phineus<sup>8)</sup>, Agamemnon<sup>9)</sup>,

1) Philol. 48, 704.

2) A. a. O. S. 32.

3) Robert hilft sich mit der verzweifelten Annahme, das Ausziehen werde nur markiert — dann mußte das Publikum doch mindestens im Augenblicke des Absteigens sehen, daß der König ungeachtet seiner feierlichen Erklärung den Purpur mit Schuhen betrat.

4) Bei Aischylos' Neigung für das Exotische ist es wohl wahrscheinlich, daß gerade er die Schauspieler mit der fremdartigen Fußbekleidung ausgestattet hat, die damals für Dionysos aufgekommen war, aber beweisen läßt sich das nicht.

5) Huddilston Greek tragedy in the light of vase paintings Fig. 23, 24.

6) Ann. d. Inst. 1840 tav. N, 1851 tav. Q.

7) Mon. d. Inst. V 22.

8) Furtwängler-Reichhold Taf. 60.

9) Furtwängler-Reichhold Taf. 89.

sondern auch jüngere Helden wie Orestes<sup>1)</sup>, Pylades<sup>2)</sup>, Myrtilos<sup>3)</sup>, Pelops<sup>4)</sup> und mit besonderer Vorliebe die Figuren, die erst durch die Tragödie in die Sage eingeführt sind, so Apate<sup>5)</sup> und verwandte Rachegeister<sup>6)</sup>, ferner die Pythia der Eumeniden<sup>7)</sup>, die Trabanten der Könige<sup>8)</sup> und ständig die Pädagogen.<sup>9)</sup>

Es scheint mir aber doch wünschenswert, noch einige Fragen kurz zu erörtern, die mit meinem Thema in engem Zusammenhang stehen, und Einwürfen vorzubeugen, die ich voraussehe. Zunächst bedarf es der Rechtfertigung, daß ich konsequent ein Denkmal bei Seite gelassen habe, welches nach Robert entscheidende Bedeutung für die ganze Frage hat, nämlich das auf Marmor gemalte Bild einer tragischen Szene aus Herculaneum. Robert hat es in seiner vorzüglichen Publikation (22tes Hallisches Winckelmannsprogramm Taf. II S. 14—37) für die treue Kopie des Anathems erklärt, das der Chorege des Euripides im Jahre 428 weihte, und meinen Widerspruch gegen diese These<sup>10)</sup> hat er im 23ten Winckelmannsprogramm S. 17 Anm. 1 entschieden zurückgewiesen. Hier ist die Heldin, nach Robert Phaidra, durch hohe Kothurne, eine Maske mit mächtigen Onkos und starke Auspolsterung des Körpers zu einem Scheusal herausgeputzt, das dem Schauspieler von Rieti kaum etwas nachgibt. Robert selbst erkennt die Beweiskraft der Satyrvasen und des Piräusreliefs für ihre Entstehungszeit durchaus an, die Agamemnonstelle, die früher für ihn selbst ausschlaggebend war,<sup>11)</sup> schiebt er jetzt bei Seite, und so kommt er zu der eigentümlichen Theorie, daß Euripides den hohen Stelzenschuh hatte, daß man ihn unmittelbar nach seinem Tode radikal beseitigte,<sup>12)</sup> daß dann bald nach Alexander ein Schuh mit hoher Sohle eingeführt wurde, der sich allmählich in der Kaiserzeit wieder zu dem Stelzenschuh des fünften Jahrhunderts auswuchs. Und dies merkwürdige Hinundher, das noch toller wird, sobald man der Agamemnonstelle ihr Recht läßt, soll man zu glauben gezwungen sein, weil das Original des Marmorbildes nach Robert ins 5te Jahrhundert gehört,

1) Huddilston Fig. 5, 19, 20.

2) Huddilston Fig. 18.

3) Mon. d. Inst. V 23.

4) Ann. d. Inst. 1840 tav. N. 1851 tav. Q.

5) Furtwängler-Reichhold Taf. 88.

6) Huddilston Fig. 15 u. 26.

7) Huddilston Fig. 5, der sichtbare Teil des Stiefels entspricht durchaus dem Kothurn des Orestes.

8) Furtwängler-Reichhold Taf. 60, Mon. d. Inst. V 22, X 26.

9) Huddilston Fig. 14, 15, 23, 24. Mon. d. Inst. V 22, Mon. nouv. ann. 1836 Taf. 5.

10) Deutsche Literaturzeitung 1899 Nr. 44.

11) Hermes 31 S. 548 Anm. 1.

12) Die Neapler Satyrvasen setzt er S. 25 Ende des fünften Jahrhunderts.

„was übrigens jedem sein Stilgefühl von selbst sagen sollte.“ Man vergleiche doch einmal den herculanensischen Schauspieler mit denen der Satyrvase und des Piraeusreliefs genauer, da liegen so fundamentale Unterschiede vor, daß ein Übergang von der herculanensischen Phaidra zum Laomedon der Vase innerhalb von rund 20 Jahren eine völlige Revolution in der Bühnenkunst bedeutet haben würde. Es handelt sich keineswegs nur um die Stelzenschuhe, die übermäßig große, gleichsam gedunsene Kopfmaske und die Auspolsterung des ganzen Körpers, aus dem die Arme dann so puppenhaft kurz hervorragen, gehören notwendig dazu. Wohl bewahren die Gestalten der Vase und des Reliefs in Schnitt und Schmuck ihrer Gewänder einen Hauch altertümlicher Strenge und fremdartigen Prunks, aber sie sind trotz Maske und buntem Chiton doch lebende Menschen des fünften Jahrhunderts, nur genau so weit von den attischen Bürgern verschieden wie die Helden der Euripideischen Tragödien; die Heroine des Marmorbildes ist dagegen vollkommen in schwülstiger Konvention erstarrt, eine Puppe, kein Mensch. Und von einer so gewaltigen Umwälzung der theatralischen Mittel binnen kurzer Zeit sollten wir gar nichts erfahren, auch nicht durch die Komödie, der doch gerade damals die Tragödie so sehr interessant ist?

Nimmt man nun hinzu, daß die Tracht des herculanensischen Schauspielers notorisch der Entstehungszeit des Marmorbildes entspricht, daß man sich damals überhaupt für Theaterdarstellungen interessierte, und daß das Bild künstlerisch weitaus das schlechteste der vier im selben Haus gefundenen ist, so wird man auch dem feinsten Stilkritiker die Berechtigung absprechen dürfen, auf Grund dieses Zeugnisses die aus Denkmälern und Schriftstellern des fünften Jahrhunderts sich ergebende Entwicklung des tragischen Kostüms jäh zu durchbrechen. Ich halte es, um eine der Möglichkeiten anzudeuten, für durchaus denkbar, daß der Maler einen alten Pinax benutzte, aber dem Protagonisten, der ja allein Kothurn und Zubehör trägt, mit den äußeren Mitteln seiner zeitgenössischen Bühnentechnik zu der ihm unerläßlich scheinenden tragischen Würde verhalf. Die menschlich kämpfende Medea des Euripides entsprach ja auch dem späteren rhetorischen Geschmack nicht mehr.

Wenn ich früher<sup>1)</sup> die allmähliche Erhöhung des Kothurns schon in die Mitte des vierten Jahrhunderts verlegte und die Erzählung des Demochares von Aischines Sturz<sup>2)</sup> auf der Bühne für diese Annahme verwerten wollte, so ziehe ich das Roberts Einspruch gegenüber zurück und gebe ihm zu, daß eine künstliche Erhöhung der Schauspieler nicht

1) a. a. O.

2) vit. Aesch. 7 p. 269 Westerm. Übrigens kam es für meine Zwecke nicht auf die Wahrheit der Anekdöte des Demochares an, sondern darauf, ob sie seinen Zuhörern glaublich scheinen konnte.



vor der Zeit Alexanders begonnen zu haben scheint.<sup>1)</sup> Sobald man einmal mit einer starken Sohle den Anfang gemacht hatte, wuchs dann der Kothurn unaufhaltsam bis zu den abscheulichen Stelzen der Kaiserzeit, die Gestalt der Tragödie auf der Homerapothese des Archelaos von Priene zeigt die Entwicklung schon recht weit fortgeschritten.

Ferner muß ich noch eingehen auf die sonstigen Nachrichten über Kothurne, die von ihrer Verwendung im Theater absehen, und auf die ganz ähnlichen Stiefelformen, die oft mit ihnen zusammengeworfen werden. Fest steht zunächst, daß in aristophanischer Zeit auch von Frauen Kothurne getragen wurden; der geplagte Bleyros in den Ekklesiastuzen hat seine *λακωνικά* nicht finden können und eilt infolgedessen auf die Straße 346 *εἰς τὸ κοθόρνῳ τὸ πόδ' ἐνθρεῖς*. Dieselben Schuhe hat er kurz vorher 319 *Περσικά* genannt. Auch Lys. 638 wird der Kothurn als Frauenschuh genannt.<sup>2)</sup> Weiter erfahren wir durch Xenophon Hell. II 3, 30, der politisch wetterwendische Theramenes habe den Spitznamen *κόθορνος* gehabt *καὶ γὰρ ὁ κόθορνος ἀρμόττειν μὲν τοῖς ποσὶν ἀμφοτέροισι δοκεῖ, ἀποβλέπει δὲ ἀπ' ἀμφοτέρων*, dieser Spitzname hat auch einer gegen Theramenes gerichteten Komödie des Philonides den Titel *Κόθορνοι* geliefert.<sup>3)</sup> Alle späteren Grammatikerzeugnisse, die immer wiederholen, der Kothurn passe auf beide Füße, gehen ersichtlich auf diese Xenophonstelle zurück, haben also keinen selbständigen Wert<sup>4)</sup> Ein Stiefel, der auf beide Füße passen soll, muß entweder eine dem Fuß gar nicht angepaßte, vorn ganz breite Form der Sohle haben, und so faßt man im Anschluß an Etym. Magn. *κόθορνος γυναικεῖον ὑπόδημα τετραγώνον τὸ σχῆμα ἀρμόζον ἀμφοτέροισι τοῖς ποσὶ* die Sache in neuerer Zeit meist auf, oder aber er darf gar keine feste Sohle haben, sondern muß ganz aus weichem Leder oder Filz bestehen. Derartige sohlenlose, dem Fuß sich leicht anpassende Stiefel sind heute in Kleinasien sehr beliebt, besonders bei den Tscherkessen, sie bedecken den ganzen Unterschenkel wie ein lederner Strumpf und werden im Haus anbehalten,<sup>5)</sup>

<sup>1)</sup> Das Material gibt Robert 22tes Winckelmannsprogramm S. 26 ff. Ich will noch bemerken, daß ich die Rückführung der pompejanischen Friesbilder Mon. d. Inst. XI 30—32 auf Vorlagen des 4ten Jahrhunderts für möglich halte.

<sup>2)</sup> Mit der Frage, welche Vögl. 994 Peithetairos an Meton richtet *τίς ἢ πίνουα, τίς ὁ κόθορνος τῆς ὁδοῦ*; weiß ich nichts anzufangen, alte und neue Erklärungsversuche sind gleich unbefriedigend; der Berliner könnte sagen „wat soll ick mir da for'n Stiebel draus machen?“

<sup>3)</sup> Fragmente bei Kock CAF I 255. Die Pluralform des Titels ist natürlich wie bei *Αἰτναί, Ἀρχιλόχοι, Ησίοδοι* u. s. w. zu erklären. Vgl. Wilamowitz Aristoteles und Athen I 180 Anm. 84.

<sup>4)</sup> Sie sind am vollständigsten zusammengestellt in G. C. W. Schneiders attischem Theaterwesen 163 ff.

<sup>5)</sup> Im Haus die Stiefel anzubehalten, mit denen man über die Straße gegangen ist, verstößt sonst bekanntlich in der Türkei durchaus gegen die gute Sitte.

während man für die Straße einen ganz niedrigen Überschuh mit fester Sohle darüberzieht.<sup>1)</sup> In Ermanglung weiterer Zeugnisse glaube ich, daß die von attischen Frauen getragenen, von Xenophon erwähnten Kothurne diesen kleinasiatischen weichen Stiefeln entsprachen. Die Drohung der Frauen in der Lysistrate 657 *εἰ δὲ λυπήσεις τί με, τῷδε γὰρ ἴκλιον πατάξω τῷ κοθόρνῳ τὴν γνάθον* läßt sich mit einem solchen Stiefel mindestens ebensogut ausführen als mit einem, der feste Sohlen hat. Es verdient jedenfalls Beachtung, daß die Kothurne der Satyrvase keine abgesetzten Sohlen haben und fast wie Strümpfe aus feinem Leder oder Stoff den Fuß umschließen; auch auf den Abbildungen des Schauspielersreliefs kann ich keine Angabe der Sohlen bemerken.

Von hier aus lassen sich, glaube ich, auch die ziemlich dunklen Beziehungen des Kothurns zu den *ἐμβάται* und *ἐμβάδες* aufklären. Leider ist ja die reinliche Scheidung, welche Pollux zwischen den beiden letztgenannten Fußbekleidungen vornimmt IV 115 *καὶ τὰ ἐποδήματα κόθορνοι μὲν τὰ τραγικὰ καὶ ἐμβάδες, ἐμβάται δὲ τὰ κομικὰ*, nach Ausweis des von Anelung bei Pauly-Wissowa V 2484 f. zusammengestellten Materials nicht durchzuführen, beide werden beständig durcheinandergeworfen, und zwar ist es besonders interessant, daß die golddurchwirkten Schuhe aus Purpurfilz, welche der wie ein Tragödienheld herausgeputzte Demetrios Poliorketes trug, von Duris bei Athenaios XII 535 f. *ἐμβάται*, von Plutarch vit. Dem. 41 dagegen *ἐμβάδες* genannt werden. Beide Namen werden auch in gleicher Weise für den Tragödienschuh gebraucht,<sup>2)</sup> die Embades mitunter ausdrücklich dem Dionysos beigelegt,<sup>3)</sup> sie sind beide in der späteren Literatur, die ihre attischen Vokabeln aus dem Lexikon bezieht, von Kothurn überhaupt nicht mehr zu scheiden,<sup>4)</sup> Pollux VII 85 gibt das für die *ἐμβάδες* halb und halb zu, wenn er sagt *τὴν δὲ ἰδέαν κοθόρνοις ταπεινοῖς ἔοικεν*.

In der Zeit des Aristophanes und Xenophon besteht im Gebrauch ein ganz klarer Unterschied, *ἐμβάς* ist ein Männerschuh — als Blepyros seine *ἐμβάδες* nicht findet, nimmt er notgedrungen die *κόθορνοι* der

<sup>1)</sup> Beim Reiten begnügen sich die Tscherkessen nicht selten mit dem sohlenlosen Stiefel.

<sup>2)</sup> *ἐμβάται* heißt die Erfindung des Aischylos bei Suidas s. v. *Αἰσχύλος*, als tragischer Stelzschuh kommt das Wort besonders bei Lukian vor Necyom. 16, Jup. trag. 41, Saturn. ep. 19, de saltat. 27, de hist. conser. 22, aber auch bei Cassius Dio LXIII 22 und sonst, *ἐμβάδες* steht dafür z. B. Bekker Anecd. 746, Luc. Pseudolog. 19, Arr. Epict. I 29, 41, 43.

<sup>3)</sup> Kallidemos bei Athen. V 200 d, Luc. Bacch. 2.

<sup>4)</sup> Besonders charakteristisch ist, daß Lukian bei seinen ewig wiederkehrenden Schauspielervergleichen zur Abwechslung statt *ἐμβάται* oder *ἐμβάδες* auch einmal wieder *κόθορνοι* sagt Gall. 26.

Gattin<sup>1)</sup> — und zwar tragen ihn besonders ältere<sup>2)</sup> und ärmere Leute;<sup>3)</sup> über seine Höhe erfahren wir nichts, der *ἐμβάτης* dagegen ist sicher, wie der Kothurn, ein Stiefel mit hohem Schaft, denn Xen. de re equ. 12, 10 empfiehlt dem Reiter zum Schutze der Füße und Unterschenkel *ἐμβάται* aus starkem Leder. Wenn wir nun auf dem Parthenonfries eine ganze Anzahl Epheben hohe Reiterstiefel tragen sehen,<sup>4)</sup> und diese auch sonst bei Reitern des fünften Jahrhunderts wiederfinden z. B. dem Polydeukes der Talos-Vase (Furtwängler-Reichhold Taf. 38—39), so werden wir sie unbedenklich *ἐμβάται* nennen dürfen. Auf dem Parthenonfries sind die Träger der *ἐμβάται* nicht selten mit der thrakischen Pelzmütze ausgerüstet<sup>5)</sup> und das spricht dafür, daß auch die Stiefel aus Thrakien stammen.<sup>6)</sup> So kommen wir für die *ἐμβάται* zum gleichen Ursprung wie für die *ζόθογοι* und es ist in der Tat mitunter nicht auszumachen, ob man einen Schaftstiefel *ζόθογος* oder *ἐμβάτης* nennen soll, im Schnitt sehe ich keinen Unterschied, aber im Stoff und seiner Bearbeitung werden sie verschieden gewesen sein. Ich denke mir die Entwicklung folgendermaßen: Der hohe derbe thrakische Stiefel wird einmal von den Joniern und Lydern übernommen, von diesen erheblich verfeinert, vielleicht auch schon gelegentlich in Filz übersetzt, und so kommt er als Dionysos- und Frauentracht zu den Athenern unter dem Namen *ζόθογος*, andererseits lernen ihn die Athener auch in seiner ungemilderten Derbheit bei den Thrakern kennen und nehmen ihn als Reiterstiefel, *ἐμβάτης*, an. Sobald auch der *ἐμβάτης* verweichlichte — um es drastisch auszudrücken — und statt aus starrem Leder auch aus purpurnem Filz hergestellt wurde, wie es uns Duris von Demetrios berichtet, fielen *ζόθογοι* und *ἐμβάται* tatsächlich zusammen, und es ist kein Wunder, daß die späteren Schriftsteller zwischen beiden Namen keinen Unterschied mehr machen.<sup>7)</sup>

### Giessen.

1) Ar. Eccles. 314 und 346 vgl. auch 342. 507.

2) Ar. Plut. 759.

3) Ar. Eccles. 633, Wesp. 447; Js. V 11.

4) Michaelis Parthenon Taf. IX 3. 8, 19. 20 X. 4. 14, 26—46 XI 54. 56 XIII 74, 76, 106—109, 116, 117, 122, 127, 133.

5) Michaelis Taf. IX 8, 19, X 4, 36, XIII 108, 117, 120.

6) Pollux VII 85 erklärt die *ἐμβάδες* für ein *Θράκιον εἶδημα*.

7) [Dieser Aufsatz war schon gedruckt, als ich die Arbeit von Kendall Smith Harvard Studies in Classical Philology XVI 123 ff. kennen lernte, die auf anderm Wege zu wesentlich gleichen Ergebnissen kommt.]



## Die Anfänge der Kartographie in der Schweiz

mit Seb. Schmid's Anleitung zum Kartenzeichnen a. d. J. 1566.

Von

Rudolf Luginbühl.

Die Basler Universitäts-Bibliothek besitzt unter der Signatur A A I 32 ein deutschgeschriebenes, 24 Kleinquartseiten umfassendes Manuskript, das als die älteste Anleitung zum Kartenzeichnen in der Schweiz bezeichnet werden muß und sich überhaupt als eines der ältesten Werke über Kartographie ausweist. Es hat den Magister Sebastian Schmid zum Verfasser und stammt, wie aus einer Bemerkung auf dem Titelblatt hervorgeht, aus dem Besitze des berühmten Basler Buchdruckers Henric Petri.<sup>1)</sup> Die Vermutung liegt nahe, daß es dieser drucken lassen oder für eines aus seiner Offizin hervorgehenden Werke z. B. für S. Münsters Cosmographie, die 1567 wieder neu erschien, verwenden wollte; doch geschah dies nicht. Ein summarischer Überblick über die vorausgehenden kartographischen Bestrebungen namentlich in der Schweiz mag das Verständnis der Schrift Schmid's erleichtern.

Fast bis gegen Ende des 19. Jahrhunderts galt Ägidius Tschudi's Karte zu seiner „Alpisch Rhaetia“ 1538 als die älteste Karte der Schweiz.<sup>2)</sup> Leider konnte bis jetzt kein Exemplar derselben ausfindig gemacht werden. Sie ist einzig in der zweiten Ausgabe von Tschudi's „Rhaetia“ 1560 erhalten, von der man lange auch nur ein einziges Exemplar mit der Karte kannte, das sich auf der Universitäts-Bibliothek in Basel befindet, bis 1885 Prof. H. Graf in den Mitteilungen der naturforschenden Gesellschaft in Bern nachwies, daß auch die dortige Stadtbibliothek im Besitz eines Exemplares sei.<sup>3)</sup> Beinahe um die gleiche Zeit erschien

<sup>1)</sup> Ueber Henric Petri und vgl. Heitz und C. Chr. Bernoulli, Die Basler Büchermarken XXIII f. Stockmeyer und Reber, Beiträge zur Basler Buchdruckergeschichte S. 147. Allg. D. Biogr. XXV 521 f.

<sup>2)</sup> So noch R. Wolf in seiner grundlegenden Arbeit: Geschichte der Vermessungen in der Schweiz. S. 5.

<sup>3)</sup> Beitrag zur Kenntnis der ältesten Schweizerkarte von Aegidius Tschudi

in Band VI der „Quellen zur Schweizer Geschichte“ Konrad Türsts Schrift *de situ Confœderatorum*, herausgegeben von Meyer von Knonau und Herm. Wartmann mit einer Karte der Schweiz in Facsimile als Beilage.<sup>1)</sup> Während der Text Türsts noch in 4 Exemplaren vorhanden ist, findet sich die Karte nur in 2.<sup>2)</sup> Diese Arbeit samt der Karte entstand in den Jahren 1495—1497 in Zürich. Mithin müssen wir nun als älteste Karte der Schweiz diejenige des Konrad Türst ansehen.<sup>3)</sup> Sie ist zwar sehr primitiv, aber doch eine ganz lobenswerte Arbeit.<sup>4)</sup> Sieh in der Länge von Lindau bis zum Genfersee, in der Breite von Rotweil bis Giornico erstreckend, bezeichnet sie Flüsse durch blaue Linien, Ortschaften durch braun gehaltene Türmchen und Häuschen und Erhebungen durch grün abgetönte Häufchen. Ist sie auch nicht frei von starken Verzeichnungen, führt z. B. die Saane durch das Simmental nach Freiburg, gibt sie doch, wiewohl ohne ausgeführtes Gradnetz die astronomische Lage ziemlich richtig an.

Allein die Karten Türsts und Tschudis schienen für die Welt nicht zu existieren. Als Sebastian Münster<sup>5)</sup> 1540 eine neue Ausgabe des Ptolemäus bei Petri veranstaltete und ihr mehrere neue Tafeln, worunter fünf für die Schweiz, beifügte, galten letztere allgemein als die ersten Karten dieses Landes.<sup>6)</sup> Wohl war durch die Entdeckungen, die Er-

<sup>1)</sup> S. 1. 72.

<sup>2)</sup> Nämlich auf der Wiener Hofbibliothek und in Privatbesitz (Wunderly von Muralt) in Zürich.

<sup>3)</sup> So verdienstlich es ist, dass J. Landreia im Anzeiger f. d. Schweizergeschichte X 30 ff auf die 3 seiteneu Salamanca-Karten von 1555, 1563—1566 hinweist, so scheint mir doch seine Behauptung, daß Salamancas Karte die erste bedeutendere selbständige Gesamtkarte der Eidgenossenschaft und der verbündeten Gebiete sei, zu weitgehend, immerhin näherer Prüfung würdig.

<sup>4)</sup> Vierteljahrsschrift der naturforschenden Gesellschaft in Zürich XXV 428.

<sup>5)</sup> Über Seb. Münster vgl. R. Wolf. Biographien zur Kulturgeschichte der Schweiz II 1—20: S. Vögelin im Basler Jahrbuch 1882 S. 110 ff. Allg. D. Biogr.. Art. S. M., ganz besonders aber die grundlegende Monographie v. Victor Hantzsch: S. Ms. Leben. Werke und wissenschaftliche Bedeutung in den Abhandlungen der philol. histor. Klasse d. kön. sächsischen Gesellschaft d. Wissenschaften Bd. XVIII. No. III 1—187.

<sup>6)</sup> Die Schweiz verdankt Seb. Münster folgende Karten:

- a. 1538. Karte d. Schw., v. Tschudi entworfen, v. S. Münster durchgesehen zu *de prisca ac vera Alpina Rhaetia descriptio*. Basel 1538.
- b. 1538. Karte zu Jul. Solin, No. 10 *Helvetia*, vorige Karte in reduziertem Masstabe.
- c. 1540. zu Cl. Ptolemäus No. 33: *Helvetia*, teils nach Tschudi teils nach der Schweizerkarte d. Strassburger Ptolemäusausgabe von 1513. No. 48 *Lacus Constantiensis*. Die 3. u. 4. Aufl. der Münstersche Ptolemäusausgabe (Basel 1545 u. 1551), enthielt dazu No. 34. *Valesiae charta prior*. (Mit Recht hebt hier Münster hervor, dass diese Karte die erste sei,

findung des Buchdruckes und den Humanismus das Studium der Kartographie neu belebt worden; allein ihre Entwicklung schloß sich seit der ersten lateinischen von Karten begleiteten Ausgabe des Ptolemäus durch Jak. Angelus in Vicenza im Jahre 1475 auf 100 Jahre d. i. bis auf Ortelius und Mercator fast ganz an den Alexandriner Geographen an: beinahe alle Kartensammlungen bestanden ausschliesslich aus Ptolemäusausgaben, die das Prototyp unserer modernen Atlanten bilden und deren Zeichensprache sich noch in vielen Stücken bis heute erhalten hat.<sup>1)</sup> Wenn auch Tschudi,<sup>2)</sup> Seb. Münster<sup>3)</sup> und Stumpf<sup>4)</sup> eigene Vermessungen angestellt haben, so stützen sich ihre Schweizerkarten doch auf Ptolemäusausgaben, namentlich auf die Karte der römischen Alpenprovinzen, diejenigen S. Münsters speziell auf die schöne Tabula Helvetiæ der Straßburger Ptolemäusausgabe von 1513.<sup>5)</sup> Die Schweiz verdankt übrigens Stumpf die ersten Spezialkarten in Ptolemäischer Weise gezeichnet,<sup>6)</sup> und betreffs Seb. Münsters soll nicht verschwiegen werden, daß die von ihm für seine „Cosmographia“ 1544 erstellten 26 neuen Karten „die Grundlage und der Ausgangspunkt“ des gesamten deutschen Kartenwesens sind.<sup>7)</sup>

Selbstverständlich weckte das Bedürfnis nach besseren Karten auch dasjenige nach besseren Projektionsmethoden. Der Ingolstadter Professor Joh. Stab († 1522) lehrte 1502 die erste Projektionsmethode, die ganze Kugeloberfläche in der Ebene auszubreiten<sup>8)</sup>. Auf ihm gestützt veröffentlichte 1514 der Nürnberger Johannes Werner († 1528) sein „Libellus de quatuor terrarum orbis in plano figurationibus“, als Anhang zu einer lateinischen Übersetzung des ersten Buches der Geographie

welche jemals vom Wallis entworfen worden.) No. 35 Valesiae altera tabula, No. 36 Helvetia I Rheni tabula.

- d. 1544. Cosmographia No. 7 Helvetiae moderna descriptio = No. 36 Doppelblatt Im Text S. 331 Wallis aus der Vogelschau = oben No 34 u. 35 verkleinert. S. 351 Der Genfersee aus der Vogelschau z. T. nach Stumpf. S. 382 Der Wifelsburgergau aus der Vogelschau z. T. nach Stumpf. S. 528 Bodensee.

Dazu seine Basler Karte 1544 u. 1574 als fliegendes Blatt, 1575 in Ortelius Theatrum u. 1580 in Wurstisens Chronik herausgegeben. Vgl. V. Hantzsch l. c. 123.

1) Vgl. W. Wolkenhauer, Leitfaden der Geschichte d. Kartographie. S. 20. u die daselbst angeführte Literatur.

2) Alpisch Rhaetia.

3) Cosmographia 1544 und folg. Jahre.

4) Schwytzer Chronik. 1548.

5) V. Hantzsch l. c. S. 76.

6) R. Wolf l. c. S. 14.

7) W. Wolkenhauer l. c. S. 29.

8) Wolkenhauer l. c. S. 24.



des Ptolemäus, worin er drei Methoden lehrte, die Kugeloberfläche in Gestalt eines Herzens auf einer Ebene darzustellen, darunter die erste flächentreue Projektion.<sup>1)</sup> H. Glarean († 1562) gab 1527 in seinem Büchlein „De Geographia liber unus“ die erste Anweisung zur Zeichnung der einen Globus überziehenden Kugelstreifen, da man bis dahin unmittelbar auf die Kugel gezeichnet hatte.<sup>2)</sup> Einflußreicher als die genannten war das „Libellus de locorum describendorum ratione“ des Löwener Medizin-Professors Rainer Gemma Frisius († 1555), das 1533 zugleich mit Peter Appians *Cosmographicus liber* und Glareans *Geographiae liber unus* auf Blatt LVII—LXVI erschien. Gemma unterscheidet drei Arten der Landesvermessung. „Negare profecto non possum. quin omnium modorum certissimus in hac re sit is qui per longitudes ac latitudes locorum incedit, postea autem is qui per latitudes et angulos positionis regiones describit: Ultimo vero loco qui per solos positionis angulos agit. Quem modum hic primum ponimus, eoque aliis facilius sit et vulgarior.“ Schon Sebastian Münster benutzte zum Teil Gemma für seine *Cosmographia*<sup>3)</sup>. Im Jahre 1551 schrieb Georg Joachim von Lauchen genannt Joachim Rhäticus († 1574), Schüler des Copernicus, in deutscher Sprache eine *Chorographia*, die er dem Herzog Albrecht von Brandenburg widmete und worin er die drei Arten, wie man *chorographicas tabulas* machen könne, hauptsächlich in Anlehnung an Gemma, jedoch ohne ihn zu nennen<sup>4)</sup> erklärte. Ganz unabhängig von Rhätikus verfaßte Sebastian Schmid seine *Chorographia* und *Topographia*, die wir hier folgen lassen. Auch er hält sich an Gemma Frisius, nennt ihn sogar, bietet aber, soweit es ihm innerhalb der erwähnten Schranken möglich ist, eine selbständige, leicht verständliche Bearbeitung des schwierigen Themas. Wir schicken noch voraus, was wir über den Verfasser Seb. Schmid in Erfahrung bringen konnten.

Sebastian Schmid studierte Theologie, brachte es indes nicht zum theologischen Examen.<sup>5)</sup> Im Jahre 1579 besorgte er die Neu-Ausgabe von

1) W. Wolkenhauer I. c. S. 21.

2) W. Wolkenhauer I. c. S. 26.

3) Und zwar, was ich einer mündlichen Mitteilung des Hrn. Prof. Dr. Fritz Burckhardt verdanke, nicht erst in seiner großen 1544 zum ersten mal herausgekommenen *Cosmographia* (I. Buch, 2. cap. sondern schon in der 1536 erschienenen kleinen Schrift *Mappa Europae*, 1537 u. 1558 neu aufgelegt unter dem Titel *Cosmographiei Mappa Europae* V Hantzsch I. c. S. 39, 148, 149. S. Münster hebt dabei das unten von Seb. Schmid als „ander wys“ besprochene und erklärte Verfahren hervor. Vgl. Fritz Burckhardt: Über Pläne und Karten des Baselgebietes aus dem 17. Jahrhundert in *Basler Zeitschrift für Geschichte und Altertumskunde* V 292 und 352.

4) Mit Briefen des Joachim Rhäticus von Prof. Dr. F. Hipler veröffentlicht in *Zeitschrift für Mathematik und Physik* XXI. Jahrgang hist.-literar. Abteilg. S. 125—150.

5) Jakob Burckhardt, *Die Gegenreformation in den ehemaligen Vogteien Zwingen, Pfeffingen und Birsack* S. 178. In keinem der mir zugänglichen Matrikelbücher konnte ich seinen Namen finden.

Seb. Münsters Horologien.<sup>1)</sup> 1588 treffen wir ihn als Lehrer in dem Basel benachbarten badischen Orte Weil.<sup>2)</sup> Kurz darauf ließ er sich vom Bischof von Basel als evangelischer Pfarrer in Laufen, dann in Therwil und Allschwil gebrauchen, um sich hier als lutherischen Geistlichen gegen die reformierten Basler ausspielen zu lassen. Es ist deshalb auch begreiflich, dass letztere nicht aufs beste auf ihn zu sprechen kommen.<sup>3)</sup> — Als Ort der Abfassung nennt Schmid „apud novem ecclesias“. Aber welches von den über 30 Neunkirch gemeint ist, konnte ich nicht in Erfahrung bringen. — Zum Schluß sei hier noch einer Vermutung Ausdruck gegeben. Seb. Schmid benützt als erstes Beispiel Zürich und dessen Umgebung, was auf eine nähere Erforschung, vielleicht gar Vermessung dieser Örtlichkeiten schließen läßt. Im gleichen Jahre, als er seine Anleitung schrieb, kam daselbst Joost Murers berühmte Zürcher Karte heraus, wozu die sechs Holztafeln noch vorhanden sind; jene wurde sogar noch 1860 neu aufgelegt. Es ist nicht unmöglich, dass Seb. Schmid bei der Erstellung dieser Karte Murer behilflich gewesen ist.<sup>4)</sup>

### Chorographia et Topographia.<sup>5)</sup>

Underrichtung, wie man recht und kunstlich ein iede landschaft abcontrefehen und in grund legen solle. dur M. Sebastianum Schmid zu bsonderem wolgefallen etlicher siner guten günnner und diser kunst hebbhaberen zusammen getragen und vertütscht anno domini 1566.

descripsi 1567 1. Septembris  
apud novem Ecclesias

sum Henrici Petri.

Vorred in nachfolgende underwysung von beschrybung der landschaften, so man nempt in grund legen.

Des ganzen erdbodens gelegenheit und der nationen und länderen abtheilung mit saumt dem wüssen und vscirklen, in welchem clima oder parallela ein iedes glegen, was ouch ufgang und nidergang der sonnen (nach eines ieden orths erhöhung des poli) per tags und nachts lenge

<sup>1)</sup> Viktor Hantzsch, l. c. S. 170.

<sup>2)</sup> Jakob Burckhardt l. c. S. 99. Ich wandte mich darum an das General-Landesarchiv in Karlsruhe, erhielt aber durch die verdankenswerte Gefälligkeit des Hrn. Dir. Obser zur Antwort, daß daselbst nichts ausfindig gemacht werden konnte, weil die Akten über den Kirchen- und Schuldienst in Weil nicht bis ins 16. Jahrhundert zurückreichten.

<sup>3)</sup> Vgl. Jak. Burckhardt l. c. S. 111 u. 182.

<sup>4)</sup> R. Wolf, l. c. S. 16.

<sup>5)</sup> Text nach Weizsäckerschen Grundsätzen ediert, doch wurde y als Längenbezeichnung beibehalten.

mit sich bringe; desglichen wie dise universalbeschrybungen des ganzen erdbodens oder ouch der grösseren strecken der welt als Europae, Asiae, Africae oder sonst ganzer nationen und konigrychen als Tutschlands, Franckrychs, Hispaniens zu machen sygind und die land sampt iren stetten, fläcken, wassern, bergen nach rechter art und kunst der cosmographie inzeschryben sigend, sind wir uf dismal nit willens zu beschryben, sonder da man allein ein gewisses ort oder landtschaft, als da ist die ganz Eidgnoschaft, die Pfalz, oder noch ein kleineren cirk, gegne oder glegenheit, als das Zürichpiet, das Läberthal, den Bodensee mit sinen umbligenden orten und fläcken begart grundlich, eigentlich mit allen sinen ortheren, wasseren, flecken, dorfferen etc zu entwerfen und abconterfehen nach rechter kunst der cosmographi und topographi, welches man nempt ein landtschaft in grund legen und wend da hier für bringen die formen, wysen und gattungen, so uns bedunckend die allerbesten und geschicktesten ze sin mit bester truw und flyss, so wir vermogend.

### Die erst wys und form,

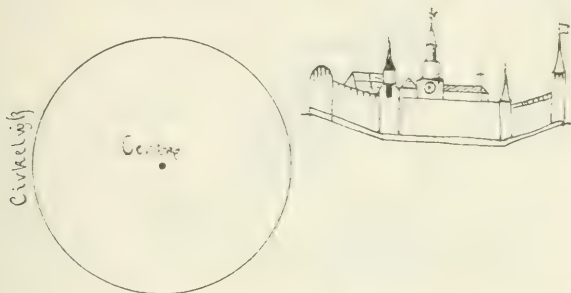
ein landschaft ze beschryben und in grund zu leggen us erkantniss der wyte eines ieden orts zu dem andern.

Zum ersten mustu machen ein mäbleiteren der mylen noch der wyte und lenge der landschaft, die du begarst zu beschryben, und magst die machen klein oder gross nach dinem gefallen und der proportion der feldierung. Als wann ich welte beschryben die loblich statt Zürich mit irem gebiet und anderen umbligenden orthren umb 6 myl und breit darumb, so mach ich die mäbleiteren der mylen als lang als die feldierung sin muss der ganzen taflen, und teil ouch ein iede myl ab in halb mylen und vierteil der mylen, damit ich im inschryben der orthren den mylen konde zugeben oder darvon nemmen, wie es die nothdurft erfordret, und nachmals wyter wirt gemeldet werden; dan die mylen nit glich sind. demnach so setz ich in die mitte der feldierung nach minem gefallen das centrum, das ist den punten der lagerstat der stat Zürich. Centrum ist der mitlescht punt eine ieden cirkels. Das centrum einer stat ist der mittelpunkt; dan oft umb mer zierd der landschaft willen malet man die stet grosser dan si sind ze rechnen gegen der proportion der ganzen feldierung; und damit man aber wüsse, wo das recht läger oder mittelpunkt sige einer ieden stat, onangesehen wie gross si der maler gemacht hat, uf al oder etlich syten vom waren centro, so verzeichnet man es mit einem ringlin und einem punten darin, welcher punten uns das centrum, das ist das lager und richt punt der selbigen stat bedüet.

Witer so setz ich das centrum einer anderen stat, die nach irer wyte von der stat Zürich in dise min landtafel komen sol und uf 6



mylen oder merthhalb 6 mylen von Zürich glegen ist, und setze si ietz in nach der wyte der mylen, die ich mit dem cirkel nim uss der mäßleitenen, und setzen si oben oder unden nach der wyte der mylen von Zürich in der feldierung nach minem gutdüncken und ich wil, das si von Zürich obsich oder nidsich glegen ist. Und mochte einer umb bessers verstands willen die vier orth der welt, als da ist ortus uffgang, occasus nidergang, meridie mittag und septentrio mittenacht schriben in die vier orth der feldierung dermaßen, das wenn die feldierung vor im lige zu oberst stunde mittennacht, zu unterst mittentag, und an der rechte syten hette uffgang und an der lingen syten nidergang. Und wenn ich nun die ander stat ingeschriben han und ich ietz die drit stat ouch insetzen wil, so ist mir von nöten zu wüssen derselben 3. stat wyte von beden voringschrybnen steten und nim uss der meßleitenen mit dem cirkel die wyte der mylen dises dritten orths von beden vorderigen orthen und setzen den einen fuß des cirkels in das centrum deren stat, deren wyte



ich mit dem cirkel gnomen hab und riß mit dem anderen fuß des cirkels einen blinden cirkelriss; gleicherwys nim ich ouch die wyte uss der messleitenen mit dem cirkel der anderen stat von diser dritten, die ich begär ingeschriben und setz den einen fuß des cirkels in das centrum diser andere stat, so ich schon ingeschryben hab und rissen mit dem anderen fuß des cirkels ouch ein blinden cirkelriss. Wo nun disere ireren blinden cirkelriss ein anderen anrührend, da ist das centrum der dritten stat, welches du gewiss finden magst, so du ein rechte linien züchst von des einen orts centro bis zum centro des anderen orts. So aber die zwen blinden cirkelriss ein anderen abschnydend, welches, so es geschicht, so schnydend si einanderen an zweien orten ab, so ist dan des dritten orts centrum oder läger am entwederen derselben zweien orten, welches du ietz lichtlich wirst kondem finden, so du trachttest, uff welche syten, die recht oder link das drit ort abwycht und glegen ist gegen den anderen zweien vermügeschten zu rechnen.

*Nota:* ein blinder cirkelriss, ein blinde linien oder blinde buchstaben sind die im rechten werch nit sollen gesehen werden, die

man allein brauchet, etwas anders damit zuegen zu bringen und ussrichte; welches, so es geschehen, man sinen nachwerts nit mer bedarf, nit anderst, dan wie man zu volführen ein gebüw oder ein hus gemalen ein grüst und brüge machet, der man nach geschech-



Messleiter der mÿlen



nen buw und ussgemachtem gmäld wider hinweg thut. Und diser blinden eirkelriss mit iren zalen und linien werdend wie in folgenden figuren zu unterschied der anderen, die im werch sichtig bliiben sollend, mit roter farb machen.

Und damit dir die sach dister verstentlicher sige, so nim das vorgend bys pyl, da ich wil beschryben die glegenheit und landschaft

Zürich, uff 6 myl darumb wyt und breit und mach zum ersten die messleitenen der mylen und teilen si us in mylen, halbmylen und viertheil der mylen. demnach so setz ich zersten in der feldierung die stat Zürich und die stat Schaffhusen nach der wyte der mylen, die ich mit dem cirkel us der messleitenen nim; das ist 4 mylen. Nun wolte ich gern ietz ouch andere stet inschryben, als Costantz, Wyl im Thurgouw, Winterthur, Eglisow, Zurzach, Keiserstul, Raperschwyl, so nim ich die wyte der stat Costantz von Zürich (ist 6 mylen) mit dem cirkel in der messleitenen und setzen einen fuss des cirkels in das centrum der stat Zürich, mit dem anderen fuss beschrib ich einen blinden cirkelriss; demnach nim ich ouch die wyte der stat Schaffhusen von Constantz, ist 4 mylen mit dem cirkel us der messleitenen und setz den einen fuss des cirkels in das centrum der statt Schaffhusen und beschryb mit dem anderen cirkelfuss ouch ein blinden cirkelriss, der den vordrigen an zweien ortnen abschnyt. So ich aber weiss, das Costantz von Zürich und Schaffhusen obsich wucht, so nim ich us dem den punkten der abschnydung der zweien blinden cirkelrissen, der obsich abwucht, und teil und sprich das, das sige der stat Costantz centrum. Nüt anderst musstu handeln mit allen anderen orten, steten vnd fläcken inzusetzen, als wen ich ietz begerte, in min forgenomme tafel ouch zu setzen die stat Winterthur, die zwo myl von Zürich und 4 von Costantz ligt, so nim ich mit dem cirkel die wyte zweier mylen uf der messleitenen und setz den einen fuss des cirkels in das centrum der stat Zürich; mit dem anderen fuss beschryb ich einen blinden cirkelriss; demnach nim ich ouch mit dem cirkel die wyte 4 mylen, und setz den einen fuss in das centrum der stat Costantz, und mit dem anderen beschryb ich ouch einen cirkelriss und wo er den vorgehenden cirkelriss berürt, da sprich ich, syge das centrum oder lager der stat Winterthur. besich die vorgende figur. Nit anderist mustu handeln mit allen anderen orten inzuschryben, die du in den tafel tragen wilt. Und wan du also nach rechter kunst alle stet, fläcken und dorfer, hoff ingeschryben hast, so kanstu dan ouch lichtlich inschryben die berg, see, wasserstromen, bech, wie ein iedes an sine gewüssne umbligende stet, flecken, dorfer grentzen und anfließt und von einem ort an das andere stosst. Als wan ich wolte den Zürichsee mit sinen umbligenden steten und dorferen beschryben nach rechter rat diser kunst, so setzen ich, nachdem ich die stat Zürich vorn inzeichnet, zum ersten, darnach die stat Raperschwyl als die obriste grenzen des Zürichsees und such ein centrum, wie vorglernet ist und sprich das Raperschwyl 2 myl lige von Zürich und 3 von Winterthur und finden ein lager oder centrum durch die blinden cirkelriss. Wan ich nun ein lager han, so such ich dan ouch Küßnach, Meilen. Stäfen am Zürichsee; darzu rechnen ich ouch die breite des sees, inzu-



scriben die dorfer der anderen syten als Dallwyl, Horgen und Wädischwyl und han ein rechnung einesteils, wie wyt ein iedes von Zürich gelegen und andersteils wie wyt ein iedes von sinem dorf gegen im uber ennet dem see ist, ouch lieg und schryb si all ordentlich in.

### *Verbesserung diser kunst.*

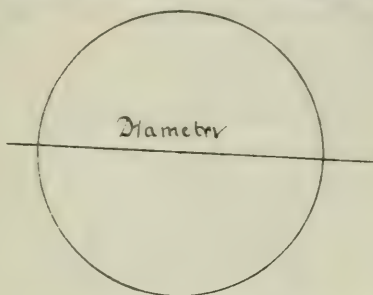
Und sichst derhalben, wie lichtlich alle ort mogind ingschryben werden, wan du allein allwegin die wyte eines ieden orts von dem anderen gwiß und eigentlich weist uff land und wasser. dise kunst ware ouch ganz gwiß und on allen fäl, wan die mylen uff erden ein anderen glich werind wie die gradus an den himlenscirklen. Diewyl aber die mylen niemermee glich sind, so folget, das, wan du allein einfeltig nachfolgest der meßleiteren im inscriben der ortheren und steten mit glychen mylen, das es ja nothalben nit allenthalben gwüß zutreffen kan. Da magstu aber ietz die sach treffen, so du den mylen zugibst oder abnimpst nach gestalt der sachen und si in wenig oder vilen stunden mogend gangen werden; und mochtest in diner meßleiteren mylen machen, deren iede 3 stund zimlichs fussgangs lang were und so du dan ein myl hettist inzuzeichnen, die länger wäre dam 3 stund fussgangs, iren zugeben oder so si kurzre von iren nemmen.

### **Die ander wys vnd form.**

Wir werdind in underwysung diser kunst uns diser ordnung beflussen, das wir allerwegen die verstentlicher, aber minder gwüssi form und gattung zum ersten beschryben werdend, damit es den anfortrenden, die dieser kunst begirig, dister verstentlicher syge und nach und nach ie ein wys und form us der anderen wüssind zu verbessern. Und diewyl die erst vorgesetzt form zwar die allerlichtist, aber ouch die allerongewissicht ist von wegen der unglische der mylen, wie vorgmeldet. so wend wir ietz in diseren anderen leren, wie du eigentlich und kunstlich selber kanst erfahren, wie wyt ie ein ort oder stat von der anderen lige. Und wirt das zuwegen bracht durch die angulos positionum, wie es die glerten nennend, wir aber umb kurze willen von denselben nit forhabens sind, vil meldung ze thon, sonder allein einfeltig beschryben wys vnd form, wie diss zu volbringen syge.

Zum ersten mustu haben ein gerecht Astrolabium oder so du keins hast, so mach dir us mosch, kupfer oder einer anderen geschlachten materi, die sich nit entwinde oder krumb werde, ein runde schyben zu dem abmessen solcher gestalt. Zeichne zum ersten das centrum der schyben mit A. In dises centrum A setz den einen fuss des cirkels und

span den anderen fuss us nach der wyte der ganzen schyben und riss einen runden cirkelriss umb und umb; dan dreh den cirkel eins fingers breit oder eins halben, je nach der proportione und grösse der schyben; so du machest (ie grosser du si aber machest, ie gwüsser und geschickter si zu bruchen ist), baß zusammen. und riss widerumb ein ganzen cirkelriss durch die ganze schyben, nach irer ründe. Zwüschend dise zwen cirkelriss mustu nochmals die zal schryben. Witer thu den cirkel umb ein wenig, (ongefar ums hanfsoimlins breit) nach baß zesamen und riss den ganzen driten cirkelriss. Zwüschend disem und dem mitlestem mustu schryben die gradus, die du voren weist; nach solchem zu ziech in mitten durch das centrum A ein grade linien<sup>1)</sup> durch die ganz schyben durchus

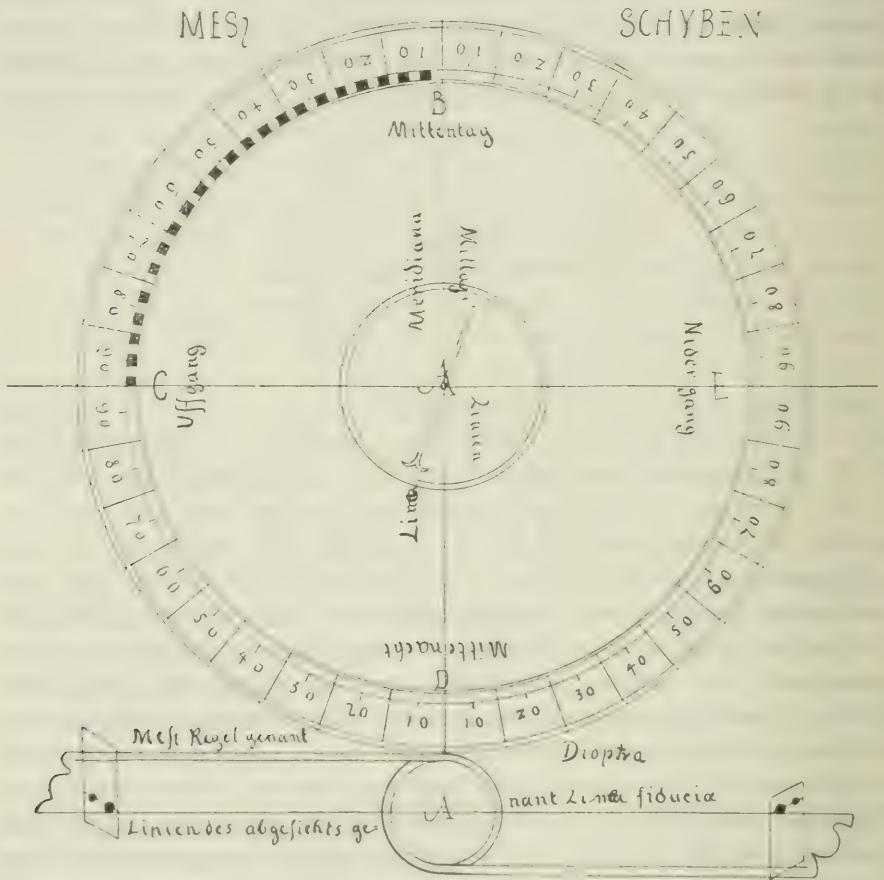


und die vorzogen cirkelriss; diese linien bezeichne bi iren enden mit C. E. Demnach züch ein andere linien ouch miten durch das centrum A biß hinus zum end der ganzen schyben, wie die vorgesetzt und bezeichne si by iren enden mit B. D. Und dise linie B. D sol mit der vorgenden linien C. E. die ganze schyben in 4 gliche teil (die man quadranten nempt) teilen. Dise 4 quadranten teil wyter ein ieden in 90 gradus. Dise gradus verzeichne in das kleiner und inner spatium zwüschend den runden cirkelrissen, und in das grosse und usser spatium schryb die zalen, so du vor von dem ussersten cirkelriss biß an den mitlisten kleine linien gezogen hast, grad nach dem linier us dem centro A und schryb die zalen in, das du anfahist von D und B uff bed syten nidsich und obsich von 10, 20 bis in 90, die zesamen komend in C. E, wie dich die hernach gesetzt figur genugsam lert. Witer schrib zu C ufgang, zum E nidergang, zum B mittentag und zum D mittenacht. So ist die ganz schyben grüst zu folgendem bruch.

Allein das du noch uff das centrum A setzest die mäßregel oder abgeseht, die die glerten Dioptram nennend mit sinen ußgerichten federlinen und löchlinen darin in aller wys und form, wie es im ruggen des astrolabi gebrucht würt und davon verzeichnet ist. Zu diserem in-

<sup>1)</sup> Dise mittellinie würd sonst genampt der diameter der messschyben. Dan ein iede grade linien, die mitten durch das centrum eines ieden cirkels gat und in zerteilt in zwen gliche teil oder halbcirkelschyben würt diameter genampt.

strument der schyben must ouch han einen compass mit einer guten und gengen magnetzungen. Und so nun solichs alles gerüstet hast, so solt du wissen, das du zu beschrybung einer landschaft oder lands dise instrumenta an zweien orten bruchen must. Welche zwei ort ich nemmen würd die stend, da man die anderen umbliegenden orth abmist, die du begerst inzuschryben. Und sig derhalben am ersten stand uff einen hohen thurm oder berg. da du getruwest am witisten umb dich zu sähen und



nim das Astrolabium oder runde schyben und setz dis etwan uff in massen, das es nach der blywag emporstande, und an keiner syten mer den an der andren nidsich sehe und das du ongehindert ringswys fry ussehen kondist. Darnach setz den compass uf die linien des mittags dermassen, das die linien der 12 stund schnurrichtigs uff der linien B D stande und darab mit wyche. Und ruck dan das Astrolabium oder schyben uff sinem läger mit dem compass und magnetzungen so lang und vil, biß das die magnetzung recht instadt. Und dan bevestne das Astro-



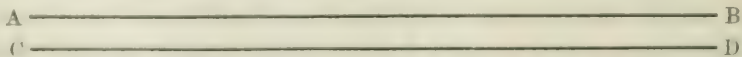
labium oder messschyben, das es nit me ab diser stat wyche, biß du alles abgemessen hast. Und thu den compass hinweg, dass er sin ampt ussgericht hat und setz die dioptram oder messregel in das centrum A und such durch die lochlin der abgesicht ie ein orth nach dem anderen die du gesehen magst (oder doch zum minsten die glegenheit, wo es hinnuss ligt; dan oft ergibt es sich, das die stet, flecken, etlich in thäleren und hinder den bergen verborgen liggend, und man dennoch wol weiß, wo sie hinus liggend, ob man si schon nit sehen mag,) die du begerst inzuschryben. Und wan du eins eigentlich gefunden hast, so verzeichne nebendsich registerswys uf ein bapir, wie vil gradus dasselbig ort abwycht von der mittagslinien, es sige gegen ufgang oder nidergang; darnach such ouch die abwychung des anderen driten und vierten orts und zeichne si alle flyssig uf. Ker aber guten flyss an, das das Astrolabium gwüss und recht stande nach den vier orten der welt und du eigentlich durch die messlöchlin der orten aller abwychung abmessist. Und so du nun am ersten stand alle ort abgemessen hast, so nim die instrumenta und verfüg dich an den andern stand, da du ouch truwst wyt umb dich zu sehen und handel uberall, wie vor im ersten stand und zeichne aber flyssig uf in ein papir registerwys das abwychen aller orthen von der mittagslinien desselbigen anderen stands, es syge gegen ufgang oder nidergang.

Und so du nun dises alles hast ufgericht, so fach an die ort in-schryben in die furgenomne tafel und das dergestalt: Nim fur dich die feldierung, darin du disere ingenomne landtschaft entwerfen wilt und zeichne darin das lager oder centrum des ersten stands, da du alle ort abgemessen hast und setz dan in dasselbige centrum einen fuss des cirkels; mit dem anderen beschryb ein zymlich grosse, einen blinden cirkelriss; den teil bald in 4 quadranten und ein iede quadranten in sine 90 gradus und schrib darzu die nammen der 4 orten der welt als ufgang, nidergang, mitentag, mittenacht. Demnach nim fur dich des ersten stands register der abgemessnen orten und such in diserem cirkel ir abwychen und der mittagslinien gegen ufgang oder nidergang und such dan us dem centro des cirkels (das ouch das centrum ist des ersten stands) ein grade linien durch den gradum des abwychens eines ieden orts, und schryb zu einer jeden linien mit blinden buchstaben den namen desselben orts. Dan erst nach volfurtem werch und man aller stetten centra durch bede linien funden hat, kan man ire nammen ustruckenlich darzuschryben. Darnach verzeichne in der linie des abwychens des anderen stands das centrum desselbigen anderen stands und nim dasselbig centrum als wyt von des vorigen stands centro als dir wolgefelt und dich bedunkt die ganze feldierung nach der proportion inzeschryben alle furgenomne ort erlyden moge und setzen den einen cirkelriss in

das ietz gezeichnet centrum des anderen stands und beschryb mit dem anderen fuss einen blinden cirkelriss in gleicher wyte oder grösse, wie der vorgend im ersten stand und teilend den ouch in sine 4 quadranten und ein iede quadranten in sine 90 grad, doch mit dem bescheid, das die mitaglinien des ietzigen cirkels ein parallellinien syge mit der mittaglinien des cirkels des ersten stands.<sup>1)</sup> das ist, das si glich wyt stonde allenthalben von der vorigen mittagslinien. Und so dises geschehen, so nim fur dich das ander register des abwyehens aller orten, so sond ingeschryben werden, das ich im anderen grund verzeichnen kan: und züch ich us dem centro dises cirkels grade linien durch die gradus aller Orten, wie dich das register lert in aller form wie vor im ersten cirkel ouch beschehen ist. Und wo ietz eines orts bede linien sines abwyehens, so us bede stenden centris gond, ein anderen abschnydend, da wüss, das es das centrum selbigen ortes ist.

Damit aber die sach dister verstantlicher syge, so nimm dis Exempel. Du wolist gern in grund legen und beschryben einen teil Brabants und Flanderen umb die stat Antorff gelegen. Damit du nun disere dister ringer volbringist, so styg zu Antorff uf den hohen thurm mit dinen instrumenten. Und setz das Astrolabium oder messschyben uff ein läger darzu komlich, und mit hilf des compass und magnetzungen stel es nach den 4 orten der welt. Darnach befestne es, das es ab diserem läger nit wychen moge, sonder sich nit endere, und thu den compass hinweg und setz in das centrum die messregel oder dioptram und fach an das abwyehen gegen ufgang oder nidergang zu messen der orthen, so beschriben wilt. Und findst, das die stat Gent (exempelwyss setzend wir solichs nit, das es grad also sige) abwycht von miternacht gegen nidergang 80 gradus. Diss verzeichne in den rigerstlin des ersten stands. Die stat Lyra wycht ab von mittentag gegen ufgang 60 gradus, die stat Melchel 8 grad von mitentag gegen nidergang, Löwen 4 grad von mitentag gegen ufgang, Brüchsal 25 grad von mitentag gegen nidergang, Mittelburg 60 grad von miternacht gegen nidergang und Bergen 20 grad von miternacht gegen nidergang. So du nun zu Antorff alle ort hast flyssig uffgezeichnet in ein register, die du begerst inzeschryben, so züch ich dan gen Brüssel mit denen instrumenten, dan die selbig stat der ander stand sin sol, und so du durch dine instrumenta

1) Parallellinien ist, da zwo oder mer linien glich wyt von ein anderen stond an allen iren orthen dermassen, das wan man si überus lang züge, si doch nimmermer haß zusammen oder wyter von einanderen kemind.



Die linien A B ist ein parallellinien mit der linien C D und ins gegenteil, so ist die linien C. D, ein parallella A B.

suchest. Wie vor bei Antorff, so findstu, das Lowen von mitentag gegen uffgang ligt oder abwycht 76 grad, Melchel und Lyra in einer linien von miternacht gegen ufgang 43 grad. Genth von miternacht gegen nidergang 29 grad, Mittelburg 33 grad von miternacht gegen nidergang und Bergen 5 grad von miternacht gegen uffgang. das alles verzeichne in ein register des anderen stands. Und facht ietz wider an, die furgenomme feldierung mit disen steten und orten zu zieren. Und verzeichnest derhalben vast in der mitte der feldierung einen puncten, der dir bedüet das centrum der stat Antorff; darin setz du den einen fuss des cirkels und mit dem anderen beschryb einen blinden cirkelriss; den teil in 4 quadranten, und schryb darzu die 4 ort der welt, namlich ufgang, nidergang, mitentag und miternacht. Und ein ieden der 4 quadranten teil in 90 gradus. Darnach so nim für dich das register der verzeichneten orten des ersten stands und such grade linien eines ieden ortes durch die grad oder puncten sines abwydens. Und so du aller orten linien gezogen hast, so nim dan die linien der stat Brüssel und verseichne darin ein puncten, der da syge das centrum der stat Brüssel und mach dan fern oder nach von Antorff nach der proportion der ganzen feldierung und wyte der orten, so du drin schryben wilt. In disem centro beschryb auch ein blinden cirkelriss und teil den in 4 quadranten, doch das die Mittaglinien der stat Brüssel ein parallellinien syge mit der mitaglinien der stat Antorff, wie doben gemeldet ist und teil ein ieden quadranten in 90 gradus und schryb auch darzu die 4 ort der welt; witer züch us diserem centro, (das dir die stat Brüssel bedüt) grade linien allen orten nach irem abwyden, wie vor in dem ersten cirkel. Und wo nun ietz die zwo linien eines orthes einanderen abschnydend, da ist das centrum derselbigen stat. Wo es sich aber begebe, als es auch etwan beschicht, das eines ortes bede linien diser zweien stenden parallellinien wärend und derhalben einanderen niemee abschnident, dan muss man zu dem selbigen ort ein anderen stand suchen zu. eintwederen der vorderigen, damit man es auch inschryben konde. Die see,

Register des ersten stands zu Antorff :		Register des andern stands zu Brüssel :	a
Gent von miternacht gegen nidergang .	80	Löwen von mitentag gegen ufgang . .	76
Lyra von mitentag gegen ufgang . .	60	Melchel von miternacht gegen ufgang	43
Melchel von mitentag gegen nidergang	8	Lyra von miternacht gen ufgang . .	43
Löwen von mitentag gegen ufgang .	4	Gent von miternacht gegen nidergang	29
Brüssel von mitentag gegen nidergang	25	Mittelburg von miternacht gegen nidergang . . . . .	33
Mittelburg von miternacht gegen nidergang . . . . .	60	Bergen von miternacht gegen ufgang	9
Bergen von miternacht gegen nidergang	20		





nach der wyte diser spatien mach ich ein messleiteren der mylen zu der taflen, beschouwe die vorgesezte figur.

### Die drit wys vnd form.

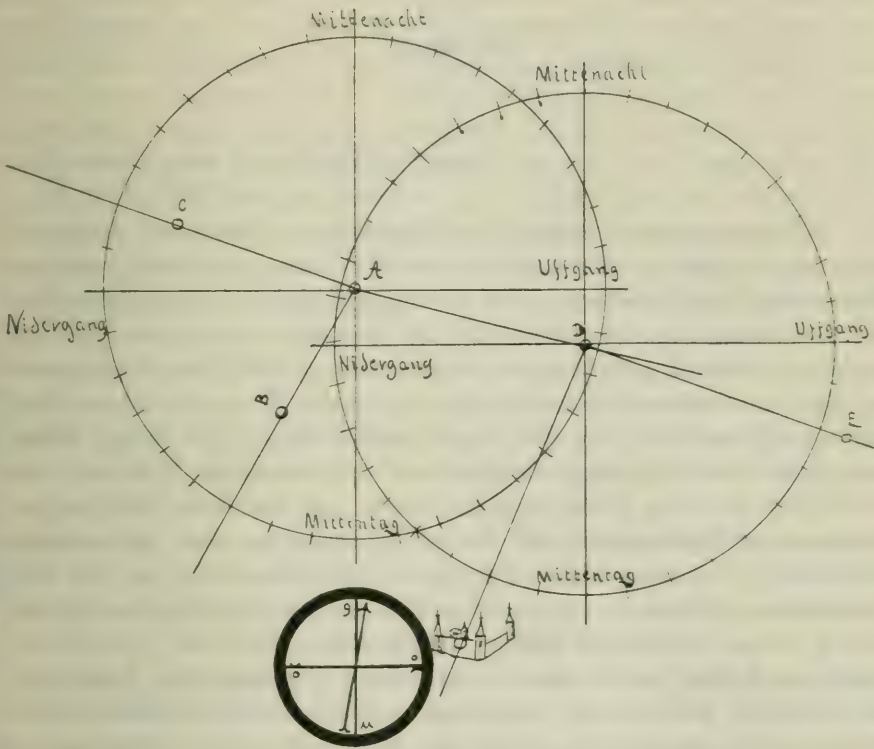
Us disen zweien ietz beschribnen formen würt die drit wys und form zuwegen bracht, welche ganz licht ist, so du allein eigentlich verstanden hast die zwo vorgenden formen oder gattungen, von welchen doben gnugsam glert ist. Und setz das ein ort in die feldierung nach rechter proportion. Als so es ongefär ist imm miten in der landschaft, die du beschryben wilt, so setze es ouch in die mitte der feldierung, und also verstand es ouch von den anderen. In diserem centro beschryb ietz dan ein cirkel; den teil in 360 teil oder gradus; das ist zum ersten in 4 quadranten und ein ieden quadranten in 90 gradus, wie du doben glert bist, welches, so es geschehen, so züch us dem centro rechte linien der abwychung oder glegenheit der orten und steten, die du inschryben wilt und an disem ersten stand abgemessen hast, wie du doben glert bist. Demnach mach ein messleiteren der mylen nach der grosse und proportion der feldierung in der landschaft gerechnet, die du zu beschriben vorhabens bist. Us diser messleiteren nim ietz eins ieden orts wyte von dem centro des ersten stands und cirkelrisses und setz allwegen den einen fuss des cirkels in das centrum des cirkelrisses oder des ersten stands, und mit dem anderen fuss nach ein puncten uff der linien des abwychens eines ieden orts oder stats diser glegenheit, da vor im ersten stand abgemessen hast. Und diser punct ist das centrum derselbigen stat. So das geschehen, so züch darnach in ein andere stat oder ort, us denen, die du ietz ingezeichnet hast, und such da ouch wie am vorigen ort anderer steten glegenheit und abwychen gegen demselbigen ort oder stat. Namlich so riss abermals umb das centrum des selbigen orts ein cirkelriss und teil den in 360 gradus wie den vorigen, doch das allwegen die mittagslinien des ietzigen anderen cirkels ein parallelalinien syge mit der mittagslinien des vorigen cirkelrisses, so zum ersten gmachtet hast im ersten stand oder stat. es syge dan sach, das bed stet oder ort mit iren mitagslinien in ein grade linien komind, das ouch etwan beschicht.

*Nota.* Dan vil stet komend oft in ein mittagslinien, welche namlich glich wyt vom nidergang und uffgang ligend, ob si glichwol onglich von mittentag und miternacht glegen sind, wie du in den grossen Universaltaflen der ganzen welt sehen kanst, als Bononia in Italia, Augsburg und Nüremberg in Schwaben und Lünenburg us den seesteten, etlich hand allsamen ein meridianum 33 gradum, wie (es) Gemma Phrisius, dem wir gern nachfolgend, [beschribt], ob si glich wol vom mitentag und miternacht onglich wyt ligend; beschaw sin universaltafel. Und so du nun

den cirkel hast usgeteilt wie vor in 360 gradus, so schryb abermals in andere umbligende ort durch die linien ired abwychens und die messleiten der mylen, wie vor im ersten stand geschehen ist. also magst du ouch furfaren und den 3. und 4. und noch me stend bruchen, so dir einer oder zwen nit gnug sind inzeschryben alle ort oder stet, so du willens bist, biß du alles ingezeichnet hast nach dinem willen. Mit einem kurzen exempelp wil ich es dir bas zu verston geben. Als syge die erst stat oder ort so wie den ersten stand nemmend A und die vmbligenden stet. so du ouch gern weltist beschryben. sygend B. C. D., und das B wyche ab vom mitentag gegen nidergang 30 gradus. das C von miternacht gegen nidergang 70 gradus. das D vom mitentag gegen uffgang 80 gradus. Darzu so ligt das B dry myl wegs, das C fier vnd das D fünf vom A. So riss nun ein cirkelriss im centro A; den teil in sine 4 quadranten und ein ieden quadrant in 90 gradus, so ist ublich in 360 gradus. Demnach so such us dem centro A rechte linien des abwychens den steten B. C. und nim darnach us der messleiten der mylen die wyte einer ieden stat von der stat A und trag si mit dem cirkel vom A dem centro uf die linien ired abwychens, so hast ir glegenheit und centro funden. Wie du nun gern weltist feerer faren und noch me stet und fläcken inschryben, so da ligend umb die stat D und du vor in der stat A nit hast sehen konden und ir glegenheit und abwychen erfaren als da ist die stat E und F. so züch in die stat D und miss durch dine instrumenta ab diser zweien steten abwychen und glegenheit von der stat D und erfart, das die stat E abwycht von mitentag gegen uffgang 70 gradus und die stat F 20 gradus von mitentag gegen nidergang. Darzu erfart, das die stat E 6 mylen und die stat F 7 mylen von der stat D lygend, so riss derhalben im centro D ein cirkelriss und teil den in 4 quadranten und ieden quadranten in 80 gradus, doch das die mittaglinien ein parallellinien syge mit der mittaglinien der stat A. Und zuch dan wyter us dem centro der stat D die linien der abwykung der stat E und F und nim zum letsten der wyte ire mylen von der stat D uf der messleiten der myle und trag si mit dem cirkel uf ire linien, so hast die centra der stat E und F; besich die figur. Und ist dises gar ein fyne form, ein land zu beschryben, da einer mochte an einem ort derselbigen landtschaft anheben und faren mit dem abmessen nach siner lenge und breite und der stende so vil bruche, biß dass er das ganz land beschryben hete mit allen sinen steten und fläcken, als wan einer den Rhinstrom mit sinen umbligenden und anstossenden steten und fläcken beschryben wolte, so fieng er an zu Chur, hete da den ersten stend, messe da ab die umbligenden ort. Den anderen stand hette er in Meyenfeld, den dritten zu Lindow, den 4. zu Costantz, den 5. zu Schaffhusen und also ferer biss an das gross tutsch march, allein das man gut



flyss ankere mit den mylen, diewyl dieselbigen nit glich sind, das man inen zugebe und abnehme, wie ich dan in der ersten form gnugsam han angezeigt und were die best verbesserung, das man mylen rechnet, deren eine 3 stund zimlichs fussgangs thete und nach diseren ietz all andere mylen, die lenger oder kürzer werind, justificierte oder verbesserte.



Nach geschechnem werch magst ouch diser conterfehung in ein form fassen, wie doben gemeldet und du wirst darin schryben allmalen nach den 4 orten der welt, so es dir gefellig. Item du kanst ein compassungen darin malen nach usswysung der mittagslinien und dienend dieselbigen compass darzu, das, wan man die tafeln uff ein tisch leit und ein rechten compass uff den gemaleten setz und danenthin die tafel uff den tisch ruckt, biß das die magnetzunge instat, das man dan sieht, wo hinus ein iedes ort glegen ist.

# Die Mathematik auf dem Gymnasium.

Von

Otto Spieß.

Motto: Das Was bedenke, mehr bedenke Wie!  
(Goethe: Faust II.)

Die vornehmliche Aufgabe des Gymnasiums kann wohl darin gesehen werden, daß es die Jugend durch Einführung in die Werke der Wissenschaft und Kunst mit einem unvergänglichen Schatz von Charakter- und Geistesbildung versehen soll. Zu diesem nicht scharf zu umgrenzenden Begriff gehört außer einem gewissen Maß von Kenntnissen vor allem ein wahres Verständnis für die idealen Werte der Menschheit und ein offener Sinn für alles Große und Schöne. Als bestes Mittel dies zu erreichen galt lange das Studium der klassischen Sprachen, der Geschichte und der Literatur. Als daher um die Mitte des vorigen Jahrhunderts Mathematik und Naturwissenschaften dem gymnasialen Unterricht in erhöhtem Maße eingefügt wurden, da wurde dies von den Humanisten größtenteils als ein Eingriff in ihre heiligen Rechte, als ein Angriff gegen die höhere Bildung empfunden. So traten jene Fächer gleich von Anfang an in einen entschiedenen Gegensatz zur Philologie, der sich auch heute noch, wenn auch weniger schroff, fühlbar macht. Wenigstens ist kaum zu bestreiten, daß der Geist, mit dem Mathematik und Physik gelehrt werden, ein anderer ist als der in den Latein- und Griechischstunden herrscht. Es sind zwar auch gelegentlich Stimmen laut geworden, die den Naturwissenschaften dieselbe, wo nicht gar höhere bildende Kraft zusprachen wie den Sprachfächern, doch scheint die bisherige Erfahrung dieser Ansicht nicht günstig zu sein. So werden denn die „Realfächer“ von den Philologen doch mehr oder weniger als Konzessionen an den materialistischen Zug der Zeit angesehen, von denen ein großer idealer Gewinn nicht zu erwarten ist.

Wenn dies richtig ist, was vorläufig nicht bestritten werden soll, so geht also ein beträchtlicher Teil der dem Gymnasium zur Verfügung

stehenden Zeit für dessen höchste Zwecke verloren. Das ist aber gerade in unserer Zeit sehr zu bedauern. Es ist nämlich nicht zu leugnen, daß der Idealismus gegenwärtig einen schweren Kampf zu bestehen hat gegen die anwachsende Verflachung und Verrohung, wie sie eine natürliche Folge der sozialen Bewegungen sind. Gewerbe- und Handelsschulen bis hinauf zu Realschulen und Realgymnasien predigen mehr oder weniger laut die Lehre von der Nützlichkeit, und so wird bei einem großen Teil der Bevölkerung gerade in dem Alter, das der Begeisterung am meisten fähig ist, dem „Zug nach oben“ wenig oder gar nicht Rechnung getragen. Dem gegenüber hat das Gymnasium die doppelte Pflicht mit allen Kräften den Idealismus zu unterstützen. Dazu sollte es aber vor allem eine geschlossene Einheit bilden, d. h. seine ganze Zeit in den Dienst seiner höchsten Aufgabe stellen. Damit will ich indes nicht etwa die Rückkehr zum Gymnasium alten Stils befürworten, ein solcher Vorschlag würde auch dem Geist der Zeit schnurstracks entgegenlaufen. Die zahllosen Reformvorschläge Berufener und Unberufener sind vielmehr im allgemeinen bestrebt, den altsprachlichen Unterricht noch weiter zu beschneiden und dafür eine Schar neuer Fächer, wie Verfassungskunde, Nationalökonomie, Kunstgeschichte u. s. f. bis hinab zum Schachspiel (Tarrasch) mit einem Stündlein zu beteiligen. Wohin das schließlich führen wird ist nicht abzusehen. Soll das Gymnasium trotzdem auf sein Ziel nicht verzichten, so sehe ich nur *ein* Mittel, das darin besteht, *jedes Unterrichtsfach in gleicher Weise humanistisch zu betreiben*. Dabei verstehe ich unter dem humanistischen Betrieb, daß der Lehrstoff nicht um des praktischen Gebrauches willen, sondern rein wissenschaftlich behandelt werde und zwar nicht im Sinn des Spezialisten, sondern im steten Rückblick auf die Gesamtwissenschaft. Ich halte es in der Tat für nützlicher, wenn jede Schule, statt ewig am Plane zu ändern, vom status quo ausginge und dafür sorgte, durch die Art der Behandlung aus jeder Stunde den größtmöglichen Gewinn zu ziehen. Die Frage *was* gelehrt wird scheint mir nämlich weniger wichtig zu sein, als *wie* gelehrt wird. Es hat deshalb zu allen Zeiten gute Schulen gegeben, weil es gute Lehrer gab.

Meine Behauptung ist also die: *Es kann jedes Fach so behandelt werden, daß ein idealer Gewinn dabei herauschaut*. Daß Unterschiede bestehen soll deshalb nicht bestritten werden. Ich werde nun im Folgenden den Beweis bloß für ein einziges Fach, die *Mathematik*, zu führen suchen und es den Lehrern der übrigen Fächer überlassen, die Betrachtungen auf ihr Gebiet zu übertragen. Ich wähle speziell die *Mathematik*, einmal weil sie als Hauptfach gilt, und dann weil gerade ihr mehr als formale Wirkung meist abgesprochen und tatsächlich auch im Unterricht nicht erstrebt wird.



Der Mathematik ist auf den Gymnasien durch drei bis vier Wochenstunden, die sich durch alle Stufen hindurchziehen, ein ziemlich breiter Raum gesichert. Außerdem kommt sie auch in den Physikstunden gelegentlich zur Anwendung. Während seiner langen Schulzeit beschäftigt sich also der Gymnasiast (und um wieviel mehr der Realschüler) nach einander ziemlich eingehend mit Arithmetik, Algebra, Logarithmenrechnen, Elementargeometrie, Trigonometrie und endlich mit der analytischen Geometrie, die ihn an die Schwelle der höheren Analysis führt. Man sollte denken, von alle dem werde doch etwas haften bleiben, der Abiturient werde eine einigermaßen richtige Vorstellung vom Wesen der Mathematik mit ins Leben nehmen? Das Gegenteil ist der Fall. Es ist allgemein bekannt, daß die weitaus größte Mehrzahl der Gebildeten, die nicht gerade durch Beruf oder Neigung der Mathematik nahestehen, von deren Inhalt und Bedeutung kaum eine Ahnung besitzt. Intelligente und auf verschiedenen Gebieten wohlunterrichtete Leute sehen in ihr nichts als eine geistlose Spezialität, der sie eine kräftige Abneigung entgegenbringen. Daß überhaupt die Mathematik eine selbständige Wissenschaft ist, die ihre besondere Aufgabe hat, scheinen die wenigsten Leute zu wissen, vielmehr gilt ihr Name als Sammelwort für Physik, Astronomie, Meteorologie, praktische Mechanik, Geodäsie und Statistik. Wenn man von einem Gymnasialfach sagen kann, daß es seinen Zweck nicht erreiche, so ist es die Mathematik. Für die meisten Schüler sind die auf sie verwandten Stunden verlorene Zeit, einen Beitrag zur allgemeinen Bildung des Publikums leisten sie nicht.

Was sind nun die Ursachen dieses Fiasko's? Genügt die Zahl der Stunden noch nicht? Oder gibt es keine guten Mathematiklehrer? Keines von beiden kann ich zugeben, der wahre Grund scheint mir tiefer zu liegen. Frägt man ein wenig im Publikum herum, so erfährt man freilich bald die Lösung des Rätsels. Die Mathematik, so hört man da, ist eben langweilig, trocken, ein geisttötender Formelkram, bei dem man sich nichts denken kann. Außerdem nützt sie Einem nichts und ist lediglich eine Plackerei, die man möglichst rasch vergißt, sowie man sie los ist. Philosophisch gebildete Personen belegen etwa diese Ansicht noch durch einige Kraftsprüche aus Schopenhauer und Hegel. Andere dagegen bekunden zwar vor der Mathematik einen bedeutenden Respekt, versichern uns aber zugleich mit Wärme, daß ihnen persönlich der Sinn dafür gänzlich abgehe. Überhaupt sei diese Wissenschaft nur für wenige Auserwählte verständlich und ein Genuß, für die übrigen Sterblichen aber zu abstrakt, zu hoch. Weiter als zum Auswendiglernen im Grund unverstandener Formeln brächten es die meisten nie. So weit die vox populi. Muß uns nun diese nicht als vox Dei gelten? Läßt sich gegen dieses mit solcher Überzeugung ausgesprochene Urteil überhaupt etwas einwenden? Jedenfalls

fühlt man sich zu der Frage gedrängt: Mit welchem Recht treibt man dann eigentlich auf dem Gymnasium soviel Mathematik, wenn ein bleibender Gewinn eingestandener Maßen nicht zu erwarten ist? Denn eine dumpfe Erinnerung an die Handhabung der Logarithmentafel wollen wir nicht als einen solchen Gewinn gelten lassen. Wozu nicht lieber die Zeit auf Geschichte oder Literatur verwenden? Etwa bloß der Wenigen wegen, die von der Mathematik später im Leben Gebrauch machen werden? Das wäre nicht der Mühe wert, denn das mathematische Pensum auch der obersten Klassen kann von einem begabten Schüler bei Privatunterricht in wenigen Wochen bezwungen werden, wie ich mich mehrfach überzeugen konnte. Und was dem Fünfzehnjährigen noch schwer fällt, das erfaßt einige Jahre später der Student mit Leichtigkeit. Zudem muß die darstellende Geometrie, die für die Praxis so wichtig ist, sowieso nachgeholt werden. Soll also die Mathematik zu einer so breiten Vertretung berechtigt sein, so müssen schwerwiegende, die allgemeine Bildung betreffende Gründe, ins Feld geführt werden.

Hören wir denn die hauptsächlichen Argumente, welche von den Schulmännern für die Notwendigkeit eines gründlichen Mathematikunterrichts geltend gemacht werden. Da wird zunächst betont, daß das Verständnis der Physik und ihrer ins praktische Leben eingreifenden Anwendungen ohne tüchtige mathematische Kenntnisse nicht erworben werden kann. Die Mathematik wird also bloß als ein *Instrument* aufgefaßt, das zum Begreifen der Physik nicht entbehrt werden kann. Dann hat aber das Mathematikstudium nur einen Sinn, wenn es wirklich ausgiebig für physikalische und technische Aufgaben verwertet wird. Der Physikunterricht auf der Schule verfährt aber wesentlich experimentell und konkret, so daß schon aus Zeitmangel nur wenig gerechnet werden kann. Es wäre auch geradezu falsch, auf dieser Stufe die Physik vorwiegend mathematisch zu behandeln, das würde die verbreitete aber unrichtige Vorstellung erwecken, als sei die physikalische Erkenntnis ein bloßes Rechenexempel. Es kommt in der Schule vielmehr darauf an, die Verhältnisse qualitativ zu erfassen; erst wenn dies geschehen ist kann die Analysis weiter helfen. Also mit dem Physikunterricht kann der breite Mathematikunterricht nicht begründet werden.

Den Hauptnutzen der Mathematik sehen indeß die Schulmänner von jeher in ihrer *formalen* Wirkung. In der Tat bilden die logische Verkettung aller Sätze, wie sie beim Ausarbeiten eines geometrischen Beweises zu Tage tritt, die Reinheit und Strenge aller Schlüsse eine vortreffliche Schule des Denkens. Leider darf gerade diese Seite unserer Wissenschaft auf der Schule nicht zu stark ausgenützt werden. Die kristallinische Gesetzmäßigkeit des mathematischen Lehrgebäudes, die der Stolz seiner Erfinder, der Griechen, bildete, kommt dem Schüler

nicht recht zum Bewußtsein. Denn gerade die Behandlung der Grundlagen fallen in eine Zeit, in der die logische Kraft noch zu schwach entwickelt ist, so daß man die Sätze mehr anschaulich aufzeigen als streng beweisen darf. Immerhin wird ein guter Unterricht, der die Schüler zum Arbeiten zwingt, zweifellos zur Klarheit und Präzision des Denkens beitragen, auch wenn diese Wirkung denselben nicht zum Bewußtsein kommt. Doch die formale Seite der Mathematik zeigt sich noch in anderer Weise durch ihre Verwandtschaft mit der *Sprachwissenschaft*. Die Analysis hat sich nämlich für den Ausdruck ihrer Gedanken eine besondere Sprache geschaffen, die freilich mehr geschrieben als gesprochen wird. Diese Sprache besitzt ihre Grammatik und Syntax wie jede andere und es wäre für einen linguistisch geschulten Mathematiker eine Aufgabe, die Regeln der Algebra einmal vom sprachwissenschaftlichen Gesichtspunkt aus zu betrachten. Ihre ersten Anfänge finden wir in den Hieroglyphen der Ägypter, heute besitzt man in ihr ein wunderbares Instrument, das die kompliziertesten Vorstellungsreihen in wenigen Zeichen darzustellen erlaubt. Dabei ist diese Sprache lebendiger als man denkt, auch der Analyst sieht auf schönen *Stil* und strebt nach *Eleganz* seiner Formeln. Diese ganze Seite der Mathematik wird übrigens nach meiner Ansicht zu wenig hervorgehoben. Der Schüler bekommt die Algebra wie eine Schreibmaschine, deren Handhabung ihm gezeigt wird, ohne daß er über ihren Wert und ihr Wesen ins Klare käme. Man dürfte ihm aber wohl an Beispielen nachweisen, daß die Gleichungen, die er ansetzt, nichts sind als gewöhnliche Sätze, geschrieben in einer höchst knappen Stenographie, die nach und nach durch immer weitergehende Abkürzung aus dem ursprünglich vollständig ausgeschriebenen Text herausgewachsen ist. Diese Einsicht wird ihm diese Symbolik weniger abstrus erscheinen lassen und ihn dazu bringen, in der Mathematik den Inhalt vom Ausdrucksmittel zu unterscheiden.

Freilich werden die Philologen hiezu bemerken, daß in dieser Beziehung dann doch das Studium einer wirklichen Sprache noch vorteilhafter sei, weil in dieser die ganze Geistesarbeit eines Volkes sich widerspiegeln, während die Algebra eine Fachsprache sei, die bloß mit einer engen Zahl von Begriffen operiere. Und darin haben sie zweifellos Recht. Überhaupt läßt sich das, was wir vorhin an der Mathematik gerühmt haben, auch von der Altertumsforschung behaupten. Auch die klassische Philologie mit ihrem vorsichtigen Abwägen der Wahrscheinlichkeiten ist eine „exakte“ Wissenschaft; kritische Schärfe und gewissenhaftes Arbeiten ist dort ebensogut zu lernen, und logische Feinheiten, die etwa die Mathematik voraus hat, sind ja auf der Schule doch nicht zu behandeln. Wenn also die Mathematik wirklich keine andere als formale Bildung erzeugt, so ersetze man sie lieber durch das Griechische, damit dies Eine wenigstens recht gelernt wird, statt beides nur ungenügend.



*Aber die Mathematik ist nicht bloß formal, nicht bloß ein geistreiches Spiel mit Figuren und Zahlen.* Wie bei den alten Sprachen schließlich nicht die Grammatik, die Formenlehre das Hauptelement ihrer bildenden Kraft ausmacht, sondern der durch sie vermittelte Kulturinhalt, so ist auch die mathematische Formelsprache nicht der Zweck, sondern bloß das unentbehrliche Mittel, um zu dem hochbedeutenden Inhalt der Wissenschaft zu gelangen. Dort erst liegen die Schätze, die dem, der sich durch die Hieroglyphenschrift am Eingang nicht abschrecken läßt, als reicher Gewinn anheimfallen. Auf diesen Kern und Zielpunkt der Mathematik, in dem ihre eigentümliche Kraft und Schönheit wurzelt, muß aber der Schüler so viel als möglich hingewiesen werden, ihn soll der Lehrer nie aus dem Auge verlieren, *er allein endlich ist es, der die Mathematik berechtigt, als Hauptfach am Gymnasium aufzutreten.* Und nun erblicke ich den Grund zu dem geringen Erfolg des üblichen Mathematikunterrichts eben darin, daß diese Forderung nicht beachtet wird, daß die Schüler über die tiefe Bedeutung der vorgetragenen Sätze und Methoden nichts erfahren. Die jungen Leute lernen von der Mathematik eben nur die formale Seite kennen, die dürre Abstraktion, das mechanische Rechnen mit Buchstaben und Zahlen, und scheinbar gleichgiltige Eigenschaften geometrischer Figuren. Sie sind schließlich imstande, die Tangente an eine Ellipse zu konstruieren und die Winkel eines Dreiecks aus den Seiten zu berechnen. Was das alles für einen Sinn hat, bleibt ihnen ein Rätsel. Der Hinweis auf die nützlichen Anwendungen rührt den künftigen Juristen wenig. Das ist dann Sache des Ingenieurs, denkt er, zu was ein Instrument erlernen, das man niemals gebrauchen wird? Will man mehr als ein flüchtiges Wissen erzielen, so muß durch alle Mittel das *Interesse* der Schüler erregt werden. — eine alte Wahrheit, so oft gehört als nicht beachtet. Das Gedächtnis der meisten Menschen läßt bloß lose aufgelegten Ballast bald wieder fallen, soll etwas Bleibendes geschaffen werden, so muß das zu Erlernende in etwas Bleibendem verankert werden, nämlich im Erkenntnistrieb, in der Freude am Bedeutenden und Großen, kurz in irgend einem idealen Interesse. Auch für die Mathematik ist dies das einzige Mittel, wenn sie das ungünstige Vorurteil des Publikums besiegen will. Ist dem Schüler einmal die innere Bedeutung dieser Wissenschaft aufgegangen, so mag er die Formeln und Lehrsätze vergessen, der große Gesamteindruck bleibt und stellt eben den geistigen Gewinn dar.

Aber worin besteht denn dieser ideale Wert, der solche Wunder wirken soll? fragt gewiß mancher Leser und denkt dabei kopfschüttelnd an Sinus und Cosinus. Es ist meine Aufgabe denselben aufzuzeigen und noch anzudeuten wie der Unterricht daraus Nutzen ziehen kann. Zu diesem Zweck beginne ich damit, die Anklagen gegen die Mathematik, die ich oben zusammengestellt habe, zu entkräften.

Die Mathematik ist langweilig, so hörten wir zuerst, ist eine geisttötende und unfruchtbare Sklavenarbeit. Erkundigt man sich näher, was unter der Mathematik verstanden werde, so erfährt man: „Rechnen“. „Die ganze Analysis finitorum et infinitorum läuft im Grunde doch auf Rechnen zurück“ sagt z. B. Schopenhauer. Für das „gebildete“ Publikum ist in der Tat der Mathematiker nichts anderes als ein Mann der viel und gern rechnet. Nun ist das Rechnen ein mechanisches Operieren mit Zahlen, das die technische Ausführung eines oft sehr banalen mathematischen Gedankens bezweckt und freilich keinen Anspruch auf Unterhaltsamkeit erhebt. Es verhält sich somit zur Mathematik genau so wie die Fingerübungen eines Klavierspielers zur Musik. Das systematische Rechnen ist zwar ein ausgezeichnetes Mittel zur Disziplinierung des Geistes, damit dieser nicht

— die Kreuz und Quer

Irrlichteliere hin und her

und besitzt also sicher einen pädagogischen Wert, den wir nicht verachten wollen. Die Genugtuung, wenn die Rechnung „stimmt“, verschafft sogar einen Genuß, ja die bloße Fähigkeit des Rechnens kann schließlich angenehm empfunden werden, wie z. B. *Gauß* von einer gewissen „Poesie“ des Tabellenrechnens spricht. Doch mit alledem wollen wir es Niemand verargen, wenn er das Rechnen langweilig findet. Nur geht dies die Mathematik nichts an. Man frage nur einmal die großen Vertreter derselben um ihre Meinung, man wird da merkwürdige Aussprüche vernehmen: „Das Leben ist nur für zwei Dinge gut“, ruft *Poisson*. „um Mathematik zu treiben und darin zu unterrichten“. Und der Neupythagoreer *Porphyrios* vergleicht die Mathematik mit der Lotosfrucht, von der keiner mehr lassen kann, der einmal davon gekostet hat. Derartige Äußerungen könnten gehäuft werden. Man wird zugeben, solcher Enthusiasmus wäre nicht möglich, wenn die Mathematik bloß im Rechnen bestünde. Diese ewige Verwechslung zwischen beiden so heterogenen Tätigkeiten sollte einmal energisch bekämpft werden. Unterstützt wird sie übrigens durch die Schule selbst, die noch vielfach den niederen Rechenunterricht unter dem Namen Mathematik einführt. Aber schon die alten Griechen hatten jene mechanische Tätigkeit unter der Bezeichnung *Logistik* scharf von der so hoch gehaltenen *Mathesis* getrennt. Dies Beispiel dürfte auch heute wieder nachgeahmt werden.

Bevor man also die Mathematik langweilig schilt, lerne man sie erst ein wenig kennen. Dem steht nun der zweite Einwurf entgegen: die Mathematik sei für die Durchschnittsbegabung nicht faßbar, um Gefallen an ihr zu finden, sei ein besonderer Sinn erforderlich, der den Wenigsten gegeben sei. Diesem Einwand fehlt nicht jede Berechtigung, er wird aber sicher viel zu stark betont. Zweifellos ist für ein tieferes

Erfassen der Mathematik eine spezielle Fähigkeit nötig, glauben doch einige Physiologen ein eigentliches Organ dafür im Gehirn lokalisieren zu können. Diese Fähigkeit ist aber durchaus nicht so selten, sondern n. m. A. besitzt sie jeder normal veranlagte Mann. Es verhält sich damit wohl ungefähr wie mit dem Sinn für Musik. Das vollkommene Fehlen desselben ist nahezu so selten wie das Talent zu eigener Produktion, die große Masse ist doch mehr oder weniger stark dafür empfänglich. Es ist auch a priori unwahrscheinlich, daß es mit dem mathematischen Talent anders stehe als mit dem Talent zum Zeichnen, Versemachen, Sprachenlernen und dgl. mehr. Nur sind sich die meisten Leute desselben nicht bewußt, weil es bei ihnen nie geweckt wurde. Es haben mir mehrfach Schüler versichert, daß ihnen die mathematische Begabung absolut mangle, bei denen bei näherem Zusehen ein ganz hübsches Auffassungsvermögen zum Vorschein kam. Man kann eben den üblichen Mathematikunterricht, der bloß auf die Form statt auf den Inhalt geht, von der Schuld nicht freisprechen, die große Zahl der Schüler von unserer Wissenschaft abzuschrecken. Statt Wein wird ein leerer Becher kredenzt, der vielleicht von Gold ist und kunstvoll gearbeitet, aber doch nur ein leerer Becher.

Ich bestreite also sowohl, daß die Mathematik an sich langweilig, als daß sie für das Gros der Schüler unverständlich sei. Nach meiner Ansicht kann das Interesse aller Schüler, die überhaupt höherer Interessen fähig sind (und andere gehören nicht ins Gymnasium), für dieses Fach gewonnen werden, wenn nur der Lehrer stets die lebendige Wissenschaft, nicht das tote Wissen im Auge hat. Was diese Wissenschaft eigentlich will, in was ihr Wesen und ihr Wert besteht, das habe ich jetzt auseinanderzusetzen. Natürlich ist hier nicht der Ort, um dieses Thema gründlich zu besprechen, ebensowenig um die mir vorschwebende Lehrmethode vorzuzeichnen. Es handelt sich bloß darum, in ein paar Sätzen dem Kenner die Richtung meiner Vorschläge anzudeuten und dem Laien wenigstens eine Idee von dem Gegenstande zu verschaffen.

Jede Wissenschaft hat ihre besondern Objekte, die sie benennt, unter sich vergleicht und nach Prinzipien, die vom Stand der Erkenntnis abhängen, klassifiziert. Sie scheidet und verknüpft, sammelt und ordnet das Material, es dem Philosophen überlassend die Summe aller Erfahrungen von *einem* Mittelpunkt aus zu begreifen. Die Objekte der Mathematik sind die *Zahl*, die *Funktion* und die geometrische *Form*. Woher stammen diese Objekte, aus der Natur oder aus dem menschlichen Geist? In dieser Frage wurzelt das Interesse, das von jeher bedeutende Philosophen der Mathematik entgegengebracht haben, man denke an Pythagoras, Plato, Descartes, Leibnitz und Kant, um nur die größten zu nennen. Die Antworten darauf lauten sehr verschieden, heute



sagt man gewöhnlich: sie stammen aus beiden. Von der Mutter Natur rührt es her, daß die Mathematik die unentbehrliche Helferin der Physik ist, vom Vater Verstand hat sie die logische Strenge und die Allgemeingültigkeit ihrer Sätze. Erklären wir dies kurz. Irgend welche Dinge in der Natur bilden eine größere oder kleinere *Menge*; das Charakteristikum einer Menge, das der Verstand daraus abstrahiert, ist die *Zahl*. Alle Dinge sind *veränderlich* und von einander abhängig; die Mathematik bildet danach den Begriff der veränderlichen Zahl, *Variable* genannt und der *Funktionen* einer solchen. Alle Dinge im Raum besitzen eine *Form*; das Studium der Formen erfüllt die *Geometrie*. Man sieht, die Natur liefert Erscheinungen und der mathematische Verstand formt danach Begriffe, die aber keine genauen Kopien der Originale sind, sondern vereinfachte Typen, *Ideale*. Die Mathematik ist also eine idealistische Wissenschaft (man denke an Plato!).

Doch was bezweckt die Mathematik mit diesen Abstraktionen, aus denen sie ihr Netz spinnt. Antwort: *Die großen Probleme der Welt bringt sie damit auf ihre einfachste Form, indem sie alles Unwesentliche abstreift und jene dadurch dem Angriff zugänglicher macht.* Das ist ihre Mission, darin ruht ihre Bedeutung. Einige Beispiele sollen dies noch verdeutlichen. Welche Rolle spielt nicht in allen Gebieten der *Unendlichkeitsbegriff*? Wie soll der Mensch die unendliche Mannigfaltigkeit aller Formen und Veränderungen übersehen? Die Geometrie hat zuerst gezeigt, wie das Unendliche bezwungen wird durch das *Gesetz*, indem sie z. B. lehrt, wie die unendlich vielen Punkte einer Kurve durch das Gesetz dieser Kurve völlig bestimmt werden. So lernten dann die übrigen Wissenschaften von der Mathematik auch ihren unendlichen Stoff nach Gesetzen zu ordnen. Doch diese Gesetze zu finden ist schwierig; am leichtesten ist es noch in denjenigen Gebieten, wo das Material der genauen *Messung* zugänglich ist, daher es auch diese sog. *exakten* Wissenschaften in der Aufstellung von Gesetzen am weitesten gebracht haben. Man hat es oft den Mathematikern zum Vorwurf gemacht, daß sie überall „messen“ statt „ins Wesen“ einzudringen. Aber das Messen ist ihnen gar nicht Zweck, sondern bloß Mittel, um das verborgene Gesetz zu entdecken. Wenn die Polizei die Körperteile des Verbrechers mißt, so geht ihr Interesse auch nicht auf die Zahlen, sondern diese dienen nur den Mann eindeutig zu „bestimmen“, um ihn trotz aller Verwandlungen wieder zu erkennen. Genau so wägt der Chemiker seine Substanz und findet das Gesetz von der Konstanz der Masse, und so mißt der Physiker die Energien eines mechanischen Systems und bemerkt, daß ihre Summe bei allen Prozessen erhalten bleibt. Doch wenn einmal ein solches Gesetz erkannt ist, dann muß dasselbe gewissermaßen interpretiert, d. h. in seine äußersten Konsequenzen verfolgt werden. Zu diesem Zwecke

muß es von allem Stofflichen befreit und möglichst prägnant, d. h. eben mathematisch ausgedrückt werden. Man stellt es z. B. graphisch dar durch eine Kurve. Jede Kurve repräsentiert ein Gesetz und alle ihre Eigenschaften sind bloß Konsequenzen dieses Gesetzes. Doch ein Gesetz kann noch bequemer analytisch formuliert werden, und heißt dann: Funktion. Sucht jede Wissenschaft zu Gesetzen zu gelangen, so ist die Funktionenlehre also die Wissenschaft von den Gesetzen selbst. Es genügt die Funktionen oder die Kurven zu studieren, um alle denkbaren Gesetzmäßigkeiten, die sich quantitativ bestimmen lassen, zu beherrschen. Z. B. die eine Funktion  $y = cx^2$  liefert sowohl die Bahn eines Geschosses, als den Weg eines fallenden Körpers zu einer gewünschten Zeit, oder die Erwärmung eines Drahtes durch einen elektrischen Strom, oder die Zentrifugalkraft eines rotierenden Rades. Sie ist eben der einfachste Ausdruck für diese verschiedenen physikalischen Verhältnisse, von dem aus diese alle gleichzeitig überblickt werden. Man wende nun nicht ein, solche Dinge seien zu hoch für die Schule und gehörten erst an die Universität. Vor einem Menschenalter haben die jungen Leute schon mit 16 Jahren die Hochschule bezogen und die Hörsäle der Philosophen gefüllt. Ein Lehrer, der jene tieferen Beziehungen kennt und darüber reflektiert, wird sie auch den Schülern klar machen können. Die trigonometrischen Funktionen, der Gegensatz von Gerad und Krumm, die Definition einer Kurve durch ein Gesetz, das Tangentenproblem sowie zahlreiche Aufgaben der Physik sind ebensoviele Anknüpfungspunkte für allgemeine Betrachtungen. So belehrt wird der Schüler alle diese Dinge mit ganz andern Augen betrachten, er sieht die Zusammenhänge und ahnt hinter den Figuren und Formeln die Majestät der Wissenschaft.

Der tiefere Sinn der Mathematik läßt sich aber auch erkennen durch das Studium ihrer *Geschichte*. Die mathematische Wissenschaft ist nicht von heute, sondern sie kann sich eines zweiundeinhalbtausendjährigen Alters rühmen. Aus zarten Wurzeln sehen wir den heute gewaltigen Baum herauswachsen, an dessen Gedeihen der bohrende Erkenntnisdrang, die künstlerisch spielende Phantasie und das praktische Bedürfnis in gleicher Weise Anteil haben. Da sieht man, wie die schärfsten Geister einer Epoche gegen eine hartnäckige Schwierigkeit Sturm laufen, bis diese überstiegen oder wenigstens umgangen ist. Da verfolgt man, wie der mathematische Gedanke um Ausdruck ringt, wie er sich langsam eine Sprache schafft und wie mit der Vervollkommnung der Form wieder der Inhalt wächst. Und wer die Blicke etwas weiter schweifen läßt, erkennt wie in der Spezialgeschichte sich der Zeitgeist spiegelt. Die Zeiten metaphysischen Hochflugs, der kritische Rückschlag, der Realismus, die scholastische Unfreiheit, sie alle drücken auch der Mathematik ihren Stempel auf. Ja gelegentlich steigt diese Wissenschaft auch von ihrer



Höhe herab in die Arena der Öffentlichkeit, um im Streit der Prinzipien das entscheidende Gewicht in die Wagschale zu werfen. Immer wenn das reine Denken seine Triumphe erkämpft, da tritt die Mathematik auf den Plan und zeigt die Macht ihrer Waffen, so bei Pythagoras, bei Plato, bei Koppernikus, und bei Kant. Eine passende Gelegenheit für den Lehrer, diese geschichtliche Rolle der Mathematik aufzuzeigen, bietet etwa das Fallgesetz. Das *Πάντα ἔει Heraklits* hatte auf die Schwierigkeit aufmerksam gemacht, die beständig fließende Welt zu begreifen. Umsonst quälte sich das Altertum damit ab, den Begriff der Bewegung von den anhaftenden Widersprüchen zu befreien, selbst Aristoteles kam damit nicht ins Reine; so hing man denn der Bewegung den Makel der Unvollkommenheit an und ging ihr möglichst aus dem Weg. Die Neuzeit aber erkannte den Wert der Bewegung. *Koppernikus* nahm sie für die Erde in Anspruch, dies widerstritt aber der peripatetischen Bewegungslehre und so mußte diese gestürzt werden. Dies tat *Galilei* indem er das wahre Fallgesetz entdeckte und zum ersten Mal eine ungleichförmige Bewegung mathematisch zu behandeln lehrte. Das aber konnte er nur mit Hilfe eines Gedankens, der längst vor ihm in der reinen Mathematik entstanden war. Das einfachste Bild einer stetig veränderlichen Größe ist nämlich eine krumme Linie, deren Richtung, Flächeninhalt, Bogenlänge etc. von Punkt zu Punkt sich ändern. In dieser geometrischen Form das Stetige bezwungen zu haben, war nun die unvergängliche Leistung von *Archimedes*. Und diese Archimedische Methode benützte *Galilei*, benützte *Kepler* für seine Planetengesetze, benützten und vereinfachten viele andere, bis schließlich daraus die Infinitesimalrechnung entstand, die dem dynamischen Verständnis der Welt allerorts die Wege erschloß. So steht das unscheinbare Fallgesetz im Angelpunkt einer großen geistigen Umwälzung. In *Galilei's* herrlichen Dialogen kann man genauer sehen, wie der Kampf zweier Weltanschauungen mit mathematischen Waffen ausgefochten wird.

Das Gesagte wird genügen um den Wunsch zu begründen, man möchte den Gymnasiasten auch etwas über die Geschichte der exakten Wissenschaft zukommen lassen. Interesse und Verständnis der einzelnen Probleme werden dabei sicher gewinnen. Ich möchte dies aber nicht nur der Mathematik zulieb anraten, sondern auch um der kulturgeschichtlichen Bildung willen. So manche Episode aus der älteren Mathematik verdiente allgemeiner bekannt zu sein. Vor allem dürfte es an einem Gymnasium am Platze sein gehörig zu betonen, daß die wissenschaftliche Mathematik eine Schöpfung der *Griechen* ist. Wenn es als ein Hauptmittel der Veredlung gilt, sich in die Werke jenes hochsinnigen Volks zu versenken, so möge man nicht vergessen, daß *der* Mann, in dem man gern die Blüte des Griechentums verkörpert sieht, keinen Nicht-



mathematiker ins Allerheiligste seiner Gedanken zulassen wollte. Überhaupt scheint das Verständnis für Mathematik im Altertum weit mehr als notwendigen Bestandteil der Bildung angesehen worden zu sein, als in unseren Zeiten. (Goethe z. B., den man gelegentlich mit Plato vergleicht, war der Mathematik direkt abgeneigt.) Sicher ist, daß die Feinheit des griechischen Geistes nirgends in glänzenderem Lichte erscheint, als bei der Entdeckung des Irrationalen durch Pythagoras oder bei der Kreismessung Archimeds. Das Hauptwerk Euklids, *das noch heute als bestes Lehrbuch der Elementargeometrie im Schulgebrauch dient*, ist so unvergänglich und in seiner Weise so vollkommen, wie eine Statue des Praxiteles. Der Lehrer, der diese Dinge kennt, wird gern hie und da eine Viertelstunde opfern, um einige Proben dieser griechischen Mathematik einzuschalten. Manche der geometrischen Schriften der Alten sind mit längeren Einleitungen versehen, die man den Schülern vorlesen kann, und die ihnen die alte Welt einmal von einer Seite zeigen, von der man sie sonst nie zu sehen bekommt.

Ich hoffe die bisherigen Ausführungen seien eindringlich genug um die Überzeugung zu erwecken, daß Mathematik und Humanismus keine Gegensätze sind, daß sich vielmehr die Mathematik sehr zum eigenen Vorteil humanistisch betreiben läßt. Ich meine damit natürlich nicht, daß sich der Unterricht ganz in Naturphilosophie und Geschichte aufzulösen habe, oder daß man den Aufgaben der Praxis vornehm aus dem Wege gehen solle. Unser Bestreben ist im Gegenteil dahin gerichtet, möglichst alle Seiten der Wissenschaft den Schülern vorzuführen, aber so, daß jeder Zweig als natürlicher Ausfluß ihres innersten Wesens erscheint. Man gebe bloß das Prinzip auf, in der verfügbaren Zeit nur möglichst viel Wissensstoff in die Köpfe hereinzupumpen, beschränke vielmehr sein Programm, ohne etwas Wesentliches abzuschneiden, so, daß man Zeit hat, durch philosophische Betrachtungen und historische Exkurse den Stoff zu vertiefen. So allein ist zu hoffen, daß mit der Zeit das Vorurteil gegen die „öde“ Mathematik gebrochen, daß ein bleibender Gewinn des mathematischen Unterrichts und damit eine gleichmäßiger Bildung erzielt werde.

Doch gesetzt einmal, dieser Vorschlag fände allgemeinen Beifall, so bleibt noch die wichtige Frage zu erledigen, wie diese Reform des Unterrichts durchzusetzen sei. Über Nacht geht dies natürlich nicht. Mit Verordnungen, Programmen, Lehrbüchern u. dgl. ist erst das wenigste getan, denn die beste Lehrvorschrift kann geistlos befolgt werden. Sondern der Faktor, der den Erfolg allein zu garantieren vermag, ist die Persönlichkeit des Lehrers. Mathematik richtig zu lehren ist eine Kunst, die hohe Anforderungen stellt. Soll der Unterricht nicht bloß Kenntnisse, sondern Erkenntnis erzielen, so muß der Lehrer mehr als

bloß Fachmann sein. Wer Euklids Elemente oder Descartes' Geometrie nie in der Hand gehabt hat, wer sich nie mit den Grundlagen, der Geschichte und der Philosophie der Mathematik beschäftigt hat, kann zwar noch immer ein tüchtiger Lehrer sein, doch wird er schwerlich eine tiefere Wirkung erzielen. Ein Lehrer gar, der kaum imstande ist den Inhalt seines Leitfadens zu beherrschen und dessen ganze Kunst im Einpauken von Formeln besteht, sollte an keiner höhern Schule zugelassen werden. *Man sehe also bei der Wahl eines Mathematiklehrers für obere Klassen auch auf humanistische Bildung und allgemeinere Interessen.* Freilich woher solche Lehrer leicht bekommen? Es ist nämlich nicht zu leugnen, daß dem Vorurteil, die Mathematik habe keinen Bildungswert, durch deren Vertreter häufig Vorschub geleistet wird. Es ist nicht ganz aus der Luft gegriffen, wenn man so oft hört, die Mathematiker seien gewöhnlich einseitige Schablonenmenschen, in ihre Spezialität verbohrt, ohne Sinn für Werte, die sich nicht berechnen lassen. Wahr ist jedenfalls, daß der Studiengang vieler späterer Mathematiklehrer viel zu einseitig ist. Die jungen Leute, die für dies Fach vielleicht nicht einmal ein tieferes Interesse, sondern bloß einige Leichtigkeit im Erlernen desselben besitzen, hören das gewöhnliche Repertoire von naturwissenschaftlichen Kollegien durch, wobei sie sich wohl hüten, „zuviel“ zu lernen oder gar Zeit an unnötige Nebenstudien zu verschwenden. Diese verlassen dann die Universität vielleicht mit Auszeichnung, ohne daß man ihnen im übrigen viel von Bildung anmerkt. Es ist daher vor allem die Aufgabe der höheren Lehranstalten, den Studierenden beizubringen, daß zum tieferen (nicht bloß formalen) Verständnis von Mathematik und Physik, wie sie von einem Gymnasiallehrer unbedingt gefordert werden muß, eine gewisse philosophische und historische Bildung unerläßlich ist. Weiter muß dann natürlich an allen Universitäten dafür gesorgt werden, daß regelmäßige Vorlesungen über Geschichte und Philosophie der exakten Wissenschaften abgehalten werden. Noch besser wären vielleicht besondere Kurse über mathematische Pädagogik, wie sie z. B. Prof. *Pringsheim* vorschlägt. Die Hochschulen haben ja leider die Fühlung mit den Schulen teilweise verloren und kümmern sich viel zu wenig um die Bedürfnisse der Pädagogen. Diesen ist mit der Anhäufung von Tatsachen, auf die sich die mathematisch-naturwissenschaftlichen Kollegien meist beschränken, allein nicht gedient, sie sollten den Stoff auch in einer ihren Zwecken entsprechenden Verarbeitung überliefert bekommen.

Also auch die Universitätsmathematik muß sich herablassen Anstrengungen zu machen, wenn der Mathematikunterricht an den Schulen, speziell am Gymnasium, in humanistischem Sinne reformiert werden soll. Überhaupt ist dieser Hochschulmathematik vorzuwerfen, daß sie sich wenig oder gar nicht bemüht bei einem weiteren Publikum Verständnis

zu finden, ohne zu bedenken, daß dies für sie selbst Folgen haben kann. Es ist wenigstens bemerkenswert, daß, während die Naturwissenschaften für die breitesten Schichten popularisiert werden, eine populäre Mathematik meines Wissens nicht existiert. Und doch wäre eine solche kein Ding der Unmöglichkeit, so paradox dies auch solchen vorkommen mag, die von der Mathematik nur die formale, rechnerische Seite kennen. Denn die Grenzen der weitverzweigten Wissenschaft ragen von verschiedenen Seiten in die gewöhnliche Interessensphäre des gebildeten Publikums hinein, von wo aus daher dessen Aufmerksamkeit auf mathematische Fragen gelenkt werden könnte.

Fassen wir zum Schluß das Gesagte nochmals kurz zusammen. Wir gingen aus von der Tatsache, daß die Mathematik von der Mehrzahl der Gebildeten ignoriert oder völlig verkannt wird. Die Schuld erblicken wir in der üblichen Unterrichtsweise, die dieses Fach bloß von realen und formalen Gesichtspunkten aus behandelt. Soll eine Besserung eintreten, so muß vor allem der ideale Wert der Wissenschaft, ihr letzter Zweck und Inhalt gelehrt werden. Das Gleiche gilt für Physik, Chemie und die beschreibende Naturwissenschaft. Eine solche humanistische Behandlung des Stoffs wäre auch im Interesse der einheitlichen Durchführung des gymnasialen Erziehungsgedankens zu begrüßen. Dazu braucht es aber Lehrer, die neben guten Fachkenntnissen auch historische und philosophische Interessen besitzen. Der systematischen Ausbildung solcher geeigneter Lehrkräfte haben daher die Universitäten in höherem Maße als bisher Rechnung zu tragen.

Wir haben uns bei unseren Ausführungen streng auf das humanistische Gymnasium beschränkt, um uns nicht mit denjenigen Schulmännern, die bloß praktische Ziele des Unterrichts gelten lassen, auseinander setzen zu müssen. Wir glauben allerdings, daß auch für Realschulen eine Dosis Philosophie nicht zu verachten wäre, da damit größeres Interesse und dadurch wieder leichteres Verständnis erzielt werden könnte. Alle Einseitigkeit ist schließlich unfruchtbar.

Unsere Vorschläge haben wenigstens den Vorteil, daß sie schon durch Einsicht und guten Willen der maßgebenden Persönlichkeiten einigermaßen erfüllt werden können, ohne daß einschneidende Änderungen im Schulplan getroffen werden müßten. Denn sie zielen bloß auf die Verbesserung der Qualität, nicht der Quantität. Und da bekanntlich die Lehrer nicht nach der Qualität, sondern nur nach der Quantität ihrer Unterrichtsstunden honoriert zu werden pflegen, so erwächst, wenn wir vom letzten Punkte absehen, auch dem Staatsbudget aus unserem Vorschlag keine Mehrbelastung. Besonders dieser Umstand berechtigt mich zu der Hoffnung, daß da und dort diesen Anregungen Gehör geschenkt und die Wirkung eines humanistischen Mathematikunterrichts auf die



Schüler erprobt werde. Ich bin ja überzeugt, daß einzelne Lehrer dies seit langem schon versucht haben, doch sind diese jedenfalls bis heute vereinzelt geblieben. Meine eigenen Erfahrungen in dieser Hinsicht sind an Zahl noch gering, haben mich aber in dem Glauben bestärkt, daß der angegebene Weg der richtige sei. Möge er bald von vielen betreten werden!

**Basel, 7. April 1907.**

## . Zur Komposition des Velleius.

Von

Friedrich Münzer.

---

### I.

Es bedarf keiner Rechtfertigung, wenn einer in Basel tagenden Versammlung von Philologen einige Bemerkungen über Velleius dargebracht werden; in Basel ist ja Velleius vor bald vierhundert Jahren ans Licht gezogen worden.<sup>1)</sup> Wie kommt es wohl, daß ohne den glücklichen Fund des Beatus Rhenanus im Kloster Murbach ums Jahr 1515 beinahe die ganze Existenz des Velleius in völliges Dunkel gehüllt wäre? Die Antwort darauf kann nur sein Werk selbst geben. Es ist eines von den literarischen Erzeugnissen, wie sie in Zeiten einer weiten Verbreitung allgemeiner Bildung täglich entstehen und vergehen; sein Verfasser gehört zu jenen Literaten der römischen Kaiserzeit, die kürzlich Wilamowitz (Griech. Literaturgesch. 151) treffend charakterisiert hat: „Die Journalisten verschneiden den alten schweren Stoff, den die Gelehrten mit saurer Arbeit einst gewoben hatten, zu den Lappchen ihrer Essays und Artikelchen und bilden sich ein, er gehörte ihnen, weil sie ihm von sich ein paar Flitter und Schleifen aufsetzen, wenns Glück gut ist, einen Similibrillanten.“ Der Zufall, der uns den Velleius zum größern Teil erhalten hat, hat es mit ihm und mit uns gut gemeint, indem er die letzten Abschnitte bewahrte und die ersten untergehen ließ, während sonst meistens das Umgekehrte eingetreten ist; denn Velleius hat die letzten

---

<sup>1)</sup> Nachdem dann vor siebzig Jahren die Entdeckung der Amerbachschen Abschrift in der Basler Bibliothek das Interesse für Velleius von neuem belebt hatte, ist auch in der Schweiz das Beste geschrieben worden, was wir über Velleius im allgemeinen besitzen, von dem damals in Zürich tätigen H. Sauppe im Schweizerischen Museum 1837. I 133 ff. = Ausgewählte Schriften (Berlin 1896) 39 ff. (mit den Seitenzahlen des Originaldrucks, die daher zitiert werden). Der Gesamtauffassung des Velleius bei Sauppe steht meine eigene bisweilen näher als der bei Klebs Philologus 1890. XLIX 285 ff. Vgl. außerdem noch Peter Geschichtl. Literatur über die römische Kaiserzeit I 382 ff.

Abschnitte am selbständigsten und am leichtesten niederschreiben können, und wir müssen sie am höchsten schätzen, weil sie unser Wissen am meisten bereichern. Wir haben darum Grund, dem Zufall zu danken, aber wir dürfen unser Urteil nicht von ihm allein bestimmen lassen. Eine Geschichte der römischen Literatur, die ihren Namen wirklich verdient, kann an Velleius vorübergehen, ohne ihn auch nur zu nennen.<sup>1)</sup> Darin liegt ein hartes Urteil, das jedoch nicht unberechtigt ist; zu seiner Begründung soll auch die folgende Untersuchung beitragen, zugleich die Probe einer Quellenkritik, die nicht in erster Linie durch Quellenvergleihung zum Ziele gelangen will.

In dem Werke des Velleius erkannte Sauppe 158 „nicht sowohl eine Entwicklung der Begebenheiten in ruhiger Zeitfolge, als den Katalog einer chronologisch geordneten Galerie von Porträts aus der römischen Geschichte, jede Nummer begleitet von allerlei historischen Notizen über die Persönlichkeit des Porträtierten.“ Eine solche Art der Behandlung war bei den Griechen für die Geschichte ihrer Literatur, Wissenschaft und Kunst die allein übliche gewesen, während sie in der Geschichte der Völker und Staaten mehr die große, zusammenhängende Entwicklung, als die Wirksamkeit einzelner Persönlichkeiten erfaßten. Diese Auffassung der politischen Geschichte begann sich in Rom zu ändern, je mehr die persönliche Herrschaft Einzelner als das letzte Ziel aller Kämpfe hervortrat. Der Anteil der Persönlichkeiten an dem Werdegange des römischen Volkes wurde mehr und mehr ins Licht gesetzt, von den Einen durch Verherrlichung ihrer Ahnen in Wort und Schrift und Bild, von den Andern durch die der eigenen Verdienste. Und wenn man den langen Reihen der hellenischen Geistesgrößen trotz aller Mühe keine recht ebenbürtigen römischen zur Seite zu stellen vermochte, so zählte man mit desto mehr Stolz die Männer auf, die den eigenen Staat so hoch über die gefeiertsten der hellenischen Staaten erhoben hatten. Unter diesem Gesichtspunkt des wachsenden Interesses für die Persönlichkeit in der Geschichte können mancherlei Erscheinungen im Leben und in der Literatur der letzten republikanischen Zeit betrachtet werden; die neue Monarchie hat auch in diesem Punkte ihr feines Verständnis für die Forderungen und Strömungen ihrer Zeit bekundet: Die Ahnengalerie nicht eines Geschlechtes, sondern des ganzen Volkes, das adeliger war als alle anderen, hat erst der Dichter in begeisterter Vision geschaut, und dann der Kaiser in vollem Glanze erstehen lassen, natürlich so, daß seine und seines Hauses Herrlichkeit alle andere überstrahlte.<sup>2)</sup>

<sup>1)</sup> Leo Röm. Literaturgesch. 355 - 374.

<sup>2)</sup> Für die hier gegebenen Andeutungen sind viele, aber nicht alle Belege in Leos Buche über die Griechisch-römische Biographie und in Premiersteins Artikel „Elogium“ (Pauly-Wissowa V 2442 ff.) zu finden. Daß zwischen Vergils Heldenschau



An diese ganze Entwicklung knüpft Velleius an; der Abstand einer Generation bezeichnet freilich einen tiefen Abfall in jeder Hinsicht. Doch kommt es hier nicht darauf an, wie sich bei ihm der Abschluß der Porträtgalerie gestaltet<sup>1)</sup>, sondern der Anfang; soweit wir sehen können, löst sich ihm die Geschichte Roms in die der großen Römer auf, weil sie von ihm zum guten Teile nur aus Biographien zusammengesetzt worden ist.<sup>2)</sup>

Die meisten historischen Persönlichkeiten hatten nicht besondere Biographien von verschiedenen Verfassern erhalten, sondern nur solche innerhalb umfassenderer Sammlungen. Allgemein anerkannte Größen, wie Marius und Sulla,<sup>3)</sup> Pompeius und Caesar durften natürlich in keiner solchen fehlen; bei anderen Männern konnte der Sammler eine verschiedene Auswahl treffen, wie es z. B. Nepos und Plutarch bei den berühmten griechischen Feldherren getan haben.<sup>4)</sup> Von Augustus wird bezeugt (vgl. CIL I<sup>2</sup> p. 186), daß er für seine Ruhmeshalle die Feldherren auswählte, die Rom groß gemacht hatten; er schloß aber nachweislich auch Männer nicht aus, die wie M. Valerius Maximus und Ap. Claudius Caecus ihren Ruhm wesentlich daheim und im Frieden erworben hatten. Wer dagegen, wie der Auctor de viris illustribus urbis Romae die ganze römische Geschichte in Form von Biographien zur Darstellung bringen wollte,<sup>5)</sup> durfte keine darin genannte Persönlichkeit übergehen, auch wenn sie bei der Nachwelt nicht in guten Andenken stand, ja sogar wenn sie die Größe Roms zu mindern und zu stürzen getrachtet hatte. Gleichsam in der Mitte zwischen diesen entgegengesetzten Standpunkten steht Plutarch mit seiner Auswahl der berühmten Römer, denn er „handelt ausschließlich von Männern, die Geschichte gemacht haben, und doch verwahrt er sich nachdrücklich dagegen, Geschichte zu schreiben“ (Leo Griech.-röm. Biographie 146). Er zog daher den Kreis weiter als Augustus, indem er auch einen Coriolan und einen

---

und dem Plane des Augustus für die Ausschmückung seines Forums ein Zusammenhang besteht, braucht nur ausgesprochen zu werden, um einzuleuchten (vgl. Norden Kommentar zu Verg. Aen. VI S. 309). Nicht zugänglich ist mir G. Schön Die Elogien des Augustusforums und der Liber de vir. ill. Progr. von Cilli 1895.

1) „Ist Caesar der Positiv. Augustus der Komparativ, so sollte Tiberius als Superlativ sie übertreffen“ (Peter Geschichtl. Lit. I 387).

2) Vgl. von Früheren Sauppe 155 ff. Burmeister De fontibus Vellei Paterculii. Diss. Berlin 1894 = Berliner Studien f. klass. Philol. XV 1 S. 21 ff. Leo Griech.-röm. Biographie 240 f.

3) Bei Vergil, der als Dichter in der Auswahl freier ist, durfte allerdings Sulla fehlen, auf dem Augustusforum aber nicht (vgl. CIL I<sup>2</sup> p. 196 el. XX).

4) Vgl. Christ Gesch. der griech. Lit.<sup>4</sup> 677.

5) Ganz aus dem Plane heraus fällt sein 22. Kapitel: *Aesculapius Romam ad- vectus*; vgl. auch Leo Griech.-röm. Biographie 310.

Sertorius und auch die Gegner des Caesar und des Augustus selbst, Cato, Brutus, Antonius, aufnahm<sup>1)</sup>); aber er ging nicht so weit wie der Auct. de vir. ill., der sogar Männern wie Mancinus, Saturninus, Fimbria und Cinna, dem Sohne Marius und Sex. Pompeius besondere Abschnitte widmete. Die Schriften de viris illustribus, die dem Velleius vorlagen, konnten nun ihrerseits eine sehr verschiedene Auswahl der berühmten Männer getroffen haben, und Velleius selbst konnte sich ihnen auch wieder sehr frei gegenüberstellen. Denn wenn er die ganze römische Geschichte behandeln wollte, so mußte er eigentlich solche Quellen bevorzugen, die den geschichtlichen Stoff in der üblichen chronologischen Anordnung boten, und nur in zweiter Linie solche heranziehen, die ihn in Biographien zerlegten. Aber es ist für ihn sehr bezeichnend, daß er vielmehr in großen Abschnitten die Biographien zu Grunde legt und den Geschichtsdarstellungen nur das entnimmt, was zu der Verbindung und Ergänzung jener notwendig ist. Das ist bei den bedeutendsten Persönlichkeiten, die im Zeitalter der Bürgerkriege eine Rolle gespielt haben, und namentlich bei denen der Herrscher Caesar, Augustus, Tiberius am deutlichsten; Velleius verzichtet immer mehr auf die Heranziehung von allgemein geschichtlichen Darstellungen, je mehr die einzelne Biographie von dem gesamten geschichtlichen Stoff in sich aufzunehmen hatte. Aber dasselbe hat er auch in den früheren Partien getan; nur gibt er sich dort notgedrungen seiner Neigung nicht in demselben Maße hin, sondern muß das Gerüst seines Werkes aus chronologisch fortschreitenden Geschichtswerken entnehmen, darf nur zu seiner Ausschmückung und Verkleidung die biographische Literatur verwerten. Das Streben, beide Gattungen miteinander zu verbinden und die zweite möglichst zu bevorzugen, führt nun zu einer sehr unruhigen und ungenießbaren Darstellung, während die späteren Abschnitte mehr in einem Zuge geschrieben sind. Die Analyse der ersten Teile, die uns von der römischen Geschichte erhalten sind, bildet die Grundlage der folgenden Untersuchungen.

## II.

Velleius hat nicht nur die römische, sondern die allgemeine Geschichte geschrieben, daher ist von den Biographien der Nicht Römer auszugehen. Bei dem Verlust der ganzen griechischen Geschichte kommen lediglich die von Römerfeinden in Betracht, von denen der Auctor de vir. ill. vier Könige behandelt, Pyrrhos, Antiochos, Mithridates und Kleopatra. Daß die Könige Porsena und vollends Jugurtha fehlen, ist

<sup>1)</sup> Ob die beiden Gracchen Statuen auf dem Augustusforum erhielten, ist zweifelhaft, obgleich ihr Vater, der zweimal triumphiert hatte, dort nicht fehlen durfte (CIL I<sup>2</sup> p. 195 cl. XVI. und *Gracchi genus* von Verzil. Aen. VI 842 genannt wird.

befremdend, aber wohl gerade aus alter Tradition der hellenistischen Geschichtschreibung zu erklären, indem die Lebensbeschreibung von Barbarenfürsten nur in der ihrer Gegner untergebracht wurde. Statt einer zusammenhängenden Erzählung des Porsenakrieges, worin der König die Hauptperson gewesen wäre, gibt der Auct. de vir. ill. die Veranlassung des Krieges im Leben des Tarquinius Superbus (8.5) und die drei wichtigsten Episoden unter den Namen ihrer Helden Horatius Cocles, Mucius Scaevola und Cloelia. Bei Jugurtha hätte doch sein Tod, wie ihn Plut. Mar. 12 erzählt, jeden antiken Historiker oder Biographen zur packenden Darstellung reizen müssen; aber schon bei Sallust schließt die Lebensgeschichte vielmehr (Iug. 113,7): *Iugurtha Sullae vincit traditur et ab eo ad Marium deducitur*<sup>1)</sup>; dasselbe ist beinahe alles, was der Auct. de vir. ill. von dem Numider meldet,<sup>2)</sup> und auf dasselbe ungefähr beschränkt sich auch Velleius. Bei ihm fällt es besonders auf, daß er der Aufführung Jugurthas im Triumphe des Marius nichts mehr hinzufügt (II 12,1), da er doch von Perseus nach der Aufführung im Triumphe des Siegers (I 9,5 und 6) den ganz gleichgültigen und unrühmlichen Tod mit Angabe von Ort und Zeit der Erwähnung wert findet (I 11,1). Im Negativen zeigt sich hier also eine Übereinstimmung verschiedener Biographiensammlungen.

Perseus ist von ihnen allerdings nicht gleichmässig beachtet worden; der Auct. de vir. ill. gedenkt seiner nur in der Vita seines Überwinders L. Aemilius Paullus in aller Kürze (56,3); dem Velleius dagegen stand eine Lebensbeschreibung des letzten Makedonenkönigs zu Gebote und wurde nun von ihm verknüpft mit der des Aemilius Paullus. Beiden gemeinsam war der wichtigste Abschnitt, die Schlacht bei Pydna; in diesem Knoten verschlingen sich bei Vell. I 9,4 gewissermaßen die vorher und wieder nachher getrennten Fäden beider Lebensläufe. Der Anfang der Biographie des Perseus ist mit dem größten Teile des ersten Buches verloren gegangen; das Erhaltene beginnt I 9,1: \* \* \* *quam timerat hostis. expetit, nam biennio adeo varia fortuna cum consulibus conflirerat, ut plerumque superior foret*<sup>3)</sup> *magnamque partem Graeciae in*

1) Vgl. 114, 3: *Iugurtham Romam adduci nuntiatum est.*

2) Auct. de vir. ill. 62,1: *Metellus de Iugurtha rege Numidiae triumphavit*; 67.1: *Marius Iugurtham captum ante currum egit*; 75,2: *Sulla Iugurtham a Boccho in deditionem accepit.* Über Vell. II 9,4 s. u. S. 263.

3) *Foret* ist eine alte Konjekture für das überlieferte *fuit*, das Rhenanus stillschweigend in *fuert* änderte. Schöll Rhein. Mus. LIII 525 findet den Gedanken unlogisch: *Adeo varia fortuna, ut plerumque superior foret*; aber auch vom Viriathischen Kriege heißt es II 1,3: *Quod ita varia fortuna gestum est, ut saepius Romanorum gereretur adversa*, sodaß Velleius doch wohl glaubte, in dieser Form seinen Gedanken besonders fein ausgedrückt zu haben. Vgl. auch 55,1 von Caesar: *Primo varia fortuna, mox pugnavit sua* (und dazu wieder 63,5: *Planus . . . dubia, ist est sua fide*). Nach



*societatem suam perduceret.* Ist auch der verstümmelte Anfang nicht sicher zu ergänzen, so war doch offenbar Perseus, der *hostis* des Relativsatzes, vorher mit Namen genannt und eingeführt, da er sonst nicht Subjekt des folgenden Hauptsatzes sein könnte. Dann wird er wieder Subjekt und Hauptperson 9,4: *Is Persam . . . . coegit e Macedonia profugere, quam ille linquens in insulam Samothraciam profugit<sup>1)</sup> templique se religioni supplicem credidit, ad eum Cn. Octavius praetor, qui classi praerat, peruenit et ratione magis quam vi persuasit, ut se Romanorum fidei committeret, ita Paullus maximum nobilissimumque regem in triumpho duxit.* Verglichen mit der kurzen Andeutung der Entscheidungsschlacht erscheint diese Erzählung der persönlichen Schicksale des Königs unverhältnismässig breit; die Verknüpfung mit dem Vorhergehenden ist ungeschickt; nicht nur das Wort *profugere* wird wiederholt, sondern in der Bemerkung 9,6, daß der Triumph des Paullus die früheren *vel magnitudine regis Persae* übertraffen habe, wird auch der Gedanke des Satzes *ita Paullus eet.* noch einmal kürzer ausgedrückt. Das alles spricht für die Verbindung zweier Vorlagen, von denen die eine den Blick nur auf den König richtete. Unmittelbar an das von ihm Berichtete schließt sich dann an 11,1: *Post victum captumque Persen, qui quadriennio post in libera custodia Albae decessit, Pseudophilippus . . . . brevi temeritatis poenas dedit.* Hier wird erstens der Ausgang des Perseus erzählt, dessen Fehlen niemand als eine Lücke empfinden würde, und eng damit verbunden wird über zwei Jahrzehnte hinweg die Geschichte des falschen Philippos. Wahrscheinlich hatte die benutzte Perseusbiographie einen Anhang über den angeblichen Sohn ihres Helden, gerade wie auch beim Auct. de vir. ill. trotz des Zeitabstandes der Sohn des Decius unmittelbar an den Vater, der Sohn Marius ebenso an den Vater — vor Cinna und Fimbria — angehängt wird. Vielleicht darf man weitergehend vermuten, daß in der Vorlage des Velleius die ganze Reihe der makedonischen Könige dargestellt war<sup>2)</sup> bis herab auf den Prätendenten, der deshalb nicht mit seinem wahren Namen Andriskos bezeichnet wurde, sondern nur mit dem angemaßten, weil dieser seine Aufnahme in die Reihe rechtfertigte.

Auch eine Lebensbeschreibung des Mithridates dürfte dem Velleius zur Verfügung gestanden haben, wemgleich sie nur für dessen Anfänge

Abfassung meines Aufsatzes lerne ich die Bemerkungen von Novák Wien. Stud. XXVIII 285 kennen, die mit meinen eigenen hier völlig übereinstimmen.

1) Das überlieferte *profugit* wird allgemein in *per fugit* geändert unter Berufung auf 23,3: *Maior pars nobilitatis ad Sullam in Achaiam . . . . per fugit*, kann aber auch verteidigt werden durch die Überlieferung 24,2: *Cum collega eius . . . . ad Sullam profugissent.*

2) Der Anfang der Reihe liegt vor bei Nepos de reg. 2,1, der hier von den Viten Philipps und Alexanders nur den Schluß, das Lebensende, aufnimmt. Vgl. auch S. 254,2.

benutzt und später bei Seite gelassen wurde, weil der geschichtliche Stoff ohnehin gewaltig answoll. An die Notiz II 17,1: *Consulatum inierunt Q. Pompeius et L. Cornelius Sulla*, schließt sich als die genaue Fortsetzung an II 18,3 Ende: *Sorte obrenit Sullae Asia provincia*: zwischen beide Sätze schiebt sich aber erstens die ganze Vorgeschichte Sullas und zweitens die des Mithridates. Die letztere (18,1—3) wird in die denkbar ungeschickteste Form gekleidet, als Vordersatz zu dem angeführten kurzen Hauptsätzchen gestaltet, durch Parenthesen und Exkurse zu den Parenthesen unterbrochen, durch die ungenaue Zeitbestimmung *per ea tempora* lose mit der genauen Datierung nach den Konsuln verknüpft. Aufgelöst in ihre Bestandteile, läßt sie sich passend mit der Vita Mithridats beim Auct. de vir. ill. 76 vergleichen: Der Held wird mit Namen und Titel eingeführt (*Mithridates Ponticus rex* Vell., *Mithridates rex Ponti* Auct. 1); seine Abstammung ist bei Vell. weggelassen; es folgt die Charakteristik, beim Auct. 1: *magna ei animi et corporis*, ergänzt durch zwei Anekdoten als Belege für beide Seiten, bei Vell. im Kern übereinstimmend (*semper animo maximus . . . . miles manu*), aber breiter und kunstvoller ausgeführt mit einer Fülle echt Velleianischer Antithesen.<sup>1)</sup> Von dem Mithridatischen Kriege geben beide Schriftsteller dieselben drei Tatsachen an: Erstens *occupata Asia* Vell., ausführlicher Auct. 2: *Nicomeden Bithynia, Ariobarzanen Cappadocia expulit*: zweitens die Ermordung der in Asien weilenden Römer; drittens den Abfall der Griechen von Rom mit Ausnahme der Rhodier. Bei der zweiten mit besonderer Genauigkeit erzählten Tatsache ist die Übereinstimmung zwischen Vell. und Auct. 3 eine vollständige; bei der ersten ist die scheinbare Abweichung nur eine Folge der starken Verkürzung der Vorlage und bei der dritten eine Folge der persönlichen Neigung des Velleius, die Treue der Rhodier, die eigentlich Nebensache ist, so stark zu betonen, daß er die Hauptsache, die Treulosigkeit der übrigen Griechen, darüber fast vergißt.<sup>2)</sup> Seine Zusammenfassung alles Gesagten: *Cum*

<sup>1)</sup> Die Einführung: *Vir neque silendus neque dicendus sine cura*, erinnert weniger an I 2,1: *Codrus vir non praetereundus*, als an andere Stellen, II 17,1: (*Sulla*) *vir qui neque ad finem victoriae* (vgl. dazu Herwerden Mnemosyne XXXII 98 f.) *satis laudari neque post victoriam satis vituperari potest*: 67,1: *Huius totius temporis* (der Proskriptionen der Triumvirn) *fortunam ne deflere quidem quisquam satis potuit, adeo nemo exprimere verbis potest*; 101,1: *C. Caesar . . . . tam varie se ibi gessit, ut nec laudaturum magna nec vituperaturum mediocris materia deficiat*. Der pointierte Ausdruck darf in solchen Fällen nicht über die Unsicherheit des Urteils und die Armut des Gedankens täuschen. Die Charakteristiken des Velleius, die Sauppe 160 noch zu günstig beurteilt, sind meistens gerade so einseitig wie die des Nepos oder, wenn die Meinungen der Vorgänger auseinandergehen, aus Widersprüchen zusammengesetzt. Über Sulla wörtlich dasselbe bei Val. Max. IX 2,1: *Quem neque laudare neque vituperare quisquam satis digne potest*.

<sup>2)</sup> Vgl. den Exkurs am Schluss des Aufsatzes S. 277 f.

*terribilis Italiae quoque videretur imminere*, ist von ihm selbständig hinzugefügt, um die Verbindung zwischen den Viten des Mithridates und des Sulla herzustellen; sie ist falsch, nicht nur weil sie übertreibt, sondern auch weil sie der Zeitfolge der Ereignisse widerstreitet.<sup>1)</sup> Es ist möglich, daß Velleius auch weiterhin noch einmal einen Blick auf die Biographie des Königs geworfen hat; bei der verhältnismäßig eingehenden Wiedergabe der Friedensbedingungen Sullas 23,6 könnte der ungeschickte Satzbau für eine Vermischung zweier Quellenstellen sprechen, und bei der sonst kurzen Erwähnung des Todes Mithridats 40,1 die Worte: *Ultimus omnium iuris sui regum praeter Parthicos*. für die Benutzung einer Sammlung von Königsviten, worin diese die letzte war;<sup>2)</sup> auch die an ganz unpassender Stelle eingeflickte Notiz II 4,1: *Populo Romano hereditate . . . . relicta . . . . est a Nicomede Bithynia*. könnte daraus stammen, weil diese Veranlassung des dritten Mithridatischen Krieges sonst von Velleius nirgends berührt wird. Aber mit Sicherheit läßt sich nur für die Anfänge des Königs die Benutzung einer Vita annehmen, die aus einem biographischen Sammelwerk stammen muss. Andere Königsbiographien kommen für die erhaltenen Teile des Velleius überhaupt nicht in Betracht; eine solche der Kleopatra hat er entweder nicht gehabt oder nicht verwertet.

Von Römerfeinden, die nicht Könige waren, sind Hannibal und Viriathus beim Auct. de vir. ill. in besonderen Kapiteln behandelt. Was Velleius von Hannibal erzählte, wissen wir nicht; wenn die Bezeichnung Mithridats als *odio in Romanos Hannibal* (II 18,1)<sup>3)</sup> vermuten läßt, daß die bekannte Anekdote, wie Hannibal als Knabe den Römern ewigen Haß geschworen habe, von ihm nicht übergangen worden ist, so folgt daraus nichts, weil ebenso wie die Biographen Hannibals (Nep. Hann. 1,3 ff. Auct. de vir. ill. 42,1), auch die Geschichtschreiber des Hannibalischen Krieges (Polyb. III 10,7 ff. Liv. XXI 1,4. Appian. Hann. 3) mit dieser Anekdote ihre Darstellung zu eröffnen liebten. Was dem Viriathus beim Auct. de vir. ill. die Ehre einer besondern Vita einge-

<sup>1)</sup> Sie beruht in letzter Linie auf dem Bericht, daß Mithridates durch eine Gesandtschaft der Italiker aufgefordert wurde, nach Italien zu ziehen, und darauf antwortete, er wolle dies tun, sobald er Asien unterworfen habe (Diod. XXXVII 2, 11). Sulla hatte die Provinz erhalten, als der König den Angriff eröffnet hatte, lange vor dessen großen Erfolgen (vgl. Bernhardt Chronologie der Mithridatischen Kriege. Diss. Marburg = Progr. Dortmund 1896 S. 9 f.).

<sup>2)</sup> Eine solche Sammlung hatte z. B. Nepos gegeben vgl. de reg. 1,1; s. auch Leo Griech.-röm. Biographie 145. Bei Velleius kann man den Schluß der attischen Königsreihe vergleichen I 2,1 f., woran 8,2 f. anknüpft.

<sup>3)</sup> Dieser sprichwörtlichen Verwendung des Namens Hannibal scheint keine der anderweitig bekannten ganz ähnlich zu sein, vgl. Otto Sprichwörter der Römer 158, wo die schon o. S. 253.1 angezogene Stelle des Val. Max. IX 2,1 hinzuzufügen ist.



tragen hat, war das Gegenteil von dem, was den Jugurtha um diese Ehre brachte: Von den römischen Feldherren, die gegen Viriath kämpften, war keiner so bedeutend, daß ihm eine eigene Biographie gewidmet werden konnte, und jedenfalls keiner geeignet, um in seiner Biographie die Geschichte des Lusitaners unterzubringen.<sup>1)</sup> Aber die Existenz einer Viriathusvita läßt sich auch für die frühere Zeit wahrscheinlich machen, wenn man seine Darstellung bei Velleius II 1,3 trotz ihrer Kürze mit der des Auct. de vir. ill. 71,1 ff. vergleicht. Die Anfänge, die Erfolge und der Ausgang des Viriathus werden so dargestellt, daß er selbst die Hauptperson ist, und daß von seinen römischen Gegnern nur der Anstifter seiner Ermordung genannt wird. Die Chronologie wird dabei gröblich vernachlässigt: *Triste deinde et contumeliosum bellum in Hispania duce latronum Viriatho secutum est . . . . sed interempto Viriatho fraude . . . . Servili Caepionis Numantinum gravius exarsit. haec urbs . . . . cum alios duces, tum Pompeium . . . . ad turpissima deduxit foedera . . . . nec minus turpia ac detestabilia Mancinum Hostilium consulem.* Nicht nach der Zerstörung Karthagos, sondern spätestens im Anfang des Jahres dieser Katastrophe, vielleicht schon im vorhergehenden 607 = 147 wurde Viriathus Oberfeldherr der Lusitaner;<sup>2)</sup> seine Ermordung fällt ins Jahr 615 = 139, aber vorher war der Konsul Q. Pompeius 613 = 141 von den Numantinern geschlagen und als Prokonsul 614 = 140 zum Friedensschluß gezwungen worden; dann befleckte Mancinus sein Konsulat von 617 = 137 mit dem Schimpf eines neuen Vertrages. Nachdem Velleius weiterhin über die Zerstörung Numantias 621 = 133 hinaus die Geschichte des Zerstörers Scipio Aemilianus bis zu dessen Tode 625 = 129 hinabgeführt hat, kehrt er II 5,1 ff. noch einmal zu den gleichzeitigen spanischen Ereignissen zurück: *Ante tempus ercisae Numantiae praeclara in Hispania militia D. Bruti fuit* (616 = 138 bis 618 = 136) . . . . *et ante eum paucis annis . . . . severum illius Q. Macedonici in his gentibus imperium fuit* (611 = 143 und 612 = 142) . . . . *hic virtute et severitate facti, at Fabius Aemilianus . . . . disciplina in Hispania fuit clarissimus* (609 = 145 und 610 = 144). Hier erscheinen plötzlich die Namen der römischen Statthalter, die gegen Viriathus und die Seinen glücklich ge-

<sup>1)</sup> Die letztere Bemerkung ist deswegen nicht ganz überflüssig, weil Metellus Macedonicus im Viriathischen Kriege gekämpft und eine eigene Vita in den Sammlungen *de viris illustribus* erhalten hat (s. u. S. 264 f.). Daß übrigens der einzelne Autor in der Auswahl der berühmten Römer nicht fest an die seiner Vorgänger gebunden war, versteht sich von selbst und kann durch das Beispiel des Fabricius gezeigt werden: Verg. Aen. VI 843 f. hebt ihn hervor, und Hygin scheint ihn für sich behandelt zu haben (frg. 3 Peter bei Gell. I 14,1), aber nicht allein Plutarch, sondern auch der Auct. de vir. ill. hat seine Geschichte fast ganz in die des Pyrrhos hineingearbeitet.

<sup>2)</sup> Vgl. Kornemann Die neue Liviosepitome aus Oxyrhynchus (Klio. Beiheft II) 96 ff. 116 ff.

kämpft haben, und hier erscheinen sie in genauer chronologischer Reihenfolge, nur in der umgekehrten, von unten nach oben. Die seltsame Zerreibung der eng zusammengehörigen Ereignisse im ersten und im fünften Kapitel fordert eine Erklärung: Velleius griff erst bei der Zerstörung Numantias wieder zu einem Geschichtswerk, das die übliche chronologische Anlage hatte, und er ließ nun seine Augen hierin rückwärts schweifen bis zu dem Jahre der Zerstörung Karthagos, mit dem er die Erzählung im zweiten Buche begann, ohne dabei zu beachten, daß er dieselben Dinge vorher schon einmal erzählt hatte, nur unter andern Gesichtspunkte und folglich nach einer andern und andersartigen Quelle. Daß diese Quelle eine Vita Viriaths war, ist durch die Prüfung der Komposition in weit höherem Grade wahrscheinlich geworden, als durch die Vergleichung mit Parallelberichten. Die Vita Viriaths konnte aber nur in einer Sammlung von Biographien ihren Platz gefunden haben, die nicht allein die berühmten römischen Feldherren enthielt, sondern auch die nichtrömischen<sup>1)</sup> in größerer Vollständigkeit als das Buch des Nepos *de excellentibus ducibus exterarum gentium*.

Man darf nun den Schluß ziehen, daß nicht allein für die römische und für die neueste Geschichte von Velleius solche Sammlungen verwendet wurden, sondern bereits für die griechische und vom Anfang seines Werkes an. Der kurze Abschnitt über Lykurg I 6,3, die Genealogie des makedonischen Königshauses I 6,5 und die Einführung Kimons in dem bei Priscian erhaltenen Fragment aus der großen Lücke sind offenbar derartigen Ursprungs. Einen bestimmten Autornamen zu suchen, scheint mir wie schon Burmeister 26 aussichtslos, da wir von den Vertretern der ganzen Gattung *de viris illustribus* in Ciceronischer und Augustischer Zeit nur sehr wenig wissen.<sup>2)</sup>

<sup>1)</sup> Zu den Römerfeinden kann gewissermaßen auch Sertorius gerechnet werden, dem Plutarch eine besondere Biographie eingeräumt hat, während er beim Auct. de vir. ill. nur ganz flüchtig in denen seiner beiden Gegner Metellus Pius (63,2: *Sertorium Hispania expulit*) und Pompeius (77,4: *Sertorium vicit*) erwähnt wird. Seine erste beiläufige Erwähnung begleitet Velleius 25,3 mit dem Ausruf: *Sertorium — pro quanti mor belli facem! — et multos alios*, und man würde nun bei ihm eine Darstellung dieses furchtbaren Krieges erwarten (vgl. II 8,3. 105,1 u. S. 271). Aber lediglich am Schluß der Charakteristik des Pompeius 29,5 heißt es: *Ut a Sertorio Metellus laudaretur magis, Pompeius timeretur validius*, und daran schließt sich unmittelbar das Ende des Sertorius, das seines Mörders Perpenna und das des ganzen Krieges 30,1. Der Widerspruch zwischen jener pathetischen Ankündigung und der dürftigen Ausführung dieses Themas ist so befremdend, daß man sogar eine Lücke annehmen wollte; vielleicht ist er eher damit zu erklären, daß Velleius in seiner Eile gleichsam einen Mann über Bord fallen ließ. Vgl. Ähnliches u. S. 272.

<sup>2)</sup> Vgl. Leo Griech.-röm. Biographie 136 ff.

III.

Die erste in den erhaltenen Teilen des Velleius benutzte Biographie eines römischen Feldherrn ist die des L. Aemilius Paullus. Seine Aufnahme unter die allgemein anerkannten *Viri illustres* ist außer Zweifel. Nachdem ihn in republikanischer Zeit seine Nachkommen durch öffentliche Denkmäler auf dem Fabierbogen und in der Basilica Aemilia geehrt hatten, hat ihn Vergil (Aen. VI 838—840) verherrlicht, hat Augustus seine Statue auf seinem Forum aufgestellt, haben Plutarch und der Auctor de vir. ill. sein Leben geschrieben.<sup>1)</sup> Velleius hat aus einer Biographie des Paullus drei Stücke entnommen, von denen die beiden ersten so eng mit einander verbunden sind, daß sie als eines erscheinen. Das erste Stück ist I 9,3: *Tum senatus populusque Romanus L. Aemilium Paullum, qui et praetor et consul triumphaverat, virum in tantum laudandum, in quantum intellegi virtus potest, consulem creavit, filium eius Paulli, qui ad Cannas quam tergiversanter perniciosam rei publicae pugnam inierat, tam fortiter in ea mortem obierat.* Offenbar hat Velleius die Lebensbeschreibung erst eingesehen, als er in der geschichtlichen Darstellung zu dem Zeitpunkt gelangte, in welchem die große geschichtliche Rolle des Helden beginnt, zum Antritt seines zweiten Konsulats 586 = 168; er holt nun aus dieser Quelle alles Bemerkenswerte nach, *πράξεις, ἡθός, γένος*, die drei Kapitel, die dort natürlich in der umgekehrten Reihenfolge standen. Das *γένος* führt keiner der Biographen über den Vater hinauf, obgleich schon der Urgroßvater und der Großvater das Konsulat erlangt hatten, weil erst von jenem der Ruhm der Familie datierte; noch besser als Auct. de vir. ill. 56,1: *Filius eius qui ad Cannas cecidit*, läßt sich Plut. Paull. 2 vergleichen: *Λευκίου δὲ Παύλλου τὸ περὶ Κάννας ἀτίμημα τὴν τε φρόνησιν ἅμα καὶ τὴν ἀνδρείαν ἔδειξε . . . . τούτου . . . . νόσος κτλ.*; hieraus folgt nämlich, daß Velleius seine Antithese *quam tergiversanter — tam fortiter* bereits vorgezeichnet fand. Die Charakteristik des Paullus ist im Ausdruck sein Eigentum, wie die meisten anderen auch; er hat sie bis auf eine bezeichnende Abschwächung wörtlich noch einmal für einen seiner Zeitgenossen verwendet.<sup>2)</sup> Die

1) Das Elogium vom Fabierbogen CIL I<sup>2</sup> p. 198 el. XXIV (= Dessau Inscr. sel. 43); von dem aus der Basilica Aemilia ein Fragment ebd. p. 341, zusammengesetzt mit einem zweiten von Hülsen Archäol. Anzeiger 1900,5; Klio II 262 f; von dem Elogium des Augustusforums Kopie aus Arretium, am Schluß verstümmelt, ebd. p. 194 el. XV (= Dessau 57).

2) Er sagt von C. Antistius Vetus 43,4: *Viri in tantum boni, in quantum humana simplicitas intellegi potest.* Die *simplicitas*, deren Einführung an Stelle der *virtus* die Abschwächung von *laudandus* in *bonus* nach sich zieht, rühmt er auch an den gleichzeitigen Domitiern, an deren Charakter sonst nichts zu rühmen war (II 102, und 72,3; vgl. S. 275). Nach Inhalt und Form verwandt mit der Charakteristik des



Notiz über die *παράξεις* d. h. bei einem Römer hauptsächlich über den Cursus honorum ist trotz ihrer Kürze wichtig, weil sie die zu Übertreibungen neigende panegyrische Tendenz der Vorlage offenbart; die Erwerbung eines Triumphes während der Praetur in Spanien kennt nur die auf dem Fabierbogen zum Ausdruck kommende Familientradition.<sup>1)</sup>

Das zweite Stück der Paullusvita über den makedonischen Krieg fällt sachlich zusammen mit einem Abschnitt der Perseusvita und mit jeder historischen Darstellung dieser Ereignisse (o. S. 251); nur seine Verbindung mit dem Vorhergehenden und dem Folgenden verdient Beachtung. Während nämlich nach Liv. XLIV 17,7 Makedonien dem Konsul durchs Los zufiel.<sup>2)</sup> ist es nach der ausdrücklichen Angabe des Plut. Paull. 10 (und Justin. XXXIII 1,6) ihm nicht durch den Zufall der Losung, sondern in außerordentlicher Weise durch Volksbeschluß übertragen worden, und diese für ihn ehrenvollere Auffassung scheint auch bei Velleius zu Grunde zu liegen, der nach Erwähnung der Mißerfolge der früheren Konsuln betont: *Tum senatus populusque Romanus L. Aemilium Paullum . . . . consulem creavit.*<sup>3)</sup> Der Anfang des dritten Stückes 10,3: *Lucio autem Paulo Macedonicae victoriae compoti quattuor filii fuere*, knüpft nicht an die historischen Notizen über den Triumph 9,6 an, sondern an die weiter zurückliegenden über den Sieg 9,4. Für den Triumph bot ein Historiker reicheren Stoff als ein Biograph, der nur für die persönlichen Schicksale des Paullus herangezogen wurde; die Folge dieses Quellenwechsels war, daß die Erzählung selbst im Zickzack von dem Triumph zu den vorausgegangenen Ereignissen und dann wieder zu dem Triumph zurückführt.

---

Paullus ist die des Ti. Gracchus II 2,2: *Tantus denique adornatus virtutibus, quantas perfecta et natura et industria mortalis condicio recipit*: auch sie wird wörtlich auf einen Zeitgenossen übertragen, aber ohne Einschränkung, weil es Drusus der Bruder des Kaisers ist. 97,2: *Adolescenti tot tantarumque virtutum, quot et quantas natura mortalis recipit vel industria perficit.*

1) Vgl. Mommsen zu der Inschrift. Burmeister 22. Hier könnte also einer der überberichtigten aus der Familieneitelkeit entsprungenen *falsi triumphi* (Cic. Brut. 62) vorliegen, der in die Literatur de viris illustribus eingedrungen wäre. In anderen Fällen ist dagegen nicht von Fälschung die Rede, sondern die Flüchtigkeit und die rhetorische Übertreibung kommt nur auf Rechnung des Velleius, wenn er II 10,8 „fast allen“ Domitii Ahenobarbi Triumphalornamente zuweist und sowohl dem Metellus Macedonicus I 11,6, wie dem Metellus Numidicus II 15,4 neben *honores* auch *triumphi* in der Mehrzahl, obgleich jeder nur einmal triumphiert hat.

2) Vgl. auch Cic. de div. I 103: *Cum ei bellum ut cum rege Perse gereret, obligisset.*

3) Vgl. auch elog. XV: *Iterum cos., ut cum rege [Per]se bellum gereret, ap[sens] f]actus est.* Deutlicher allerdings elog. XVII, XVIII ( Dessau 59) von Marius: *Extra sortem bellum cum Jugurtha rege Numid. cos. gessit.*

Das dritte Stück der Paullusvita<sup>1)</sup> handelt nicht nur über die letzten Schicksale, sondern auch über die Nachkommenschaft des Helden. Livius XLV 40,7 sagt nur: *Duobus e filiis, quos duobus datis in adoptionem solos nominis sacrorum familiaeque heredes retinuerat domi*, und spricht nicht von den beiden älteren Söhnen; nur vorher in der Beschreibung des Triumphes (40,4) nennt er ihre Namen und weiterhin in der Rede des Paullus (41,12) die der Geschlechter, in die sie eingetreten waren. Velleius handelt an der Stelle 9,3, die der angeführten Livianischen genau entspricht, weit eingehender, als in diesem Zusammenhange notwendig wäre (vgl. damit auch Plut. Paull. 35. Auct. de vir. ill. 56,4), von den älteren Söhnen und ihren Adoptivvätern und weist später 12,3 ausdrücklich hierauf zurück. Es schiebt sich also zwischen Livius und ihn eine biographische Mittelquelle ein, die am Schluß der Biographie ebenso über die Nachkommen des Helden handelte, wie am Anfang über seine Vorfahren und dadurch auch die genealogische Verbindung zwischen den verschiedenen monographisch behandelten Männern herstellte.

#### IV.

Das Leben des Scipio Aemilianus durfte selbstverständlich in keiner Biographiensammlung fehlen; es ist für die des Hygin und des Plutarch bezeugt und beim Auct. de vir. ill. erhalten; von den Unterschriften unter seinen öffentlich aufgestellten Statuen besitzen wir die des Fabierbogens, kennen aber auch die des Augustusforums.<sup>2)</sup> Bei Velleius zeigt sich die Benutzung einer Vita Scipios gleich in dessen Einführung. Nachdem die griechisch-makedonische Geschichte bis zur Zerstörung von Korinth 608 = 146 herabgeführt ist, wird zu der gleichzeitigen von Karthago übergangen I 12,2: *Et sub idem tempus . . . . statuit senatus Carthaginem excidere.*<sup>3)</sup> Aber darauf folgt nicht etwa die Erklärung oder der Beginn des Krieges im J. 605 = 149, sondern 12,3: *Ita eodem tempore P. Scipio Aemilianus . . . . consul creatus est* (für 607 = 147), und

<sup>1)</sup> Über das Verhältnis dieses Stückes zu Livius vgl. Burmeister 39 f. und über die Gestaltung des Textes Schöll Rhein. Mus. LIII 522 f. Es ist aber sehr möglich, daß schon die biographische Mittelquelle den historischen Bericht, wie er bei Livius vorliegt, verkürzt und verschoben hat, auch wenn die *Pointe ante paucos — post pauciores dies* Eigentum des Velleius ist.

<sup>2)</sup> Hygin vgl. Gell. III 4,1 mit VI 1,2. dazu Pauly-Wissowa IV 1439,20 ff. Peter Hist. Rom. reliquiae II p. CV; Plutarch vgl. Ti. Gracch. 21. C. Gracch. 10, dazu Apophth. Scip. Min.; Elogium des Fabierbogens CIL I<sup>2</sup> p. 198 el. XXV (= Dessau 43), des Augustusforums Plin. n. h. XXII 13; vgl. noch Verg. Aen. VI 842 f.

<sup>3)</sup> Weshalb Halm und mit ihm Ellis *excindere* dem überlieferten *excidere* vorziehen, ist mir unverständlich angesichts des Gebrauchs von *excidere* in den ganz ähnlichen Fällen II 4,2. 3. 5. 5.1 u. a.

erst dann als beiläufiger Nachtrag 12,4: *Bellum Carthagini iam ante biennium a prioribus consulibus inlatum maiore vi intulit*. So wird freilich der Held, der Karthago vernichtete, in wirkungsvoller Weise als der dafür vorausbestimmte eingeführt, aber infolge der Vorliebe des Autors für biographische Quellen und infolge seiner Unfähigkeit, diese mit den annalistischen in ein rechtes Verhältnis zu bringen.

Wieder sind in dem ersten Stücke der Vita dieselben drei Bestandteile zu unterscheiden, wie in dem entsprechenden der Paullusvita, Herkunft und Charakter, hier in der Form von Appositionen und Relativsätzen zum Namen hinzugefügt, und die Vorgeschichte, die hier umfangreicher und als sehr unbeholfene Parenthese in den zweiten Satz eingeschoben ist; wieder bildet dann der erste Hauptsatz die Verbindung zwischen diesem ganzen Teile und dem zweiten Stück, indem er die Wahl zum Konsul berichtet. Von den Ahnen Scipios nennt Velleius hier den leiblichen Vater, den Adoptivvater und den Adoptivgroßvater; er rühmt, daß die *virtus*, die den Vater Paullus auszeichnete (I 9,3), auf diesen Sohn übergegangen sei, wie er auch II 5,3 ähnliches von dem andern Sohne Fabius Aemilianus aussagt; was er über den Adoptivvater I 10,3 und 12,3 bringt, ist alles, was man überhaupt von diesem wußte.<sup>1)</sup> Die Charakteristik Scipios sucht die des Paullus noch zu überbieten und rühmt in der Form jedenfalls wieder von Velleius her.<sup>2)</sup> Von den früheren Taten werden genannt die Erwerbung einer *Corona muralis* in Spanien und die einer *Corona obsidionalis* in Afrika und ein erfolgreicher Zweikampf in Spanien; es sind, wie Burmeister 24 richtig gesehen hat, dieselben Taten, die auch der Auct. de vir. ill. 58,2—4 verzeichnet, mit etwas grösserer Ausführlichkeit und in genauerer chronologischer Anordnung,<sup>3)</sup> aber ebenfalls als die einzigen außer der Teilnahme an der

1) Vgl. Cic. Brut. 77. Cato 35. de off. I 121; dazu Hermes XL 90.

2) Mit der Zusammenstellung von *ingenium* und *studia* ist die von *natura* und *industria* bei Ti. Gracchus und Drusus zu vergleichen (s. S. 257f., 2) und mit der Bezeichnung als *eminentissimus sacculi sui* die ähnlichen des Metellus Numidicus und des Rutilius Rufus (s. S. 266,2).

3) Alle diese Angaben standen gewiß auch unter der Statue des Augustusforums. Daß die militärischen Auszeichnungen auf den Elogien ebenso verzeichnet waren, wie auf anderen Ehren- und Grabschriften (vgl. deren Zusammenstellung bei Steiner Bonner Jahrb. CXIV 47 ff.), ist selbstverständlich und wird für die *Corona obsidionalis* Scipios durch Plin. n. h. XXII 13 ausdrücklich bezeugt. Für die Aufführung seines Zweikampfes in der Inschrift sprechen zwei Analogien: Romulus war nach Ovid. fasti V 565 dargestellt mit den *Spolia opima*, die er aus einem Zweikampf davongetragen hatte, und Valerius Corvus nach Gell. IV 11.10 mit dem Raben, der ihm in seinem Zweikampf beigestanden hatte; im Elogium des Romulus (IV) wird diese Darstellung besonders ausführlich erläutert, und in dem des Corvus muß es ebenso gewesen sein. Für die ehrenvolle Art der Wahl Scipios zum Consul vgl. als Seitenstück im Elogium des Valerius Maximus (V) die Bemerkung: *Pri<em>usquam ullum magistratum gereret, dictator dictus est*: vgl. auch S. 258,3.



Schlacht bei Pydna, die Velleius als zu weit zurückliegend übergangen hat. Übereinstimmung zwischen beiden Autoren herrscht dann darin, daß sie die Wahl Scipios zum Konsul während seiner Bewerbung um die Ädilität erwähnen und daß sie den zweiten Hauptteil der ganzen Vita, die Zerstörung Karthagos, in aller Kürze erledigen.

Velleius hat dann andere Quellen zur Hand genommen, aber die Vita Scipios nicht aus den Augen verloren. Er schloß das erste Buch ursprünglich<sup>1)</sup> mit einem besondern rhetorischen Prunkstück, einer *σύνκρισις* der Zerstörer von Karthago und Korinth, zu der er zwar das meiste aus Eigenem hinzutat,<sup>2)</sup> aber einige Tatsachen der Vita entlehnte, wie die Freundschaft Scipios mit Polybios und Panaitios; die Erwähnung des Letzteren läßt darauf schließen, daß er etwas über die Gesandtschaftsreise gelesen hatte, auf der der Philosoph im J. 615 = 139<sup>3)</sup> den Helden begleitete, und ähnliches muß auch dem Auct. de vir. ill. 58,7 vorgelegen haben, der freilich statt des Panaitios den römischen Freund Scipios C. Laelius einsetzt (vgl. Plut. Apophth. Scip. Min. 14 u. a.). Velleius hat aber die Gesandtschaftsreise selbst und die ihr vorausgehende gemeinsam mit Mummius geführte Zensur Scipios übergangen, obwohl diese von den anderen Biographen<sup>4)</sup> erzählt wurde und ihm bei der Vergleichung beider Männer gut zu Statten gekommen wäre; erst als er in der Konsulliste wieder Scipios Namen findet, schlägt er die Vita von neuem auf.

Es war schon davon die Rede, wie er im zweiten Buche erst den Krieg gegen Viriathus, dann den gegen Numantia erzählt; die Kapitulation des Mancinus führt ihn auf den daran beteiligten Ti. Gracchus, und erst nachdem er dessen ganze Geschichte und die gleichzeitigen Ereignisse in Asien dargestellt hat, kehrt er zum numantinischen Kriege

<sup>1)</sup> Mit dem Ende des 13. Kapitels reißt nicht nur der Faden der Erzählung ab, um im Anfange des zweiten Buches wieder aufgenommen zu werden, sondern auch der der moralisierenden Betrachtung; die an Vinicius gerichtete Mahnung berührt sich nahe mit den ersten Sätzen des zweiten Buches, und die zwischen beiden stehenden Exkurse lagen nicht von Anfang an im Plane des Autors. Vgl. Sauppe 151 Anm.

<sup>2)</sup> Vgl. Leo Griech.-röm. Biographie 149. Aus Scipios erster Charakteristik 12,3 wiederholt Velleius hier noch zweimal, daß der Held in Krieg und Frieden stets derselbe gewesen sei; den Gedanken, daß er *otium* und *negotium* in rechtem Gleichgewicht zu halten wußte, verwendet er ähnlich 98,3 für die Schilderung seines hochangesehenen Zeitgenossen L. Piso. Die Antithese von *otium* und *negotium*, die wohl so alt ist, wie die lateinische Literatur (vgl. Cato Orig. praef. bei Cic. pro Planc. 66 Enn. Iphig. p. 159 Vahlen<sup>2</sup> bei Gell. XIX 10,11; Terent. Andr. prol. 20), wird er überhaupt nicht müde anzuwenden, so in den Charakteristiken des Maecenas 88,2 und des Sentius Saturninus 105,2, außerdem noch II 1,1.

<sup>3)</sup> Vgl. Klio V 135 f.

<sup>4)</sup> Von Hygin bei Gell. III 4,1 (s. o. S. 259,2), von Plutarch nach Apophth. Scip. Min. 9 und 11, vom Auct. de vir. ill. 58,9.

zurück und berichtet nun dessen Beendigung durch Scipio und den Ausgang dieses Helden, um nochmals von der Zerstörung Numantias an die spanischen Dinge rückwärts zu verfolgen bis zum Jahre der Zerstörung Karthagos und Korinths. Diese vorwärts und rückwärts springende Anordnung kann nur durch eilige Kompilation verschiedenartiger Vorlagen erklärt werden, und zu ihnen gehören neben einem geschichtlichen Leitfaden vor allem die Lebensbeschreibungen des Ti. Gracchus und des Scipio Aemilianus. Denn unbekümmert um den Wechsel von Zeit und Ort verfolgt Velleius die Schicksale dieser Männer eine Strecke weit bis zu Ende und wird dadurch gezwungen, bald von späteren Jahren auf frühere zurückzugreifen, bald von der äußeren Geschichte auf die innere, und umgekehrt. In diesem Stück der Scipiovita ergänzen sich Velleius und der Auctor de vir. ill. gegenseitig in solcher Weise, daß man leicht eine vollständigere Vorlage rekonstruieren kann: Velleius gab bei der Belagerung Karthagos I 12,4 die Zeitdauer nicht genau an, tut es aber dafür bei der Numantias II 4,2; der Auct. de vir. ill. 58,5 f. macht es umgekehrt. Velleius erwähnte I 13,2 den aus Afrika heimgebrachten Siegesbeinamen Scipios und übergeht den angeblich bei Numantia erworbenen;<sup>1)</sup> auch damit macht es der Auct. de vir. ill. umgekehrt. Die Wiederherstellung der Disziplin im spanischen Heere läßt Velleius im Gegensatz zu dem Auct. de vir. ill. bei Seite, vielleicht weil er gerade dasselbe als einzige rühmliche Leistung von Scipios Bruder Fabius kannte und meldete (II 5,3). Aus Scipios letzten Lebensjahren werden dieselben beiden Aussprüche, die auch in Plutarchs Biographie aufgenommen waren (vgl. Ti. Gracch. 21. Apophth. Scip. Min. 22), von Velleius II 4,4 und vom Auct. de vir. ill. 58,8 wiedergegeben, der erste von jenem und der zweite von diesem vollständiger; bei Scipios Tode über den die Nachrichten weit auseinandergehen, haben beide allein und abweichend von allen den kleinen auffallenden Zug gemein, daß die Leiche „mit verhülltem Haupte“ hinausgetragen wurde.<sup>2)</sup> In der breiten Ausführung des Schlusses der Vita vermischen sich bei Velleius eigene Betrachtungen, Reminiscenzen aus der Lektüre<sup>3)</sup> und Daten aus histo-

1) Vgl. darüber Pauly-Wissowa IV 1456,24 ff.

2) *Eius corpus celato capite elatum est* Vell. II 4,6. *Obroluto capite elatus* Auct. de vir. ill. 58,10. Wie fest dieser Zug für Velleius gegeben war, zeigt seine Verwendung zu einer Antithese, die Sauppe 174 mit Recht zu den geschmacklosesten unseres Autors rechnet. Zur Sache vgl. Pauly-Wissowa IV 1458. Kornemann Klio Beiheft I 9.

3) Auf den Anklang von Vell. II 4,5: *Post bis excisos terrores rei publicae an Cie. pro Mur. 58* hat schon Sauppe 178 hingewiesen; Kornemann a. O. 11 fügt noch *Cic. rep. I 71* hinzu. Cicero hat pro Mur. 75 die von Laelius verfaßte Leichenrede auf Scipio zitiert und legt in der Schrift de rep. die Worte dem Laelius in den Mund; vielleicht darf man sie daher auf dessen *Laudatio Scipionis* zurückführen.

rischen Quellen;<sup>1)</sup> der Vita entlehnt sein dürfte die Notiz II 4,7: *In priorem consulatum creatus est anno octavo et tricesimo*, die sich ungenau mit der früher besprochenen I 12,3 verbindet: *Aedilitatem petens consul creatus est*: die ursprüngliche Verbindung beider Angaben hat erst Velleius gelöst, weil er anfangs die zweite nicht zu verwerthen gedacht hatte.

Noch ein Excerpt aus diesen späteren Partien der Scipiovita hat er bei anderer Gelegenheit nachgetragen. In dem literarhistorischen Exkurs II 9,1 ff. zählt er erst die Redner auf, dann die dramatischen Dichter, zuletzt die Geschichtschreiber; den zwei letzten Gruppen wird noch je ein Dichter als *celeber* angehängt, der eine Gattung der Poesie allein vertritt, Lucilius für die Satire und Pomponius für die Atellane. Von den Historikern steht an der Spitze Sisenna, der *iam tum iuvenis* gewesen sei. Dieses *iam tum* paßt nach unserer Kenntnis vortrefflich auf die Todeszeit des vorher genannten Lucilius. Nun fällt aber dem Velleius eine Tatsache aus dem Leben dieses Dichters ein, die er in einem Relativsatz im Plusquamperfekt nachträgt: *Qui sub P. Africano Numantino bello eques militaverat*. und diese eingeflickte Notiz zieht eine weitere Parenthese nach sich: *Quo quidem tempore iuvenes adhuc Jugurtha ac Marius sub eodem Africano militantes in iisdem castris didicere. quae postea in contrariis facerent*. Lucilius, Marius und Jugurtha sind nur durch die Kriegskameradschaft miteinander verbunden; nur eine über den numantinischen Krieg handelnde Vorlage kann dem Velleius ihre drei Namen in dieser Verbindung geliefert haben, und als solche kommt nur die Scipiovita in Betracht. Es war berechtigt, daß er die Notiz im Leben Scipios übergang (vgl. II 4,2), und es war begreiflich, daß er sie in dem des Marius nicht gebrauchte, weil er gar nichts von dessen feindlichem Zusammentreffen mit Jugurtha zu sagen hatte (vgl. II 11,1 f. 12,1 o. S. 251); um sie nicht ganz fallen zu lassen, hat er sie hier untergebracht, wo sie vom Thema völlig ablenkt, im Stil nicht zu der Umgebung paßt und den Leser völlig verwirrt. Für die eilige und mechanische Arbeitsweise des Velleius ist dieses Beispiel besonders lehrreich, weil es auch modernen Gelehrten Schwierigkeiten bereitet hat, die leicht vermieden werden können, wenn Zusätze und Einschiebsel des Verfassers erkannt und kenntlich gemacht werden.<sup>2)</sup>

<sup>1)</sup> Vgl. II 4,5: *M. Aquilio C. Sempronio consulibus abhinc annos centum et sexaginta*, welche Datierung mit einer Reihe anderer zusammengehört (vgl. die während des Druckes erscheinende Zusammenstellung von Groebe Hermes XLII 308 Beilage).

<sup>2)</sup> Noch Niese bei Pauly-Wissowa IV 1512,20 ff. sagt, daß Velleius den Sisenna „zum Zeitgenossen des numantinischen Krieges mache“; andere haben sich damit zu helfen gesucht, daß sie *iam tum* auf das unmittelbar vorhergehende *postea* und somit auf die Teilnahme des Marius am Jugurthinischen Kriege beziehen, doch ist das sachlich und sprachlich wenig befriedigend.



V.

Zu den berühmtesten Familien der plebeischen Nobilität gehört die der Caecilii Metelli. Vertreter dreier Generationen werden vom Auctor de vir. ill. unmittelbar nach einander vorgeführt, und zwar beginnen ihre Biographien folgendermaßen: 61,1: *Q. Caecilius Metellus a domita Macedonia Macedonicus, praetor Pseudophilippum . . . . . vicit*: 62,1: *Q. Caecilius Metellus Numidicus, qui consul de Iugurtha rege Numidiae triumphavit*: 63,1: *Q. Metellus Pius Numidici filius — Pius quia patrem lacrimis et precibus adsidue (ab exsilio schlechte Überlieferung) revocavit*. Damit vergleiche man Velleius I 11,2: *Q. Metellus praetor, cui ex virtute Macedonici nomen inditum erat, praeclara victoria ipsum (scil. Pseudophilippum) gentemque superavit*: II 11,2: *Metelli . . . . . et triumphus fuit clarissimus et meritum ex virtute ei cognomen Numidici inditum*: II 15,3 f.: *Q. Metellus, Numidici filius, qui meritum cognomen Pii consecutus erat: quippe expulsus civitate . . . . . pietate sua . . . . . restituit patrem*. Zur Unterscheidung dieser drei Q. Caecilii Metelli sind unentbehrlich die von ihnen selbst erworbenen persönlichen Beinamen; sie mußten in jeder ausführlicheren Biographie an die Spitze gestellt werden mit der notwendigen Erläuterung, auch wenn ihre Erwerbung nicht das erste bemerkenswerte Ereignis aus dem Leben des betreffenden Mannes war. Daß Velleius diese Anordnung vorfand, folgt namentlich aus dem anstößigen Plusquamperfekt *inditum erat* bei dem Macedonicus; er arbeitete so flüchtig, daß er eine ähnliche Fassung der Notizen, wie wir sie beim Auct. de vir. ill. noch lesen, mißverstand und falsch umschrieb, indem er das früher Erwähnte auch für das früher Geschehene hielt. Bei allen drei Cognomina hebt er die Erwerbung durch den Träger als das Wesentliche hervor; zweimal kehrt *ex virtute inditum* und zweimal *meritum cognomen* wieder, sodaß die Fassung der Angabe als sein Eigentum erscheint.<sup>1)</sup> Mit dem individuellen Beinamen pflegt er dann auch weiterhin die so eingeführten Persönlichkeiten zu bezeichnen (vgl. *Macedonicus* I 11,3. 12,1. II 5,2).

<sup>1)</sup> Wenn nicht die Überlieferung, sondern Velleius selbst für *inditum erat* verantwortlich ist, eriedigen sich von selbst die vorgeschlagenen Änderungen, wie Mommsens: *inditus erat* (scil. *Pseudophilippus*) und die dagegen erhobenen Bedenken Schölls Rhein. Mus. LIII 522. An der Stelle über Numidicus ist der Text leicht verderbt; die angenommene Verbesserung Halmus verdient entschieden den Vorzug vor der von Ellis angenommenen Konjekturen von Thomas; gegen diese wendet sich auch Novák Wien. Stud. XXVIII 296 f., dessen eigene Vorschläge ich indes auch nicht billige. Zum Vergleich mit den angeführten Stellen bieten sich namentlich die über Mummius, Auct. de vir. ill. 60,1: *L. Mummius, devicta Achaia Achaicus, adversus Corinthios missus aet.*: Vell. I 13,2 *Devictus a se gentis nomine honoratus . . . . . appellatus est Achaicus; nec quisquam ex aetate hominibus prior Mumio cognomen virtute partem vindicavit*. Hier nimmt der Auct. de vir. ill. wieder das Cognomen und seine Erklärung vorweg, und Vell. hebt wieder die Erwerbung durch die *virtus* hervor.

Auf den Namen folgt in der Vita gewöhnlich die Herkunft; Velleius und der Auct. de vir. ill. stimmen darin überein, daß sie das Verwandtschaftsverhältnis des dritten Metellers zum zweiten angeben — *Numidici filius* —, das des zweiten zum ersten — er war dessen Bruderssohn — übergehen.

Von den Taten des Macedonicus gehören in den geschichtlichen Zusammenhang nur die in Makedonien und Achaia I 11,2, deren Erzählung 12,1 mit einer Rückverweisung (*ut praediximus*) wieder aufgenommen wird. Eingeschoben wird nun ein längerer biographischer Exkurs, der in der Zeit bis um drei Jahrzehnte tiefer hinabgeht und in einem ersten, von Velleius durch weitere Exkurse ausgestalteten Abschnitt die Denkmäler des Metellus aufführt — Portikus, Reiterstatuengruppe, Tempel, — in einem zweiten sein fast sprichwörtlich gewordenes Glück, — Lebensstellung, Familie, Lebensende.<sup>1)</sup> Auf diese Vita weist Velleius zweimal zurück, direkt mit *quas praediximus* II 1,2 und in anderer Form mit *illius Q. Macedonici* II 5,2; in beiden Fällen hat er die Erwähnung des Mannes in anderen Quellen gefunden; im ersten stellt er nur fest, daß er die Tatsache bereits aus der Biographie entnommen habe; im zweiten benutzt er den Anlaß, um aus dieser noch eine Anekdote einzulegen, deren breite Erzählung in offenkundigem Mißverhältnis zu ihrer Umgebung steht (s. o. S. 255).<sup>2)</sup>

Der Schluß der Vita des Macedonicus wurde fast von selbst zu einer annähernd vollständigen Übersicht über die Geschichte seines Hauses, I 11, 7: *Mortui eius lectum pro rostris sustulerunt quattuor filii. unus*

<sup>1)</sup> Mit der Einführung des Exkurses 11,3: *Hic est Metellus Macedonicus, qui . . . .* vgl. die entsprechende zweier kleineren Einlagen verwandter Art II 1,4 und 7,5. Über den ganzen biographischen Exkurs hat schon Burmeister 22 f. das Wesentliche gebracht. Daß der erste Abschnitt 11,3–5 von Velleius selbständig gestaltet ist, zeigt die Ineinanderschachtelung der Relativsätze und die Rückverweisung im Anfang des zweiten Buches, wo auch die Zusammenstellung von *luxuria* und *magnificentia* wiederkehrt. Der zweite Abschnitt 11,6 f. weist namentlich nähere Verwandtschaft mit Plin. n. h. VII 142 ff. auf, wo eine Quelle derselben Gattung zu Grunde liegt wie bei Velleius. Bei beiden wird z. B. vorausgesetzt die enge Verbindung zwischen dem Triumph über Makedonien und dem Siegesbeinamen Macedonicus (vgl. dasselbe bei Numidicus), obgleich Velleius hier den letzteren wegläßt, weil er ihn vorher erwähnte, und Plinius 142 den ersteren, weil er ihn später erwähnt (145. 146); dagegen kennt Cicero, dem Metellus als römisches Gegenstück des glücklich gepriesenen Tello (Herod. I 30) ganz geläufig ist, den Siegesbeinamen überhaupt nicht, und Valerius Maximus, von dem dasselbe gilt, verwendet ihn nur einmal (IV 1,12) zur Unterscheidung des Macedonicus und Numidicus. Mit der Pointe am Schluß von Vell. I 11,7 vgl. übrigens Val. Max. II 10,5.

<sup>2)</sup> Eine Polemik gegen die Beanstandung und Änderung des *illius* (bei Ellis und nach ihm bei Paulson Eranos IV 178 f.) ist nach den obigen positiven Darlegungen überflüssig.

*consularis et censorius, alter consularis, tertius consul* (639 = 115), *quartus candidatus consulatus, quem honorem adeptus est*. Keiner von diesen vier Söhnen erreichte den Ruhm des Bruderssohnes, des Numidicus, und damit einen festen Platz in der Reihe der *Viri illustres*:<sup>1)</sup> wohl aber wurden sie insgesamt auch in dessen Vita noch einmal erwähnt, nämlich im Anfang, in dem Abschnitt über die Herkunft.

Die Verwertung der Vita des Numidicus zeigt insofern Ähnlichkeit mit der der Perseusvita, weil auch sie mit einer anderen Biographie zusammengearbeitet wurde, mit der des Marius. Beide setzen ein mit dem Jugurthinischen Kriege und haben hier einen gemeinsamen Abschnitt über den Konflikt ihrer beiden Helden. Velleius II 11,2 folgt zunächst der Biographie des Marius, aus der er vorher dessen Herkunft und Charakteristik entlehnt hat, bis zum Antritt des Konsulats und des Oberbefehls in Numidien; nun wendet er sich zu der des Metellus und entnimmt ihr die entsprechenden Stücke, verteilt sie aber in eigentümlicher Weise. Er stellt voran, was am meisten sein Eigentum ist, die Charakteristik 11, 1;<sup>2)</sup> er bringt die Taten bis zum Konflikt mit Marius in den Nebensätzen 11, 2 unter: *Trahentis iam in tertium annum bellum* und *Qui bis Jugurtham acie fuderat*: er verwendet zuletzt den Anfang der Vita über Namen und Familie des Helden, jene Notiz in dem schon zitierten Satze 11,2 Ende (o. S. 264), diese in der Einlage 11,3: *Ut paulo ante Domitiae familiae* (10,2 s. S. 274), *ita Caeciliae notanda claritudo est, quippe intra duodecim ferme annos huius temporis consules fuere Metelli aut censores aut triumpharunt amplius duodecies, ut appareat, quemadmodum urbium imperiorumque, ita gentium nunc florere fortunam, nunc senescere, nunc interire.*

Wie Sueton bei den Claudiern, Liviern und Domitiern (s. S. 273), so zählt Velleius hier bei den Metellern die drei Gattungen der Auszeichnungen zusammen, Konsulate, Zensuren, Triumphe,<sup>3)</sup> aber nicht für die ganze Geschichte des Geschlechts, sondern nur für eine kurze Spanne

<sup>1)</sup> Die Ehreninschrift des einen von ihnen CIL 1<sup>2</sup> p. 200 el. XXXV gehört nicht zu denen des Augustusforums. Dagegen sind von der des Numidicus hier zwei kleine Fragmente erhalten (ebd. p. 196 el. XIX), und außer dem Auct. de vir. ill. hatte auch Plutarch dessen Leben geschrieben (vgl. Mar. 29,10).

<sup>2)</sup> Er nennt Metellus *nulli secundum saeculi sui*. Positiv ausgedrückt hat er dasselbe bei Scipio Aemilianus I 12,3: *Eminentissimus saeculi sui*, und beides überboten bei Rutilius Rufus II 13,2 *Vir non saeculi sui, sed omnis aevi optimus*, wo freilich die Waid des Adjektivs wieder eine Abschwächung bedeutet (vgl. S. 257,2). *Vir nulli secundus* heißt der eigene Großvater des Velleius II 76,1, sicherlich in Erinnerung an den Anruf seines Ahnhorn *Decius Magius Campanorum princeps* (II 16,2) bei Livius XXII 49,7: *Nulli Campanorum secundus cinctus ad mortem rapior*.

<sup>3)</sup> Dictaturen und Ovationen, die Sueton noch mitrechnet, kommen für die Blütezeit der Meteller nicht in Betracht.



Zeit. Die daran angeknüpfte Betrachtung gehört zu seinen eigenen Lieblingsgedanken,<sup>1)</sup> und in doppelter Hinsicht erscheinen dabei die Caecilii Metelli als Gegenstück zu den Domitii Ahenobarbi: Dem zeitlichen Nebeneinander der Ehren bei jenen steht das zeitliche Nacheinander bei diesen gegenüber; aber das Haus jener ist trotz seiner weiten Verzweigung ausgestorben, das Geschlecht dieser steigt trotz der beschränkten Fortpflanzung immer höher. Doch so sehr auch die Zusammenfassung der Ehren der Meteller für den bestimmten kurzen Zeitraum dem Velleius gelegen kommt, so ist sie darum noch nicht von ihm selbst vorgenommen, sondern schon fertig vorgefunden worden. Man mag die Listen der Konsuln, Zensoren und Triumphatoren nach Belieben durchsehen, — die Rechnung stimmt nie genau, daß auf zwölf Jahre zwölf Meteller kommen; aber der durch das Wörtchen *ferme* entschuldigte Fehler ist am kleinsten, wenn man als Ausgangspunkt das Konsulatsjahr des Numidicus 645 = 109 nimmt; von hier rückwärts gehend erhält man die Summe für vierzehn Jahre. Mit dem Konsulatsjahr des Numidicus setzt seine Biographie ein, um sogleich bis zu dem Triumphe im J. 648 = 106 hinabgeführt zu werden; also fand Velleius an ihrem Anfang unter jenem Jahre die Zusammenstellung an der sonst für die Herkunft des Helden bestimmten Stelle.

Er hat sie noch ein zweites Mal verwendet, und zwar schon etwas früher. Nachdem er die Gracchische Bewegung im Zusammenhange dargestellt hat, fällt sein Blick auf die Geschichte des Jahres 641 = 113, das Konsulat des Cn. Papirius Carbo und des C. Metellus. Von ihnen ist Carbo damals als erster römischer Feldherr mit den Kimbern zusammengetroffen,<sup>2)</sup> und Metellus, der jüngste Sohn des Macedonicus (I 11,7 s. S. 265 f.), nach Thrakien gesandt worden; dieser kehrte aus seiner Provinz am 13. Juli 643 = 111 im Triumphe heim, an demselben Tage, wie sein nächstälterer Bruder, der Consul im Todesjahre des Vaters 639 = 115 gewesen war, aus Sardinien. Den von C. Metellus begonnenen thrakischen Krieg beendete sein zweiter Nachfolger im Kommando, M. Minucius Rufus, 644 = 110 als Consul entsendet und 648 = 106 als Triumphator heimberufen. Von den inneren Ereignissen im Konsulatsjahr des C. Metellus erregte Aufsehen die Verurteilung seines einen Amtsvorgängers C. Cato wegen Erpressungen in Makedonien. Diese ver-

1) Der ganze Exkurs am Ende des ersten Buches von 16.1 an ist der Darlegung dieses Gedankens gewidmet, und die Vorliebe dafür hat Velleius auch in den literarhistorischen Kapiteln des zweiten Buches (9,1 ff. und 36,2 ff.) manche Persönlichkeiten, die nicht eigentlich Zeitgenossen waren, eng an einander rücken lassen. Zu I 18.1 Anf. vgl. noch I 7,4 Schluß, zum Ganzen die bekannte Stelle Flor. praef. 4.

2) Vgl. II 12.2 S. 271. Die Bedeutung jenes Jahres hebt z. B. Tac. Germ. 37 scharf hervor. Die Flüchtigkeit des Velleius zeigt sich in seiner willkürlichen Formulierung der Notiz; im J. 641 = 113 durfte weder von den Teutonen noch von einem Rheinübergange die Rede sein.

schiedenen Begebenheiten führt Velleius II 8,1—3 in folgender Anordnung und Verknüpfung vor: *Mandetur deinde memoriae severitas iudiciorum, quippe C. Cato . . . damnatus est. circa eadem tempora duo Metelli fratres uno die triumpharunt . . . tum Cimabri et Teutones transcendere Rhenum . . . per eadem tempora clarus . . . Minuci . . . triumphus fuit.* In einer einfachen und knappen chronologisch geordneten Geschichtsdarstellung, zumal in einer Geschichtstabelle, waren alle diese Tatsachen in ihrem richtigen Zusammenhange klar zu übersehen; Velleius aber sucht diesen Zusammenhang vielmehr zu verdecken und den Eindruck zu erwecken, als hätte er den Stoff von überall her zusammengesucht. Diesen Eindruck verstärken Einschübel, die wirklich anderswoher stammen, nämlich die auf den Doppeltriumph der Meteller folgenden Notizen: *Non minus clarum exemplum et adhuc unicum Fulvi Flacci — eius, qui Capuam ceperat, — filiorum, sed alterius in adoptionem dati, in collegio consulatus fuit; adoptivus in Acidini Manlii familiam datus, nam censura Metellorum patruelium, non germanorum fratrum fuit, quod solis contigerat Scipionibus.* Daß eine merkwürdige Tatsache dazu anregt, verwandte Fälle zum Vergleich heranzuziehen, ist sehr begreiflich und auch lehrreich; <sup>1)</sup> dieser Versuchung darf aber ein Historiker, der sich die Kürze so zur Pflicht macht wie Velleius<sup>2)</sup>, nicht in diesem Maße nachgeben, wie es hier geschieht: Er springt hier von dem Metellertriumph des Jahres 643 = 111 zurück zum Konsulat des Jahres 575 = 179, bei dem auch die Capitolinischen Fasten anmerken: *Hei fratres germani fuerunt*, von hier weiter bis zum Jahre 543 = 211, in welchem Q. Fulvius Flaccus Capua einnahm,<sup>3)</sup> darauf wieder vorwärts bis zu der Zensur der Vettern C. Metellus und Metellus Numidicus 652 = 102, und deren Erwähnung veranlaßt ihn zu einer weiteren Parallele,

<sup>1)</sup> Ganz passend vergleicht z. B. Velleius II 26,3 und 88,3 zwei Muster von Frauenreue aus Sullanischer und Augustischer Zeit, die sich Valerius Maximus in seinen Kapiteln *de amore coniugali* (IV 61) und *de fide uxorum erga viros* (VI 7) entgegen ließ. Interessant ist es, wie Tacitus solche von Kuriositätensammlern gezogene Parallelen scheinbar ablehnt, tatsächlich aber seinen eigenen künstlerischen Absichten dienstbar zu machen versteht (vgl. Agr. 22. hist. I 7. III 37. 51 am. I 9. IV 65. VI 25. 28. XII 24. XIII 3. XV 41).

<sup>2)</sup> Vgl. die Stellen bei Sauppe 142.

<sup>3)</sup> Diese Notiz hat Velleius wohl aus dem Gedächtnis eingeflochten, denn die Geschichte seiner Vaterstadt Capua und ihrer Umgebung, aus der auch sein Freund M. Vinicius stammte (Tac. ann. VI 15), ist ihm wohl vertraut (vgl. I 4,2. 7,2 ff. 14,3 II 25,4 [dazu CIL X p. 367] 44,4. 81,2), und jene Einnahme Capuas durch die Römer von 543 = 211 fällt ihm sogar da als die einzige ein, wo er vielmehr an die frühere von 416 = 338 denken sollte (I 7,4 vgl. nach Früheren Burmeister 16. Hülsen bei Pauly-Wissowa III 1556. während Nissen Ital. Landeskunde II 697 mit Unrecht dem Velleius genau folgt).

die um mehr als zwei Jahrhunderte zurückführt.<sup>1)</sup> Dieses Hin- und Hereilen stört den ruhigen Fluß einer Darstellung, die chronologisch fortschreiten will, aufs empfindlichste; die rasch zusammengerafften Notizen werden nur mechanisch in einander geschoben, damit ja keine verloren gehe. Von ihnen allen gehören aber sachlich und zeitlich am engsten zusammen die am weitesten auseinander gerissenen über die Meteller; ist doch der freilich von Velleius nirgends genannte C. Metellus der eine der beiden Konsuln des Jahres 641 = 113, von dem überhaupt ausgegangen wird, der eine der beiden Brüder, die im J. 643 = 111 zusammen triumphierten, der eine der beiden Vettern, die im J. 652 = 102 zusammen die Zensur verwalteten, während sein Amtsgenosse hierbei der Numidicus ist, von dessen Führung dieses Amtes Velleius sonst nirgends spricht. Die Vita des Numidicus gab eine Zusammenstellung der Konsulate, Zensuren, Triumphe der Meteller in jener Zeit; sie wird auch bemerkt haben, daß einmal zwei Triumphe zusammenfielen, und sie muß von der Zensur des Helden gehandelt haben. Die Notiz über die Triumphe war gleichsam das Stichwort, mit dem Velleius die chronologische Quelle verließ und zu der biographischen überging.

Zum letzten Male hat er die Vita des Numidicus für den Abschnitt benutzt, in welchem sie sich mit der seines Sohnes Metellus Pius deckte. In der Darstellung des Bundesgenossenkrieges versucht er als Gegenstücke auszuarbeiten eine Liste der römischen und eine der feindlichen Feldherren II 15,3 und 16,1; aber während die zweite einheitlich und einer historischen Quelle entlehnt zu sein scheint, übergeht die erste alle Konsuln dieser Jahre und die etwa sonst von Velleius selbst genannten Führer, wie den tüchtigen T. Didius (II 15,1. 16,24) und nennt als *clarissimi imperatores Romani* nur *Cn. Pompeius Cn. Pompei Magni pater, C. Marius . . . , L. Sulla . . . Q. Metellus Numidici filius, qui meritum cognomen Pii consecutus erat*. Bei keinem dieser vier Männer bezeichnet der Bundesgenossenkrieg den Höhepunkt seiner Laufbahn; wohl aber sind sie alle wegen ihrer sonstigen Bedeutung in die Biographiensammlungen aufgenommen worden, in denen keiner jener anderen römischen Feldherren des Bundesgenossenkrieges einen Platz erhalten hat. Dem Beinamen des Metellus Pius fügt nun Velleius als Erläuterung die ganze Geschichte von der Verbannung und der Rückberufung seines Vaters hinzu, obgleich er damit den erstrebten Parallelismus in den Verzeichnissen der Römer und der Italiker zerstört, in der Erzählung selbst um ein Jahrzehnt zurückspringt und nicht einmal eine Verbindung mit der früher, an der richtigen Stelle (II 12,6) gegebenen, kurzen Behandlung der betreffenden Dinge herstellt. Der Schlußsatz: *Nec triumphis*

<sup>1)</sup> Über die Zeit der Zensur der Scipionischen Brüder vgl. Pauly-Wissowa IV 1428,14 ff.



*honoribusque quam aut causa exsili aut exsilio aut reditu clarior fuit Numidicus.* läßt deutlich erkennen, daß die Vita des Numidicus und die damit zusammenhängende des Pius die Grundlage bilden.

Daß die letztere bei weiteren Erwähnungen des Pius herangezogen wurde, ist nicht zu erweisen; gesichert erscheint aber, in welcher Weise die Metellerviten eines biographischen Sammelwerkes angelegt waren und von Velleius ausgebeutet wurden. Gerade sie zeigen uns, wieviel bei ihm Schein ist, wie oft er ein im Grunde einfaches und bequem hergerichtete Material so verwendet hat, als ob er es mühsam und selbstständig zusammengetragen hätte; von seiner historischen Forschung und von seiner literarischen Komposition lassen sie uns gleichmäßig gering denken.

## VI.

Da eine Erschöpfung des Themas an dieser Stelle weder beabsichtigt noch möglich ist, seien nur einige weitere Fälle herausgegriffen, in denen die Bevorzugung biographischer Quellen bei Velleius leicht zu erkennen und für den sprunghaften und ungleichmäßigen Charakter seiner Erzählung verantwortlich zu machen ist. Daß der Anfang der ersten Römerbiographie I 8,4: *Romulus Martis filius ultus iniurias ari Romam urbem Parilibus in Palatio condidit.* den des entsprechenden Elogiums vom Augustusforum (CIL I<sup>2</sup> p. 187 el. IV): *Romulus Martis filius urbem Romam condidit.* Wort für Wort in sich schließt, wird ein Zufall sein, aber ein bezeichnender. In den letzten Abschnitten des ersten Buches ist sodann neben den Viten des Scipio Aemilianus und des Metellus Macedonicus und mit jeder von ihnen einmal verknüpft eine Vita des Mummius Achaicus<sup>1)</sup> benutzt worden (I 12, 1. 13,2 und 4); was von ihrem Inhalt hier unbenutzt blieb, wird bei späterer Gelegenheit (II 128,2) angebracht, woraus zu ersehen ist, daß auch sie in der gewöhnlichen Weise auf die Herkunft den vollständigen *Cursus honorum* des Helden folgen ließ. Im Beginn des zweiten Buches ist mit der Lebensbeschreibung des Ti. Gracchus (II 2,1 ff.) die seines Gegners Scipio Nasica (II 3,1 f.)<sup>2)</sup> verbunden worden; in die Haupterzählung von

<sup>1)</sup> Seine Biographie ist nur erhalten beim Auct. de vir. ill., aber auch Verg. Aen. VI 836 f. verherrlicht ihn, der unmöglich auf dem Augustusforum gefehlt haben kann, zumal da Nachkommen seiner Tochter zum höchsten Adel zählten (Suet. Galba 3).

<sup>2)</sup> Die Aufnahme dieses Scipio Nasica unter die *Viri illustres* ist zwar nicht beglaubigt, aber dennoch möglich. Einer seiner Nachkommen stellte sein Elogium öffentlich auf (Cic. ad Att. VI 1,17), und der Auctor de vir. ill. widmet seinem Großvater und Vater, die er für identisch hält, ein eigenes Kapitel (44) und seinen eigenen Schicksalen ziemlich viel Beachtung (64,9). Wie Ti. Gracchus mag daher auch Nasica zu den Männern gehört haben, die zwar keinen Platz in der Ruhmeshalle des Augustus,

ihrer feindlichen Zusammenstoß, dem Höhepunkt ihrer Geschichte, ist bei beiden Herkunft, Charakter und Vorgeschichte eingefügt.

Der Krieg mit den Kimbern und Teutonen bis zum Auftreten des Marius wird II 12,2 in einem Vordersatze abgetan, dessen Nachsatz lautet: *Populus Romanus non alium tantis hostibus magis idoneum imperatorem quam Marium est ratus; tum multiplicati consulatus eius.* Der Tatbestand wie seine Formulierung entspricht genau dem beim dritten makedonischen und beim dritten punischen Kriege. Velleius folgt der Quelle der einen Gattung bis zu dem bestimmten Stichwort, das auch in der der andern Gattung wiederkehrt, dem bedeutsamen Schlußwort Sallusts (Iug. 114,3 f.): *Marius consul absens factus est, et ei decreta provincia Gallia, isque kalendis Ianuariis (650 = 104) magna gloria consul triumphavit, et ea tempestate spes atque opes in illo sitae.* Nachdem Velleius in dem ihm vorliegenden Geschichtsabriß die entsprechende Notiz gefunden hat, geht er zunächst wie bei den spanischen Kriegen II 5,1 ff. (s. o. S. 255f.) rückwärts von dem Jahre der Wiederwahl des Marius und deren Ursache bis zu dem ersten Zusammentreffen der Römer mit den Deutschen und dann wieder vorwärts von diesem Anfang der Kämpfe über die Mitte bis zu jenem Ende: *Cum Caepionem Manliumque consules (649 = 105) et ante Carbonem (641 = 113) Silanumque (645 = 109) fudissent fugassentque . . . Scaurumque Aurelium . . . trucidassent (649 = 105 unmittelbar vor Caepios Niederlage).* Der früheste hier erreichte Zeitpunkt ist der bereits II 8,3 (o. S. 267f.) berührte; dort weist Velleius vorwärts: *Cimbri et Teutoni, nullis mox nostris suisque cladibus nobiles,*<sup>1)</sup> hier rückwärts: *Ut praediximus;* so knüpft er den Faden, den er zerrissen hat, selbst wieder zusammen.

Von hervorragenden Männern der Nobilität, die eine Zeitlang mit Cn. Pompeius wetteiferten, scheinen durch besondere Biographien in den Sammlungen L. Lucullus und Metellus Creticus ausgezeichnet zu sein, deren Kriegstaten zwar durch seine Erfolge in Schatten gestellt, aber von den Standesgenossen mit Recht hoch gepriesen und durch den Triumph belohnt wurden;<sup>2)</sup> ihre Viten sind von Velleius 33,1—34,2 und noch

wohl aber in den gleichzeitigen Sammlungen von Biographien berühmter Römer beanspruchen durften. Seiner Vorgeschichte gehört bei Velleius der Einschub über seine Wahl zum Pontifex maximus trotz des Perfekts *factus est* an (vgl. Pauly-Wissowa IV 1508.53 ff., auch Kornemann Klio. Beiheft 13), dessen Gegenstück *inditum erat* I 11.2 o. S. 256,1.

<sup>1)</sup> Vgl. 105,1: *Cherusci — gentis eius Arminius mox nostra clade nobilis* mit 118,2, wo der Volksname überhaupt nicht mehr genannt wird; zu 25,30 s. S. 256,1.

<sup>2)</sup> Lucullus hat seinen Platz auf dem Augustusforum (CIL I<sup>2</sup> p. 196 el. XXI = Dessau 60) und in den Sammlungen Plutarchs und de vir. ill. erhalten: bei Metellus Creticus ist anzunehmen, daß er auf jenem nicht fehlte, da sein Siegesbeiname von dem hohen Adel der Augustischen Zeit noch geführt wurde (vgl. Pauly - Wissowa III 1212 Nr. 88—90).

mals 40,5 mit einander und mit der des Pompeius verglichen und zusammengearbeitet worden. Der Bruder des einen, M. Lucullus, durfte wegen seines ebenfalls ruhmvollen Triumphes, der Mitkonsul des andern, Q. Hortensius, wegen seiner Beredsamkeit, auf Grund deren ihn Velleius 36,2 mit Cicero zusammenstellt, zu den berühmten Männern jener Zeit gerechnet werden, und neben ihnen Q. Catulus nicht nur wegen seines durch die Anekdote 32,1 f. belegten Ansehens, sondern auch wegen seines Wiederaufbaus des Capitolinischen Tempels.<sup>1)</sup> Diese fünf Männer werden 48,6 in der Reihenfolge ihrer Konsulate, also nach dem Alter aufgeführt und beglückwünscht, weil sie, *cum sine invidia in re publica flourissent eminissentque sine periculo, quieta aut certe non praecipitata fatali ante initium bellorum civilium morte functi sunt*. Abgesehen davon, daß die eigene Erzählung des Velleius von Lucullus und Metellus 34,2 und 40,5 dem *sine invidia* geradezu widerspricht, ist die ganze Zusammenstellung und Betrachtung etwas sonderbar; aber ihre Veranlassung ist gewiß keine andere, als daß gerade diese Persönlichkeiten zweiten Ranges aus der Zeit des Pompeius in einer Biographiensammlung behandelt waren, und daß Velleius, wenn sonst nichts aus ihrem Leben, so wenigstens ihr Lebensende kurz erwähnen wollte (wie Nepos de reg. 2,1 o. S. 252,2).

Es hat Velleius sich nicht damit begnügt, den Bestand der vorhandenen Biographiensammlungen aufzunehmen, sondern er hat auch versucht ihn zu vermehren. So entwirft er von dem revolutionären Tribunen P. Sulpicius Rufus II 18,5 ein Bild, dessen einzelne Züge aus anderen Berichten meistens nicht zu belegen sind; aber bei näherem Zusehen erkennt man darin dieselben Züge, wie in den besser beglaubigten Porträts der Gracchen (II 2,2 vgl. 6,1) und des M. Livius Drusus (II 13,1), und der Verdacht wird rege, daß Velleius diesen Mann, der vorher nicht zu den berühmten gezählt hatte, nach dem Schema des Demagogen selbst gezeichnet habe. In den späteren Partien verleitet ihn sein Wunsch, auch die Träger von Nebenrollen in dem großen Drama der Bürgerkriege nicht ohne eine Charakteristik zu lassen, nicht selten zur Wiederholung derselben ziemlich oberflächlichen Schilderungen, so bei Curio und Caelius (48,3 und 68,1), bei dem Verhältnis des Antonius zu Lepidus und des Brutus zu Vatinius (63,1 und 69,3), auch bei dem Verschwörerpaar Murena<sup>2)</sup> und Caepio und bei dem Zensorenpaar Plancus und Paullus

<sup>1)</sup> Daß diese Tat einem Triumph und Siegesbeinamen gleichgeachtet wurde, zeigt Galbas Verhalten, *qui statuarum titulis praenepotem se Quinti Catuli Capitolini semper ascripserit* (Suet. Galba 2 vgl. seine Rede bei Tac. hist. I 15 Anf.) und eine Stelle wie Tac. hist. III 72: *Lutata Catuli nomen inter tanta Caesarum opera usque ad Vitellium mansit*. Velleius hat die Sache freilich übergangen.

<sup>2)</sup> Vgl. Cichorius Hermes XXXIX 467,1



(91,2 und 95,3); in der Regel sind solche Zutaten schon an ihrer Einführung und Fassung leicht zu erkennen.

Aber gerade bei Velleius sehen wir, daß nicht nur er selbst den Kreis der berühmten Römer zu erweitern strebte, sondern daß sich auch andere in dieser Richtung betätigten. Es lag ja in der Natur der Sache, daß in den Biographien römischer Staatsmänner und Feldherren das *γένος* einen breiteren Raum beanspruchte, als in denen der griechischen. Von Alters her war in den Laudationen der Verherrlichung des einzelnen Verstorbenen die seiner Ahnen vorangegangen,<sup>1)</sup> und nicht selten wurde der verblichene Schimmer ihres Ruhmes durch den weit glänzenderen des seinigen überhaupt erst sichtbar gemacht. So ist es bei Sulla, bei Pompeius, bei Caesar, bei Augustus, bei Tiberius gewesen. Es ist kein Zufall, daß sogenannte Elogien von Männern, die in der Republik überhaupt nicht bis zum Konsulat emporgestiegen waren, fast ausschließlich Ahnen und Verwandten der neuen Herrscher gehören, zwei Julii Caesares, dem C. Octavius, dem Livius Drusus,<sup>2)</sup> und Sueton schickte den Biographien der Kaiser, die zum alten Adel gehörten, außer einer Behandlung ihrer direkten Vorfahren und besonders gefeierten Familienglieder stets eine zusammenfassende Übersicht der ganzen Geschichte, der Ehren und Würden ihres Hauses voraus.<sup>3)</sup> Bei Velleius läßt sich leicht feststellen, daß er solche Übersichten schon für Sulla (II 17,2) und für Pompeius,<sup>4)</sup>

1) Vgl. Vollmer Jahrb. f. Philol. Suppl. XVIII 476 f. Der Unterschied zwischen Griechen und Römern ist bei Plutarch deutlich; er will zwar das *γένος* bei beiden gleichmäßig berücksichtigen (vgl. Leo Griech.-röm. Biographie 180 f.), kann aber meistens bei jenen nur über die nächsten Vorfahren des Helden mühsam etwas ermitteln, bei diesen dagegen aus einem reichen familiengeschichtlichen Material nach Belieben eine Auswahl treffen. Zwischen Anfang und Ende der Entwicklung sind als Mittelglied notwendig die Werke *de viris illustribus* aus Ciceronischer und Augustischer Zeit einzusetzen.

2) CIL I<sup>2</sup> p. 198 f. el. XXVII = Dessau 48; XXVIII; XXIX = 47; XXX = 49. Daß das günstige Urteil des Velleius II 13,1 über Livius Drusus durch die Rücksicht auf Tiberius beeinflusst ist, bemerkte richtig Sauppe 168.

3) Diese Summierung ist bei den Juliern verloren und fehlt bei den Octaviern (Aug. 2) wegen der Geringfügigkeit und bei den Sulpiciern wegen der Menge der Einzelposten (Galba 3); sie liegt vor für die Claudier (Tib. 1), Livier (Tib. 3) und Domitii Ahenobarbi (Nero 1 s. u.). Vgl. auch Tac. ann. XIII 3 über die Laudatio auf Kaiser Claudius: *Antiquitatem generis, consulatus triumphosque maiorum enumerabat.*

4) In der Vorlage des Velleius war vermutlich bereits der Vater des Pompeius unter die *Viri illustres* aufgenommen, wofür schon die Art seiner Aufzählung II 15,3 spricht (s. o. S. 269), sowie die Anknüpfung der Vita des Sohnes durch das Selbstzitat 29,1. Auch die allgemeine Bemerkung über das Geschlecht 21,5 ist an das Haupt- und Schlußkapitel der Vita des Vaters (21,1—4) angehängt und dann von Velleius selbst, nicht von einem Interpolator, zu dem nachträglichen Einschub an früherer Stelle II 1,4 verwendet worden. Nach dem großen Pompeius wird dann in dem von Velleius

dann aber vor allem für Caesar (41,1), Augustus (59,2) und Tiberius (75,1 und 3 vgl. 71,3. 94,1) in der landläufigen Literatur *de viris illustribus* vorfand, ebenso wie er selbst die adlige Herkunft beachtete, wenn er Zeitgenossen gleichsam zu diesem Range erhob.<sup>1)</sup> Vielleicht am besten zeigt aber seine Behandlung der Domitier, wie damals die Anerkennung und die literarische Behandlung von Persönlichkeiten der republikanischen Zeit als *Viri illustres* noch in beständiger Entwicklung war.

*Notetur Domitiae familiae peculiaris quaedam et ut clarissima, ita artata numero felicitas. septem ante hunc nobilissimae simplicitatis iuvenem, Cn. Domitium fuere, singuli omnino parentibus geniti,<sup>2)</sup> sed omnes ad consulatum sacerdotiaque, ad triumphum autem (triumphantum Novák Wien. Stud. XXVIII 297 f.) paene omnes pervenerunt insignia.* Diese Übersicht über die Geschichte der Familie giebt Velleius II 10,2 bei der Erwähnung eines Ahenobarbus, der bereits als der dritte in der Reihe zum Konsulat und als erster — und unseres Wissens einziger<sup>3)</sup> — zum Triumph gelangt ist. Mit demselben Manne, den er allerdings mit seinem Sohne zusammenwirft, eröffnet auch Sueton Nero 1 die Reihe der berühmten und erwähnenswerten Mitglieder des Hauses, und auch er rechnet aus, daß im ganzen sieben das Konsulat geführt haben. Aber was er und die sonstige Überlieferung von den folgenden Domitiern zu melden wußte, war nicht eben das Vorteilhafteste; denn der eine hatte als einer der unversöhnlichsten Gegner Caesars bei Pharsalos geendigt; der andere hatte mit den Caesarmördern und dann mit Antonius gegen Augustus gekämpft, bis er den Untergang des Antonius und das eigene Ende greifbar nahe sah; der dritte hatte freilich den Ruhm des römischen Namens weiter als jeder andere Römer bis über die Elbe getragen, — aber dergleichen hörte wiederum Tiberius nicht gern rühmen.<sup>4)</sup>

benutzten Buche *de viris illustribus* ebenso wie in dem späten uns vorliegenden noch sein Sohn Sextus einen Platz erhalten haben (vgl. besonders 73,1 f., auch 77,3. 79,5 f.).

<sup>1)</sup> Vgl. außer den Zeugnissen über sich selbst und seinen Gönner Vinicius die über Vetus 43,4, Messallinus 112,2, Lepidus 114,5, Gaetulicus 116,2, Varus 117,2, Calpurnius 120,6 (ähnlich auch Tac. ann. VI 29 Ende über Scaurus, XII 12 über Cassius). Am bezeichnendsten ist, wie er bei Seian einerseits alle Beweise für die Zugehörigkeit zum Adel hervorsucht (127,3 vgl. Cichorius Hermes XXXIX 469), andererseits alle Präcedenzfälle für das Emporsteigen dieses *homo novus* (127,1. 128,1 ff.); vgl. dazu Tac. ann. IV 40, auch 3.

<sup>2)</sup> Ähnliches wird I 6,2 von den babylonischen Königen hervorgehoben. Vgl. auch S. 267

<sup>3)</sup> Wenn bei Sueton: *Functi consulatibus septem, triumpho censuraque duplici*, an zwei Zensuren und zwei Triumphen gedacht werden muß, so bietet dies eine Schwierigkeit (vgl. Mommsen Röm. Forsch. I 73,5): bei Velleius sind wegen des Ausdrucks *triumphi insignia* jedenfalls die *Ornamenta triumphalia* des Konsuls von 738 — 16 mitgerechnet; über die auch dann noch bleibende Übertreibung vgl. o. S. 258,1.

<sup>4)</sup> Vgl. die Behandlung der germanischen Erfolge des Drusus und des Germanicus 95,1. 97,3. 129,2; dazu Bonner Jahrbücher CIV 68. Rhein. Mus. LXII 165,1.

So hat denn Velleius von dem ersten und dem dritten fast ganz geschwiegen; jenen nennt er nur flüchtig einmal, wo er es gar nicht vermeiden kann (50,1), und von diesem erwähnt er trotz seines großen Interesses für die germanischen Dinge und für die Kriegstaten der Feldherren des Augustus überhaupt keine Taten, sondern nur die *eminentissima ac nobilissima simplicitas* (72,3 s. o. S. 257,2); von dem Partei-gänger der Caesarmörder und des Antonius hebt er fast nur hervor, wie er sich diesen selbständig gegenübergestellt und sie rühmlich verlassen habe (72,3. 76,2. 84,2).<sup>1)</sup> Aber was ihn trotz aller dieser Schwierigkeiten bestimmte, das erlauchte Haus der Domitier immer wieder zu preisen, ist ein Ereignis der jüngsten Vergangenheit: Ende des Jahres 28 n. Chr. hatte Tiberius mit besonderen Feierlichkeiten seine Enkelin Agrippina dem Cn. Domitius vermählt, den Velleius als *nobilissimae simplicitatis* (II 10,2) und *clarissimus iuuenis* (72,3) rühmt, und zwar hatte der Kaiser damit die entfernte Verwandtschaft mit seinem eigenen Hause und den alten Adel des Domitierhauses ehren wollen.<sup>2)</sup> Darum also war es für die Schriftsteller, die den Bedürfnissen des Tages Rechnung trugen, unerläßlich, diesen Adel zu feiern.

Die Untersuchung hat sich auf einen kleinen Teil der Schrift des Velleius beschränkt und manche Umwege gemacht. Wenn ihr Verfahren kompliziert und künstlich erscheinen sollte, so ist doch ihr Ergebnis ein einfaches: Velleius hat viel von der Art und Unart des mittelmäßigen Journalisten. Seinen Wissensstoff schöpft er bereits in stark verdünnter Gestalt aus Kompendien, in denen man sich rasch orientieren kann, aus übersichtlich angelegten Geschichtstabellen und Biographiensammlungen; die scheinbar weit hergeholtten und viel umfassenden Kenntnisse hat er aus ziemlich wenigen Büchern erworben. Von dem jeweiligen Vorgänger hängt er ab in der Auswahl, in der Anordnung<sup>3)</sup> und in der

<sup>1)</sup> Wie nach der offiziellen Auffassung nur die Königin von Aegypten bekriegt und besiegt worden war, nicht M. Antonius, so werden bei Velleius auch andere Männer als Domitius wesentlich nach der Haltung beurteilt, die sie der Königin gegenüber beobachtet hatten (Plancus 83,1. Pollio 86,3; vgl. auch über Antonius selbst 85,3 und 6).

<sup>2)</sup> *Tiberius neptem Agrippinam, Germanico oriam, cum coram Cn. Domitio tradidisset, in urbe celebrari nuptias iussit. In Domitio super vetustatem generis propinquum Caesaribus sanguinem delegerat: nam is aviam Octaviam et per eam Augustum avunculum praeferebat.* In diesen Sätzen, mit denen Tacitus das Jahr 28 und das vierte Buch seiner Annalen schließt, ist jedes Wort wohl überlegt und vermutlich so oder ähnlich aus dem Munde des Kaisers selbst geflossen. Tacitus aber zeigt an dieser bedeutsamen Stelle zum ersten Male die Frau, die die zweite Hälfte der Geschichte der Claudischen Dynastie beherrscht, und als Gegenstück dazu in den nächsten Sätzen, den ersten des fünften Buches, zum letzten Male die andere, die das in der ersten Hälfte getan hat, Livia.

<sup>3)</sup> Wenn er versucht, seinem Stoffe durch Disposition nach neuen Gesichtspunkten etwas Neues abzugewinnen, so begeht er Flüchtigkeiten und Versehen in Fülle; wie



Beurteilung des Stoffes; die Selbständigkeit besteht oft nur darin, daß er verschiedenartige Vorgänger mit einander zusammenbringt. Aber in der flüchtigsten und rohesten Weise werden alle Notizen an einander gehängt und in einander geschoben; mit modernen Schlagwörtern<sup>1)</sup> und einem bereit gehaltenen Vorrat von Pointen und Phrasen<sup>2)</sup> wird dem Einzelnen eine scheinbare Frische und Originalität verliehen, während im ganzen Sprache, Stil und Komposition den bescheidensten Ansprüchen nicht genügen können. Zum bestimmten Tage in Eile fertig gestellt, giebt das Werk den Bedürfnissen und den Meinungen des Tages Ausdruck. Nur als ein Ganzes kann es gewürdigt werden, und die Kritik der historischen Quellen ist nicht zu trennen von der Prüfung der sprachlichen und stilistischen Eigenart,<sup>3)</sup> der persönlichen Ansichten und der literarischen Technik des Verfassers. Im Werte wird Velleius dadurch bei uns als Philologen nicht steigen, sondern eher sinken; doch unvermindert bleibt der Wert, den er für uns als Deutsche hat, denn heut noch<sup>4)</sup> gilt die Empfehlung, die einst Rhenanus der Editio princeps an Friedrich den Weisen mitgab: *Meminit quorundam, quae nullorum sunt prodita litteris, sallim qui hodie exstent. qualis est deletarum cum Varo legionum Arminio duce historia et quae de Maroboduo Marcomanorum rege scribit, haud dubie tuae celsitudini tanto gratiora futura, quanto minus etiam doctissimis viris hactenus fuere cognita.*

dies für den Exkurs über die Kolonien (I 14,1—16,5 vgl. II 7,7 f.) Sauppe 147 ff. gezeigt hat, so ist es auch, wenngleich in geringerem Maße, für die über die Provinzen (38,1—39,3), über die Unterwerfung Spaniens (90,1—4), über die Geschichte der Literatur und andere kleinere nachweisbar.

<sup>1)</sup> Der Gebrauch oder vielmehr Mißbrauch von *Virtus* bei Velleius verdient z. B. wohl eine nähere Prüfung. Auf das Lob der *Simplicitas* bei Zeitgenossen ist o. S. 257,2 hingewiesen worden (vgl. noch 116,4. 125,5); auch die Bezeichnung rühmlicher Taten und Eigenschaften als würdig der alten Zeit durch *priscus, antiquus* u. dgl. sei erwähnt (vgl. z. B. 78,3. 86,2. 92,2. 5. 116,3. 125,4. 127,4). Anderes bei Sauppe 176 ff.

<sup>2)</sup> Bisweilen stehen drei und vier Pointen neben einander, um denselben einen Gedanken recht effektiv auszudrücken, z. B. 60,2. 64,1 f. 72,2. 5. 92,5. 115,5. 121,1. Auch zur Schilderung gewisser Situationen und Charaktere werden immer dieselben Züge und Wendungen wiederholt: man vergleiche z. B. mit einander die Segnungen der Herrschaft des Augustus 89,3 und des Tiberius 126,2 (auch 89,1 mit 99,3 und 103,4), die Milde Caesars 52,6 und die des Augustus 85,5, die Schilderungen des Maecenas 88,2, des L. Piso 98,3 und des Seianus 127,4.

<sup>3)</sup> So steht der häufige Gebrauch von *clarus* und verwandten Ausdrücken Sauppe 177 gewiß in Beziehung zur Verwertung der Schriften „über berühmte Männer.“ Auch die verschiedenen Arten der Anknüpfung — mit allgemein gehaltenen Angaben über Gleichzeitigkeit oder Aufeinanderfolge in der Zeit, mit dem durch *quippe* verstärkten Relativ, mit Rückverweisungen — können der Analyse und Quellenkritik gute Hilfsmittel geben.

<sup>4)</sup> Vgl. die ganz übereinstimmenden Worte Rankes Weltgesch. III 2,272. Spälatin, auf dessen Anregung die Basler Velleiusausgabe seinem Kurfürsten gewidmet wurde, hat sie aufs gründlichste benutzt zur Abfassung der ersten deutschen Biographie des Arminius.

### Exkurs zu S. 253.

Ein Thema, das den Velleius wegen seiner eigenen Herkunft interessierte, ist das Verhältnis von Bundesgenossengemeinden zu Rom; es veranlaßt ihn zu einer Anzahl von Abschweifungen, die in keinem rechten Verhältnis zu seiner sonstigen Kürze stehen. Die Erwähnung Massilias im Caesarischen Bürgerkriege begleitet er 50,3 mit der Bemerkung, die Stadt sei *fide melior quam consilio prudentior* gewesen, was er dann näher begründet. Auffallender ist schon ein zweiter Fall: Nachdem er II 17,1 gesagt hat: *Finito ex maxima parte, nisi quae Nolani belli manebant reliquae, Italico bello*, könnte er sich bei der Darstellung der Sulpicischen Revolution begnügen zu sagen II 18,4: *Sorte obvenit Sullae Asia provincia. is egressus urbe cum circa Nola moraretur . . . . P. Sulpicius tribunus pl. cet.*; er brauchte nicht nochmals zu betonen, weshalb Sulla bei Nola verweilte. Aber vollends ungeschickt und unmotiviert ist die Parenthese: *Quippe ea urbs pertinacissime arma retinebat exercituque Romano obsidebatur velut paeniteret eius fidei, quam omnium sanctissimam bello praestiterat Punico*; hier verbindet sich mit dem Interesse für die Bundesgenosentreue noch das für die campanische Heimat (vgl. S. 268,3), das den Velleius schon in der Geschichte der griechischen Kolonisation bei der ersten Erwähnung von Kyme und Neapolis in die Worte ausbrechen ließ I 4,2: *Utriusque urbis erimia semper in Romanos fides facit eas nobilitate atque amoenitate sua dignissimas.*

Von der Bundestreue der Rhodier spricht er zweimal und vergleicht sie stets mit dem gleichzeitigen Verhalten anderer Bundesgenossen. Beim Perseuskriege schiebt er in die aus biographischen Quellen geflossene Darstellung ein I 9,2: *Quin Rhodii quoque, fidelissimi antea Romanis, tum dubia fide speculati fortunam proniores regis partibus fuisse visi sunt; et rex Eumenes in eo bello medius fuit animo, neque fratris iniitiis neque suae respondit consuetudini.* Beim Mithridatischen Kriege wird nach Erwähnung des Blutbades von 666 = 88 eingeschoben II 18,3: *Quo tempore neque fortitudine adversus Mithridatem neque fide in Romanos quisquam Rhodiis par fuit — horum fidem Mytilenaeorum perfidia inluminavit, qui M. Aquilius aliosque Mithridati victos tradiderunt. — quibus libertas in unius Theophanis gratiam postea a Pompeio restituta est.* Die Einführung zeigt schon, daß Velleius von der Biographie des Mithridates zu einer chronologischen Geschichtsdarstellung übergeht, und nun läßt er hier wieder seinen Blick rückwärts schweifen, da die Belagerung von Rhodos auf die Gefangennahme des Aquilius und die Ermordung der Italiker gefolgt ist, während die Begnadigung der Mytilenaeer wiederum der übrigen Erzählung bis an das Ende des dritten Mithridatischen Krieges vorausleitet. Der Satzbau ist an dieser ganzen Stelle ohnehin höchst schwerfällig und ungeschickt, und wird durch diese Parenthesen geradezu ungeheuerlich.

Doch am auffallendsten tritt das Interesse für das Thema der Bundes-treue in einem andern Exkurse zu demselben ersten Kriege gegen Mithridates zu Tage, 23,4f.: *Si quis hoc rebellandi tempus, quo Athenae oppugnatae a Sulla sunt, imputat Atheniensibus, nimirum veri vetustatisque ignarus est: adeo enim certa Atheniensium in Romanos fides fuit, ut semper et in omni re, quidquid sincera fide gereretur, id Romani Attica fieri praedicarent. ceterum tum oppressi Mithridatis armis homines miserrimae condicionis cum ab inimicis tenerentur, oppugnabantur ab amicis et animos extra moenia, corpora necessitati servientes intra muros habebant.* Das unterbricht nicht nur störend den Fluß der Erzählung, sondern fällt auch im Tone merkwürdig aus ihr heraus. In der Tat hat es eine bestimmte Spitze: Bald nachdem im J. 18 n. Chr. Germanicus bei seinem Besuche Athens mit den Athenern alle erdenklichen Liebenswürdigkeiten ausgetauscht hatte (Tac. ann. II 53), erschien dort sein Gegner Cn. Piso und: *civitatem Atheniensem . . . . oratione saeva increpat, oblique Germanicum perstringens, quod contra decus Romani nominis non Athenienses tot cladibus extinctos, sed conluviem illam nationum comitate nimia coluisset: hos enim esse Mithridatis adversus Sullam, Antonii adversus divum Augustum socios* (ebd. 55). Es hatte also vor Kurzem ein Mann in hoher Stellung Einspruch erhoben gegen die Verwöhnung Athens, wie sie auch von Augustus unverdient und ohne Dank geübt worden war (vgl. Rostowzew Festschrift für O. Hirschfeld 303 ff.); jetzt war dieser Mann eine gefallene Größe (vgl. Vell. II 130,3), und mit ihm fiel der Verurteilung auch seine athenerfeindliche Gesinnung anheim; diese Polemik mit Waffen der griechischen Rhetorik<sup>1)</sup> kennzeichnet wiederum Velleius als den beflissenen Diener der öffentlichen Meinung des Tages.

<sup>1)</sup> Die *ἄπειρος πίστις* war nicht bei den Römern, sondern bei den Griechen sprichwörtlich; zu den von Otto Sprichwörter der Römer 44 angeführten Belegen aus den griechischen Pseudoepigrammen ist Sen. controv. III 8 p. 254,18 Kießl. hinzuzufügen, worauf Wöflin Archiv f. lat. Lexikogr. VII 145 hinwies; doch geht auch dies auf griechische Quelle zurück. — Daß wie Augustus auch Tiberius in einem guten persönlichen Verhältnis zu Athen stand, kann man vielleicht aus der Zahl der ihm dort errichteten Statuen schließen (vgl. dagegen die wenigen für Nero und die Flavii CIA. III Ind. p. 309).



## Die Einführung des gregorianischen Kalenders in der Schweizerischen Eidgenossenschaft.

Von

Rudolf Thommen.

---

In dem Kalender, dessen sich die Angehörigen der christlichen Konfessionen bedienen, sind zwei ursprünglich von einander unabhängige Elemente in etwas eigentümlicher Weise vereinigt. Erstens der Kalender im engeren Sinne des Wortes, d. h. die übersichtliche Anordnung kleinerer Zeitmaße zu einer höheren Zeiteinheit — der Tage zu Wochen und Monaten, der Monate zu einem Jahre — und zweitens der sogenannte Festkalender, d. h. der Summe der über das ganze Jahr vertheilten kirchlichen Festtage, die theils an ein bestimmtes Datum gebunden sind, theils, nämlich das Osterfest und die davon abhängigen Sonn- und Feiertage, innerhalb bestimmter Grenzen im Ansatz hin- und herschwanken.

Diese beiden Elemente sind ebenso verschieden nach ihrem Wesen wie nach ihrer Herkunft.

Das erste, der eigentliche Kalender, stammt aus dem heidnischen Altertum und zwar in der Form, die ihm Julius Cäsar im Jahre 46 v. Chr. gegeben hat. Nach diesem erlauchten Reformator heißt auch der Kalender und das einzelne Kalenderjahr bis zum Zeitpunkte der am Ende des 16. Jahrhunderts vorgenommenen Umgestaltung der julianische Kalender und das julianische Jahr. Das zweite Element, der Festkalender, ist christlichen Ursprungs und namentlich in Bezug auf den Ansatz der Osterfeier das Ergebnis einer Jahrhunderte langen, vielfach stürmischen und kampferfüllten Entwicklung. — Dieser Ansatz beruht auf Normen, die schon im 5. Jahrhundert in Alexandrien angewendet, von dem Abte Dionysius exiguus in Rom im Jahre 525 aufgegriffen, die Anerkennung des Papstes und damit allmählich die ausschließliche Geltung innerhalb der christlichen Kirche gewonnen

haben. Dionysius ist beiläufig bemerkt auch der Erfinder unserer Ära, der Zählung der Jahre nach Christi Geburt, die übrigens infolge eines von ihm gemachten Rechenfehlers nicht einmal ganz genau ist.

Für die Bestimmung des Osterfestes lassen sich jene Normen am übersichtlichsten dahin zusammenfassen, daß Ostern auf den ersten Sonntag nach dem Frühlingsvollmond angesetzt, und wenn dieser selbst auf einen Sonntag fällt, auf den nächsten Sonntag verschoben werden muß, wobei unter Frühlingsvollmond der auf den 21. März als den Tag der Frühlings-Tag- und Nachtgleiche fallende oder der gleich nachher eintretende Vollmond verstanden wird. Aus der Kombination dieser Merkmale ergibt sich die dem Wesen eines Kalenders geradezu Hohn sprechende Tatsache, daß Ostern auf 35 verschiedene Monatsdaten vom 22. März bis 25. April fallen kann.

Beiden Elementen, dem Kalender und dem Festkalender, gemeinsam ist der Umstand, daß sie auf cyklischer Berechnung aufgebaut sind, der julianische Kalender auf einem vierjährigen Cyklus von drei Gemeinjahren und einem Schaltjahr, und die Osterrechnung auf der Gleichung: 19 julianische Jahre = 235 Mondmonaten.

Die logische Voraussetzung der Anwendbarkeit solcher Cyklen ist nun die, daß ihre Angaben mit den maßgebenden Himmelserscheinungen als der unverrückbaren Grundlage aller Kalendermacherei jeweilen übereinstimmen. Allein diese Voraussetzung traf weder bei dem einen noch bei dem andern Cyklus zu und besonders die Berechnung von Ostern litt an einem doppelten Fehler, indem die Ungenauigkeit der oben angeführten Gleichung bewirkte, daß nach 310 Jahren die wirklichen Neu- und Vollmonde um 1 Tag früher eintraten als die cyklisch berechneten, und die Vernachlässigung der sogenannten Präzession der Frühlings-Tag- und Nachtgleiche bewirkte, daß ihr Termin nach 128 Jahren sich ebenfalls um 1 Tag nach rückwärts verschob. Wenn man also im Abendland geglaubt hatte in dem Computus, wie man im früheren Mittelalter die Kalenderrechnung nannte, einen stets gültigen Führer zu besitzen, so war auch dieser Glaube irrig und er wurde schon früh auf eine harte Probe gestellt. Deshalb weiß sich der bibelfeste Computist Konrad, der um 1200 lebte und gewiß zu seinem Schrecken für das Äquinocetium schon eine Differenz von 6 Tagen und für den Frühlingsvollmond eine solche von 3 Tagen gegenüber der cyklischen Rechnung bemerken mußte, nicht anders als mit der Erklärung zu helfen, daß, da der Mond am 3., der Mensch aber erst am 6. Tage erschaffen worden sei, Adam den schon drei Tage alten Mond für den Neumond gehalten und dieser Fehler mit allen andern Sünden sich auch auf das Menschengeschlecht vererbt habe. Indessen diese von dem alten Rechenmeister beklagten Fehler wuchsen natürlich im Laufe der folgenden Jahrhunderte,

so daß auch seine resignierte Schlußfolgerung nicht mehr paßte, sondern der Gedanke von der Unzulänglichkeit des christlichen Kalenders und der Notwendigkeit seiner Verbesserung sich mit unwiderstehlicher Gewalt aufdrängen mußte. In der Tat wurden noch in demselben 13. Jahrhundert Stimmen in diesem Sinne laut und später haben sich mehrere, auch sonst in der Kirchengeschichte ausgezeichnete Männer um die Lösung des Problems bemüht, so z. B. Roger Bacon, Peter d'Ailly, Nikolaus Cusa. Aber die von ihnen wie von anderen sternkundigen Personen gemachten mannigfaltigen Vorschläge zur Verbesserung des Kalenders erreichten alle ihr Ziel nicht. Inzwischen hatten die Laien seit der Erfindung und Ausbreitung der Buchdruckerkunst angefangen sich in diesem Punkte von der Kirche zu emanzipieren. Sie verfertigten sich ihre Kalender selbst und waren erfinderisch genug, um dieses wichtige Hilfsmittel des täglichen Lebens sogar in einer für Analphabeten brauchbaren Weise herzustellen. Unterstützt wurden sie darin von einigen Gelehrten, unter denen Georg von Peuerbach und Johann Müller oder Regiomontanus, weil von Königsberg in Franken, vortreffliche Kalender oder wie man damals sagte Almanache, da sie nur für ein Jahr gültig waren, vornemlich auf empirischer Grundlage herausgaben. Diese Selbständigkeit des Publikums, von der natürlich wie immer auch die Geistlichen profitierten, und das Übergewicht, das die dogmatischen und kirchenpolitischen Fragen durch die Reformation erhielten, haben ohne Zweifel dazu beigetragen, daß die Frage der Kalenderreform, die noch von Leo X. auf dem 5. Laterankonzil im Jahre 1512 mit Eifer, jedoch ohne Ausdauer behandelt worden war, nachher ganz in den Hintergrund trat. Auch das Konzil von Trient begnügte sich damit, in der letzten Sitzung ganz flüchtig dem Papste Auftrag zu geben, Meßbuch, Brevier und Kalender zu reformieren. Und diesem Auftrag ist selbst wieder erst Gregor XIII. (1572—1585) nachgekommen. Der Reformplan, der von dem Kalabresen Aloisius Lilius entworfen, von dem Papste zum voraus genehmigt und von der durch ihn eingesetzten Kommission mit wenigen Änderungen gebilligt worden war, enthielt keinen einzigen neuen Gedanken, griff vielmehr in der Hauptsache von allen schon früher gemachten Vorschlägen den für die Praxis ungeschicktesten heraus, nämlich durch Ausschaltung von 10 Tagen die um so viel zurückgewichene Frühlings-Tag- und Nachtgleiche wieder auf den 21. März zurückzuführen. Zur Erklärung, wenn auch nicht zur Entschuldigung dieses Verfahrens muß der Umstand dienen, daß der 21. März als unverrückbares Datum für das Äquinoctium galt, weil dieser Termin nach dem Zeugnis des Dionysius exiguus, der sich freilich dabei nur einen frommen Betrug erlaubt hatte, von der Kirchenversammlung zu Nicaä von 325 festgesetzt worden war.



Demgemäß verfügte nun der Papst in der Bulle „Inter gravissimas“ vom 15. Februar 1582, mit der er zugleich der Christenheit von dem Reformwerk Kenntnis gab, daß man von dem 4. Oktober desselben Jahres sogleich auf den 15. Oktober überzugehen hätte. — Allein die Durchführung dieses Befehles stieß in verschiedenen und zumal in den paritätischen Staaten auf beträchtliche Schwierigkeiten. Auch die schweizerische Eidgenossenschaft gehörte zu ihnen und im folgenden soll der Verlauf der Aktion an der Hand der offiziellen Akten kurz dargestellt werden.

Zum vollen Verständnis der Darstellung ist hier noch eine Bemerkung über die damalige politische Formation der Schweiz im allgemeinen einzuschalten. Sie bestand bis zum Jahre 1798 aus drei verschiedenen Elementen; 1. den eigentlich regierenden, auf der Tagsatzung ständig vertretenen XIII Orten, 2. den mit ihnen verbundenen, politisch nicht ganz gleich berechtigten, jedoch sonst souveränen Zugewandten und 3. den von ihnen beherrschten Untertanenländern. Die XIII Orte, nach der Zeitfolge ihres Eintrittes in den Bund geordnet, waren: Uri, Schwyz, Unterwalden, Luzern, Zürich, Glarus, Zug, Bern, Freiburg, Solothurn, Basel, Schaffhausen und Appenzell. — Zu den Zugewandten, die hier in Frage kommen, gehörten: Stadt St. Gallen, Biel, Mülhausen i/E., Wallis und Graubünden. — Die Untertanenländer endlich sind der Aargau, der Thurgau, die rheintalischen, jetzt im Kanton St. Gallen vereinigten Vogteien und die Vogteien „ennet Gebirgs“, d. h. südlich der Alpen, der jetzige Kanton Tessin. In Bezug auf diese Untertanenländer ist mit Übergelung von Einzelheiten noch darauf hinzuweisen, daß nicht alle von allen XIII Orten gemeinsam, sondern jedes einzeln von einer aus verschiedenen Orten gebildeten Gruppe beherrscht und verwaltet wurde.

Mit Breve vom 15. Juni 1582 stellte nun Gregor XIII. auch an die katholischen Orte — Uri, Schwyz, Unterwalden, Luzern, Zug, Freiburg und Solothurn — das Begehren, sie möchten den neuen Kalender einführen, wie es die anderen katholischen Fürsten und Obrigkeiten bereits getan hatten. Indessen dieser Wunsch blieb zunächst unberücksichtigt, offenbar deshalb, weil die gerade damals wieder sehr ernsthafte Verstimmung zwischen ihnen und Bern wegen Genf und Savoyen das Interesse der schweizerischen Politiker vollständig absorbierte. — Erst fünf Vierteljahre später wurde der Gegenstand auf der gemeineidgenössischen Tagsatzung zu Baden vom 10. November 1583 zur Sprache gebracht, indem Luzern beantragte, man möge, da bereits in Italien, Spanien, Frankreich und größtenteils auch in Deutschland der neue Kalender eingeführt sei, zu Vermeidung fernerer Konfusion sich über dessen Einführung auch in der Eidgenossenschaft verständigen. Zugleich erklärten Luzern,

Uri, Schwyz, Zug, Freiburg und Solothurn, daß sie den neuen Kalender in der Weise einzuführen beschlossen hätten, daß er mit dem 12. Januar 1584 in Kraft treten und auf diesen Tag das Fest des hl. Vinzenz, das sonst auf den 22. fällt, geschrieben und genannt werden solle. Auch in diesem Beschlusse, gegen den bei der uneingeschränkten Landeshoheit der einzelnen Orte prinzipiell nichts einzuwenden war, der aber in einer wirklich gemeinsamen Angelegenheit jede Rücksicht auf die Mitstände beiseite ließ, spiegelt sich das trotzig Selbstbewußtsein wieder, das die katholischen Orte im Gefühl ihrer damaligen politischen Überlegenheit beseelte. Um so peinlicher muß es für sie gewesen sein, daß die doch unbefleckten Glaubensgenossen von Ob- und Nidwalden dem Beschlusse zunächst nicht nur nicht beitraten, sondern überhaupt eine ganz unbegreifliche Renitenz an den Tag legten. Auf einer Konferenz der V Orte — dies der Sammelname für die katholischen Stände Uri, Schwyz, Unterwalden, Luzern und Zug —, die auf Wunsch Nidwaldens nur wenige Tage später wegen verschiedener politischer Angelegenheiten, aber auch wegen des neuen Kalenders nach Luzern einberufen wurde, ist dessen Annahme nochmals „für höchst nötig erachtet“ worden. Trotzdem wurde der Anschluß Unterwaldens noch nicht erreicht, ja es griff bei den andern katholischen Orten sogar die Befürchtung Platz, Unterwalden könnte sich bezüglich der Annahme des neuen Kalenders von ihnen „sündern“. Noch im März des nächsten Jahres wurde es deshalb gemahnt, das zu unterlassen, mit dem desperaten Zusatz, „im Falle es doch nicht statt haben möchte, seinen Angehörigen wenigstens zu befehlen, sich alles Trotzes und aller Schmähungen gegen die, welche hierin gehorsamen, zu enthalten, indem man sonst Fehlbare strafen würde“. Der Widerstand gegen die Neuerung ging, wie man sieht, vom Volke, nicht von den Behörden aus. Eben deshalb erwies er sich auch gegen den von den andern katholischen Orten ausgeübten Druck als zu schwach und in der Zeit zwischen dem 12. März und 5. Juni 1584 wurde der neue Kalender auch in Unterwalden angenommen. Damit war die kompakte Einheit der politischen Interessen, auf die die altgläubigen Orte begreiflicherweise das größte Gewicht legten, wieder hergestellt.

Für den weiteren Verlauf der Angelegenheit kam nun alles darauf an, wie sich die evangelischen Orte entscheiden würden, ob für, ob gegen die Annahme des neuen Kalenders. Dabei verdient bemerkt zu werden, daß auch dieser Gegenstand von der reformierten Partei mit der ihrer damaligen Politik überhaupt anhaftenden Schläffheit behandelt wurde, die den Widerpart in seiner keck ausgreifenden Weise nur bestärken mußte.

Erst im März 1584 hielt Zürich es für nötig, die evangelischen Städte und Zugewandten zu einer Konferenz nach Lenzburg einzuladen, wo die „verschiedenen Unrichtigkeiten“, die sich in der Eidgenossen-

schaft wegen des neuen Kalenders erhoben hatten, besprochen wurden. Dabei war man einstimmig der Ansicht, vorläufig bei dem alten Kalender zu verharren. Dieser Beschluß wurde nun keineswegs durch das brüske Vorgehen der katholischen Orte hervorgerufen, sondern beruhte auf Erwägungen allgemeiner Art, die die Protestanten aller anderen Länder ganz ebenso beeinflußten und die von einem thurgauischen Geistlichen folgendermaßen resümiert werden: Die evangelischen Stände nahmen den neuen Kalender nicht an 1. weil der Papst dessen Einführung ex cathedra und unter Androhung der Ungnade Gottes und der Apostel Petrus und Paulus befohlen hatte, 2. weil der Kalender mit allerlei Superstitionen von den Feiertagen der Heiligen angefüllt sei. 3. weil man katholischerseits die Annahme mit Schmähungen begleitet und die Hoffnung geäußert hatte, daß man den Gegnern bald auch den Glauben nehmen werde und 4. weil nach der Verkündung der päpstlichen Bulle viele Astronomen beider Konfessionen darauf hinwiesen, daß in einem Jahrhundert eine neue Berichtigung nötig werde. — Man wird diese Gründe, die, soweit sie konfessionell sind, einer so glaubensstarken Zeit sehr wohl anstehen, um so mehr respektieren müssen, als die Reformierten sich gewiß nicht verhehlt haben, daß, wie Kaiser Rudolf II. in einem Briefe an Basel hervorhebt, „die ungleiche Haltung des Kalenders in vill wege, sonderlich auch der marckhte, wechsell unnd zallungen, recht unnd gerichtshandlungen halben vast grosse konfusion unnd unrichtigkait verursacht“.

Wenn diese Übelstände sich schon bei dem Übergang von reformiertem auf katholischen Boden sehr unliebsam bemerklich machten, so mußte das in besonders hohem Maße auf einem eidgenössischen Gebiet der Fall sein, auf dem die Interessen der beiden religiösen Parteien sich sozusagen täglich und stündlich durchkreuzten — in den Untertanländern.

Die katholischen Orte hatten nicht gesäumt, gemäß dem am 10. November 1583 gefaßten Beschluß den neuen Kalender auch hier einzuführen und sofort, ohne die mitregierenden Orte zu befragen, den Landvögten die entsprechenden Weisungen erteilt. Allein Zürich ließ sich das in Bezug auf den Thurgau nicht gefallen, sondern verbot dem dortigen Landvogt — für 1584 war dies Oswald Meyenberg aus Zug — das Mandat in betreff des neuen Kalenders zu publizieren und verhandelte schriftlich und mündlich mit den oppositionellen Elementen. Die katholischen Orte wichen trotzdem nicht um Haaresbreite. Vom Vogte über Zürichs Maßnahmen benachrichtigt, schrieben sie ihm, daß man dafür halte, ein Beschluß der Mehrheit müsse aufrecht erhalten werden; dem Vogte selbst befahlen sie, das Mandat zu vollziehen und die Ungehorsamen zu bestrafen. Darüber kam es zwischen den drei unmittelbar be-



teiligten Parteien zu einem Schriftenaustausch, der die V Orte bei ihrer Konferenz vom 17. April 1584 zur Erklärung veranlaßte, „daß die Reformation des Kalenders geschehen müsse.“ daß sie aber „in der Sache auch keine besondere Eile haben“.

Ebenso beklagte sich auch Bern darüber, daß in der Gemeinde Bucheggberg durch die einseitige Einführung des neuen Kalenders von der solothurnischen Regierung seine Hoheitsrechte beeinträchtigt worden seien. Beide Städte fanden sich daher veranlaßt, Zürich den V Orten, Bern denen von Solothurn, das Recht vorzuschlagen, d. h. den Streitfall unter Berufung auf die Bundesbriefe durch ein Schiedsgericht entscheiden zu lassen. Dieses „Rechtsgebot“ verursachte bei den V Orten einige Aufregung. Aber wie um ihren Standpunkt mit aller Deutlichkeit zu markieren, beschlossen sie auf einer Konferenz in Luzern am 5. Juni 1584 einhellig, daß die gemein-eidgenössische Jahrrechnung zu Baden nach dem neuen Kalender gehalten und Zürich, Bern und Glarus schriftlich gebeten werden sollen, die Jahrrechnung dessenungeachtet mit ihnen zu besuchen, damit auch die Landvögte der Grafschaft Baden wegen ihres Auftrittes sich zu verhalten wissen.

Eben auf der nächsten solchen Jahrrechnungstagsatzung am 17. Juni. u. z. noch alten Stiles, prallten nun die Meinungen der beiden Parteien sehr lebhaft auf einander.

Die Boten der V Orte eröffneten vor der Tagsatzung folgendes: Sie haben Auftrag, gegen die von Zürich und Glarus als mitregierende Herren der Landgrafschaft Thurgau klagend aufzutreten. Noch sei im frischen Gedächtnis, wie vor einiger Zeit eine Reformation des Kalenders vorgenommen worden. Auf Martini des verflossenen Jahres habe die Mehrheit der Orte den neuen Kalender angenommen. In der Überzeugung, daß ein Beschluß der Mehrheit aufrecht erhalten werden müsse, habe man den Landvögten befohlen, die entsprechenden Mandate zu erlassen. Nun haben sie schon vielfältig vernehmen müssen, daß, obschon diese Angelegenheit weder den Landfrieden noch die Religion irgendwie berühre, einige Untertanen im Thurgau sich unter Drohungen der Vollziehung widersetzen und dadurch beinahe zu verstehen geben, als seien die V Orte nicht auch regierende Orte der Landgrafschaft Thurgau; sie haben daher mit Strafen gedroht. Zürich aber habe ihnen auf den Fall, daß sie mit Strafen vürfahren wollen, das Recht vorgeschlagen. Da nun die Unruhen sich von Tag zu Tag weiter ausdehnen, so bitten sie um Hilfe, damit man die Widerspenstigen zum Gehorsam bringe. — Zürich verantwortete sich damit, daß über diese Sache nie ein formeller Beschluß gefaßt worden sei, daß sie übrigens nicht gar so gering sei, wie man sie darstellen möchte, und daß der Papst sie durch seinen Bannspruch zu einer geistlichen gestempelt habe. — Auch Bern stellte

die Ungelegenheiten dar, die die Einführung des neuen Kalenders mit sich bringe.

Zwei Punkte verdienen hier Beachtung. Das eine ist die trotzige Rücksichtslosigkeit, mit der die V Orte den Mehrheitsbeschluß geltend machen. Denn wenn die Richtigkeit dieser Behauptung rein zahlenmäßig auch nicht angegriffen werden konnte, indem von den 13 stimmberechtigten Ständen 7 im Sinne der V Orte votiert hatten, so bestand diese Majorität eben doch nur aus den katholischen Orten und eine die ganze Eidgenossenschaft berührende Frage war also einseitig von einer, noch dazu sehr exklusiven Partei entschieden worden. Das zweite ist, daß der Schwerpunkt der ganzen Aktion überhaupt weniger in dem behandelten Gegenstande selbst lag, als vielmehr darin, daß wegen der allgemeinen politischen Situation, wegen des fortwährend gespannten Verhältnisses zwischen den beiden Städten und den V Orten auch durch einen an sich so unpolitischen Stoff wie die Kalenderreform die vorhandenen Gegensätze leicht in bedrohlicher Weise gesteigert werden konnten. Irgend ein unberechenbarer Zufall genügte dann, um schließlich den erregten Parteien die Waffen in die Hände zu drücken. Wurden doch noch zwei Jahre später die V Orte durch die Kunde alarmiert, daß im Thurgau auf Anstiften zweier Prediger abermals Unruhen wegen des neuen Kalenders zu besorgen seien und daß die Bauern mit Sturm, Zürich aber mit 300 Schützen gedroht hätten.

Es war also ein großes Glück, daß auch ernsthafte Vermittler zur Stelle waren und sich Gehör verschafften. Zwischen Zürich und den V Orten konnten die an der Verwaltung des Thurgau unbeteiligten Kantone, zwischen Bern und Solothurn irgendwelche andere Orte, unter denen Basel, Schaffhausen und Appenzell sogar laut Bundesbrief zum „stille sitzen“ und zur gütlichen Intervention verpflichtet waren, zu vermitteln suchen. Das ist denn auch von Seiten der genannten Orte in Verbindung mit Freiburg und Solothurn geschehen und ihre Bestrebungen wurden lebhaft unterstützt von dem französischen Gesandten Heinrich von Fleury, natürlich nicht aus persönlichem Wohlwollen für die Söhne des Tell, sondern aus dem engherzigen politischen Grunde, alles zu verhüten, was die Werbung schweizerischer Soldaten durch die französische Krone behindern könnte.

Zunächst setzten die vermittelnden Orte nach weitläufigen Erörterungen es durch, daß dieses Handels wegen ein anderer Tag nach Baden auf den 16. 26. August ausgeschrieben wurde. Auf dieser Tagsatzung wurden von den fünf Schiedorten mit Rat und Wissen des französischen Ambassadors nach nochmaliger Anhörung beider Parteien folgende Artikel vorgeschlagen: der Span soll bis auf Martini eingestellt sein; beide Parteien sollen ihre Untertanen in den gemeinsamen Vogteien zur Ruhe

ermahnen; die Fest- und Feiertage sollen dort bis auf weitere Vereinbarung nach dem neuen Kalender gehalten werden; wenn sie aber jemand nach dem alten Kalender feiern wollte, so wird ihm das freigestellt; die bisher wegen solcher Übertretungen verfallenen Bußen sollen aufgehoben sein. Diese „Mittel“ fanden zwar die Zustimmung der V Orte, nicht aber der beiden Städte und „estans les uns et les autres fort roides à maintenir leurs pretentions“, wie Fleury schon im Juli dem Könige geschrieben hatte, bedurfte es noch wiederholter Unterredungen, bis endlich auf der Tagsatzung vom 24. Februar/6. März 1585 eine Einigung erzielt wurde. Die darüber aufgenommene und von den Vertretern der Schiedorte — Remigius Fäsch und Wolfgang Sattler von Basel, Hans Meyer, Alt-Bürgermeister zu Freiburg, Ritter Hans von Langen genannt Heid von Solothurn, Dr. Johann Conrad Meyer, Bürgermeister von Schaffhausen, und Bartholomäus Theiler, Alt-Landammann von Appenzell — unterzeichnete Urkunde bestimmt: Das Gebiet der streitenden Orte selbst wird durch diesen Vergleich nicht berührt. Um der unter den Untertanen in den gemeinen Vogteien wegen des Kalenders ausgebrochenen Zwietracht, die leicht „gemeiner loblicher Eidtgnoschafft zu grosser unruw gereichen möchte“ zu begegnen, sollen die regierenden Orte durch Gesandte „dye underthanen zu beiden parthyen und relligionen ganz ernstlich vermanen, das sy fridtsam . . . ungevecht und ungehaßt inn und ußerthalb der kirchen, ouch in wirtshüsern und anderschwo verblyben, einanderen diß spännigen Calenders halb ungetratzt sollen laßen by einer . . . bestimpten straaß“. Die Untertanen sollen die Fest- und Feiertage „mitt einanderen nach uswysung deß nüwen calenders fyren“. Doch dürfen die Evangelischen folgende Festtage, nämlich Weihnachten, St. Stephan, St. Johann, Neujahr, „ostertag und ostermontag, uffahrt (Christi Himmelfahrt), ptingstag und pffingstmontag wol nach dem alten calender fyren“, von den Katholischen daran unverbindert. „Ein überträttende Person“ zahlt 5 fl. dem Landvogt und, „wenn einer oder meer sich dermaaßen so widerspänig erzeigen, so sol ein landvogt den an ehre lyb und gutt ze straffen wol gewalt haben“. Auch sollen die Katholischen an diesen von den Evangelischen gehaltenen Festtagen „schuldig sein“ jeweilen am „vormittag aller irer handarbeit werken und geschäften gänzlich still ze ston“. Dasselbe gilt auch für die Evangelischen bei der Feier des Fronleichnamstages durch die Katholiken „an den orten, da beid relligionen in einer kirchen by einanderen gehalten werden“. Die gleichen Gebote und Zugeständnisse — die Feiertage sind nach dem neuen Kalender zu halten, die Evangelischen dürfen die oben genannten Festtage nach dem alten Kalender feiern, Vormittagsruhe der Katholischen an diesen, der Evangelischen am Fronleichnamstag — werden auch auf „die gemeine herschaft und vogty im Rhyntal“ ausgedehnt, wohin auch die von Appenzell



„meertheil kilchgenossen sind und beid religionen den nüwen calender angenommen“ haben. — Von den Zurzacher Märkten, die „gänzlich nach dem nüwen calender ze halten unkomlich und ettlichen jarmerkten und mäßen abbruch“ tun möchte, soll der Pfingstmarkt wie bisher, der Verena-markt (1. September) aber auf den 11. September N. St. „byß wyterer verglychung gehalten werden“. — Ferner sollen „die jarrächnungen zu Baden“, die man bisher drei Wochen nach Pfingsten abgenommen hatte, „deß-glichen ouch die jarrächnung ennets gebirgs“ (über die tessinischen Vogteien) nach dem neuen Kalender „uff St. Johannstag (24. Juni) angefangen . . . werden, biß wir uns in einer loblichen Eidtgnoschafft under einanderen zu glycher zyt wyter brüderlichen vereinbaren“. — Das Friedenswerk schließt mit der wohlthuenden Bestimmung, daß, „wiewol vil unrüwiger personen zu allen theilen dises spännigen caländers möchten bus-fellig worden syn“, doch das, „was bisher beschächen, gütlich ufgehept syn“ soll.

Beide Parteien verdankten den Schiedorten die dieses Handels wegen gehabte Mühe und die VIII, die Grafschaft Baden regierenden Orte gaben ihrem Landvogt Befehl mit aller Beförderung das Mandat zu publizieren. Übrigens fand die Jahrrechnungstagsatzung sowohl im Jahre 1585 wie 1586 noch zum alten Termin statt und die letztere Tag-satzung sah sich daher veranlaßt jene Bestimmung der Übereinkunft zu wiederholen mit dem Zusatz, daß am St. Johannstag die Boten der VIII Orte sich einfinden sollen, um die Vogtei-Geschäfte, und acht Tage später die Boten der fünf anderen Orte, um die gemein-eidgenössischen Ange-legenheiten vorzunehmen. Dieser Beschluß wurde ebenfalls den Land-vögten mitgeteilt, damit sie ihre Untertanen anweisen mit ihren Ansprachen und Appellationen rechtzeitig zur Stelle zu sein.

Die in dem Vergleich vorgesehene Entsendung einer besonderen Bot-schaft in den Thurgau wurde von den regierenden VII Orten auf den 31. März 1585 festgesetzt und die katholischen V Orte beschlossen dazu einsichtsvolle Männer zu wählen, die „mit Ernst und Nachdruck“ handeln sollten. Immerhin wurde ihnen aufgetragen, sich vorher in Zürich mit den anderen Boten von Zürich und Glarus über ihr Verhalten zu ver-ständigen.

Wie man sieht, so ist der schließlich angenommene Vergleich von den zuerst gemachten Vorschlägen inhaltlich nicht sehr verschieden, mit anderen Worten, wenn die diese Vorschläge ablehnenden beiden Städte gehofft hatten, durch längere Unterhandlungen eine mehr ihrem Stand-punkt, also der Erhaltung des alten Kalenders günstige Schlußakte zu gewinnen, so war auch diese Erwartung an der unbeugsamen Haltung der altgläubigen Majorität zunichte geworden. Denn der resultierende Kompromiß räumte doch unzweifelhaft dem neuen Kalender den Vorzug

vor dem alten ein und dokumentierte damit ebenfalls die augenblickliche Überlegenheit der im Sinne der Gegenreformation tätigen Mächte.

Ein ernsthaftes Nachspiel erlebte der Kalenderstreit noch im Kanton Appenzell, wo die vornehmlich den jetzigen Halbkanton Appenzell außer Rhoden bewohnende reformierte Bevölkerung gegen den von der Regierung angenommenen neuen Kalender sich sträubte und die Gegensätze zwischen den beiden Religionsparteien schließlich eine eidgenössische Intervention und die Trennung dieses als letzten souveränen Mitgliedes angegliederten Ortes der alten Eidgenossenschaft in zwei Halbkantone im Jahre 1597 herbeiführte. Hierüber haben schon J. C. Zellweger in seiner Geschichte des appenzellischen Volkes, 3. Bd., 2. Abtlg., S. 22 ff. und S. 119 ff. und Dr. C. Ritter in der Schrift, Die Teilung des Landes Appenzell im Jahre 1597, Trogen 1897, mit erschöpfender Benützung der Quellen gehandelt.

Damit waren also auch auf eidgenössischem Gebiete zwei ungleiche Kalender in Gebrauch gesetzt und hier wie auswärts verursachte dieser Umstand mancherlei Störungen auch in außerkirchlichen Dingen. Namentlich der über Gebiete verschiedener Konfessionen sich erstreckende Warentransport erfuhr Hemmungen, die zu lebhaften Klagen Anlaß gaben, so daß man sie durch interkantonale Übereinkünfte zu beseitigen suchte. Es vereinbarten z. B. auf einer im Januar 1603 in Rapperswil gehaltenen Konferenz Zürich, Schwyz und Glarus, daß jeder, der an einem Orte, wo Werktag ist, Waren aufladet und abführt und an einen Ort kommt, wo Feiertag ist, mit seiner Fuhr ungehindert weiter fahren könne, damit der Paß frei und offen bleibe; dabei soll sich jeder in Worten und Werken bescheiden zeigen. Aber 1614 beklagt sich Zürich doch wieder, daß man in Schwyz Güter an Feiertagen nicht führen noch „recken“ dürfe, und ersucht um Abstellung des Verbotes, da es mit dieser Arbeit eine andere Bewandtnis habe als mit anderen an Sonn- und Feiertagen untersagten Arbeiten.

Diese Begebenheiten betreffen sämtlich nur den Kern der alten, aus den XIII Orten und deren Untertanenländern bestehenden Eidgenossenschaft. Die Einführung des gregorianischen Kalenders hat aber auch in den zwei größten zugewandten Orten, die schon seit dem 14. Jahrhundert zu ihr in mannigfaltigen Beziehungen standen, die Geister beschäftigt — nämlich in Graubünden und im Wallis.

Um die Vorfälle im Wallis zu verstehen, muß man von der mit dem Namen verknüpften Vorstellung einer politischen Einheit abstrahieren und sich daran erinnern, daß in diesem merkwürdigen, halb geistlichen, halb weltlichen Staate zunächst einmal das untere Wallis, also das Gebiet westlich von Conthey und der Morges erobertes Untertanenland war, über das der Bischof und die sieben Zehnten des Ober-Wallis — Sitten,

Siders, Leuk (die drei unteren) und Raron, Visp, Brieg und Goms oder Conches (die vier oberen) als Herren geboten. Zwischen diesen beiden Herren herrschte sehr oft und gerade auch in der hier in Rede stehenden Periode ein recht schlechtes Einvernehmen, da die auf ihre schwer errungene Freiheit stolzen Zehnten argwöhnisch das bischöfliche Regiment beobachteten und sich ihm sogar in rein kirchlichen Angelegenheiten entgegen stemmten, wenn ihre Selbständigkeit irgendwie berührt zu werden schien. Nur in einem Punkte war die Talschaft auch damals so gut wie einig, sie war im Wesentlichen katholisch geblieben und hatte alle Ketzerei entschieden, obgleich nicht ohne Anstrengung erstickt. In diesem Kampf um die Glaubenseinheit waren die Walliser nicht bloß unterstützt, sondern zum Teil beinahe geleitet worden von ihren alten politischen Freunden, den V Orten, deren Eifer ihnen selbst schließlich unbequem wurde.

Auch im Kalenderhandel spiegeln sich diese politischen Verhältnisse des Landes wieder. Als der Papst dem Bischofe von Sitten, Hildebrand I. von Riedmatten, die Verkündung und Einführung des neuen Kalenders befahl, mußte ihn das Unter-Wallis aus Auftrag seines geistlichen Herren sogleich annehmen. Die sieben Zehnten aber mußten dazu erst bewogen werden und deshalb richtete Hildebrand am 20. 30. März 1582 einen umständlichen Erlaß an sie, in dem er für die Annahme geltend machte „die grobe Notwendigkeit, die Arbeit, die es gekostet, den Befehl des Kaisers und des Papstes und zwar unter der Strafe der Exkommunikation gegen die Ungehorsamen, den Gehorsam, den er selbst leistet und den sie ihm geschworen, seine Konfirmation, die ihn 3000 Kronen gekostet und die er einbüßen müßte, wenn er abgesetzt würde u. s. w.“ Allein diese bewegliche Motivierung prallte an den trotzigen Landleuten vollständig ab. Aus den bisher bekannten Quellen ist nicht zu ersehen, ob der Bischof in dieser Angelegenheit noch weitere Schritte getan hat oder nicht. Gewiß ist nur, daß sie im Anfange des 17. Jahrhunderts noch auf demselben Punkte stand wie im Jahre 1582. Man ersieht das aus der Instruktion für die Boten der VII katholischen Orte, die in dem wieder ausbrechenden Streite des Bischofs und Domkapitels mit den sieben Zehnten im Mai 1600 intervenieren sollten. Es wird ihnen darin auch empfohlen, sich mit den beiden Parteien wegen des Kalenders zu besprechen, und in der ihnen aufgetragenen vertraulichen Unterredung mit dem Bischof sollen sie ihn und das Domkapitel ersuchen, dahin zu wirken, daß die Landschaft den neuen Kalender endlich einführe. Aber auch diese Einwirkung, wenn sie überhaupt statt hatte, blieb ohne Erfolg. Bei Gelegenheit der Beschwörung des Bundes der VII katholischen Orte mit dem Wallis in Sitten Ende Oktober 1602 wurde nämlich das Begehren betreffend Annahme des gregorianischen Kalenders erneuert,



freilich wieder erfolglos. Auch auf einem großen Rechtstag zwischen dem Bischof und Domkapitel und der Landschaft in Visp vom 15.—17. März 1604 erreichte der bischöfliche Statthalter von den Abgeordneten der Zehnten nicht mehr, als daß sie die Sache unter Zusage ihrer möglichsten Bemühung in den Abschied nahmen. Und doch hatte er die Einführung des neuen Kalenders durch den Hinweis schmackhaft zu machen gesucht, daß daraus ein gutes Einvernehmen mit allen katholischen Ständen erfolgen würde und zu hoffen sei, der Papst werde dann etliche junge Leute aus der Landschaft auf seine Kosten studieren lassen. Daß der Widerstand gegen den neuen Kalender seine Wurzeln nicht nur in der jeder bäuerlichen Bevölkerung eigenen streng konservativen Lebensauffassung hatte, sondern auch in rein politischen Gründen, beweisen die im März 1627 wieder von Abgeordneten der VII katholischen Orte mit den VII Zehnten in Leuk und Sitten geführten Unterhandlungen zum Zwecke eines Ausgleichs zwischen ihnen und ihrem Bischof Hildebrand II Jost. Auf die von Bischof und Domkapitel schriftlich vorgelegten elf Klagepunkte antworteten die Boten der Zehnten u. a., daß, was den vom Bischof verlangten vollkommenen Gehorsam in geistlichen Sachen betreffe, der Landrat darin nicht willfahren könne; denn dann würde der Bischof ihnen gebieten, den neuen Kalender einzuführen, er könnte die Unehelichen ehelich machen, den von den Altvordern abgeschafften Bann wieder einführen, Kirchherren in den Pfarreien ein- und absetzen, ja die Landschaft bei fremden Höfen berechtigen. Gerade in der Kalenderfrage kam es zu einer bemerkenswerten Kraftprobe. Da die Geistlichkeit dazu ermahnte, die Fest- und Feiertage nach dem neuen Kalender zu halten, verordneten die Abgeordneten der Zehnten, daß man bei dem alten Kalender, in dem ihre frommen Alten gelebt, verbleibe. Werden die Festtage nach dem neuen Kalender verkündet, so hat sie niemand zu halten und die Sigristen haben nicht nach der neuen Zeit zu läuten. Wo die Pfarrer die Verkündung der Festtage nach dem alten Kalender unterlassen, soll deren Verkündung durch den Weibel geschehen.

Auf diese Weise haben die Zehnten den Streit um den Kalender, der zu einem Kampfmittel in dem Streit um politische Macht überhaupt geworden war, noch viele Jahre fortgeführt. Sie operierten mit ihm recht geschickt. Im Jahre 1628 versicherten ihre Boten einmal, wenn statt des unruhigen Bischofs ein neuer gewählt würde, sei die Annahme des gregorianischen Kalenders unzweifelhaft, um sich gleich nachher wieder hinter der Erklärung zu verschanzen, man werde die Zehnten zu der Annahme zu bereden suchen, könne aber mit dem gemeinen Manne in einer ungewohnten Sache nicht gut eilen. Nach 46 Jahren noch Angst vor Übereilung vorschützen, geht wirklich nur in diplomatischen Ver-

handlungen an. Von diesem Standpunkte aus war freilich auch nicht abzusehen, wann der gemeine Mann die nötige Fassung gewonnen haben würde, um sich des neuen Kalenders zu bedienen.

Über diese Zustände im Wallis, die schließlich auch die Aufmerksamkeit der Kurie erregten, waren natürlich die katholischen Orte der Eidgenossenschaft, besonders die V Orte, beunruhigt. Allein da gerade diese durch ihr früheres Dreinfahren die Sympathien ihrer Nachbarn ein wenig verscherzt hatten und damals keine bedeutende politische Persönlichkeit besaßen, so fanden sie den Weg, man darf fast sagen den Mut zu einer wirksamen Intervention nicht mehr. Auf der Konferenz in Luzern am 6. und 7. Oktober 1637, wo von der Beschwörung des Bundes mit Wallis die Rede war, begnügten sie sich, es der Diskretion ihrer Gesandten anheimzustellen, wenn sie glauben Eingang zu finden, freundliche Insinuationen zur Annahme des neuen Kalenders zu machen, wenn sie aber auf Schwierigkeiten stoßen, das zu unterlassen, weil dieses Volk mit Liebe und Freundlichkeit behandelt werden muß. In so sentimentaler Weise beschlossen die V Orte ihre Vermittlertätigkeit im Wallis, ohne daß über den Verlauf ihrer letzten schüchternen Botschaft etwas bekannt wäre. Erfolg hatte sie keinen. Denn erst im Jahre 1656 haben nach einer einstweilen unkontrollierbaren Nachricht endlich auch die Zehnten den neuen Kalender angenommen.

Was Graubünden betrifft, so genügt es hier die Tatsache anzuführen, daß der neue Kalender von den katholischen „Gerichten“, die hauptsächlich im Gebiete des sogenannten Obern oder Grauen Bundes im Vorder-Rheintal (Disentis) zu suchen sind, ohne Widerspruch angenommen, von den reformierten Gerichten aber im Januar 1585 durch Abstimmung verworfen wurde. Denn da das Problem als ein kirchliches aufgefaßt wurde, stand die Entscheidung nicht der obersten Landesbehörde, dem konfessionell gemischten Bundestag, sondern den einzelnen Gerichten, bez. Gemeinden zu. Infolge dessen hat sich der julianische Kalender bei den evangelischen Bündnern bis tief ins 18., ja in einzelnen Talschaften sogar bis ins 19. Jahrhundert erhalten. Die erste Gemeinde, die den neuen Kalender annahm, war das Puschlav (Poschiavo) im Jahre 1756, aber fast der ganze Zehn-Gerichtsbund, dessen Hauptbestandteil das Prättigau bildete, bequeme sich erst im Jahre 1812 und da nur höchst widerwillig zur Anerkennung der neuen „Zyt“. „Unter den Menschen verpönt, hat der alte Kalender im Stalle seinen Herrschersitz aufgeschlagen; denn der Bauer von altem Schrot und Korn wird es nicht leicht dulden, daß seine Kühe nach dem neuen Kalender kalbern.“ — Die einzelnen Phasen dieser überraschend späten Wandlung hat im übrigen J. Bott recht gut geschildert, auf dessen Schrift „Die Einführung des neuen Kalenders in Graubünden, Leipzig, W. Engelmann 1863“ hiemit gleichfalls verwiesen sei.

Wenn also die evangelischen Bündner die letzten in Europa waren, abgesehen von den Russen, die sich dem im 16. Jahrhundert reformierten Kalender unterworfen haben, so hatte dieser bäuerliche Starrsinn doch die gute Folge für sie gehabt, daß es ihnen erspart blieb, Teilnehmer einer kläglichen halben Maßregel zu werden, die sich alle anderen Protestanten zu Schulden kommen ließen. Auf Betreiben des *Corpus Evangelicorum*, das von Leibniz und anderen Gelehrten darin unterstützt wurde, willigten nämlich im Jahre 1699 die protestantischen Stände zwar in die Annahme des gregorianischen eigentlichen Kalenders, jedoch ohne den Festkalender. Wegen der der Festrechnung anhaftenden Mängel wollten sie Ostern empirisch bestimmen. Den Ausgleich zwischen den beiden Kalendern bewerkstelligten sie dadurch, daß sie vom 18. Februar 1700 auf den 1. März übergingen. Dieses unvollständige Produkt mußten nun wohl oder übel auch die schweizerischen evangelischen Orte annehmen, wenn der Wirrwarr nicht noch größer werden sollte.

Mit Schreiben vom 30. Dezember 1699 gaben ihnen die evangelischen Fürsten und Stände des Reichskonvents in Regensburg Kenntnis von der Änderung des Kalenders und luden die evangelische Eidgenossenschaft ein, diese Verbesserung der Zeitrechnung ebenfalls anzunehmen. Auf einer Konferenz der Boten der evangelischen Orte, sowie der Städte St. Gallen, Mülhausen i. E. und Biel in Aarau vom 20.—24. April 1700 wurde zunächst allseitig anerkannt, daß der neue Kalender für Handel und Wandel ohne Bedenken angenommen werden könnte. Evangelisch Glarus eröffnete, es müßte vor seiner zustimmenden Erklärung einen einhelligen oder Mehrheitsentscheid der Landleute einholen. Der Abgeordnete von St. Gallen meinte, über diese Materie seien schon viele Schmutz- und Stichworte geflossen und es könnten allerlei Händel daraus entstehen. Trotzdem nahm er die Sache ad referendum. Schließlich fand man es am zweckmäßigsten, den Gegenstand auf die bevorstehende Tagsatzung zu verschieben, dann die Gedanken der katholischen Orte zu sondieren und erst nachher vor der gesamten Session aufzutreten. Auf dieser Tagsatzung am 4. Juli lief alles glatt ab. Zürichs Bote erwähnte des weltkundigen Beschlusses der protestantischen Stände des Reichstages und ihrer Einladung an die evangelischen Orte und betonte, daß Zürich damit keine Neuerung suche, sondern wünsche, daß in den gemeinen Vogteien jede Religion bei ihren Freiheiten belassen werde. Die katholischen Orte möchten durch ihre Geistlichkeit zur allgemeinen Beruhigung erklären lassen, daß es auf keinen Eintrag an der katholischen Religion abgesehen sei. Unter dieser Bedingung erklärten sich deren Boten, ohne hiezu instruiert zu sein, mit dem Plane einverstanden. Demgemäß beschlossen die evangelischen Orte samt Biel und St. Gallen noch während derselben Tagsatzung, daß man zwar in dem laufenden



Jahre ohne Konfusion nichts ändern könne, daß aber, wenn die vorbehaltene Genehmigung der Orte eingegangen sein werde, das künftige Jahr 1701 mit dem 12. Januar anfangen und die 11 vorhergehenden Tage leerstehend gelassen werden sollen. Von der erfolgten Ratifikation soll dann dem Reichskonvent Mitteilung gemacht werden. Dieser Beschluß gelangte u. z. ausnahmslos in allen evangelischen Orten und Zugewandten zur Ausführung.

Über die letzte Phase der Einführung des gregorianischen Kalenders ist nicht mehr viel zu sagen. — Infolge der ungeschickten Trennung des Festkalenders vom übrigen Kalender und der verschiedenen Berechnungsweise des Osterdatums bei Protestanten und Katholiken waren in Bezug auf dieses Hauptfest in den Jahren 1700, 1724 und 1744 Zeitdifferenzen entstanden, die in den Jahren 1724 und 1744 zu ärgerlichen Szenen Anlaß gegeben hatten. Um ihrer Wiederholung, die freilich dem Zeitalter der Aufklärung und Humanität übel angestanden hätte, vorzubeugen, beschloß auf Anregung Friedrichs d. Gr. hin das Corpus Evangelicorum am 13. Dezember 1775, die astronomische Berechnung von Ostern fallen zu lassen, womit die vollständige Übereinstimmung zwischen dem verbesserten und dem gregorianischen Kalender hergestellt war. Wohl nur um die Fiktion einer gewissen Selbständigkeit zu wahren, ordnete das k. Patent vom 7. Juni 1776 die ausschließliche Geltung des „verbesserten Reichskalenders“ an. Die Evangelischen in der Schweiz aber sind auch damals dem Beispiele ihrer Glaubensgenossen im Reiche gefolgt mit Ausnahme der, wie schon erwähnt, dem alten julianischen Kalender noch über ein ganzes Menschenalter anhänglichen Bündner.

## Zur Entstehung von Platons „Staat“.

Von  
Karl Joël.

In dieser viel behandelten Streitfrage, die kaum feste objektive Kriterien mitbringt, empfiehlt es sich wohl nachgerade ohne lange Debatte einfach seine Stimme abzugeben und seinen subjektiven Eindruck, beinahe wie der Kunsthistoriker die Entscheidung seines Stilgefühls, kundzutun und zu analysieren. Aus den einzigen antiken Nachrichten, der zweifelhaften von den zuerst bekannt gewordenen *duobus fere libris* (welchen?<sup>1)</sup>) des „Staats“ (Gell. XIV 33) und der mehrfach und besser bezeugten von dem beim toten Philosophen gefundenen Wachstäfelchen mit dem korrigierten Anfang des Werkes kann man nichts und alles folgern, sogar daß Platon den „Staat“ von rückwärts geschrieben hätte und sterbend mit dem Anfang schloß. Auch die Sprachstatistik, selbst wenn sie die Folge der Dialoge am Schnürchen aufzählen könnte, würde damit noch nicht wissen, ob sich diese Folge in zehn oder sechzig Jahren vollzog, und also nur relative Daten geben. Ihr einziger absoluter terminus post quem für den „Staat“, Platons erste sizilische Reise, von der ihn Dittenberger die berühmte Partikel heimbringen läßt, war nicht nur auch ohne dieses Reiseandenken klar und nabeliegend, sondern ist auch durch den „Staat“ selber (577 B) bezeugt. Die Hinweise auf frühere Dialoge endlich werden wohl nicht viel nützen, wenn diese Dialoge selber nicht datierbar und die Hinweise zweifelhaft sind. Hat man doch sowohl den Laches, Phädrus, Philebus u. a. Dialoge im „Staat“ als auch den „Staat“ in ihnen vorausgesetzt gefunden! Ich bekenne mich den Hinweisen gegenüber auch sonst ungläubig, einfach weil sie unkünstlerisch wären. Der Dramatiker Platon schreibt hier, als ob

<sup>1)</sup> Blaß z. B. denkt an das „Mittelstück“ des Staates, andere an die ersten Bücher: noch eher hätte ja die Tyrannenverkterzung in den letzten Büchern Xenophon zu dem von Gellius behaupteten Widerspruch reizen können.

er vorher nie geschrieben, ja nie gelehrt hätte, als ob es keine platonischen Schriften gäbe, keine Akademie und keinen Platon — und das in einem Werk, das er schon durch die Gesprächspartnerschaft seiner Brüder, ja durch bezeichnende Anrufung des *παῖς Ἀριστοῶνος* an den entscheidendsten Stellen (368 A 427 D 580 B) als sein eigenstes Werk proklamiert. An Krohnsunmöglichem Gedanken, alle Dialoge ausser dem „Staat“ zu athetieren, ist das einzig Interessante, daß er eben doch möglich war, weil der „Staat“ die anderen Dialoge nicht braucht, und das einzig Gesunde das Gefühl dafür, daß der „Staat“ in besonderem Sinne Platons Eigenwerk und eine selbständige Totalität ist. Wir sind so mangels fester äußerer Handhaben für die Erfassung des „Staats“ auf den „Staat“ selbst zurückverwiesen, auf seine immanente Erklärung.

Daß der „Staat“ als Frühwerk unmöglich ist, daß er die gereifte Frucht eines Denkerlebens in die Scheuern bringt, sieht jeder; aber man kann ihn geradezu als Spätwerk ansprechen, und es lohnt sich wohl die markanten kräftigen Alterszüge hervorzustellen, die darum noch keine schwächlichen oder starren Greisenzüge sind. Das nächstliegende Kennzeichen dafür ist, daß im „Staat“ nicht mehr der Kämpfer spricht, sondern der Sieger, ja Sieggewohnte, nicht mehr der kritische Dialektiker, sondern der Meister und Prophet aus der Fülle der Positivität, die eigentlich dem Wesen des Dialogs widerspricht, die ihn auch streng genommen mit dem Drama aufhebt, die ihn in echter Art als Debatte nur noch herablächelnd anwendet in der *παυδιά* des I. Buchs<sup>1)</sup>, die dann ihn mitschleppt, um einen Herold und Trabanten, einen tragischen Chor zu haben, als stimmungsvolle Resonanz und warme Sanktion und stets bereiten Impresario für alle Wendungen der Rede. Der Partner ist längst nur noch der fragende, eifrige, gehorsame, bewundernde Schüler (vgl. nam. die demutsvollen Äußerungen 432 C 595 E 596 A). Die Lehrautorität ist stabilisiert. Mit Lächeln, ja mit Verachtung blickt Platon herab auf die Debattierlust der Jünglinge (593 BC, vgl. 499 A), mit Hohn denkt er an Zustände, da der Lehrer den Zuhörern mit Furcht und Schmeicheln, sie ihm mit Mißachtung begegnen (563 A). Lange Übung und Lehrerfahrung spricht aus der immer wieder für das Staatswohl betonten Auswahl der leicht gefährdeten philosophischen Naturen nach Gedächtniskraft, Gelehrigkeit, Festigkeit u. s. w. (pp. 486. 491 ff. 503. 535. 537).

<sup>1)</sup> die selbst so fern ist von der *σπουδή* des im Rhetorenkampf parallel gehenden Gorgias! Hirzel findet schon im Thrasymachosgespräch Sokrates führender als in den Tugenddialogen (Dial. I, 240 Anm.) und giebt (241,2) Anzeichen für den Scheincharakter des Dialogs in den folgenden Büchern. Auch die Beobachtung (S. 243), daß große Denker namentlich in alter Zeit ihr System gern erst spät als ihre Lebenssumme geben, verdient Beachtung.



Es interessiert vielleicht manchen die persönliche Erinnerung, daß unser so frühgeschiedener, einst mit Jünglingsmut genial anregender Dümmler, dessen Name für den Basler Philologentag nicht ungenannt bleiben mag, bei aller Liebe zu Platon gerade das Hauptwerk ob seines autoritativen, orthodoxen Charakters wenig sympathisch fand. Und man vergesse nicht, was alles den Herrschern im platonischen Staat in die Hand gegeben ist: sie bestimmen die Grösse des Landes und Volkes (423 BC), den Stand und Beruf des Einzelnen (415 BC 423 CD), seine Wohnung, seinen Besitz (416 543 AB), wann und wen er heiraten soll, welche Kinder aufgezogen, welche ausgesetzt (458—461 546 B) und wie sie erzogen werden; sie verhindern, daß Eltern ihre Kinder erkennen (460 D), sie unterdrücken jede Neuerung in Kunst und Erziehung d. h. doch im Geistesleben (424 B), sie üben zum Heil der Bürger gegen sie Betrug u. a. m., kurz sie sind allmächtig, wie nie ein Herrscher war, weil sie nicht nur das Individuum in allen Grundbetätigungen des Lebens, sondern auch die Zukunft binden. Solche Autorität kann nur installieren, wer selber als Autorität grau geworden, wer längst sich patriarchalisch warm fühlt auf dem Thron der Wahrheit. Wie hart schneidet Platon alle Neuerung und damit allen Fortschritt ab (422 A 424 B), wie streng fesselt er als Censor die Kunst und engt sie ein zum knappen Ausdruck des Moralischen, zum bloßen Hymnus (vgl. 607 A), wie kalt nimmt er ihr das Meiste an Formen und Mitteln, alles was Leidenschaft, Phantasie und Schaulust erregt (399 ff. 604 ff., vgl. die Urteile 411 A 475 D 476 B 493 D), wie setzt er sie herab als bloßes Spiel (602 B) und Schattenbild, an Wahrheitswert hinter dem ehrlichen Handwerk stehend (599 ff.), eine Lockung der Menge und der Ungebildeten, ein Stachel der Lüste und Affekte, eine Verführung zur Staatsverderbnis (568 C 602—607); wie feindlich hält er geradezu Gericht über den ganzen Ästheticismus seines Volkes, wie ketzerrichterlich opfert er das Drama, das er doch selber gepflegt nicht nur in den Anfängen seiner Schriftstellerei, sondern auch auf ihrer Höhe als Künstler des Dialogs, und dessen Sieg und dessen Meister er noch im Schönheits- und Liebesfest seines Symposion gefeiert hatte — und jetzt bekennt er, daß er mit der Poesie seine Jugendliebe preisgibt (607 Ef., vgl. 595 C) und lächelt herab nicht allein auf die ästhetischen Genüsse der Jugend (390 A 397 D 608 A), auch auf die Erotik (402 E 468 C 474 DE), sie nur als Köder zur Tapferkeit und Mittel der Selektion, also praktisch wertend (ib.), und streng moralisch verpönt der Autor des Phädrus hier Rep. 402 E 403 AB in der Liebe Sinnenlust und Überschwang, die dort gepriesene *μανία*, und düster fremd macht der Autor des Symposion hier Rep. 573 ff. (vgl. noch 587 A) den Eros geradezu zum bösen Prinzip, ausdrücklich zum *τύραννος*, zum eigent-

lichen Verführer und Herrscher in der Brust des schlechtesten der Menschen, des Tyrannen — scheint nicht Platon hier sich neben den greisen Sophokles und den greisen Kephalos zu stellen, die er froh sein läßt, die Liebe, den tollen Despoten nun los zu sein (329 CD)?

Dazu nehme man die Schätzung des Alters im Staat! Daß die Herrschenden *πρεσβύτεροι* sind, die Beherrschten *νεώτεροι*, ist von Anfang an „offenbar“ (412 C); das Schweigen, sich Verneigen, Aufstehen der Jüngeren vor den Älteren ist so selbstverständlich, daß es nicht einmal der Gesetze darüber bedarf (425 AB); auch greise Männer und Frauen dürfen sich in der Palästra entkleiden, ohne lächerlich zu werden (452 B). Furcht und Scham halten die Jüngeren gegen die Älteren im Zaum; der Ältere aber soll alle Jüngeren beherrschen und züchtigen (465 A), die Jüngeren sollen alle Älteren als ihre Väter ansehen, gegen die sie ehrfurchtsvoll, sorgsam und gehorsam sein müssen (463 C D). Mit der Aufhebung der Familie ist alle Pietät von den Eltern auf das Alter übergegangen. Nie ist ein so ausgesprochener Patriarchalstaat auch nur erdacht worden, ein Staat, in dem so alles auf die Autorität des Alters abgestellt ist. Gewiß auch auf die Autorität des Wissens, aber das ist eben das Bezeichnende, daß die Autorität des Wissens geradezu an die des Alters gebunden wird. Selbst das Mannesalter ist nur Prüfungszeit der werdenden Herrscher (413 E 539 E); erst mit 50 Jahren werden sie zur Schau der Idee des Guten reif befunden (540 A) — ich frage, ob dies ein Mann gefordert haben kann, der nicht selbst diese Grenze längst überschritten. Er blickt auf die Männer von 35—50 als *νεόνες* herab (539 E). Und weiter wird gefordert, daß der Richter kein *νεός*, sondern ein *γέρον* sei, weil er nur dann die Ungerechtigkeit wie die Gerechtigkeit wahrhaft erkennen kann (409) — ich frage, ob einer dies fordern kann (zumal in einem Werke, das der wahren Erkenntnis der Gerechtigkeit und Ungerechtigkeit gewidmet ist), der nicht selbst *γέρον* ist.

Man gewinnt bei Versenkung in den „Staat“ geradezu den Eindruck, dass der schwere moralisch-philosophisch-politische Kampf, den hier Platon ausficht, im letzten Grunde auch ein Kampf der Generationen ist. Er stellt seinen Staat am schärfsten gegen Demokratie und Tyrannis. Die Demokratie nennt er 563 E ausdrücklich jugendlich und läßt sich vom Partner bestätigen, und er brandmarkt es voll Verachtung, daß sich in ihr die Jungen den Alten gleichstellen, ja die Greise sich nach den Jünglingen richten (563 A B). Der demokratische Typus entsteht, wenn der Jüngling nicht auf die Mahnungen der Älteren hört und seine Begierden und Lüste freigiebt (560 C ff.); wenn er dann älter geworden und sich der Begierdenschwarm verlaufen hat, kommt ein Zustand, der jedenfalls erträglicher ist (561 A B) als der tyrannische

Seelenzustand, der im IX. Buch offenkundig als wildeste Jugendtollheit, als Raserei der Begierden, als Bacchantik und Erotik geschildert wird, als Übermut bis zur Gewaltthat gegen die greisen Eltern und älteren Brüder (574 BC 615 C). Der bekannte Vorwurf des Dionys: „Deine Reden sind greisenhaft“ (*γεροντιῶσι*) und Platons Antwort: „und deine tyrannenhaft“ (Diog. Laert. III 18), Worte, die wohl nicht zwischen dem erst 40jährigen Platon und dem älteren Dionys, sondern erst zwischen dem jüngeren und dem Sechziger gewechselt sein können, zeigen jedenfalls, daß Platon und der Tyrann als Alterstypen kontrastierten. Die jungen Bürger, heißt es Rep. 568 A, halten zum Tyrannen. Statt des tyrannisch rasenden Jünglings regiert im platonischen Staat der philosophische Greis. Mit dem Bewußtsein schärfster Paradoxie, ja der Umkehrung geltender Ansichten fordert Platon, daß im Idealstaate die Philosophie gerade am wenigsten Sache der Jugend sei und gerade am reinsten Sache des Alters, wenn die Körperkraft schwindet, und er höhnt über alle, die nach dem Greisenalter hin geistig erlöschen, ohne sich wieder zu entzünden (497 E 498 ABC). Kann man noch zweifeln, daß hier ein Greis im besten Sinne pro domo redet und daß der „Staat“ ein Altersbekenntnis ist? Allerdings sehr lernfähig fühlt sich der Greis nicht mehr; die vielen, großen *πόροι* überläßt er Jüngeren (536 D). Dafür ist die Dialektik, die ihm einst die Philosophie war, herabgestiegen zur Übung, zur letzten Vorstufe der eigentlichen Philosophie, die nun zur reinen Spekulation, ja zur Mystik erhoben ist. Der Greis triumphiert in der Philosophie, in der Politik, in der Moral und schließlich in der Glückseligkeit. Der Ungerechte ist bei Beginn des Glückswettlaufs voraus; er hat die Lust in der Jugend, aber die Strafe im Alter. Der Gerechte aber siegt an Glückseligkeit im Alter und im Tode (613 C ff.). Auffallend oft — ein Zeichen, welche Gedanken dem Lebensalter Platons nahelagen, — wird auch der ehrenvollen Bestattung und der Unsterblichkeit der philosophischen Staatspatriarchen als heroischer Menschen gedacht (414 A 427 B 469 AB 498 C 503 A 540 BC).

Als Kennzeichen des Alterswerks möchte ich ferner die Ansätze von Zahlenmystik im „Staat“ ansprechen, nicht einfach weil überhaupt phantasiereiche Köpfe im Alter zu dergleichen Symbolismus neigen — der Idealstaatsgründer Comte gerät später auch in Zahlenmystik —, sondern namentlich weil uns ja Aristoteles meldet, daß in Platons Spätzeit der mathematische Charakter seiner Philosophie sich stärkte bis zu einer Symbolisierung der Ideenlehre zur Idealzahlenlehre. Nicht die Schätzung der Mathematik als solche ist im „Staat“ auffallend, obgleich nur wenige andere Dialoge noch von ihr Spuren zeigen, wohl aber die Energie, mit der hier im VII. Buch die mathematischen Wissenschaften, Astronomie und Harmonielehre eingeschlossen (vgl. nam. 529 DE 531 BC),



wesentlich als Illustration für die Zahlenspekulation gewertet werden, worin sich schon die Idealzahlenlehre ankündigt, und die fast fanatische Betonung, mit der sie, namentlich die Geometrie, als die einzigen ernsthaften Wissenschaften, die einzigen rein intellektuellen Vorbereitungen für den kriegerisch-philosophischen Herrscher außer der Dialektik, aber dreimal so ausführlich wie diese, behandelt werden. Das stimmt gut gerade erst zur zweiten sizilischen Reise, wo die politisch-moralische Reform Platons sich zunächst in den Staubwolken zeigte, die um den Tyrannenpalast aufgewirbelt wurden durch die unaufhörlichen Sandzeichnungen geometrischer Figuren, und die Platon feindlichen Höflinge ihren Spott ausließen über die Methode, durch die Geometrie glücklich zu werden (Plut. Dion 13f., vgl. auch ep. III 319 C).

Die Zahlenwertung bekundet sich ferner in der Trichotomie des „Staats“, die sich schon durch die Fortsetzung bei Xenokrates als Tendenz der mehr mystischen Altersperiode Platons zeigt. Nicht nur ruht die Struktur des Systems im „Staat“ auf der Dreizahl der Seelenteile und der Stände; das triadische Schema vibriert auch sonst in allen Teilen des „Staats“. Bald nach dem „Vorspiel“ des I. Buches beginnt die Glaukonrede mit der Unterscheidung von drei Gattungen des Guten (357) und baut sich weiterhin auf nach *πρῶτον*, *δεύτερον*, *τρίτον* (358 C). Das Sehen heißt der kostbarste Sinn, weil es zu Gesicht und Gesehenem noch eines *τρίτον* bedürfe, des Lichts (507 CD), und dies sei symbolisch für die Erkenntnis, die auch des *τρίτον* bedürfe in der Idee des Guten. Für alles giebt es drei Künste (601 D), der darstellende Künstler ist der dritte von der Wahrheit (597 E 599 A). Drei Gänge giebt's für den Sieg des Gerechten (583 B). Vom Königlichen an hat das dritte Schattenbild der Oligarchische, vom Oligarchischen an das dritte der Tyrannische, sodass sich durch Potenzierung dieser als 729 mal unglücklicher herausstellt wie der Königliche (587 CDE). Hier haben wir eine Zahlenmystik, die nur noch übertroffen wird von der berühmten geometrischen Zahl p. 546, die über das Heil des Staates entscheiden soll. Endlich zeigen die Zahlbestimmtheiten im Schlußmythus, wie der „Staat“ schon hineinragt in Platons Spätblüte, wo seine mathematische Phantasie vorwaltet. Der Pamphylier wird nach zehn Tagen aufgenommen und liegt am zwölften auf dem Scheiterhaufen. Seine Seele fährt an einen Ort, wo je zwei Spalten einander gegenüberliegen. Dort kommen die Seelen hin in tausendjähriger Wanderung, zehnmal für jede Untat je nach hundert Jahren Buße leidend. Sieben Tage bleiben sie dort; am achten Aufbruch, am vierten Anknüpfung dort, wo es noch eine Tagereise zur Spindel der Notwendigkeit sei, deren *σφόνδρον* nun mit wahrer Lust am Zählen beschrieben werden — ich finde 45 Zahlwörter auf noch nicht einer Teubnerseite (616 D Ende bis

617 B Ende) bis zu den  $\tau\omicron\epsilon\acute{\iota}\varsigma$ , den Parzen, vor denen jeder erloost, als der wievielste er sein Schicksal zu wählen hat. Damit vergleiche man die Jenseitsmythen im Gorgias und im Phaidon, die kaum eine einzige Zahlbestimmung enthalten — die vier mit Namen überlieferten Flüsse der Unterwelt und das eine Jahr im Tartaros Phaed. 114 A wird man kaum rechnen.

Auf Platons Spätzeit weist doch wohl auch im „Staat“ die ekstatisch-agnostische Schilderung der Idee des Guten mit dem superlativischen Lichtvergleich und der hierarchischen Zuspitzung des Ideensystems, die von der sokratischen Begriffsdiagnostik am weitesten abliegt, die auch mit der Ideenlehre als solcher noch nicht gegeben ist, die ferner mit anderm Metaphysischem hier nur in wenigen wohl sicheren Altersschriften (Timaios, Philebus) Parallelen hat und die am weitesten dem Neuplatonismus entgegenkommt. Mit der hierarchischen Vereinheitlichung ist die Stufenfolge der Ideen in Idealzahlen als Graden sehr nahegelegt — also nach Aristoteles die Lehre des greisen Platon.

Tiefe Resignation mischt sich am Schlusse des IX. Buchs gar wundersam mit einem Prophetenglauben an die Wahrheit des Ideals — so spricht einer, der auf das Leben überschauend herabsieht und in der Ferne noch das gelobte Land erblickt. Der Partner nur betont hier die Unwirklichkeit des Idealstaats, Sokrates aber seine Möglichkeit, und noch entschiedener tut ers VI 499 502 AB VII 540 ff., und die Sehnsucht jenen zu verwirklichen geht ihm noch über das ruhige Bewußtsein im Wintersturm der Ungerechtigkeit sich selbst geschützt und bewahrt zu haben und nun gefaßt und ergeben aus dem Leben zu scheiden (496 D ff.) — so spricht doch wohl die Altersstimmung. Aber auch sonst gabs für solche merkwürdig aus Hoffnung und Verzicht gewobene Stimmung wohl nur eine Zeit im Leben Platons. Zwei politische Perioden enthielt es, die für einen Staatsbau Anregungen, Hoffnungen boten, die Frühzeit und die Alterszeit. Der Mann aus dem Stamme der Kodros und Solon, der Neffe des Kritias und Charmides war in Athens bewegtester Zeit wahrlich in politischer Luft aufgewachsen, war Politiker in tiefster Wurzel. Aber alle möglichen Hoffnungen wurden der Reihe nach geknickt, die aristokratische mit dem nicht unverschuldeten Sturz der Dreißig, die demokratische mit der Hinrichtung des Sokrates, die fernhinschweifende monarchische mit der Tyrannis des älteren Dionys, von der Platon feindlich und hoffnungslos schied. Enttäuschung im Herzen findet er nun reichlichen Trost in der wissenschaftlichen Lehrwirksamkeit, bis ihm nach Jahrzehnten an der Schwelle des Greisenalters mit dem syrakusischen Regierungswechsel die alten Hoffnungen zögernd belebt werden und mit der zweiten sizilischen Reise ein politischer Johannistrieb erwacht,

der praktisch zweifelnd, theoretisch hofft. Die erste Periode war zu voll von praktischen Hoffnungen, die mittlere zu voll von praktischer Enttäuschung und theoretischer Arbeit, nur die letzte bot zwischen wiedererwachter Hoffnung und zweifelndem Verzicht die rechte Stimmung für eine Abklärung der Praxis an der inzwischen gewonnenen Theorie, für den Ausbau eines Idealprogramms im „Staat“.

Fragen wir nun, ob sich zu dieser letzten allgemeinen Betrachtung, der man noch nicht zu glauben braucht, noch speziellere Lebensdaten im „Staate“ spiegeln. 577 A B bekennt Platon ausdrücklich, die Tyrannis nach Autopsie zu schildern. Der „Staat“ ist also erst vollendet unter der Nachwirkung einer der sizilischen Reisen, aber welcher? Kein Zweifel, dass der spätere Aufenthalt in Syrakus eine weit tiefere Tendenz und Wirkung hatte als der erste. Wir sprechen eigentlich zu Unrecht von drei sizilischen Reisen — der VII. platonische Brief zählt vielmehr die zweite als erste (337 E 352 A, vgl. 336 E 330 C 336 B). Platon kam zuerst nach Sizilien nicht auf einer Sonderreise von Athen, sondern im Anschluß an die Italienfahrt in seinen Wanderjahren — einige berichten sogar nur um der Sehenswürdigkeiten willen (Diog. Laert. III 18. Olympiod. 4. Apul. dogm. Plat. 4. Athen. XI 507B); man bezweifelt jedenfalls ob auf Einladung des älteren Dionys. Der VII. Brief sagt nichts von solcher Einladung, und Plutarch bezeugt das Gegenteil, indem er erst durch Dion den schon anwesenden Platon zu einer Unterredung mit Dionys zusammenführt (Plut. Dion 4f.), die bald zum Zusammenstoß wird. Platon hatte auch der gefestigten Tyrannis und dem männlich fertigen Dionys nichts zu sagen, und dieser jenem noch weniger. Der erste syrakusische Aufenthalt war ohne politische Tendenz und ohne tiefe Wirkung auf Platon. Es ist bezeichnend, daß die vorwiegend von den sizilischen Dingen handelnden platonischen Briefe, ob echt oder erfunden, sämtlich erst in die Zeit des jüngeren Dionys datiert sind; von der sog. 1. Reise redet nur der berichtende 7. Brief, aber wie kurz im Vergleich zu den andern Reisen! Und auch er redet nicht von Dionys, sondern nur von Dion und sieht in dessen Bekanntschaft mit Platon die einzige Frucht dieses Aufenthalts, da jener in Dion den Plan zur Aufhebung der Tyrannis aufkeimen ließ, aber wohlgermerkt — unbewußt (*ἐξάρθρων ἰσχυρίων* 327 A). Und Plutarch (Dion 4) läßt damals Platon ausdrücklich wie zufällig, wie durch göttliche Bestimmung, ohne die geringste menschliche Absicht nach Sizilien kommen.

Wie ganz anders Jahrzehnte später die „zweite“ Reise: Der 60jährige Platon kommt in moralpolitischer Mission, gerufen von Dion, von den Pythagoreern, von dem jüngeren Dionys selbst! Es galt die Umbildung des Tyrannen in einen gesetzlich gerechten König (Plut. Dion 10. 12). Man braucht der Nachricht nicht zu trauen, daß Platon



sogleich Land und Menschen für seinen Idealstaat forderte (Diog. Laert. III 20 f.). Aber dem 7. Brief darf man trauen, der sehr plausibel von jener gemischten Stimmung des Philosophen zur Zeit der 2. und 3. Sizilienfahrt berichtet, die uns soeben als Grundstimmung des „Staates“ durchklang, und von jenen an den jüngeren Dionys geknüpften, von ihm getäuschten Hoffnungen, daß die Gerechtigkeit zur Herrschaft komme, daß Philosophie und Staatsregiment eins würden, daß allein der einsichtsvoll gerechte Staat und Mann als glücklich offenbar würden und im Gerechten, Tapferen, Besonnenen und Philosophischen die (vierfache) Tugend triumphiere (ep. VII 335 CD 336 AB) — das ist genau das Programm des „Staates“ und so nur des „Staates“<sup>1</sup>). Ob echt, ob unecht, wären uns die Briefe nicht erhalten, so würden wir ihnen trauen, schon weil wir Plutarch trauen, der aus ihnen schöpft. Doch wie kann man der Kopie trauen und nicht dem Original? Ræder in seiner Echtheitsapologie der Briefe (Rhein. Mus. 1906 S. 463. 471) findet in ihnen sprachliche Verwandtschaft mit dem „Staat“, namentlich in dem bald nach der 2. Reise datierbaren 13. Brief, und schon Ritter (Unters. über Plato S. 108) konstatiert von ihm: „Seine Sprache ist derjenigen der Resp. näher verwandt als der der Leges.“ So führt auch dies zu der Annahme, die an sich die natürlichste und wahrscheinlichste ist, daß der „Staat“ der für die politische Spekulation anregendsten Epoche entstammt, der Zeit der 2. sizilischen Reise.

Ist der fertige „Staat“ die Ursache oder die Folge der zweiten Sizilienreise? Es läge am nächsten, daß Platon dem Bekanntwerden des „Staates“ den Ruf nach Syrakus verdankt. Wir wissen es anders; die pythagoreischen Freunde und Dion, die er einst in persönlichem Umgang gewonnen, rufen ihn jetzt für den neuen lenksamen Herrscher. Kein Wort verlautet, daß bei dem Ruf bereits die Kenntnis des platonischen „Staates“ eine Rolle gespielt hatte; ja der Bericht im 7. Brief, der alles mündlichem Einfluß zuschreibt, spricht nur dagegen (vgl. 330 AB 338 D 340 f.). Und ich meine, wenn der junge Tyrann Buch VIII und IX des „Staates“ gelesen hätte, dann hätte er kaum Platons Ankunft mit einem Dankopfer begrüßt und ihn wie den Sonnengott auf weißem Viergespann eingeholt, sondern ihn ertränken lassen, wo es am tiefsten ist, oder sonst wie sein Vater ihn zum Henker gewünscht. Nicht genug, dass er andernfalls den Bock zum Gärtner gemacht hätte, dass es wäre, als ob Napoleon sich Fichte oder der Zar sich Bebel wie einen Halbgott zum Berater einholte, vor allem konnte doch der junge Dionys nicht die furchtbare Brandmarkung seines Vaters hinnehmen, wie sie

<sup>1</sup> Vgl. vorher (ep. VII 335 A) auch den Kampf der unsterblichen Seele gegen die Lüste und das Gericht in der Unterwelt entsprechend dem Schluß des „Staates“.

Platon hier in der Entstehungsgeschichte der Tyrannis vorführt, die zwar mit allgemeinen Zügen namentlich noch von der attischen Tyrannis verwoben, doch, wie man längst erkannte, stark am älteren Dionys orientiert ist, ohne dem Retter Siziliens vor den Carthagern gerecht zu werden. Als Einführung am syrakusischen Tyrannenhofe ist der „Staat“ offenkundig unmöglich. Man brauchte nicht erst gegen Platons Einfluß einen Philistos zu berufen; der „Staat“ hätte reichlich zur Diskreditierung genügt, und so sehe ich nicht, wie er vor der 2. sizilischen Reise bekannt gewesen sein kann, und ich sehe auch nicht, wie der Platon, der das IX. Buch geschrieben, sich noch als politischer Erzieher an den Tyrannenhof begeben konnte.

Platon bekennt den Tyrannen nach eigenem Eindruck zu schildern, und man nahm zumeist ohne weiteres an, daß sich dies auf den älteren Dionys beziehe. Gewiß, für die Genesis der Tyrannis im VIII. Buch konnte nur der ältere Modell stehen. Aber das Bekenntnis steht im IX. Buch, wo es sich nicht um das Historische der Tyrannis, sondern um den konkreten tyrannischen Mann handelt, und da erscheinen zunächst typische Züge, die von beiden Dionysen, aber näherliegend vom jüngeren genommen sein können. Was da von Neid und Treulosigkeit (gegen Dion?), Ängsten und Mißtrauen, Höflings- und Schmeichlerregiment (Philistos, Damokles?) gesagt ist (575 E 577 E 578 A E 579 580 A), das hat Platon beim jüngeren Dionys reichlich erlebt und zum eigenen Schaden erfahren. Daß der Geschilderte durch das Geschick, nur passiv (nicht durch sich selbst) auf den Tyrannenthron kam (578 C 579 C), daß sich vom Besten in andern (Dion?) leiten lassen solle, wenn das Beste nicht in eigener Brust regiere (590 CDE), weist mehr noch auf den jüngeren Dionys und läßt noch eine Hoffnung durchschimmern, die ja Platon für ihn noch hegte, aber nicht für seinen väterlichen Vorgänger. Vor allem aber ist die Grundcharakteristik des tyrannischen Mannes als traumhaft lebenden, verführten, vom Eros beherrschten Schwelgers und Trunkenbolds (571 C ff. 573 576 B 578 f. 580 E 587 C) ja unmöglich für den zu Platons Zeit schon älteren, anerkannt mäßigen, nüchternen und tatkräftigen Vater, wohl aber sehr passend für den Sohn, der nach Plutarch (Dion 7, s. auch Vergleichung des Dion und Brutus 4) gerade die von jenem ererbte feste Herrschaft dadurch schwächte, daß er sich beständig zu erotischen und bacchantischen Ausschweifungen verführen ließ, wie er seine Regierung mit einem 90-tägigen Gelage begann und selbst bei Freunden verachtet war, weil Trunk, Spiel und Weiber zumeist sein Leben ausfüllten<sup>1)</sup>. Endlich passen die

<sup>1)</sup> Vgl. übrigens hier in Plutarchs Schilderung die Umbenennung der Tugenden in Laster durch den Verführer des jüngeren Dionys (c. 8) und die seelische Königsbürg (c. 10 Schl.) mit der demokratischen Verführung Rep. 560 C ff. und die Demokratie als Kramladen aller Verfassungen c. 53 mit Rep. 557 D.

entscheidenden Worte Platons 577 A B, daß er mit dem Tyrannen zusammengewohnt, daß er ihn im häuslichen, intimen Leben belauscht, im Verkehr mit seinen Angehörigen, wo er am meisten vom feierlichen Zeremoniell entblößt sei, — dies Bekenntnis paßt doch nicht auf das nur einmal nachweisbare kritische Zusammentreffen mit dem älteren Dionys, sondern nur auf den in langer Gastfreundschaft erlebten täglichen Verkehr Platons mit dem jüngeren Dionys, als dessen *σύσσιτον καὶ συνέσιτον* ihn der VII. Brief bezeichnet (350 C, vgl. in Plutarchs Schilderung nam. c. 16).

Nach alledem ist der zweite und wohl längere und eindruckreichere syrakusische Aufenthalt im „Staat“ vorausgesetzt. Und frische sizilische Eindrücke mit ihren grelleren Farben und stärkeren Kontrasten lassen sich durchspüren, nicht weil Platon einmal syrakusische Tafelfreuden und sizilische Üppigkeit verwirft (404 D, vgl. ep. VII 326 BC 327 B 336 D) — es giebt auch korinthische und attische Üppigkeit, fügt er wohl für die Ohren jener hinzu, die seine Sizilienreisen mißdeuteten; aber die krasse Schilderung des unter dem älteren Dionys nicht so unglücklichen Tyrannenstaats, seiner Knechtschaft und Zerrissenheit, seiner Schwelgerei und Not zeigt Erlebtes. Doch auch zum Aufbau des Idealstaats dürften neue sizilische Erfahrungen beigetragen haben. Die Frage der Wiederherstellung zerstörter Griechenstädte, die nach den Briefen zwischen Platon und dem jüngeren Dionys diskutiert wurde (vgl. nam. ep. III 315 ff. VII 331 E ff.), mußte die Spekulation über eine Staatseinrichtung ab integro anregen. Die dringenden Mahnungen zu milderer Kriegführung gegen Hellenen und zum Zusammenstehen gegen die Barbaren (Rep. V 469 ff.) bekommen noch ein anderes Gesicht, wenn man (statt nur an Platää) an das sklavenreiche Syrakus denkt, wo nicht nur die Steinbrüche dem Athener redeten, wo auch die oft tyrannisch grausam geübte Behandlung anderer sizilisch-italischer Griechenstädte und namentlich die unaufhörlich drohende Karthagergefahr die jüngste politische Situation bestimmten (vgl. z. B. ep. III. VII 332 E 333 A 336 A). Ferner<sup>1)</sup> die vom Idealstaat ferngehaltene Gefahr der Hypertrophie, des künstlichen Wachstums bis zum Auseinanderfallen in mehrere Staaten

<sup>1)</sup> Die absolute Frauenemanzipation im „Staat“ ist vielleicht mitbegründet durch die Bekanntschaft mit bedeutenden Frauen (wie der Schwester des jüngeren Dionys Plut. 21), die sich für Platon interessierten (ib. 19). In Plutarchs Dion ist überhaupt viel von den Frauen die Rede, die eben in der Hofluft stets grössere Rolle spielten als in andern Verfassungen. Dazu kommt natürlich der Einfluss der Pythagoreer, deren Schule so reich an Frauennamen ist. Von Platons beiden Schülerinnen stammt eine aus dem pythagoreisch wichtigen Phlius. Beide aber müssen erst Platons Spätzeit angehören, da sie noch Speusipp hörten (Diog. Laert. III 46 IV 2). Daß Axiothea durch die Lektüre des „Staats“ in die Akademie geführt worden sein soll, spricht deshalb nicht gegen dessen Spätdatierung.



ist wohl mehr von dem buntscheckigen Syrakus, das Dionys zur größten Stadt von Hellas anschwellen ließ, als von Athen abgesehen. So sehr Platon den Gegensatz der Staatsteile verabscheut, die Sonderung von Herrscher, Heer und Volk in Syrakus hat doch vielleicht in seiner Staatsgliederung verschärfend nachgewirkt. So verächtlich er öfter von den Söldnern spricht, die ihn dort als Tyrannengegner hatten (Plut. Dion 19), das syrakusische Berufsheer in seinen Sonderquartieren hat ihm imponiert — das zeigt wohl sein kasernierter Wehrstand. Und wohlgemerkt! Er muß bewahrt werden, daß er nicht fremd und feindlich zur Stadt stehe (wie die Söldner zu Syrakus), und ferner: er entsteht aus der üppigen Stadt, die für die Entfaltung ihrer Üppigkeit erobern muß (372 E 373 f.), die nachher wieder „gereinigt“ wird (399 E).

Überhaupt diese Reinigung, diese ganze Staatsreform, denn dies ist es mehr noch als Staatsgründung, und diese Staatsreform nur von oben bei völliger Gleichgiltigkeit gegen das Volk, kurz dieser platonische Idealstaat ist doch dem attischen Horizont weit entrückt, ist im Grunde nur eine Pythagoreisierung des schwelgerischen, zerrissenen, erobernden, tyrannisch regierten Syrakus. Dort in der sizilisch-italischen Sphäre war die Philosophie in den Pythagoreern der Herrschaft am nächsten gekommen, war das Hellenentum am weitesten ausgeschritten in moral-politischer Reform und am weitesten in schwelgerischer Immoralität, zu der größten Tyrannis, meint Plutarch (Dion 50), die jemals aufgekommen; dort grenzten die Gegensätze am schärfsten aneinander, dort wurde die Staatsfrage zur Charakterfrage, ob der jüngere Dionys dem Vorbild des älteren folgte oder dem des Archytas und dem Rate des Platon und Dion. Wie der Mann so der Staat — das Prinzip des platonischen „Staates“ mußte dort in die Augen springen. Der „Staat“, der im Hause eines ausgewanderten Syrakusiers und in Gegenwart des Lysias, eines Mahnredners gegen die sizilische Tyrannis spielt, der ferner vom Tyrannenverfechter Thrasymachos bis zum Unterweltsmythus, wo die schlimmsten und meisten Verdammten Tyrannen sind (615 CD) und in der größten Tyrannis das schlimmste Los erwähnt wird (619 BC), als Gegensatz von Vernunft und Begierde, Tugend und Laster den Gegensatz von Weisenherrschaft und Tyrannis behandelt, dieser „Staat“ ist geboren aus dem Ringen des Philosophen mit der sizilischen Tyrannis, aus dem Ringen von politischer Hoffnung und Verzweiflung, wie es in seiner Seele gerade durch den jüngeren Dionys erregt wurde.

Platon bekennet es: er sieht eine Aussicht für seinen Staat, wenn sich den Söhnen jetziger Herrscher oder ihnen selbst eine wahre Liebe zu wahrer Philosophie einflößen ließe (499 BC). Man hat diese Stelle bereits auf den jüngeren Dionys bezogen (Hirmer, Jahrb. f. Philol. Suppl. 23.668), auf die Zeit, da er als Kronprinz philosophische Hoff-

nungen weckte, und damit den „Staat“ schon mindestens aus „Ende der siebziger Jahre“ gerückt. Aber der junge Dionys weckte als Kronprinz, der er übrigens und gerade für Dion wohl nicht unbestritten war (Plut. 6), gerade keine philosophischen Hoffnungen, sondern lebte in völliger Unbildung, in banausischer Beschäftigung, von jedem Verkehr abgeschlossen, an Charakter verkrüppelt (ib. 9f.) und begann seine Regierung höchst unphilosophisch (ib. 8), bis Dion in ihm Geschmack an Wissenschaft und überhaupt edlere Interessen entzündet und damit erst die Hoffnungen weckt, die Platon nach Sizilien führten (ib. 9 ff.). So weist die Stelle erst auf den regierenden Dionysius junior, der ja auf dem Thron doch immer nur der Sohn blieb, — und man vergesse nicht, daß hier Platon von den Söhnen der Herrscher „oder ihnen selbst“ hoffnungsvoll spricht, was er gewiß vom älteren Dionys nicht getan hätte. Auch 473 D hofft er auf die jetzigen Herrscher selbst, aber nur wenn sie *φιλοσοφήσωσι γνησίως τε και ικανῶς*, und ähnlich doch schon an der genannten Stelle 499 BC: wenn ihnen „wahre Liebe zur wahren Philosophie“ eingefößt werden könnte. In diesen Wendungen klingt es deutlich durch, als hätte Platon bereits auf der 2. sizilischen Reise das schwankende Dilettieren des jungen Herrschers erfahren, der sich zu den Philosophen rechnete und der bald sich Platon mit begeisterter eifersüchtiger Hingebung in die Arme warf, bald dem ja auch wissenschaftlichen Apologeten der Tyrannis Philistos (Plut. 11. 36) folgte oder sein Bedürfnis nach Sokratik lieber von Aischines oder Aristipp stillen ließ. Und ums noch deutlicher zu machen, spricht Platon es 502 A B noch einmal aus, daß es wohl philosophisch angelegte Thronerben geben könne, daß diese zwar fast notwendig verdorben werden müßten, daß aber doch einer einmal gerettet werden könnte, der dann genüge den Idealstaat in die Wirklichkeit zu übersetzen. Der dies schrieb, kannte einen solchen Thronerben, kannte bereits seine Gefahren und Verderbnisse. Der dünne Hoffnungsfaden, der in Platons Seele die reale Möglichkeit seines Idealstaats hält, heißt Dionys d. J., der zeitweilig wenigstens sich philosophisch zeigte und leise Hoffnung bot seinen Verderbnissen zu entrinnen. In der Hoffnung durch diesen einzigen Mann ganz Sizilien moralpolitisch zu retten, sagt Plutarch (Dion 11), ist Platon dem Ruf nach Syrakus gefolgt, und er hat trotz aller Enttäuschung auch nachher den jungen Herrscher und seine Freundschaft nicht ganz aufgegeben.

An Dionys II. erkannte Platon, daß das Heil der Staaten ein Charakterproblem ist, daß es der Reform mehr noch am Haupt als an den Gliedern bedarf. Es galt den Tyrannen in einen König zu wandeln — so berichtet Plutarch, so sagen es die platonischen Briefe, und das IX. Buch des „Staats“ spiegelt es wieder in der Antithese und Glückskonkurrenz des königlichen und des tyrannischen Mannes und Staates

(576 D E 580 B C 587), und der Schlußmythus predigt eindringlich: Tyrannis ist nicht Glück und Schicksal, sondern Unheil, verwirkt aus eigener Wahl und Schuld. Also wähle, Herrscher, und wenn du's nicht kannst, laß dich beraten. Darum schwankt im „Staat“ wie in den Briefen das Ideal zwischen Königtum und Aristokratie — vgl. den Vorschlag des Mehrkönigtums im 8. Brief. Es klingt bei entfernter Hoffnung doch schon im „Staat“ die Enttäuschung der 2. Reise und kein rechtes Vertrauen mehr durch zur absoluten persönlichen Monarchie, und gerade der haltlose Jüngling auf dem syrakusischen Thron gab die Folie zum festen Altersregiment des „Staates“. Dabei war dem jungen Dionys philosophischer Sinn nicht abzusprechen — und darum stehen schwere Erfahrungen hinter den wiederkehrenden Lehren des „Staates“, daß gerade begabte und philosophische Naturen am leichtesten und schlimmsten und, wenn sie Thronerben sind, fast notwendig verdorben würden (491 494 f. 502 A 519 A B), daß gerade verdorbene philosophische Naturen den Staaten das größte Unheil bringen (495 B), daß zur Empfänglichkeit Festigkeit kommen müsse (503 C), und daß wer sich nicht selbst beherrschen könne, sich beherrschen lassen solle zum Heil des Staates (590 C ff., vgl. die Mahnung an den jüngeren Dionys ep. VII 331 Ef.) Die Erfahrungen mit dem jüngeren Dionys sprechen aus dem „Staat“, die Enttäuschungen der zweiten Reise, die noch eine letzte, abstrakte Hoffnung ließen und nun zum Ausbau der frommen Wünsche, zur Aussprache der in Syrakus nur halb vernommenen und schlecht beherzigten Staatsmoral, der unerfüllten Reformpläne trieben — vielleicht als Programm für Dion, als er im Kreise der Akademie lebte, vielleicht auf seine oder anderer Schüler Anregung; Speusipp hatte Platon nach Syrakus begleitet, und seit dem Regierungsantritt des jüngeren Dionys zieht ein wachsender politischer Geist in die Akademie, der sie schließlich Schwerter schleifen ließ zum Kampf für Dion. Im Jahre 367 erst begannen Platons Hoffnungen zu spielen, und ohne alle Aussicht auf mögliche Verwirklichung — das bekennt er sehr entschieden 499 502 A B 540 E — hätte er den „Staat“ nicht geschrieben. So trifft alles, was von eigenen Erlebnissen und Stimmungen im „Staate“ anklingt, mit den früher gekennzeichneten Zügen dahin zusammen, den „Staat“ als Alterswerk zu erweisen.

Bei all dem Gesagten ging ich von der Kompositionseinheit des platonischen „Staates“ aus. Oder vielmehr, es war ein indirekter Selbstbeweis dieser Einheit, daß keine Gegeninstanz heraussprang und Zitate aus den verschiedensten Büchern sich zwanglos zusammenschlossen. Aber ich möchte auch positiv diese Einheit vertreten. Daß im Jahr-



hundert des Evolutionismus eine genetische Auffassung des „Staates“ aufkam, daß dem historisch-naturalistischen Zeitgeist des späteren 19. Jahrhunderts der „Staat“ nicht gebaut, sondern gewachsen schien, war lehrreicher für die Zeit als für den „Staat“. Man zerlegte ihn und reihte die Stücke hintereinander, Analyse mit Genese verwechselnd. Und es war leicht aus dem „Staat“ ein Mosaik zu machen; ein sokratischer Dialog über die Gerechtigkeit, eine Idealstaatsschilderung, eine Wissenschaftslehre, eine politisch-moralische Dekadenzentwicklung, eine Literaturkritik, eine Eschatologie — welch' unlogischer Kopf hat dieses Sammelsurium schichtweise abgelagert! Gerade genetisch, wo das Ganze aus den heterogensten Teilen zu erklären wäre, ist der „Staat“ unverständlich; nur logisch, wenn das Ganze die Teile bindet, ist seine Anlage erklärbar.

Man stritt, ob das bindende Thema der Staat oder die Gerechtigkeit sei. Man zählte also Platon zu den kleinen Denkern, denen der nackte Stoff der Form vorausgeht, die sich zum Thema ein Gebiet wählen, das man etwa in einem Kolleg behandelt, und nicht zu den großen Denkern, die schreiben um eines Dogmas willen. Das Thema des „Staats“ ist nicht ein Stoffgebiet, sondern eine These, ein Satz, in dem der Staat Subjekt und die Gerechtigkeit Prädikat ist. Nun streite man doch, ob zu einem Satze das Subjekt oder das Prädikat nötiger ist! Gerechtigkeit und Staat sind verbunden vom ersten Buch, wo Thrasymachos' Tyrannenrecht diskutiert wird, bis zum letzten, wo der Tyrann im Jenseits die Strafe des Ungerechtesten leidet. Man ließ sich durch Platons künstlerische Einkleidung täuschen und meinte, er wolle von der Gerechtigkeit reden, ver falle dann auf die Analogie des Staates als Erkenntnismittel der Gerechtigkeit; dann wachse ihm das Staatsthema über den Kopf, das Erkenntnismittel werde zum Selbstzweck, und endlich müsse er wieder in das Gerechtigkeitsthema einlenken, dazwischen Weiteres nach wechselndem Bedürfnis einschichtend.

Jene Theorien erscheinen mir, um sie zusammenzunehmen, nicht anders, als behauptete man von einem Dramatiker, er habe erst den ersten Akt als selbständiges Drama erfunden (Buch I), event. noch mit dem Schluß des fünften Akts (2. Hälfte des X. Buchs); ferner sei der zweite Akt selbständig erschienen (Buch II<sup>1,2</sup> bis IV<sup>1,2</sup>), vielleicht sogar zuerst als des Gellius duo fere libri oder auch zusammen mit dem vierten Akt (Buch VIII. IX); weit später seien dann, auch wieder einzeln, der dritte Akt (Buch V, VI, VII) und der letzte oder dessen erste Hälfte hinzugeschrieben worden. Und man deutete so als mechanisches Konglomerat, was organisch als echtes Drama herausgedacht ist. Wie im echten Drama antworten sich erster und letzter Akt, dort festliches Leben und Jugendtreiben, hier Tod und Gericht, dort die Exposition.

die im dramatischen Crescendo das Problem spannt, den Knoten schürzt bis zu den Glaukon- und Adeimantosreden, hier Lösung des Knotens Faden für Faden, im Vorzug des Gerechten vor dem Ungerechten, erst an sich, dann im Glückslohn im Leben und schließlich im Tode. An anderer Stelle möchte ich das erste Buch deuten und zu zeigen suchen, daß es als reines Vorspiel nie selbständig sein konnte, wozu man es nur aus gar zu naher Parallelisierung mit den anderen Tugenddialogen zu machen suchte, deren Frühdatierung übrigens auch willkürlich ist (vgl. Festschrift z. Ehren Heinzes 1905 S. 79.) Diese andern Dialoge beweisen oder vielmehr widerlegen mit ernsthaften Argumenten und geben wenigstens ein kritisches Resultat, mit dem sie selbständig hinausgehen können. Rep. I aber giebt gar kein Resultat, da es auffallend und bewußt sophistisch beweist (was man schon vielfach gesehen) und demgemäß alles positiv wie negativ Bewiesene am Schluß ausdrücklich wieder zurücknimmt. Seine *παιδιά* ist nur der Anreiz, der die *σπουδή* der späteren Bücher hinter sich fordert.

Wie im echten Drama entsprechen sich ferner 2. und 4. Akt als Aufstieg und Abstieg (Buch II ff. und Buch VIII f.), und wer die Bücher V ff. als Nachtrag herauschneidet, nimmt dem Drama den dritten Akt, den Höhepunkt, ja den eigentlichen Sinn. Zunächst ist zu erwägen, daß die *ὀδὸς ἄνω* und die *ὀδὸς κάτω* sich bedingen; der Aufstieg des Philosophen bis zur Höhe des Ideals, bis zur Sanktion durch die Idee des Guten in den mittleren Büchern ist gerade so notwendig wie der Abstieg in der Skala bis zum Tyrannen. Denn der Sinn des „Staats“ ist der Ringkampf des Philosophen mit dem Tyrannen, und darin zeigt er sich wieder als der mächtige Niederschlag der zweiten sizilischen Reise, die Platon zum aktiven Politiker machte. Wir müssen deshalb das Dogma des „Staates“ zur Antithese erweitern; es ist der Sieg des gerechten Staates d. h. des philosophischen über den ungerechten d. h. den tyrannischen. Ohne die Folie des Tyrannenstaats hätte Platon nie seinen Idealstaat geschrieben. Die Extreme bedingen sich hier, und so bedingen sich wie Licht und Schatten die Schilderungen in den Büchern II ff. und VIII ff. Die drei letzten Bücher des „Staats“ sind schon im Programm des Werks gefordert. Mit dem Anfange des zweiten Buchs ist die Aufgabe gestellt ebenso das Wesen der Ungerechtigkeit wie der Gerechtigkeit zu schildern und Beide in Wert und Glück konkurrieren zu lassen. Die politischen Verfallstypen sind in der Mehrheit der Stände, damit in den verschiedenen Herrschaftsmöglichkeiten schon angelegt, und die Gefahren umstehen von Anfang an den Idealstaat, der sich emporarbeitet aus der aufgeschwemmten Stadt, aus dem begehrlichen Erwerbsstaat und aus dem leicht in unmusische Einseitigkeit verfallenden Kriegsstaat zum Philosophenstaat. Die Skala des Abstiegs ist schon im II. Buch, im Aufstieg angelegt.

Platon will weder bloß die Gerechtigkeit definieren, wobei der Staatsbau zum Erkenntnismittel oder zur überwuchernden Metapher herabsinkt, noch will er bloß einen idealen Staat bauen, wobei wieder die Gerechtigkeitsfrage als bloßer Anlaß zurücktritt. Platon will von Anfang an den gerechten Staat dem ungerechten gegenüberstellen, Platon ist hier weder Ethiker mit politischer Episode noch Politiker mit ethischem Anlaß, sondern der Sinn des „Staates“ ist die Einheit von Ethik und Politik. Das Politische ist von Anfang an ethisch, das Ethische politisch. Es ist nicht wahr, daß der platonische Staatsbau realistisch beginnt, historisch sich entwickelt. Der Staat, der den Schuster früher als den Hirten und Jäger hat, der Staat, der rein aus der Arbeitsteilung entsteht, ist eine Konstruktion und zwar bewußt in der Tendenz, die *οἰκιστο-πραγία*, in der schliesslich die Gerechtigkeit gefunden wird, schon als Staatsanfang zu setzen. Die Gerechtigkeit ist also nicht nur Erkenntnisziel, sondern schon Voraussetzung des Staatsbaus. Das Politische ist von Anfang an ethisch, aber auch umgekehrt. Der Staatsbau ist nicht nur ein Erkenntnismittel, eine Metapher der Gerechtigkeit, sondern die Gerechtigkeit ist als solche politisch, eine Ständetugend, die Seele des Einzelnen ist eine Mikropolis. In der staatlich gegliederten und geordneten Seele allein sind erst die Tugenden möglich und faßbar, deren sonst versuchte Erfassung die platonischen Tugenddialoge widerlegen. Die Politik löst hier die Rätsel der Ethik wie die Ethik das Problem der Politik. Die Einheit von Seele und Staat ist ja nur zugleich Begründung und Ausdruck der Einheit von Moral und Politik, denn die Moral ist nun einmal seelisch, und jene Einheit bedeutete eben, dass die Politik eine Charakterfrage war, und das wurde sie in der Frage, ob der Philosoph oder der Tyrann auf dem Thron saß. In Syrakus zeigte es sich, daß Seele und Staat eins sind, daß die gerechte Herrscherseele den Staat retten, die ungerechte ihn ruinieren mußte. Syrakus gab erst die Größe des Problems, die Macht des Exempels für den Grundgedanken des platonischen „Staats“.

Aber die Einheit von Staat und Gerechtigkeit, von Moral und Politik war Programm, war Konstruktion. Der Tyrann hatte die Wirklichkeit, der Philosoph das Ideal. Und das Ideal mußte verankert werden in der Denkbarkeit, in der prinzipiell theoretischen Gültigkeit, da es die konkrete praktische Gültigkeit nicht für sich hatte. Und darum bedarf der Idealstaat der Festigung des Ideals in der Ideenlehre. Ohne diese Festigung von oben her, d. h. ohne das VI. und VII. Buch hängt der platonische Staat in der Luft. Die Idee des Guten ist der wirkliche König dieses Staates. Daß die Idee des Guten herrsche, ist ja nur der abstrakteste, akzentuierteste, letzte Ausdruck dafür, daß alle Herrschaft moralisch sein müsse und daß die Moral zur Herrschaft berufen sei:



kurz die Herrschaft der Idee des Guten ist die prinzipielle Sanktion für die Einheit von Politik und Moral. Die Hegemonie der Idee des Guten in der Ideenlehre spiegelt wohl schon das Politischwerden Platons; sie macht auch die Ideenwelt zu einem geordneten Staat, die Metaphysik selber wird politisch, damit die Politik ihr Ideal metaphysisch begründen, aus dem Absoluten ableiten kann, — und dieser Zentralnerv des platonischen Staats soll spätere Zutat sein?

Der Staat ist konstruiert, ist deduktiv abgeleitet, von oben her bestimmt; das Volk ist nur der gleichgültig behandelte Ernährer des Wehrstands; der Wehrstand ist nur der Helfer der Philosophen, die Philosophen nur die Schauer der Ideen, der Staat nur die Lebensverwirklichung der Ideen, die Hineinbildung von Ewigkeitswerten ins Leben. Die Philosophenherrschaft ist ja nur die Ideenherrschaft. Oder ist der platonische Philosoph nicht leer ohne die Ideen? Und die Philosophenherrschaft steht da als der Kern des platonischen Staats und ist schon sein Keim, daher auch vom 7. Brief (p. 325 A) in vaticinatio post eventum als frühes Leitprinzip herausgehoben<sup>1)</sup>. Ist nicht die Ideenlehre selber schon das Herrentum, die Inthronisierung der sokratischen Begriffe? Mit der Ideenlehre und der Staatsfrage ist für Platon die Philosophenherrschaft gegeben. Aber als echter Lehrer und Künstler führt er nun seinen „Staat“ nicht deduktiv, nicht von der Zentralidee aus vor, aus der er in seinem Kopf geboren war, sondern epagogisch auf die Zentralidee hin. Ich will nicht all das Treffliche wiederholen, wodurch Hirzel, Th. Gomperz, Natorp u. a. hier die methodische Kunst Platons aufdecken; vor allem im Aufstieg vom Leichtesten zum Schwierigsten. Die mittleren Bücher

<sup>1)</sup> Daraus, daß nach der dortigen Äußerung Platon den Rep. V 473 D fixierten Gedanken des Philosophenkönigtums bereits bei der ersten italisch-sizilischen Reise gehabt habe, vermag ich weder mit Zeller zu folgern, daß der 7. Brief unecht sein muß, noch mit Bläß, daß Platon damals bereits die einschlägige Partie des „Staats“ veröffentlicht haben müsse. Weshalb auch veröffentlicht? Der 7. Brief sagt davon nichts. Und ist es nicht so natürlich, daß Platon retrospektiv die erste Reise als Bestimmung im Lichte der späteren sah, und daß er das, was ihm vielleicht damals als Ahnung vorschwebte, nachträglich schärfte zu dem klassischen Ausdruck, den er später gefunden? Daß er aber damals nicht einmal vor Dion sich *bewußt* als Staatsreformer gab, meldet derselbe 7. Brief 327 A. Zudem ist ja gerade die das Philosophenkönigtum verkündende Partie des „Staats“ diejenige, die von seinen genetischen Zerteilern als späteste behauptet wird, auch von Bläß selbst, der übrigens ebendort (Att. Bereds. III 2. 386 fl.) mit Lutoslawski den „Staat“ der 3. (vorletzten) Schriftenperiode Platons zuweist und (ib. 389) selbst beachtenswerte Kennzeichen nur für den späteren Stil Platons im „Staate“ aufweist. Und doch soll, was zur Gelliusnachricht, was zum Ekklesiastenspott und was zu jener Äußerung im 7. Brief paßt, früh, vor der 1. Reise, also vor dem 40. Lebensjahr, veröffentlicht sein? Dann hat Platon das meiste des „Staats“ zweimal veröffentlicht. Alle genetischen Theorien führen so zu Verdoppelungen des „Staats“ und sind schon dadurch bedenklich.

(V ff.) bringen nicht Nachträge, Einschiebsel, sondern die schwersten Kraftproben des Staatssystems, die großen „Wellen“, die es überwinden muß, die härtesten Paradoxieen, die den Staat erst ganz zum Idealstaat machen: den extremen Sozialismus in der Aufhebung der Familie und noch paradoxer die Philosophenherrschaft. Wären dies bloße Nachträge, so hätte es Platon bequem gehabt sie im III. und IV. Buch an den entsprechenden Stellen, die er ja angibt (414 A 423 E f.), ohne sichtbare Vernichtung einzufügen. Aber gerade, daß er besondere Teile aus ihnen macht, zeigt, daß sie planmäßig herausgehoben und nicht nachträglich eingeschoben sind. Platon führt seinen Staat, den er von oben her erfaßt, der wie kein anderer Staat Leitung von oben ist, von unten herauf vor, erst den Nährstand, dann den Wehrstand, zuletzt den Lehrstand, dessen Herrschaft doch der Angelpunkt des platonischen Staatsbaus ist. Wer da meint, daß dieser Ausbau des herrschenden Lehrstands nachträglich eingeschoben sei, der kehrt den Sinn des ganzen Staatsbaus um, der nimmt dem Staat den Kopf und mehr, der macht Platon zum Phantasten, denn er mutet ihm zu, daß er einen Staatsplan entworfen, ohne über dessen Möglichkeit nachzudenken oder für sie einzutreten. Denn ausdrücklich erklärt Platon, daß diese Möglichkeit steht und fällt mit der Philosophenherrschaft; also die zur Verwirklichung nötige Einsicht in diese Möglichkeit fordert die Rechtfertigung und systematische Einführung der Philosophenherrscher: der Philosoph allein wirkt das Heil in der Einheit von Staat und Moral, der Tyrann wirkt das Gegenteil — in diesem Gedanken sind alle Teile des Staats begründet.

Aber macht hier nicht die Kunstkritik in der ersten Hälfte des X. Buches eine Ausnahme? Ich bekenne, daß sie mir lange eine hineingeworfene Zutat, ein fremder, schwer verdaulicher Brocken schien in der klaren Speisenfolge, die Platon selbst von seinem „Staate“ fordert (354 A B, vgl. den Bewirtungsvergleich auch im Rückblick auf den „Staat“ in der Einleitung des Timaios). Auch Zeller, sonst von der Einheit des „Staates“ überzeugt, sieht hier allein einen Nachtrag. Aber der eine kleine Riß erweitert sich sogleich zu Konsequenzen, die den geschlossenen Bau erschüttern. Zeller kann sich den Nachtrag nur erklären als Antwort auf Angriffe, die Platons Literaturkritik im II. und III. Buch erfahren habe, woraus folge, daß diese Bücher früher veröffentlicht sein müssen. Damit ist der „Staat“ zerrissen, ohne daß der Einschub an dieser Stelle begründet wäre; und schließlich antworten konnte Platon auch besser in einer andern Schrift, bevor er hier in sein Kunstwerk bineinflickte. Aber wir brauchen ja keinen fremden Angriff und keine frühere Veröffentlichung der ersten Bücher, um zu erklären, warum Platon noch einmal auf die Kunstkritik zurückkommt. Was er hier im X. Buch sagt, konnte er ja im II. und III. nicht sagen, weil

es sogleich mit der Ideenlehre argumentiert, die dort noch gar nicht eingeführt war; vor allem aber beginnt ja Platon selbst die Wiederaufnahme des Literaturthemas hier X 595 A B mit der Erklärung, daß erst durch die (im II. und III. Buch noch unbekannt) Dreiteilung der Seele die Verbannung des Dramas deutlich begründet werde. Damit hat er ja selber die Rückkehr zu jenem Thema genügend begründet. Oder sollte er nicht die Verantwortung gefühlt haben, seine ungeheure kunstfeindliche Paradoxie mit vollständiger Deutlichkeit zu begründen?

Es ist auch weiter verständlich, warum Platon diesen nun einmal erst in späteren Büchern möglichen, rein negativen Abschluß der Literaturkritik zurückschiebt bis ans Ende des negativen Teils, der politisch-moralisch absteigenden Skala. Das Drama gehört ihm in die Dekadenz, die er bis zur Tyrannis hinabgeführt. Er sieht im Drama wie in der Tyrannis die Hypertrophie der Leidenschaft, die Umkehrung der idealen Seelenkonstitution, die Stachelung, ja die äußerste Forcierung der Lüste und Affekte, die Inthronisation des 3. Seelenteils, der gerade dienen soll, — darin liegt das von Platon selber aufgedeckte logische Band, das die erste Hälfte des X. mit dem IX. Buch verbindet. Dazu kommen noch associative Beziehungen, ja unterbewußte formale Gedankenbrücken, die mir noch tiefer als der logische Fortgang zu beweisen scheinen, daß Platon das X. Buch hinter dem IX. geschrieben. Er hat hier in der Tyrannenkritik sich eingestellt auf die Methode der Unterscheidung und Wertung des Originals und des Abbilds, von dem wiederum ein Abbild oder Schattenbild abfällt (s. nam. IX 583 B 586 B 587 B ff.). Dieselbe Metapher der doppelten „Schattenbilder“ spinnt sich sogleich in der Kunstkritik des X. Buches fort (597 ff. 600 E 601 B 605 C). Der Tyrann, folgert das IX. Buch, steht in dritter Potenz mit seinem Schattenbild der wahren Lust hinter dem König zurück (587 B ff.); der Tragödiendichter, folgert das X. Buch, ist der dritte Nachbildner vom Könige und der Wahrheit ab (597 E) — der „König“ ist hier nur als Nachklang des IX. Buchs in blinder Gedankenassociation zu verstehen. Die messende Vernunft nur lehrt das Wahre über die leichttrügerischen Lüste — so predigt das IX. Buch 584 ff., so auch die Literaturkritik des X. 603 ff. Und Platon ließ den Tyrannenhof Geometrie treiben. Tyrannis und Tragödie monumentalisieren die Lüge, appellieren an die Lüste. Durch die dramatische Muse, sagt Platon 607 A, kommen Lust und Jammer im Staate ans Regiment statt des Gesetzes — wie in der Tyrannis. Beide bringen das Schlechte im Staate zum Siege (605 B) und erheben das vielgestaltige Tier im Menschen (vgl. IX 588 ff., X 606 A D) — die biologische Allegoristik der schlechten Lüste im IX. Buch spielt hier noch leiser im X. nach.

Wie so unverkennbar Motive des IX. Buchs in der Literaturkritik des X. fortwirken und sie mit festen Fäden nach sich ziehen, so hat



sie auch noch ein sicherndes Vorzeichen schon am Ende des VIII. Buches gleichsam in einem Wetterleuchten, das ankündigt, daß der Autor tief der Tragödie grollt und nur auf den passenden Augenblick wartet, ein Gewitter über sie entladen zu lassen. Da wird 568 A B der Tragikerspruch gebrandmarkt, daß die Tyrannen weise seien durch der Weisen Umgang — was allerdings dem von der zweiten Syrakusreise Heimgekehrten wie ein Hohn im Ohre klingen muß. Da werden ib. B C die Tragiker aus dem Idealstaat ausgewiesen als Lobredner der Tyrannis und als Verführer zur Tyrannis und Demokratie, die beide deshalb auch den Tragikern Ehren spendeten. Woran denkt hier Platon? Woher dieser Groll gerade gegen die Tragödie? Man begreift die Verbindung der Demokratie mit der Tragödie, die der Menge eitle Lust ist (602 B 604 E 605 A) und im demokratischen Athen gepflegt ward. Vielleicht haben damals auch die Erfahrungen mit seiner Choregie (Plut. Dion 17) Platon gegen die manchen Dichtern blühende Volksgunst eingenommen. Aber die Verbindung von Tragödie und Tyrannis, ja ihre innerliche Einssetzung in der Wirkung, die hier und eben im Anschluß des X. Buchs an das IX. zum Ausdruck kommt — wie ist dies zu erklären? Ich meine, hier ist lichtgebend die Tatsache, daß der ältere Dionys ein leidenschaftlicher Verehrer der Tragiker war, Reliquien von ihnen erwarb, selber Tragödien dichtete (und gerade solche, die Leidenschaften hochtrieben und Götter und Helden klein zeigten: Adonis, Alkmene, Leda, der wahnsinnsranke Herakles, den Silen durch ein Klystier zu heilen sucht), und endlich daß bei den Lenäen des Jahres 367 mit seiner Tragödie *Ἐπιτοκος λύτρα* der syrakusische Tyrann im demokratischen Athen den Preis erhielt — da haben wir die Ehrungen, die Demokratie und Tyrannis der Tragödie zuwenden, da haben wir den Platon verhaßten Sieg der Leidenschaft über Götter und Helden, und da vor allem die faktische Vereinigung von Tragiker und Tyrann — vor dem Jahre 367 hat Platon jene Stelle nicht geschrieben. Wenn er übrigens im X. Buch so merkwürdig die Kritik der Tragödie mit dem Blick auf Tische und Bettstellen beginnt und den Nachbildner, bei dem er vor allem an den Tragiker denkt, gerade unter den Tischler herabsetzt, so sieht es fast aus, als dächte er an den jüngeren Dionys, der als Kronprinz nur Tische und anderes Holzgerät zu verfertigen wußte (Plut. Dion 9), während sein Vater Tragödien schrieb, und als solle damit gesagt sein: besser Tischler als Tragiker! Ich will es nicht behaupten, ich will auch nicht auf den Tragiker Dionys großen Wert legen, aber ein Zufall ist es doch nicht, daß ein Tyrann, an *τραγικὴ πομπή* gewöhnt (577 A B), in der Heimat der Rhetorik, der Pflegstätte der Mimeu, in dem zu allen Zeiten greller Schaustellung und heißer Leidenschaft günstigen Sizilien Tragödien schrieb — der Tragödienpreis des Jahres 367 und die Erlebnisse auf

dem auch politisch vulkanischen Boden Siziliens öffneten Platon (mehr noch als die Tragödien des Kritias) die Augen über den innerlichen gefährlichen Zusammenhang von Tyrannis und Tragödie als triumphale Ausgestaltungen der Leidenschaft — darum wirft er hier eine der andern auf den Scheiterhaufen nach. Der Autor des Phaidon nimmt damit Abschied von seiner künstlerischen Vergangenheit und schickt zürnend die Mimen zurück, die er einst von Syrakus heimgebracht.

Es bleibt noch eine die Einheit des Staates bedrohende Gegeninstanz: die Einleitung des Timaios, die nur Rep. II 369 — V 471 als vorgelegene Staatslehre rekapituliert. Als erstes Resultat der scharfsinnigen und lehrreichen Äusserungen von Usener-Brandt, Zeller, Rohde, v. Arnim, H. Schöne, Hirzel, Th. Gomperz, Raeder, Diels-Wendland u. a. zu dieser Frage ergibt sich, daß die Timaios-Einleitung entweder auf einen andern „Staat“ zurückblickt oder daß die im wesentlichen formalen Abweichungen als fiktive aus dem Zweck der Rekapitulation zu erklären sind: denn die formale Anlage läßt sich nun einmal, da Gesprächspersonen, Gesprächszeit und Gesprächsprogramm (auch Gesprächsform, s. H. Schöne, Platons Tetralog. S. 6) so weit differieren, mit unserm „Staat“ nicht vereinigen. Wird nun hier ein früherer „Staat“ rekapituliert, dann ist der bösen Konsequenz nicht zu entinnen, daß der Timaios mit dem anschließenden Kritias, da er unsern „Staat“ noch nicht berücksichtigt, vor ihm geschrieben sei, oder man muß, da auch die Sprachkriterien Timaios und Kritias spät setzen, wie einen doppelten „Staat“, so auch einen doppelten Timaios (wenigstens eine doppelte Einleitung) und einen doppelten Kritias setzen. Wenn zudem wirklich Platon das in der Timaios-Einleitung hingeworfene Programm einer Tetralogie oder vielmehr Pentalogie vor unserm „Staat“ ganz erfüllen wollte, so ist davon nicht viel mehr als das leere Schema übrig. Der „Staat“ hätte sich losgerissen, der Kritias ist unvollendet, der Timaios müsste später eingeschoben sein (Rohde, v. Arnim), vom Hermokrates ist nicht einmal das Thema da, vom letzten Partner und Autor eines zu erwartenden *λόγος* nicht einmal der Name. Und der Plan einer Tetralogie soll Platons Frühzeit angehören, während man doch sonst gerade annimmt, daß er auf die Verknüpfung von Dialogen erst spät, wohl gar erst durch die Länge des „Staates“ verfiel, womit aber wieder die Ganzheit unseres „Staates“ vor der Timaiostetralogie vorausgesetzt ist!

Oder ist der rekapitulierte „Staat“ ein späterer, von dem aber wieder nichts übrig blieb, da ja selbst das beim toten Platon gefundene Wachstüfchen laut Quintilian und Dionys. Hal. nur den Anfang unseres „Staats“ enthielt? Es will mir scheinen, daß wir einen anderen früheren oder späteren „Staat“ doch erst in's Leben setzen dürfen, wenn der erhaltene nicht ausreicht. Aber er giebt ja sachlich nur zu viel, da die Rekapitulation



kaum drei Bücher befaßt. Es sieht ja wohl wie ein merkwürdiges, beweisendes Zusammentreffen aus, daß Platon im *Timaios*, Aristoteles in seinen Zitaten, vielleicht auch Aristophanes in den *Ekklesiazusen* und Xenophon nach Gellius wesentlich 2—3 Bücher des „Staates“ (in II—V) zu kennen scheinen. Aber erstens bedarf's dafür einer Erklärung? Auch im 20. Jahrhundert noch würde ein Schilderer und Kritiker des platonischen Idealstaats wesentlich diese Bücher zitieren und zu kennen scheinen, weil nur sie ihn positiv darstellen, während das erste und letzte Buch Prolog und Epilog geben, das VIII. und IX. Gegenbilder des Idealstaats, das VI. und VII. seine prinzipielle Krönung, die weit mehr in die Wissenschaft, ja Metaphysik schlägt als in die Politik. Und zweitens ist's mit jener Übereinstimmung nicht weit her. Daß die „*Ekklesiazusen*“ den Staat berücksichtigen, ist eine unbezeugte und unbeweisbare, nur moderne und schon unmoderne, höchst vage Hypothese. Was Gellius von Xenophon behauptet, glaubt heute niemand, und selbst wenn an der Nachricht von den zuerst herausgekommenen *duo fere libri* etwas wäre, so weiß man zunächst nicht, ob es die *tres fere libri* sind, die der *Timaios* rekapituliert; auch kann der hier skizzierte Inhalt ja ursprünglich ebenso in  $\frac{1}{2}$  Buch wie in 6 Büchern ausgeführt sein, und er müßte ja vor den Gesprächspersonen des *Timaios*, beim Fehlen des Gerechtigkeitsthemas etc. z. T. anders, also wohl auch in etwas anderm Umfang vorgetragen sein. Aristoteles ferner weiß nicht nur, daß Platon mit dem Idealstaat noch reichlich andere Erörterungen verbindet (Pol. II, 6. 1264b 39), sondern er behandelt ja auch das VIII. Buch des „Staats“ am Schlusse seines V., und wenn ihm noch nicht unser „Staat“ vorlag, so müßte er ja unecht sein. Endlich die *Timaios*einleitung will nur die Hauptpunkte der Staatslehre und zwar nur der vom besten Staat (eben in II ff.) rekapitulieren (17 C 19 A) und kann, da Platon hier deren Grundzüge in die attische Urzeit zurückprojizieren will, die Philosophenbildung natürlich noch nicht brauchen, die auch für die bloße Vorführung der kriegführenden Bürger (vgl. Tim. 19. 27 A B), für die hier historische und gerade nicht philosophische Darstellung überflüssig ist. — dies betonen z. T. Zeller und Th. Gomperz mit Recht. So erklären sich die Beschränkungen der Rekapitulation einfach und völlig genügend aus ihrem Zweck und rufen nicht nach einem andern „Staat“, der sich auch sicherlich stärker in sachlichen Abweichungen verraten hätte.

Sind nun die wesentlich dialogisch-formalen Abweichungen als solche gar nicht aus der Einleitung des *Timaios* selbst zu verstehen? Dieser giebt sich äußerlich als Fortsetzung eines sokratischen *λόγος*, der inhaltlich ein Teil des „Staates“ ist. Ist er darum notwendig als Fortsetzung geschrieben oder hat er — dies ist zu unterscheiden — vielleicht nur ein Interesse, Fortsetzung zu scheinen? Man nehme den *Timaios* als anschließende Fortsetzung geschrieben — würde Platon dann so ausführlich



rekapitulieren, was unmittelbar vorher zu lesen ist? Rekapituliert er im Kritias oder Sophistes oder Politikos, wo er doch eben an einen vorangehenden Dialog anknüpfen will? Und lassen jene Bücher des „Staats“, deren Fortsetzung der Timaios sein soll, ihn wirklich als solche ahnen? Sie müssen allerdings wohl etwas anders ausgesehen haben, wenn Sokrates das Staatsgespräch statt mit Glaukon und Adeimantos mit den berühmten praktischen Politikern des Timaios geführt haben soll. Oder muß es nicht etwa wie die andern Gaben beim Gesprächspicknick hier vielmehr ein Vortrag des Sokrates gewesen sein, der somit in einer namentlich für einen frühen „Staat“ doch wohl ungewohnten Rolle erscheinen würde? Aber weiter denke man sich die Tetralogie (oder Pentalogie) gemäß der Einleitung des Timaios komponiert: Der Idealstaat des Sokrates, die Kosmologie des Timaios, der Staatsmythus des Kritias — welche Dispositionslogik traut man Platon zu, wenn man die légère nachträgliche Begründung der Redenfolge Tim 19. 27 A B, die nicht einmal das Thema des Hermokrates, ja auch nicht einmal den Namen des ursprünglich auch zur Redespende verpflichteten, entschuldigten letzten Gesprächspartners zu nennen weiß, wirklich zum Kompositionsschema macht und den „Staat“ schon im Hinblick auf Timaios und Kritias konzipiert denkt! Wenn sich nun zudem noch herausstellt, daß die Einleitung des Timaios vielmehr als Antwort auf Angriffe komponiert ist, die der „Staat“ erfahren, so ist damit der Schein der Fortsetzung erklärt, ja gefordert und zugleich die Wirklichkeit der Fortsetzung, der unmittelbare und ursprünglich tetralogische Anschluß des Timaios an den „Staat“ widerlegt, da ein fremder Eingriff dazwischen liegt, auf den hin die Anknüpfung erst nachträglich angelegt sein kann.

Man tut, als ob Platon uns gegenüber zu treuer Rekapitulation verpflichtet wäre, und man konstruiert gemäß dieser Verpflichtung einen andern „Staat“. Aber Platon rekapituliert nicht, um uns ein treues Zeugnis zu liefern, sondern um seine Lehren zu verteidigen. Er rekapituliert, was er und wie er es dazu braucht. Mit keinem Wort sagt er, daß er das Gespräch im Hause des Kephalos fortsetze, daß er seine Staatsschrift rekapituliere. Er will seinem Idealstaat eine Sanktion geben und muß dazu dessen Verfassungsgrundzüge wieder vorführen, da er als Dramatiker sich nicht direkt auf eine frühere Schrift berufen kann; er schneidet sich deshalb aus seiner Staatsschrift nur die einschlägigen Bücher heraus und, was noch beweisender, aus diesen wieder nur das Einschlägige, nicht z. B. die Literaturkritik, die Gerechtigkeitslehre, die parallele Dreiteilung der Seele u. a., das dort mit der Staatslehre eng verquickt ist. Nur was er hier voraussetzen muß, holt er sich so heraus und steckt es in den Rahmen eines fingierten Vorgesprächs — und hat uns nicht Platon an fiktive Einleitungen zur Genüge gewöhnt?

Das Verhältnis von „Staat“ und Timaios liegt so klar und einfach, wenn man nichts anderes dazwischen setzt als die Aufnahme, die Platons „Staat“ finden mußte und wirklich gefunden hat. Ist's nicht selbstverständlich, daß die Kritiker den Idealstaatsgründer als Phantasten, als Laien in der Politik, als Saul unter den Propheten hinstellten, daß sie ihn als unpatriotisch brandmarkten und schleunigst nach Abhängigkeiten suchten? Wir wissen, daß seinem „Staat“ Plagiate (vgl. Diog. Laert. III 37) vorgeworfen und namentlich nachgesagt wurde, daß er ägyptische Einrichtungen kopiert<sup>1)</sup>. Man frage sich, wie Platon auf diese Vorwürfe am besten antworten konnte, und man erhält die Einleitung des Timaios. Ihr nennt meinen Staat einen phantastischen Mythos, ein theoretisches Gebilde, das praktisch nicht leben und sich wehren kann? Ich will ihn auf den Boden der Realität, ἐπὶ τὰ λήθεα führen, ich will zeigen, wie er lebt und sich im Kriege entfaltet, ich will ihn genetisch darlegen, erst in den Naturbedingungen, dann in seiner historischen Angelegenheit, und dabei wird sich der ideale Zukunftsstaat schon in der Urzeit wirksam und wirklich zeigen — so verkündet es Platon Tim. 19. 26 CD 27 A B. Ihr sagt ferner, ich verstehe nichts von Politik, und ihr spottet über die Philosophenherrschaft? Hier führe ich euch Männer vor, die zugleich Philosophen und Politiker waren (s. Tim. p. 19), und lasse sie für mich zeugen; ihr seht, daß ich nicht ohne politischen Anhalt bin: Timaios repräsentiert meine pythagoreischen Verbindungen, Hermokrates meine syrakusischen Erfahrungen (die also für den „Staat“ ebenso vorausgesetzt werden wie die These der Philosophenherrschaft) und Kritias meine Familientradition, die, wie ich euch nun erzählen will, zu Solon heraufreicht, dem besten Staatsreformer. Und ein Mann mit solchen Antecedentien soll unpolitisch sein? Ihr streitet mir Originalität und Patriotismus ab und sucht meine Vorbilder in Ägypten? Aber meine Weisheit ist weder importiert noch ererbt, seht, selbst der sizilische, der italische und der attische Staatsmann hören mir zu, bekennen sich mit dem „Staat“ von mir „bewirtet“ (Tim. 17); der Pythagoreer gab mir, wie ihr hören werdet, nur seine Physik; der politischen Vergangenheit meiner Familie verdanke ich die heimische historische Tradition, und aus dieser heraus will ich euch meinen „Staat“ patriotisch illustrieren und lasse mir vom Familienheros Solon, der es wissen muß, bestätigen, daß die Ägypter uns kopiert haben, nicht ich die Ägypter, und daß die Bürger meines „Staates“ nicht Exoten, sondern Autochthonen, unsere eigenen Urväter sind (p. 26 f.) — und Krantor, der erste Platonkommentator bestätigt uns ausdrücklich, daß die Kritiaserzählung gegen den Vorwurf der Ägypterkopie gerichtet

<sup>1)</sup> Vielleicht will auch Xenophon den „Staat“ treffen, indem er Mem. III 6 den sich vordrängenden politischen Dilettantismus Glaukons, des Bruders Platons und Hauptgesprächspartners im „Staat“ in Grund und Boden kritisiert.

ist (Proklos im Timäuskommentar p. 24 E). Dem gegenüber will sich Platon hier als Patriot bekennen und singt den Kritiashymnus zu Ehren der heimischen Göttin zur Zeit der Panathenäen.

So zeigen sich Gesprächsdatum, Gesprächsprogramm und Gesprächspersonen der Timaios-Einleitung erfunden für die Antwort auf die Kritik, die der „Staat“ erfahren, aber nicht für den „Staat“ selbst. Andererseits ist für diese Antwort die im „Staat“ gegebene Situation unbrauchbar<sup>1)</sup> in allen Stücken, in Ort und Zeit, Programm und Personen, Sokrates eingeschlossen; denn Platon muß ihn nun abdanken, er muß zeigen, daß er selber mehr ist als Sokratiker, daß Lebensmächte, Traditionen, Erfahrungen und Kenntnisse hinter seinem „Staat“ stehen, die Sokrates nicht vertreten konnte. Erst aus diesem Bedürfnis erwuchs der Gedanke der übersokratischen Tetralogie. Sollte nun Platon unserm Aktensinn zuliebe die Neues erfordernde Situation in die alte des „Staates“ hineinzwingen? Was lag ihm an der Situation? Er braucht nicht die Schrift, nicht das Gespräch am Bendideenfest, nur die angegriffenen Lehren, und er steckt sie nun in den Rahmen eines fingierten Vorgesprächs, wie es den Bedürfnissen der neuen Situation entspricht. Wäre es wirklich in dieser Form gehalten und geschrieben, dann brauchte er, wie gesagt, es nicht zu rekapitulieren. Nur gerade weil die Form neu geworden, muß er den alten Inhalt, den er braucht, durch Wiederholung identifizieren. So lösen sich wohl mit einem Schlage alle Rätsel der Timaios-Einleitung aus der Einfügung des kritisierten Inhalts des „Staats“ in die neu geforderte Form seiner Verteidigung.

Nur im letzten Winkel bleibt noch ein dunkles X.: der anonyme vierte Partner des Vorgesprächs. Man witterte Platon selbst dahinter — aber er hat sich sonst nie als Gesprächszeugen genannt, schon darum nicht, weil er sich dann nicht mit Sokrates oder sonst dem Protagonisten identifizieren kann. Und wenn er nur seine Abwesenheit entschuldigen will, warum nennt er sich nicht wie im Phaidon? Nun hat v. Arnim (vgl. auch Schöne a. a. O. 13) als einzige Instanz gegen Hirzels fiktive Deutung des Vorgesprächs diesen Anonymus ausgespielt, der, wenn das Vorgespräch nur in der Rekapitulation lebte, eine völlig unnütze und darum unmögliche Zutat wäre. Das Argument ist fein; aber wenn er in einem wirklichen Vorgespräch eine Rolle gespielt hätte, wäre dann die Wahrung seiner Anonymität hier nicht ebenso völlig unnützlich und darum unmöglich? So kann seine Existenz nicht aus einem wirklichen Vorgespräch übernommen, sondern nur aus äußerem Grunde hier eingefügt sein, was aber wieder den fiktiven Charakter des

<sup>1)</sup> Der „Staat“ zeigt so gar nicht, daß er das kennt und berücksichtigt, worauf die Timaios-Einleitung bereits antwortet, — auch dies spricht gegen deren frühe Voraussetzung, die Rohde kühn ansetzen muß.



Vorgesprächs voraussetzt. Und wirklich muß ja Platon noch einen Zeugen dieses Vorgesprächs (d. h. einen Leser des „Staates“) setzen: den Kritiker, dem die Timaios-Einleitung antwortet. Und pflegt nicht Platon seine lebenden Gegner zu verhüllen?

Vielleicht aber können wir ihm das Visier noch weiter lüften. Der Kritiker stellte Platon als unpatriotischen Plagiator, als Ägyptomanen hin. Und erinnert nicht der platonische Ständestaat an den ägyptischen Kastenstaat, wie ihn Isokrates' Busiris schildert? Ja, die Schilderung zeigt eine so frappante Ähnlichkeit, daß sie bewußt sein muß und daß man auch bereits die Beziehung dieses Busiris auf Platons „Staat“ erkannt hat, für dessen Datierung aber damit nichts feststeht. Denn Blaß kann nur konstatieren, daß Isokrates dort „die Würde eines schon bewährten Sophisten annimmt“; daß ferner Lysias gegen den „Sokrates“ des Polykrates noch kurz vor 380 geschrieben haben muß, hindert natürlich Isokrates nicht, gegen eine andere Schrift dieses Rhetors 1—2 Jahrzehnte später zu schreiben — wenn nicht überhaupt dieser gegen einen mit Namen genannten Lebenden damals ungewohnt scharfe offene Brief des Isokrates nur Einkleidung ist; denn es ist mehr von Philosophie als von Busiris die Rede. Die Beziehung auf den platonischen „Staat“ ist zweifellos, nicht wegen der bloßen Parallelisierung mit der ägyptischen Kastengliederung, sondern weil für diese Isokrates in der Seele des Busiris dieselbe Begründung gelesen haben will, die Platon das Prinzip der Arbeitsteilung zur Grundlage seines Stände- und Berufsstaats machen läßt: *ἀὶ τοῖς αὐτοῖς τὰς αὐτὰς πράξεις μεταχειρίζεσθαι προσέταξεν εἰδὼς τοὺς μὲν μεταβάλλομένους τὰς ἐργασίας οὐδὲ πρὸς ἐν τῶν ἔργων ἀκριβοῦς ἔχοντας, τοὺς δ' ἐπὶ ταῖς αὐταῖς πράξεσι συνεχῶς διαμένοντας εἰς ὑπερβολὴν ἕναστων ἀποτελοῦντες* (Bus. 16, vgl. Rep. 369 DE 370 ABC 374 394 E 397 E 433 A 434 A ff.). Damit man aber nicht zweifle, daß er hier an den berühmten Philosophen des „Staates“ denkt, fährt Isokrates, die technisch-politischen Vorzüge der ägyptischen Berufsteilung hervorhebend, ib. 17 fort: *ὥστε καὶ τῶν φιλοσόφων τοὺς ὑπὲρ τῶν τοιούτων λέγειν ἐπιχειροῦντας καὶ μάλιστα' εὐδοκμοῦντας τὴν ἐν Αἰγύπτῳ προαιρεῖσθαι πολιτείαν ἐπαινεῖν*. Teichmüller, der die Beziehung zuerst gesehen, spricht von einem „verleumderischen Lobe“ Platons, der hier als Plagiator an ägyptischen Einrichtungen hingestellt werde. H. Gomperz, der (Wiener Studien 1905 S. 30 ff.) die Beziehung besser begründet, ohne ihr Motiv zu erfassen, meint: „eine willkürlichere Deutung kann man sich kaum denken.“ Ich glaube, daß Teichmüller das Tatsächliche gesehen oder wenigstens geahnt hat. Platon wird doch nun einmal hier als Anhänger der ägyptischen *πολιτεία* zitiert, wozu er doch nicht das mindeste Recht giebt. Die einzige, nur herabsetzende Zitierung Ägyptens Rep. 436 A zeigt, daß er von dorthier nicht seinen Ständestaat bezogen. Soll es ein Kompliment sein.

wenn man den Autor eines Staatssystems als Anhänger eines andern anspricht? War Kant davon erbaut, als Anhänger Berkeleys zu figurieren? Nun wissen wir ja durch Krantor, daß Platon von Zeitgenossen als Nachbildner ägyptischer Staatseinrichtungen wirklich verspottet worden, und daß er zur Abwehr den im Timaios angekündigten *λόγος* des Kritias komponierte. Ist's nun nicht klar, daß wir hier in Isokrates den Spötter vor uns haben und in seinem Busiris den Hauptanlaß für die Timaios-Einleitung?

Dann mag er wohl auch der Anonymus sein, der sich von Platons „Staat“ „bewirten“ ließ, aber wahrlich nicht der Anstandspflicht der Dankbarkeit entsprach (Tim. 17 A). Der Busiris zeigt ihn jedenfalls als *δατιμῶν*, als Ausschlechter von Platons „Staat“. Außer dem heilsamen Prinzip der Arbeitsteilung im Dreiständestaat erscheint § 18 der Gehorsam des Wehrstands gegen die *ἀρχοντες*, die Syssitien und die *σσιμάτων ἀσκησις*, doch bezeichnender § 21 f. die *περὶ τὴν φρόνησιν ἐπιμέλεια* der Priester und *φιλοσοφίας ἀσκησις* für die Seelen. Entscheidend aber ist § 23 die Altersautorität und die moralische Abzweckung der mathematisch-logischen Erziehung: *Καὶ τοὺς μὲν προεσβυτέρους ἐπὶ τὰ μέγιστα τῶν πραγμάτων ἔταξαν* (was nach § 50 nicht Isokrates' Ansicht zu entsprechen scheint), *τοὺς δὲ νεωτέρους ἀμελήσαντας τῶν ἡδονῶν ἐπ' ἀστρολογία καὶ λογισμοῖς καὶ γεωμετρίας διατριβῆν ἔπεισαν*, was als förderlich zu andern, namentlich aber zur *ἀρετῇ* gerühmt werde. Man braucht dies nur zu lesen, um den Inhalt des VI. und VII. Buchs des „Staats“ wiederzuerkennen. Wie in verstimmten, z. T. falsch gegriffenen Tönen klingen auch in der übrigen Schilderung lauter Motive des „Staats“ an: die Zweitstellung der lakedaemonischen Verfassung (§ 17. 19), das rechte Verhalten des Wehrstands in Bezug auf Eigenes und Fremdes (19), die Kritik der Medizin (22), die moralische Lüge der Oberen und das Unterweltsgerecht (24).

Damit man aber ja den steten Seitenblick bemerke, beeifert sich Isokrates nochmals (28) zu erklären, daß nicht er der Entdecker dieses philosophisch-politischen Ideallandes sei, sondern viele der Lebenden und der Früheren wie Pythagoras, der zuerst die Philosophie von Ägypten nach Hellas gebracht habe (womit der pythagoreisierende Platon doppelt an Ägypten gebunden wird). Ich fürchte, die Ägypterfahrt des Pythagoras wird durch diese bekanntlich früheste Bezeugung hier ebensowenig gesichert wie Platons Fahrt ebendahin, die jüngst erst von Prächter bezweifelt worden. Isokrates bekennt offen, daß er im Busiris schwindelt (33). Und kann es wohl ernsthaft gesagt sein, wenn er behauptet, daß wir unter ägyptischen Gesetzen völlig glücklich leben würden (20), wenn er das Scheusal Busiris mit den licherlich leersten Zeugnisgründen zum moralphilosophischen Idealstaatsgründer macht und von den Scheußlich-

keiten, die ihn allein berühmt gemacht, nach einem Rezept reinigt, das er wiederum bekannten Parteien von Platons „Staat“ entlehnt hat: man dürfe den Dichtern nicht trauen, die Göttern und Göttersöhnen allerlei Unmoralisches angehängt und nun zur Strafe für ihre Lügen blind umherirrten u. s. w. (38 ff.)?

Man sieht, es ist Methode in dieser Platonisierung des Busiris oder vielmehr in dieser Ägyptisierung des platonischen „Staates“, die offenbar die Pointe dieses rhetorischen *καίμων* ist, für dessen Phantasie sich Platon mit der Phantasie des Kritias revanchiert. Die Übertrumpfung des Polykrates ist nur Schau- und Scheingefecht, und dessen Busiris — hier parallel seinem „Sokrates“ zitiert — war vielleicht selber schon eine solche antiphilosophische Satire (natürlich noch nicht gegen Platons „Staat“), in der selbst Orpheus und Aiolos sich philosophisch ausdeuten ließen. Die Busirispanegyrik der Rhetoren scheint sich gegen den Tyrannenhaß der Sokratiker gerichtet zu haben. Wenn deshalb H. Gomperz, der den Busiris zu ernst nimmt und der S. 31, 1 die platonischen Schriften, derb zu reden, gar zu sehr im Gänsemarsch hervortreten läßt, mit Recht für den Busiris die ganze Politeia voraussetzt, da Buch II ff. VI f. X benützt würden, so kann man auch noch das VIII. und IX. Buch berücksichtigt finden nicht nur in der Lakädämonierkritik, sondern vor allem in der satirischen Gesamttendenz, Platons Staat auf den Kopf zu stellen, indem er als Werk des verurufensten orientalischen Tyrannen erscheint. Doch wie dem sei, die durch Krantor gesicherte Tatsache, daß die Einleitung des Timaios erst auf eine Kritik des „Staates“ antwortet, und der Umstand, daß Timaios und Kritias sich ausdrücklich als Sanktion und Illustration des „Staates“ geben, rücken diesen wieder in die Nähe jener wohl annähernd letzten Spätwerke Platons, und so schlagen alle Indizien dahin zusammen, den „Staat“ als geschlossenes Alterswerk zu erweisen.



## Zur Agglutination in den französischen Mundarten.

Von

Ernst Tappolet.

Die fortschreitende Erkenntnis auf dem Gebiete des Lautwandels ist einem siegreich vorrückenden Heereszug vergleichbar, der den größten Feind der wissenschaftlichen Forschung, den Zufall, zu bezwingen unternommen hat. Der Heereszug besteht aus Truppen verschiedener Art und verschiedener Stärke: voran die zwei Großmächte Lautgesetz und Analogie. In edlem Wettstreit um den Vorrang ringend, schienen sie eine Zeit lang, dem Feinde gewachsen zu sein. Doch je näher man zusah, desto mehr entdeckte man des Willkürlichen, des Unerklärlichen. Es mußten Hülfsstruppen requiriert werden, ihnen kam die Aufgabe zu, den leidigen „Ausnahmen“ auf den Leib zu rücken, sie hatten eine Art Kleinkrieg zu besorgen.

Die wichtigsten dieser Hülfsstruppen heißen: Satzphonetik und Überhäufigkeit, Volksetymologie und Contamination, Onomatopoeie und Kindersprache, Dialektmischung, Metathese, Assimilation und Dissimilation. Zu dieser bunten Schar gehört auch die Agglutination, der diese Studie gewidmet sein soll.

Wir verstehen unter „Agglutination“ und ihrem Gegenteil, der „Deglutination“<sup>1)</sup> eine Reihe von Lautveränderungen, die davon herrühren, daß ein im Satzzusammenhang stehendes Wort „falsch“, d. h. der grammatischen Tradition zuwider, abgetrennt wird und in dieser seiner neuen „irrtümlichen“ Gestalt, vielfach die alte rechtmäßige Form verdrängend, in der Sprache Aufnahme findet.

Jede Mundart liefert dazu Beispiele. In Basel gibt es ein *Sankt Alban-* und ein *Sankt Elisabethen-Quartier*. In der Mundart sagt man: *er wohnt in dr Dalbe, in dr Delsbett*. Der *d*-Vorschlag stammt offenbar

<sup>1)</sup> Wie ich für die „Abtrennung“ oder negative Agglutination zu sagen vorschlage.

vom Schlußlaut in Sankt her.<sup>1)</sup> Das Gegenteil liegt vor, wenn man hier zu Lande Leute aus dem Volk sagen hört: *mir hün e gueti Akonissin gha* = wir haben eine gute Diakonissin gehabt. Hier ist die erste Silbe des Fremdwortes als Artikel oder als Demonstrativpronomen<sup>2)</sup> gefaßt. Ebenso schlimm wie den Basler Diakonissinnen erging es schon im 18. Jahrhundert den berühmten Basler *Leckerty*, wenn sie nach dem Genfersee exportiert wurden. Der Volksmund verkürzte sie zu *écrelets*. So sagt Rousseau (Nouv. Héloïse IV, 10): *La Fanchon me serrit des gauffres, des écrelets*. Das ist's, was wir mit Deglutination bezeichnen. Puristen bleibt es unbenommen, der „Verwachsung“ eine „Entwachsung“ gegenüberzustellen. Ob das Italienische neben seinem *concrezione* — so benannt von Fleccia — ein *discrezione* im linguistischen Sinn duldet, muß ich den Herren vom *Archivio glottologico* zu entscheiden überlassen.

Die Verwachsungs- und Abtrennungerscheinungen sind sehr mannigfaltig. Im Prinzip sind sie überall da möglich, wo eine enge syntaktische Verbindung ohne genügendes Korrektiv immer wiederkehrt. Daher so häufig bei Eigennamen *Landré*, *Langlois*, *Lille*, *Lendit*, denn zur Zeit als *Landré* noch *André*, der Herr *Langlois* noch *Anglois*, die Ortschaft *Lille* noch *Ile* und der Jahrmarkt zu St. Denis noch *Endit* hieß, zu dieser Zeit sagte man nie oder fast nie *un André*, *un Anglois*, vor jene „Insel“ in Flandern zwischen den Flüssen Deule und Lys setzte man nie weder den unbestimmten noch den Pluralartikel, desgleichen bei *Endit*. Kaum aber werden je Appellativa wie *ami*, *arbre*, *eau*, *ouvrier* agglutinieren, weil die Verbindungen *l'ami*, *un ami*, *mon ami*, *les amis*, *des amis*, *quelques amis*, *beaucoup d'amis* etc. sich mehr oder weniger die Waage halten und so die überlieferte Wortform vor einem Eingriff der Satzphonetik bewahren. Zwischen jenen Eigennamen von einseitiger syntaktischer Verwendung und diesen sog. Gebrauchswörtern von allseitiger syntaktischer Verwendbarkeit ist ein überaus großer Spielraum. Es liegt auf der Hand, daß die Wahrscheinlichkeit einer Agglutination abhängt von der Häufigkeit der entsprechenden Stellung des Wortes im Satz. *Oeil* und *auf* sind einer Plural-Agglutination aus-

<sup>1)</sup> A priori könnte allerdings der *d*-Vorschlag auch vom weiblichen Artikel herühren. Die Mundart sagt *däsche* für „die Asche“. Für Herleitung aus *Sankt* entscheidet der Umstand, daß die Verbindungen mit Sankt fast so zahlreich sind wie die Kirchen in Basel (vgl. Sankt Johann, Sankt Peter, Sankt Leonhard etc.). Und wie eng das Sankt mit dem Namen der Heiligen verwachsen ist, zeigt der Ausdruck *zet Lienert* „zu Sankt Leonhard“, worauf mich Kollege Binz aufmerksam macht. Dieselbe Agglutinationserscheinung glaubt Michel Bréal fürs Französische nachgewiesen zu haben, z. B. *Saint Chelvis* aus *Sainch-Elvis* = Sanctus Hilarius s. Romania 2.320. Sicherere Beispiele finden sich bei *Schützer*, Herkunft und Gestaltung der franz. Heiligennamen Diss. Münster 1905 p. 89.

<sup>2)</sup> Artikel, wenn der Vorgang von der Schriftsprache beeinflußt, Demonstrativum, wenn er rein dialektischen Ursprungs ist. Die Mundart sagt: *d'arbet* = die Arbeit, aber *die Arbet mach i nit* = diese Arbeit tu ich nicht.

gesetzt, bei *ombri* Nabel und *uvre* Euter ist eine Singular-Agglutination zu erwarten.

Was die Wortklassen anbelangt, so kommen Verwachsungen vor zwischen Artikel, Pronomina, Präpositionen und Hilfsverba einerseits und Substantiva, seltener Adjektiva, und Verba andererseits. Hier soll ausschließlich von Nominal-Agglutination mit dem Artikel im Singular die Rede sein, allerdings müssen wir bemerken, daß es nicht auszumachen ist, ob in Fällen wie *nabit* (für *habit*), *zoiseux étenailles* die Verbindungen *un habit* oder *mon habit*, *les oiseaux*, *quelques oiseaux* etc. *les tenailles* oder *des tenailles* zur Agglutinierung geführt haben.

Zur richtigen Beurteilung dieser und ähnlicher Secreta des Sprachlebens bedarf es vor allem zahlreicher und sicherer Beispiele. Erst wenn diese vorliegen, ist die Frage reif zu einer prinzipiellen Erörterung.

Die Agglutinationsbedingungen sind in jedem Sprachgebiet verschieden. Ob die Vermutung Försters (Zs. rom. Ph. 15,517), *Sebre* im Rolandslied sei entstanden aus *ipse* + *Ebro*, das Richtige trifft, kann erst eine Untersuchung der Agglutination im Katalanischen kompetent entscheiden.

Wir haben unsere Jagd nach Beispielen auf das galloromanische Sprachgebiet beschränkt, und müssen auch da uns gestehen, das Revier oft nur flüchtig durchstöbert zu haben. Wollte man drauf ausgehen, das Wild bis in alle entlegensten Schlupfwinkel zu verfolgen, so wäre des Jagens kein Ende. Von Zeit zu Zeit muß Umschau gehalten werden.

So viel ich sehe, wurde der Gegenstand bis jetzt immer mehr gestreift als eingehend erörtert. Jede Mundartenmonographie brachte einen kleinen Beitrag zur Verwachsungsfrage, hie und da wurden in Zeitschriften und anderswo zweifelhafte Fälle diskutiert, hier soll eine systematischere Behandlung des Themas in der angegebenen Umschränkung versucht werden.

Die wichtigsten Vorarbeiten, die für uns in Betracht kommen, sind folgende.

1887 A. Horning, die ostfranzösischen Grenzdialekte zwischen Metz und Belfort. Franz. Studien V.

1889 D. Behrens, norm. *non* = *n'on* Zs. f. rom. Philologie 13,322—323 wo Beispiele für *nabit*. Vgl. ib. p. 405, 407 ff., wo Beispiele für *zoiseaux* und *étenailles*.

1895 W. Meyer-Lübke, zur Syntax des Substantivums, Zs. rom. Phil. 19, 305 ff. und 477 ff.

1902 A. Thomas, Mélanges d'étymologie française (passim).

1903 E. Tappolet, l'agglutination de l'article dans les mots patois. Bulletin du Glossaire des patois de la Suisse romande 1, 3 - 8. 2. 22 - 26. 3, 37 - 46. Vgl. dazu die Rezension von Herzog. Zs. r. Phil. 30,368 (abgek. Tap.)



1904 Kr. Nyrop, Grammaire historique de la langue française §§ 289, 488—491, 502.

1906 J. Désormaux, l'agglutination de l'article dans les parlers savoyards, Revue de philologie franç. 20, 168—182 (Abgek. Désorm.)

Geijer, Studier i fransk linguistik (Arsskrifter d'Upsal 1887) der das Thema behandelt haben soll, war mir leider nicht zugänglich.

Meine Hauptquelle für die Beispiele war, wie natürlich, der *Atlas linguistique de la France*, Lieferg. 1—26. Hierin wurden fast alle in der Schriftsprache vokalisches anlautenden Substantiva auf Agglutination hin geprüft, 98 an Zahl. Von diesen 98 der Agglutination ausgesetzten Atlas-Wörtern haben tatsächlich 29 agglutiniert.

Wir behandeln hier nur zwei Arten von Verwachsung, jenachdem ein *l* oder ein *n* dem Wort vorgeschlagen wird. Wir bezeichnen sie mit Typus *labit* und Typus *nabit*.

### 1. Typus *labit*.

Dieser Typus ist der häufigste von allen Agglutinationen. Es ist auch fast der einzige, der in der Schriftsprache zum Durchbruch gekommen ist. Er setzt voraus, daß in gewissen Verbindungen das Wort *mit* oder *ohne* Artikel gebraucht werden konnte. Neben der Ausdrucksweise: *dans ce cas nous partirons endemain* stand offenbar als gleichbedeutend: *dans ce cas nous partirons l'endemain*.<sup>1)</sup> Da der Gebrauch schwankte und da kein *un endemain*, kein *d'endemain*, kein *des endemains* korrigierend einwirkte, so ging das Gefühl für die echte Form verloren und die Agglutination war vollzogen.

Weniger einfach liegen die Dinge bei wirklichen Substantiven wie *hierre*, *hérisson*, *anse* etc. Beim Kollektivbegriff „Epheu“ wird man wohl auszugehen haben vom partitiven Gebrauch, man sagte promiscue: *il y avait bien d'hierre* und *il y avait bien de l'hierre*, auch darf man wohl an Wendungen denken wie *vieux comme hierre* neben *vieux comme l'hierre*, s. Meyer-Lübke Zs. rom. Phil. 19, 319 ff. Auch hier ist die syntaktische Freiheit der Nährboden für die Verwachsung.<sup>2)</sup>

<sup>1)</sup> Bei *Bonaventure des Periers* finde ich auf derselben Seite: *le jour des nocées fut lendemain* (von Jacob fälschlich *l'endemain* geschrieben) und weiter unten: *La nuit se passe: le lendemain elles se trouverent devant leur pere, . . .* (Nouv. Récréations et Joyeux Devis p. 23 bei Garnier). Dasselbe Schwanken ist für die Zeit vor der Agglutination vorzusetzen. Vgl. Meyer-Lübke Zs. rom. Ph. 19, 488.

<sup>2)</sup> Ich bin mit der diesbezüglichen Bemerkung Herzogs Zs. r. Ph. 30, 368 völlig einverstanden, natürlich ist die ganze Erscheinung nur syntaktisch zu verstehen, aber das mehr populär-wissenschaftliche *Bulletin* war nicht der Ort, dies auszuführen. Von *ecornes* wird in der Fortsetzung dieser Arbeit die Rede sein.

Wir geben die Beispiele in alphabetischer Anordnung.

**laberdan** m. aus *Aberdeen*, frisch eingesalzener Stockfisch (Sachs-Villatte). Das deutsche „Laberdan“ aus dem Französischen.

**labit** m. für *habit* in der Volkssprache Nyrop p. 432.

**lacoun** m. kleiner Kahn, prov. aus frz. *acon*, das seinerseits eine Deglutination ist aus dem deutschen „Nachen“, s. Zs. rom. Ph. 14, 366.

**lādē** m. aus *andain*. Atlas Blatt 40 Vienne 507.

**lāfyāna** etc. f. aus *āfyāna* etc. *gentiane* in Savoyen. Atlas Bl. 640, H. Savoie 944, 945; R P G R II 37; Désorm. 173.<sup>1)</sup>

**lāgar** m. aus *hangar*. in Bourberain R P G R III 90, in Savoyen Désorm. 173.

**lājō** m. < \*lajō aus *ajone* (13 Jh. *ajou*) Atlas Bl. 21 Indre 505) auch *najone* und *jajone* kommen vor.

**lamsō** m. aus *hameçon* Atlas Bl. 682 Marne 128 neben *amsō*, *lèmso* Vosges 78 neben *emso*.

**landier** m. für afr. *andier* Feuerbock, Tap. 4; *landi* Jons (Isère; Rev. de phil. fr. 7, 267; *landrès* Béarnais.

**landiule** f. aus *andouille* Tap. 8.

**langrezole** f. „groseille“ neben *engresale* Désorm. 172.

**lanta** Tante, Aosta, s. meine Verwandtschaftsnamen p. 101.

**lanvoué** m. „orvet“ Tap. 7.

**lapi** m. Sellerie, aus *api*, dem lat. *apium* entlehnt; *api* ist im ganzen Süden, außer in der Gascogne, verbreitet, Atlas 206 *lapi* vornehmlich in der östlichen Guyenne: Lot, Tarn et Garonne ganz; Tarn, H. Garonne, Lot et Garonne je 4 mal; Aude 3 mal; Aveyron, Ardèche je 2 mal; Ariège, Dordogne je 1 mal. Unabhängig davon agglutinierte dasselbe Lehnwort noch an zwei Orten nämlich:

**lapyo** m. „ache“ Lavallaz, patois d'Hérémence 173; ferner *leppe* in Wissembach (Vosges) Thomas. Mél. 67.

**larni** m. heftiger Wind, neben *arni*, unsicher Désorm. 173.

**lās** etc. f. aus *anse (du pot)* Atlas Bl. 45. Verbreitung sporadisch in 3 weit auseinander liegenden Gebieten. 1. Loire Inf. 3 mal, Calvados, Ile et Vilaine, Morbihan, Mayenne je 1 mal. 2. B. Pyrénées 2 mal, Landes 1 mal. 3. Vosges 58. Sehr merkwürdig ist, daß neben dem Typus *lanse* auch der Typus *nanse* vorkommt, wenn auch in etwas geringerem Umfang. Über das Prinzipielle dieses Falles weiter unten.

**lašiva** f. < \**āsiva* Atlas 633 gencive H. Savoie 957. Die Form erscheint im Atlas vereinzelt umgeben von *jāsiva*.

<sup>1)</sup> *āfyāna* erklärt Gagliéron l. c. durch Deglutination aus *dāfyāna* (das Gegenteil von *daré*, *daeur* *acier* etc.) Sollte nicht eher der Anlaut \**zafyāna*, *jāfyāna* als Plural-s gefasst worden sein?

**lavô** etc. Onkel, Atlas Schweiz 976, 979; im Aostatal meine Verwandtschaftsnamen p. 101.

**lé** m. Eibe in *branche de lé* = *branche d'if*, Désorm. 173.

**lègyà** (*â* mit Neigung zu *è*) m. (?) Eichel, Atlas Bl. 648 des glands Yonne 108, allerdings umgeben von *glâ*. Aber da die Form als *vieilli* bezeichnet ist, nehme ich an, sie gehe auf *aglan* mit jener Gegend eigentümlichen Färbung *èglâ* zurück. Nicht ausgeschlossen, aber mir durch keine Beispiele belegt, wäre die Verwachsung *les + glands*. Vom syntaktischen Standpunkt scheint letzteres sogar wahrscheinlicher, da von der Eichel unendlich viel häufiger im Plural gesprochen wird; aber, wenn unsere Erklärung von *aglan* (s. Tap. 23) richtig ist, so muß im franz. Sprachgebiet der Singular vorgeherrscht haben.

**leiji** „acide“<sup>1)</sup> aus *acetum* nach Lavallaz, Hérémente 173.

**lendemain** m. aus *endemain*, beide Formen leben im Altfranzösischen nebeneinander (s. z. B. Bartsch, Chrestomathie, wo 3 mal *endemain* und 3 mal *lendemain*). Auch die heutigen Mundarten kennen die artikellose Form, z. B. béarn. *endoumaa*.

Der Fall ist mit *lêto* s. u. sui generis. *Endemain* und *entour* sind überhaupt ursprünglich keine Substantive, sie werden es erst durch die Verbindung mit dem Artikel und zwar, *l'endemain* wohl auf Veranlassung von *la veille* (schon 13 Jh. Littré), vielleicht auch von *l'autrier*, das nach Zs. r. Ph. 19, 188 ebenfalls schon früh erstarre<sup>2)</sup>, und *l'entour* wie *le dessus*, *le dedans* etc.

Überdies ist *le lendemain* mit *l'hiver* die einzige Zeitangabe und gehört zu den ganz wenigen Abstrakta, die der Verwachsung erlegen sind.

**Lendit**, Messe zu St. Denis vom 11. Juni an, verdankt die Agglutination seiner Verwendung als Ortsname. Die Entwicklung ist folgende: *indictus* sc. *dies* bedeutete den für Messe und Jahrmarkt angesetzten Tag, dann den Platz, *Champ du lendit*, wo der Jahrmarkt abgehalten wurde.

**lèrtè** m. < *orteil* Tap. 7.

**lêto** m. Umgebung aus *entour* Hérémente 173. Vgl. das bei *lendemain* Gesagte.

**lévier** aus *évier* Wasserstein, in der Sprache des niedern Volkes weit verbreitet, s. Sachs-Villatte, für Lyon, Désorm. 173, gelegentlich mit Umbildung in *lavier* unter dem Einfluß von *laver*, *lavoir*.

**lèyò** f. aus \**zyo* „allée“ in Puybarraud (Charente) R P G R III 198.

**licorne** f. Einhorn. Ich nehme folgende Umgestaltungen an: *unicornis* ergibt zunächst \**uncorne*, woraus durch Dissimilation mit dem

<sup>1)</sup> Vermutlich das Adjektiv, für die Beurteilung der Agglutinationsmöglichkeit ist dies zu wissen unerlässlich.

<sup>2)</sup> *l'endemain* kann aber auch elliptisch entstanden sein aus *le jour en demain*, das unserem „am Tage drauf“ entspräche.



unbestimmten Artikel afr. *incorne*, mit Verwachsung *lincorne*, und mit Denasalisierung, vielleicht unter Einfluß des italienischen *licorno*, zu *licorne*.

**hierre** m. „Epheu“ aus afz. *hierre* < *hëdera*. Das älteste Beispiel von Verwachsung stammt aus dem 16. Jh. (Littré). Formen ohne *l* leben in zahlreichen südprovenz. Patois, so hauptsächlich in der Provence: Atlas Bl. 768 *èyro*, *èro*, *èuré* etc. in den Dép. Var ganz, Drome 6 mal, Alpes Mar. und Basses Alpes je 5 mal, Hautes Alpes 2 mal (+ 2 ital. Dörfer). Vaucluse 2 mal, Bouches du Rhône 1 mal; ferner *èbré*, *édro* etc. Pyrénées Orientales ganz, Aude 4 mal, Ariège 1 mal. Ob wirklich in ganz Nordfrankreich die agglutinierte Form gesiegt hat, wie es der Atlas zeigt, möchte ich auf Grund der Angaben von Littré bezweifeln, Littré gibt *hierre* für Berry, Normandie und Picardie. Wenn auch Littré aus ältern Wörterbüchern schöpft, so ist nicht anzunehmen, daß in den paar Jahrzehnten, die zwischen jenen Wörterbüchern und den Reisen Edmonds liegen, alle *hierre*-Formen verschwunden seien.

Leider ist *hierre* bis jetzt die einzige schriftsprachliche Agglutination, deren Verbreitung wir durch den Atlas feststellen können. Woher mag die große Verbreitung kommen? Jedenfalls zum geringsten Teil von der Schriftsprache, denn die Formen haben meist echt dialektisches Gepräge, auch die Bekanntheit der Pflanze spricht dagegen. Man hat dann an Einfluß von *lier*, *ligare* gedacht, so Gröber, Meyer-Lübke und zuletzt Schuchhardt (Zs. r. Ph. 31,33 u. 1), aber die meisten südlichen und viele der nördlichen Formen Frankreichs stimmen lautlich nicht zu *lier*, noch weniger die italienischen Formen. Endlich macht Schuchhardt l. c. als mitwirkende Ursache noch die Reduplikation (*tellera*, *ninòla*) geltend, und in der Tat sagen italienische Kinder gern *tellera* für *ellera*; aber das ist m. E. nicht Reduplikation, sondern eben Agglutination, wie *un lenfant*, *un labit*, *un loiseau* in der französ. Kindersprache. Die italienischen *l*-Formen, *tellera*, *tella* „Alantwurzel“ (< *inula*) etc. sind für mich eine Bestätigung dafür, daß auch drüben in Frankreich nichts anderes im Spiele ist als der Artikel. Bedenken wir, wie häufig gerade Pflanzennamen nach dem Typus *labit* agglutinieren, s. meine Erörterungen darüber am Schluß.

Die Formen für *hierre* sind übrigens von verwirrender Mannigfaltigkeit. Schuchhardt legt die Grundlage zu einer Spezialuntersuchung des Wortes, indem er l. c. Mischung von *hëdera*, *inula* und *helenium* annimmt. Recht auffallend ist die Pluralagglutination *jeyro* etc. f. besonders in der Gascogne Atlas Bl. 768.

**lindzu** m. Art Wurst in Freiburg, wohl gleicher Stamm wie *andouille*. Bibliothèque romane de la Suisse par M. 1855 p. 171.

**lingot** m. Goldbarre aus englisch *ingot*, das nach Murray auf dem deutschen *Einguß* beruht. *Lingot* kommt schon 1405 vor, ein *ingot* auf franz. Boden ist mir nicht bekannt. Lehnwort wie *taberdan*.

**lirsā** m. aus *irsā* = hérisson Atlas Bl. 687 belg.-wall. 182, *lursō* 7.

**liuerze** < *orge* Désorm. 172.

**liverna** f. < *hiberna* Blindschleiche.

**livre** f. < *ebriaca* Taumelloch Atlas Bl. 706 ivraie, vornehmlich im Westen, nur sporadisch Calvados 5 mal, Côtes du Nord 4 mal, Ille et Vil. 3 mal, Somme 3 mal, Oise 2 mal, Seine et Oise, Mayenne, Maine et Loire, Loir et Cher, Indre et Loire; Doubs, Dordogne je 1 mal.

**livro** m. aus *uber* Euter, Atlas 1020 pis Doubs 3 mal, H. Saône 2 mal, Belfort, Vosges, Meurthe et Moselle je 1 mal. Über die Verbreitung von *ivre* und *livre* in der Schweiz Tap. 5 ff. Das Wort ist vorwiegend frankoprov. Savoyen scheint keine Agglutination zu kennen, sonst halten sich beide Formen ungefähr die Wage.

**lo** m. aus *le haut*. Höhe, Spitze Tap. 8. Der Atlas 685 en haut gibt *léló* H<sup>te</sup> Savoie 945, aus *là le haut*. es kann allerdings auch aus dem benachbarten *léno* erklärt werden.

**los** aus *os* Knochen (?) altfranz. Rom. 32,624.

**lœš** f. aus *œš* = *ostium* „porte d'entrée“ in Plagne (Bernerjura).

**loirie** f. < *oirie* Erbschaft Tap. 8.

**lokè** m. < hoquet, dialektisch und vulgarfranz. Tap. 8, Nyrop I 432.

**lombрил** m. aus *ombрил* < \**umbilicatum*, Nabel, schon afr. *lombрил* (z. B. Romania 1,443), das Wort gehört zu den launenhaftesten des ganzen romanischen Wortschatzes. Wir beschränken uns natürlich auf die Frage des Anlautes.<sup>1)</sup>

Der Atlas Bl. 921 bietet das Bild eines krausen Durcheinanders. Auf Abgrenzungen muß man bald verzichten. Beim Anlaut sind drei Fälle zu unterscheiden: *ombрил*, *lombрил* und *nombрил*. *Ombрил* ist sehr selten, einmal Lot et Garonne 657, dann in Hérémence (Lavallaz 258). Der Typus *lombрил*, wo die Artikel-Agglutination außer Frage steht, ist über ganz Frankreich hin verbreitet, umfaßt aber selten ein ganzes Département, tritt überhaupt so sprunghaft auf, daß ich auf eine Aufzählung verzichten muß. Entsprechend verhält es sich endlich mit dem dritten, schriftsprachlichen Typus *nombрил*: er beherrscht zwar so ziemlich den Westen Nordfrankreichs, besonders das Gebiet zwischen Seine-Inférieure und Charente, aber im übrigen ist die Verteilung so sporadisch wie bei *lombрил*. Von wo der eine oder der andere Typus herstammt.

<sup>1)</sup> Am ausführlichsten — aber noch lange nicht ausführlich genug — hat das Wort behandelt *Zauner*, die rom. Namen der Körperteile p. 161. Leider fehlt ihm noch der Atlas.

liebe sich höchstens an Hand älterer Quellen feststellen, namentlich er-  
gäbe sich auch da ein beständiges Nebeneinander von *lombriil* und *nombril*.  
Vgl. die Erörterungen bei *nombril*, Typus *nabit*.

**loubrezale** f. „aïrelle-myrtille“ aus dem gewöhnlichen *ambresalle*.  
Savoyen Désorm. 172.

**lonpië** aus *onpië*, gewöhnlicher *onpië*, Himbeere Désorm. 172.

**loriot** m. aus afr. *oriol aureolum* Goldamsel Tap. 4, Désorm. 169.

**lòrvè** m. aus *orret* Blindschleiche in Arzier (Kanton Waadt).

**lota** f. aus dem süddeutschen *Hutte* Tragkorb Tap. 8, Désorm. 170.

**louet**, auch *léré*, m. aus \**ouet* = *gui* Mistel; Bridel Glossaire de  
la Suisse romande 225.

**louëytan** aus \**octanum* „mesure pour les droits d'alpage“ Tap. 8.

**louvra** f. aus *aura*, nur belegt in dem Satz: *i fa la louvra* = il  
fait du vent, in Farvagny-le-Grand, Kanton Freiburg.

**luette** f. aus *ucitta* Halszäpfchen, s. auch Tap. 5.

**luiset** m. „petite lucarne“ Tap. 8, aus *luis* < *ostium*, hängt viel-  
leicht aber auch mit *luire* zusammen.

**lutséran** m. Eule, zu *hucher* zurufen, Tap. 7.

**lüzar** etc. m. aus \**urzar* = Winter, Atlas Bl. 698 hiver, Creuse  
602, 702, 704, umgeben von *ivèr*, auch *ivzywè* etc.

**lyèrb** f. aus *herbe*, ostfranz. Horning, Grenzmundarten § 191.

**lyéç** f. aus *herse* < *hirpicem* ostfranz. ib.

## II. Typus *nabit*.

Die *n*-Beispiele fließen merklich weniger zahlreich als die mit *l*-  
Vorschlag, entsprechend der geringeren Verwendung des unbestimmten  
Artikels. Eine Reihe hieher gehöriger Fälle hat in verdienstlicher Weise  
Behrens zusammengestellt (Zs. r. Ph. 13, 323).

**nabit** m. aus *habit* neuprov. (Behrens).

**nadzò** m. aus *adzò*, von dem es umgeben ist, Stechginster Atlas  
Bl. 21 ajonc H. Vienne 604.

**nàge** m. aus *àge* z. B. in der Verbindung *à votre n'âge*, die Nyrop  
I 282 aus Puitspelu zitiert. Das Beispiel kann doppelt gedeutet werden.  
Erstens kann es sich bei der Frau aus dem Volk, die das sagt, um ein  
dialektisches Possessivpronomen *colron* handeln und dann ist alles in  
Ordnung. Oder das *n* stellt sich immer ein, wo ein Possessivum vor  
*âge* tritt, nach *mon âge*, *ton âge*, *son âge*, sagt man auch *notre n'âge*,  
*votre n'âge*, *leur n'âge*, also noch reine Analogie, die aber leicht die  
Grenzen des possessiven Gebrauchs überschreiten und in ständige Ver-  
wachsung übergehen kann. Blatt 9 *quel âge* des Atlas zeigt nichts  
Derartiges.



**nājarn** Eidechse aus \**ājarn*, das seinerseits durch Deglutination aus *lājarn* = lézard, häufig in Pas de Calais, entstanden ist. Atlas Bl. 766 Pas de C. 296, ferner *nājard* Pas de C. 283 und *najat* Nord 295. Diskutiert wird dieser Fall bei *nombril*. Die vokalisch anlautenden Formen sind mir aus dem Norden nicht belegt.

**nante** f. Tante, aus *antc.* hauptsächlich aus *mon* + *antc.* s. meine Verwandtschaftsnamen p. 101.

**nantō** m. aus hanneton, Atlas Bl. 683 Indre et Loire 406.

**nar** m. aus arc, in Mons (Behrens).

**nās** f. aus anse, Henkel, ziemlich häufig, aber meist ganz sporadisch. Atlas Bl. 45: Maine et Loire 6 mal, Mayenne 5 mal, Orne 2 mal, Loire Inférieure und Ille et Vilaine je 1 mal, endlich völlig isoliert Landes 675. vgl. *la lanse*.

**ne** m. aus *e* = œil, ostfranz. Horning § 191. Sehr verbreitet ist bei diesem Wort die Pluralagglutination *le zyeu*. Bei *ne* spielt natürlich weniger der Artikel als das Possessivum mit.

**nē** aus *ē* = *hain* < hamum, Angelhacken, Atlas Bl. 682 Verbreitung: Sarthe 4 mal, Maine et Loire 8 mal, Orne, Eure et Loir, Loir et Cher, Loiret je 2 mal, Eure, Indre et Loire, Indre je 1 mal; endlich in belg.-wallon. 191. Hier scheint die agglutinierte Form über die normale siegen zu wollen, im *hamum*-Gebiet finden sich mehr *nē* als *ē*. Behrens bestätigt den Atlas durch seine Angaben.

**neutille** Linse aus *entille*, das sich allerdings nur im Süden und sehr sporadisch findet. Atlas Bl. 758. *neutille* ist stark verbreitet über ganz Frankreich mit Ausnahme der ganz nördlichen und ganz südlichen Ma., besonders in der Champagne, in Burgund, Normandie, Saintonge, Poitou etc. Über das Prinzipielle bei *nombril*.

**nèp** f. Wespe aus *vèp*, von dem es umgeben ist. Atlas 672 Nord 282.

**neroun** m. Reiher, aus *héron* neuprov. (Behrens).

**nèrsō** m Igel, aus *hérisson* belg.-wallon. 187, 199. Ferner *nursō* belg.-wallon. 184, *nīsrē* (vieilli!) Nord 295: *niereson* in Mons (Behrens) und in Blonay (Waadt) Tap. 39.

**nīrūndā** f. Schwalbe, aus *ironde* in Atlas 697 H. Loire 814.

**nœziy** f. Sauerampfer, Atlas 954 oseille Saône et Loire 2 mal, Côte d'Or und Jura je 1 mal. Häufiger ist das Diminutivum *næziyot* f. Doubs 6 mal, Côte d'Or und H<sup>te</sup> Saône je 2 mal, Saône et Loire 1 mal. Eine lautliche Variante davon scheint zu sein *nziyæ* Jura 2 mal, Côte d'Or 1 mal.

**nombril** etc. m. aus *ombрил*, über dessen Verbreitung bei *lombрил*. Hier ist die Hauptfrage:

wie ist der *n*-Vorschlag zu deuten? Ich sehe nur zwei Möglichkeiten: Dissimilation wegen des dreifachen *l* in *le lombрил* oder Ar-

glutination aus Verbindungen wie *petit comme un ombril d'enfant, cela ressemble à un ombril*, oder *le bébé joue avec son ombril*. Gewöhnlich wird das erstere angenommen und es lassen sich in der Tat einige wenige analoge Fälle anführen: so afr. *nivel* (ebenso prov. und span.) aus *le livel*, *nomble* Hirschziemer aus *le lombte* < *lumbulus* Lende.<sup>1)</sup> Diesen beiden von Meyer-Lübke (Gram. I 479 ff.) angeführten Beispielen kann ich aus meiner Sammlung noch mundartliche beifügen: nämlich das weit verbreitete *nentille* für *lentille* (Atlas Bl. 758), ferner — allerdings ohne / im Stamm — *nājarn* Eidechse, aus *lājarn*, so Atlas Bl. 766 lézard Pas de Calais 296, ebenso *nājard* f. Pas de Calais 283, *nājat* f. Nord 295; und *nuzèrb* für *luzerne* mit volksetymologischer Anlehnung an *herbe*.

Aber gerade diese mundartlichen Beispiele machen uns irre an der dissimilatorischen Erklärungsweise, denn wir finden im Atlas folgende Typen vertreten:

<i>lentille</i>	<i>entille</i> (südfrz.)	<i>nentille</i> und <i>zentille</i>
<i>lizard</i>	<i>ezard</i>	<i>néizard</i>
<i>luzerne</i>	<i>uzerne</i>	<i>nuzerne</i>

So betrachtet erscheinen die *n*-Formen als Agglutination aus dem unbestimmten Artikel. Bei *luzerne* mag dies ungewohnt erscheinen, aber was wissen wir über Gebrauch und genaue Bezeichnung jenes Sonderlings *nuzèrb*? Warum soll es nicht z. B. einen Kleeacker überhaupt bezeichnen? Vgl. Schlussbemerkungen.

Wenn auch heute die Verbreitungsgebiete sich nicht decken und die vokalisch anlautenden Formen selten sind, wie übrigens auch das einfache *ombril* fast ausgestorben ist, so dürfen wir getrost annehmen, das sei früher anders gewesen, auch würde ein noch reichlicheres Material als es der Atlas bietet, sicher ein oft wesentlich anderes Bild darbieten.

Bleiben *niveau* und *omble*. Was diese anbelangt, so sind wir vorläufig genötigt die Zwischenstufen *\*ivel* und *\*omble* anzusetzen. Vielleicht werden weitere Forschungen sie zu Tage fördern.<sup>2)</sup>

Für *nombriil* aus *un ombril* etc. sprechen nun ferner die gar nicht so seltenen Fälle, wo dasselbe Wort in zwei, ja drei Arten agglutiniert: so bietet uns der Atlas u. a. folgende Formenpaare:

<sup>1)</sup> Hier spricht allerdings gegen die *n*-Agglutination der Umstand, daß das Wort nach Littré und Sachs-Vill. meist im Plural vorkommt.

<sup>2)</sup> Die Wörter fehlen im Atlas. Godefroy gibt *omble*, das aber in der angeführten Stelle nur als „Nabel“ kann gedeutet werden. Ähnlich steht es mit *ivel* = *égal*, das sich z. B. in der Verbindung *par ivel de* = *au ras de* mit *nivel* begrifflich fast deckt. Vielleicht sind *\*omble* und *\*ivel* in diesen nah verwandten Wörtern aufgegangen.

von ajonc Stechginster: *le lajone* und *le najone*  
 von anse Henkel : *la lanse* und *la nanse*  
 von hérisson Igel : *le térisson* und *le nérisson*.

Ebenso von habit Kleid : *le tabit* und *le nabit*.

Diese Doppelagglutinationen geben zu denken. Sie lassen die Verwachsung als etwas sehr Zufälliges erscheinen. Erhöht wird dieser Eindruck durch das folgende Wort. Vgl. meine Schlussbemerkungen.

**non** auch *nên* und norm. *no* „man“ aus *on*. Verbreitung nach Atlas Bl. 407 *on dit*, 651 *on glisse*: Manche (mit Inseln) 10 mal; Puy de Dôme 6, ferner vereinzelt in Creuse, Cantal, Aveyron, H. Loire, Corrèze, Dordogne etc. Hier im Süden gehen die Formen *õ*, *lõ* und *nõ* bunt durcheinander. Neben *lõ* findet sich auch *lo*. Im Dép. Manche steht nur *nõ*, *no* und *noz*, *nuz* vor Vokalen. Wie sind die Formen etymologisch und lautlich zu deuten? Es liegt kein gewichtiger Grund vor, die normanischen Formen von den südlichen zu trennen. Etymologisch kommen nur in Betracht lat. *nos* und *homo*. Die provenzalische Mischung von *õ*, *lõ* und *nõ* schließt *nos* aus.

Hält man an *homo* fest, so liegt der Fall lautlich wie bei *nombril*: also Dissimilation oder Agglutination? Zu dem bei *nombril* Gesagten kommt hier als erschwerendes Moment hinzu, daß *lon* kein die Dissimilation rechtfertigendes *l*. weder vorn noch hinten, enthält. Darauf hat teilweise schon Behrens in seinem anregenden Artikel über *non* = *n'on* Zs. r. Ph. 13,322 aufmerksam gemacht. Ist es nichts mit der Dissimilation, sagt er sich, so bleibt nur Agglutination. Mir will scheinen, es sei noch ein Drittes möglich.

Behrens setzt *non* dem Typus *nabit* gleich. Das geht nicht wohl an, denn *habit* etc. hat substantivische Funktion, *on* nicht bezw. nicht mehr. Bei *un habit* läßt sich etwas denken, bei *un on* nicht. Sollte nicht *non* durch bloße Analogiebildung entstanden sein? Die Gleichung wäre:

*oncle*: *loncle*: *noncle* = *on*: *lon*: *non*. Ebenso *ombril*: *lombril*: *nombril* u. a., aber auch Wörter, bei denen die Verbindung keine stehende geworden ist, können auf *on* gewirkt haben, so vor allem *homme* (in der Aussprache *õm*), \**lomme*, \**nomme*, so z. B. *ongle*, \**longle*, \**nongle*: *ombre*, \**lombre*, \**nombre*; ferner \**or*, \**lor*, *nor* (aus *en or*) oder gar *an*, \**lan*, \**nan*. Vielleicht ist auch manche andere sog. Agglutination auf diese mehr äußerliche Art zu stande gekommen.

**nonk** m. Onkel aus *oncle*, wobei natürlich die Possessiva die Hauptschuld tragen, das zeigt das Wallon. *le mononk*; die Formen sind vornehmlich im Wallonischen zu Hause. Vgl. meine Verwandtschaftsnamen p. 101. Der Atlas hat nur *nõnõ(k)* Meurthe et Moselle 7 mal, Pas de Calais 4, Vosges 3 mal, Meuse und belg.-wallon. je 1 mal.

**nortsø** f. Hexe, aus *orca* Tap. 39.



**noy** f. Gans, aus *oie*, ostfrz. Horning § 191.

**nur** f. Stunde, aus *heure*, ostfrz. Horning § 191.

**nūzērb** f. Luzerne aus *uzerne* Atlas 789 Mayenne 349. Zwar ist im Atlas *nūzērb* von *luzerne* umgeben, aber die vokalisch anlautende Form bedeckt das ganze Dép. Pas de Calais und findet sich außerdem isoliert in Corrèze 609.

Ein vereinzelter Fall von Verwachsung ist das afr. Adjektiv *nastre*, dessen pejorative Bedeutung erst durch die Herleitung ins rechte Licht gerückt wird. *Nastre* beruht auf falscher Abtrennung von *vilainastre*, das eine Verstärkung von *vilain* ist. Zs. r. Ph. 31,220 ff.

Von Interesse ist, daß die *n*-Agglutination häufig auftritt in der Kindersprache: *les nonfants*, *les nanimaux* etc. und in der Negersprache, dem Kreolischen: *nabit*, *nāme* s. Romania 10,611.

Endlich sei darauf hingewiesen, daß der *n*-Zusatz überaus häufig ist im Germanischen und im Neugriechischen.

Aus dem Schweizerdeutschen z. B. seien erwähnt: *Nast* für Ast, vgl. *Nastloch*: *Nack* für Ack = Beigeschmack; *Nötemntli* für Ötemli, Atem; *Nerpl* aus Erggel, Ercker; *Nätti* aus Ätti, Vater, übrigens auch *min drättli*, mein Vater; *Nani* aus Ahne, Großmutter; *Nürsch* aus Arsch; *Nürscheli* aus *Ursula*, Geschwür am Augenlid; *Neri* aus *Eri*, Scheltwort für ein Weib im Aargau; *Nigel* aus Igel; *Neber* aus Eber, Thurgau (nach Mitteilung von Prof. J. Ulrich †).

Auch das Englische kennt Beispiele: *nört* Wassermolch aus *an ert* Murray, *nick-name* aus *an ekename* (Muret).

Besonders reich ist das Neugriechische. Auch hier spuckt der unvermeidliche Nabel. Er heißt: *ρομφαλόξ* aus *τόν ὀμφαλόν*, oder der Weg *ροδόξ* aus *τήν ὀδόν*, die Sonne *ῥήλιος* aus *τόν ἥλιον* etc.

Solche Beispiele hat über 40 zusammen gestellt Gustav Meyer in den *Analecta Graeciensia*. (Grazer Festschrift zur Wiener Philologenversammlung 1—23). Vgl. Albert Thumb, Beiträge zur neugriechischen Dialektkunde Indogerm. Forsch. 71—20.

So viel der Beispiele. Ich muß es mir versagen, hier auf die zahlreichen andern Fälle von Agglutination und Deglutination einzugehen, gedenke sie aber später im Zusammenhang zu behandeln.

### Prinzipielles.

Fassen wir die Erscheinung als solche ins Auge. Eine gegebene Verwachsung sprachhistorisch erklären heißt die Bedingungen klarlegen, unter denen sie entstanden ist. Wir können zwei Arten

von Bedingungen unterscheiden: 1. Lautliche und 2. Syntactisch-begriffliche.

Sehr einfach lautet in unsern beiden Fällen, *labit* und *nabit*, die lautliche Vorbedingung: das in Frage stehende Wort muß vokalisches anlauten. Bei den einzelnen Vokalen ist keinerlei Vorliebe für den einen oder für den anderen zu beobachten.

Alle vokalisches anlautenden französischen Wörter sind somit der Agglutinationsgefahr ausgesetzt, das sehen wir aus der Kindersprache und aus dem Kreolischen. Aber nur wenige müssen dran glauben.

Von den 98 im Atlas untersuchten Substantiva wiesen 15 den *l*-Vorschlag, 14 den *n* Vorschlag auf. Warum blieben die übrigen von der Epidemie verschont? Warum finden wir kein *lami* und kein *nameau* für *ami* und *hameau*? Und warum hängt sich im einen Fall ein *l* ans Wort, warum ein *n* im andern? Das liegt offenbar an der Gebrauchsart der Wörter, an ihrer Stellung in der lebendigen Rede, kurz, an ihrer Syntax und diese ihre Syntax wiederum ist bedingt durch ihren geistigen Inhalt. Daher glaub ich von syntactisch-begrifflichen Agglutinationsbedingungen sprechen zu müssen.

Es gibt Begriffe, die sozusagen nie eine Verbindung mit dem unbestimmten Artikel (ohne Adjektiv) eingehen, z. B.: Milch, Gerste, Eppich, Einhorn; andere, die eine starke Abneigung gegen Possessiva haben, wie ungewohnt klingen z. B. mein Wind, deine Blindschleiche, sein Henkel oder ihr Stechginster! In solchen Fällen dürfen wir die Annahme einer Agglutination von vorneherein abweisen. *Ecole du bon sens*.

Achtzig agglutinierte Wörter liegen vor uns, 57 mit *l*. 23 mit *n*. Wie verhalten sich diese Wörter zu ihrer Affinität mit den Artikelformen?

Meyer-Lübke stellt darüber folgenden *a priori* einleuchtenden Grundsatz auf: „das Herüberziehen eines flexivischen Elementes zum Stamm ist nur dann möglich, wenn die betreffende flexivische Form ein besonderes Übergewicht über die andern hat.“ Zs. r. Ph. 19,504. Als typische Beispiele führt er an: rum. *impăratul* „Kaiser“, weil nur ein einziges Wesen dieser Art im Lande existiert (vgl. „l'Empereur“ bei Béranger, und das Heinesche „Und der Kaiser, der Kaiser gefangen“, die Verbindung nähert sich dem Eigennamen), ferner *Lille* und *Lisca bianca* (eine der liparischen Inseln, aus *ischia* < *insula*), weil für die An- und Bewohner nur diese eine „Insel“ in Betracht kam, endlich exemplifiziert M.-L. auch mit unserem *tendemain*, dessen ausschließliche Verwendung mit dem bestimmten Artikel wir schon anfangs betont haben.

Zu unserer Beispielsammlung übergehend, scheidet wir zunächst als unsicher oder im Gebrauch uns völlig unbekannt aus: *louyflou*.

*landouille, lindzu, luiset, lurni, leiji, lo, loirie, lèto, lingot, los, nortsə, n'äge.* *Loulit* erklärt sich wie *Lille*: *Lantecry* Antichrist, das Nyrop I 432 anführt, gehört zu rum. *împăratul*.

Die übrigen behandeln wir nach begrifflichen Gruppen. Zuerst die mit *l*-Vorschlag.

Fünfmal sind wir auf Körperteile gestoßen, die entweder überhaupt oder an einem Glied des Körpers nur in einem Exemplar vorkommen, so: Halszäpfchen, Zahnfleisch, Nabel<sup>1)</sup>, Euter; große Zehe. Sehen wir uns bei den übrigen nicht-agglutinierten, aber vokalisches anlautenden Körperteilen um, so finden wir, daß sie — vom nicht volkstümlich entwickelten *estomac* abgesehen — durch ihr mehrfaches Vorkommen am Körper dem Plural mehr zuneigen als dem Singular: so *ail, oreille, épauie, aisselle, ongle, os*. Einige davon weisen auch tatsächlich eine Pluralagglutination auf, nämlich *zjeur*. Atlas Bl. 932. *zongles* Horning § 191, *zos* Atlas Bl. 953. Das alles kann nicht Zufall sein, hier stimmt die Natur der Körperteile zu auffallend mit dem Wesen der Agglutination.

Eine zweite ähnliche Gruppe bilden Dinge im Hauswesen. Jedes Haus hat eine Eingangstür (*læch*), eine Flur, einen Schuppen; jede Küche hat einen Wasserstein, jeder kleinere Bauer besitzt nur eine Egge, und trägt jedenfalls nur eine „Hutten“ am Rücken (daher beschreibend *la hotte au dos*). Hier allerdings wird der Boden unsicher, man muß sich davor hüten, den Gebrauch des Wortes nach seinem Agglutinationsschicksal zu bestimmen.

In dritter Linie seien die ganz ungewöhnlich häufigen Pflanzen- und Tiernamen besprochen: 33 Fälle von 80, *l* und *n* Beispiele zusammengekommen.<sup>2)</sup>

Hier versagt die Theorie vom „einmaligen Vorkommen“ gründlich. Sie kann höchstens für das „Einhorn“ und für die „Eule“ (*lutséran*) einigermaßen in Anspruch genommen werden. Bei den Pflanzennamen hat offenbar die kollektive Vorstellung bestimmend auf die Agglutination“ gewirkt. Wörter wie „Gerste“, „Sellerie“, werden selten mit dem unbestimmten Artikel oder im Plural, noch seltener mit Possessiven gebraucht. Hierher gehören: Ephen, Eppich (*lapyo*) und Stechginster, Gerste, Selleri, Enzian; Eichel. (als Schweinefutter), Mispel, auch Gras (*herbe*). Der kollektiven Deutung widerstrebt *lif* Eibe; und schwer

<sup>1)</sup> Gegen diese Auslegung spricht nur *nombri*, wenn aus *un ombri* entstanden.

<sup>2)</sup> Wenn Vermutungen darüber erlaubt sind, so würde ich es in Zusammenhang bringen mit einer gewissen, allgemeinen Unsicherheit im Gebrauch dieser dem Bauer oft nicht sehr geläufigen Wörter, eine Unsicherheit, die auf Unkenntnis der Sache beruht. Botanik und Zoologie sind bekanntlich gerade nicht die starken Seiten des Landmanns.



verständlich sind die drei savoyischen Beerenamen: Stachelbeere, Heidelbeere und Himbeere, wo wir keine andere Agglutination als die mit Plural *z* erwartet hätten. Wenn die etymologisch unklaren Wörter nicht anders zu deuten sind, so muß auch hier wie bei *glând* kollektive Deutung angenommen werden.

Bei den Tiernamen liegen die Dinge weniger durchsichtig als bei den Pflanzennamen. Der Tiername schwankt viel mehr hin und her zwischen bestimmtem und unbestimmtem Artikel, das bestätigt eine Gegenüberstellung der Fälle: 8 unserer Tiernamen agglutinieren mit *l*, 7 mit *n*, einer, *hérisson*, mit beiden und das in der gleichen Gegend. Mehrere von diesen 15 Beispielen agglutinieren außerdem im Plural; so *zoies*, *zironnelles*, *zannetons* (s. Atlas). Die Tiernamen mit *l*-Vorschlag sind: Einhorn und Eule, Blindschleiche und zwar bei drei verschiedenen Wörtern, Goldamsel, Igel und Stockfisch. Halten wir ihnen gegenüber die mit *n*-Vorschlag: Maikäfer, Schwalbe, Wespe, Reiher, Eidechse und Igel, so sehen wir bald, daß — von *licorne*, *lutseran* und *laberdan* (Kollektivum) abgesehen — aus der Natur der Tiere kein Grund für das Vorwiegen des bestimmten oder des unbestimmten Gebrauches kann abgeleitet werden. Wir stehen hier vor einem sogenannten „Zufall“, dessen Willkür nur durch Häufung der Beispiele und durch Vertiefung in die Syntax der W rter gemindert werden kann.

Meyer-Lübke (Zs. r. Ph. 19,564) möchte in solchen Fällen den *l*-Vorschlag nicht als Artikel gefaßt wissen, sondern ihn grundsätzlich anders erklären, z. B. durch Einfluß sinnverwandter W rter, *lierre* wegen *lier*, *lavier* Wasserstein, wegen *laver*. Es wird schwer halten, dieses methodische Desiderat zu erfüllen. Weist nicht die große Zahl der F lle auf gleichen Ursprung?

Was die übrigen *l*-W rter anbelangt, die sich jeder begrifflichen Kategorie entziehen, so leuchtet die H ufigkeitserkl rung bei einem ohne Weiteres ein, nämlich bei *hoquet*, man denke an die Redensarten *avoir le hoquet*, *donner le hoquet   qn.* jemanden in Verlegenheit bringen, auch *hoquet* ist eine Art Sammelbegriff für die rasch sich folgenden Schluckbewegungen.

Ebenso steht bei *hiver* und *ou ra* Wind (*il fait du vent*, *le vent souffle*<sup>1)</sup> wohl öfter der bestimmte Artikel. Daß *habit* und *anse* schwanken, das sagt uns schon die Doppelagglutination *labit* und *nabit*, *lanse* und *nanse*.

 ber die *n*-W rter können wir uns erheblich kürzer fassen. Das Bemerkenswerteste ist hier, daß in keinem der F lle der unbestimmte Artikel so unlöslich verwachsen erscheint, wie der bestimmte etwa bei

<sup>1)</sup> Vgl. Übrigens *larui*.

*lendemain, luelle* oder *hoquet*. Zwangsgagglutinationen gibt es hier nicht, um so schwieriger ist der Häufigkeitsnachweis der *n*-Verbindungen. Unsern beiden Hauptklärungsmitteln: einmaliges Vorkommen und Kollektivität, steht hier nichts Analoges gegenüber. Warum das eine Dorf *nanse* oder *nérisson*, das andere aber *lanse* oder *lérisson* bevorzugt, bleibt ein Rätsel. Bei den paar Pflanzennamen: Luzerne, Ampfer, Linse, Ginster, darf an Verbindungen wie *c'est de la bonnē ūzerne*, *c'est de la finē oscille* gedacht werden. Daß bei *oncle, tante, œil, habit* u. a. die Possessiva den Ausschlag gaben, liegt auf der Hand; wie sich die *n*-Form allmählich ausdehnen kann, haben wir beim *votre n'âge* der *bonne femme de M. Puitspelu* gesehen.

Sollen wir zum Schluß unsern gegenwärtigen Eindruck wiedergeben, so können wir sagen, daß im Allgemeinen das Häufigkeitsprinzip Meyer-Lübkes sich bewähren zu wollen scheint, daß aber bei der Deutung des einzelnen Falles wir durch unsere Unkenntnis über die Verwendung des Wortes im Satz noch gar zu oft in Verlegenheit geraten.

---

## Une Source des „Tragiques“.

Par

Charles de Roche.

---

Il y a vingt ans bientôt que nous possédons les œuvres complètes d'Agrippa d'Aubigné. Leur publication, tâche délicate et laborieuse, comblait une regrettable lacune. Disons — on ne l'a pas assez fait — combien nous devons aux infatigables savants, M. M. Eug. Réaume et F. de Caussade, d'avoir mené à bonne fin une entreprise menacée de difficultés qui pouvaient paraître insurmontables. Les six volumes de leur publication, calque fidèle des manuscrits originaux, conservés au Château de Bessinges, contiennent 1500 pages entièrement inédites. Et l'on est heureux de pouvoir ajouter que ce n'est ni la fureur de l'inédit, ni aucun esprit de spéculation qui les a tirées de l'ombre des archives familiales de M. Tronchin. Seul le noble dessein de faire la lumière plus complète autour de celui, qui fut peut-être l'esprit le plus intrépide et le plus vigoureux de son siècle, a présidé à ce labeur. D'Aubigné a grandi depuis, et grandira peut-être encore, à mesure que sa vie et son œuvre seront mieux connues et abordées sans parti pris. M. Brunetière sans doute devait en penser autrement. Le grand critique avait ses raisons pour frapper de son silence la mémoire d'un chef huguenot qui avait tout fait pour affranchir la conscience d'une tradition religieuse quelques fois séculaire, dont l'autorité suprême, reconnue et humblement acceptée, pouvait aux yeux de l'évolutionniste seule garantir l'avenir d'une France heureuse et prospère.

La mine ouverte, M. Réaume en a lui-même tiré et réuni les principales richesses dans cette excellente biographie qui forme aujourd'hui le cinquième livre de son édition.

Depuis 1892 une série d'études d'inégale valeur ont parlé de d'Aubigné ou de son œuvre. Parmi les plus marquantes il faut signaler d'abord la publication des *Misères*, premier livre des *Tragiques*, faite sous la direction de M. Bédier, par quelques-uns de ses élèves. Elle est pré-



cédée d'une notice remarquable de la main du maître sur l'établissement d'un texte critique des *Tragiques* et accompagnée des variantes et de notes explicatives. Un autre genre d'étude fut cette appréciation délicate du lyrisme des *Tragiques* que notre regretté maître M. Warnery donna dans une de ses conférences académiques à Neuchâtel. Elle a toute la valeur d'un jugement esthétique porté par un poète sur un autre. Ce fut une excellente contribution aussi que le travail de M. Trénel sur *l'élément biblique dans l'œuvre poétique d'A. d'Aubigné*. Le style biblique du poète y est étudié de très près. Son répertoire analytique explique plus d'un passage obscur des *Tragiques* dont il facilite réellement l'intelligence. De l'Allemagne nous est venu une thèse de doctorat sur *d'Aubigné poète*. M. Winker y aborde quelques problèmes chronologiques, expose sa versification et relève la valeur des poésies religieuses dont quelques-unes, vibrantes d'émotion sincère, sont bien au-dessus des productions contemporaines du genre. A notre humble avis l'auteur a été trop indulgent pour le poète du *Printemps*, trop sévère pour le poète des *Tragiques*. Le premier n'est encore, à peu d'exceptions près, qu'un habile imitateur de Ronsard et de Pétrarque; l'autre par contre, est foncièrement original. Les *Tragiques* donneront, comme par le passé, la véritable mesure de son talent. Malgré ses défauts, graves et nombreux, ce poème reste la plus vigoureuse production poétique de son temps. Elle gagne à mesure que d'autres œuvres du XVI<sup>e</sup> siècle, trop longtemps accréditées et surfaites, se trouvent entachées de plagiats inattendus, et ne supportent qu'en pâlissant les vives lumières des études critiques de littérature comparée. — Dernièrement encore le savant directeur de la *Revue Chrétienne*, M. Viénot, publiait un article suggestif sur *d'Aubigné humoriste*. Il remarque qu'on a peu parlé en France de ce genre d'écrivains et pourtant les humoristes n'ont pas fait défaut. Ce vigoureux XVI. siècle, rempli du bruit des armes et des haines des partis, du sang des carnages et de lueurs sinistres, ce siècle aux contrastes violents a connu l'humour, l'humour vrai, qui jaillit du cœur autant que du cerveau, qui „fleurit sur les ruines“ et dont on a dit qu'il était le baiser de la douleur et de la gaieté. Et c'est précisément dans le camp des Huguenots, qu'il a éclaté souvent avec une verve et une franchise extraordinaires. Agrippa d'Aubigné en est un bon exemple; combien d'épisodes de sa vie, combien de pages de ses romans en sont comme l'illustration vivante!

Ces publications suffiraient à montrer que *Sainte-Beuve* se trompait lorsqu'il croyait en 1854, que bientôt «*on aurait tout dit sur d'Aubigné, et pour et contre, et alentour; on l'aurait embrassé dans tous les sens.*» Non pas; pour la bonne raison que d'Aubigné est de ceux dont on n'aura jamais tout dit. Pour le moment plus d'un point de sa vie reste

obscur, plus d'une contradiction, apparente ou réelle, subsiste, notamment celles qui empêchent d'arrêter définitivement quelques dates importantes, celle de sa naissance par exemple, ou celle de la première édition de ses *Tragiques*. L'étrange poème à lui seul soulève quelques problèmes. Une première question importante, abordée ailleurs déjà, est celle des sources. Nous nous proposons d'y apporter ici une petite contribution.

On sait que la Bible, les Anciens, surtout Tacite, Sénèque, Lucain et Juvénal, les Pères, St. Augustin et Tertullien, l'histoire ecclésiastique et profane, ancienne et moderne, auteurs italiens et français, ont mêlé de leurs éléments à ce grand poème. On les y retrouve tantôt mal amalgamés dans la concision de son vers d'airain, tantôt, mais plus rarement, intégralement refondus et admirablement coulés au moule de sa stance avec tout l'éclat d'un métal nouveau et marqués alors de l'empreinte indélébile du poète. D'Aubigné a beaucoup lu, et grâce à une excellente mémoire beaucoup retenu. Les citations et les réminiscences abondent. Mais où placer dans cette existence agitée du soldat le temps de ses lectures? Il serait téméraire de vouloir trop affirmer; mais à deux époques de sa vie elles durent être particulièrement fortes et fécondes, variées et étendues: aux années de première jeunesse d'abord, de sept à quinze ans, puisque dès cet âge il «*lisait aux quatre langues*», latine, grecque, hébraïque et française. «*traduisit le Crito de Platon*» sous la haute et sévère discipline de savants renommés tels que Jean Cottin, Peregim, Jean Morel ou Mathieu Béroalde, puis aux vingt dernières années du siècle qui furent la phase théologique de sa vie. Celle-ci commence par le remords et le doute religieux, par la recherche d'une base raisonnée aux croyances réformées et à sa foi personnelle. Il dit dans la *Vie à ses enfants*:

„Mais voyant que le Parti estoit attaché à la Religion. et luy à elle. là le Diable prenant le temps à ceste occasion. il se resolut de fouler aux pieds toute préoccupation d'enseignements et de nourriture. et estudier à bon escient aux controverses des Religions. et chercher aridement si en la Romaine il se pourroit trouver une miète de salut. La colere le fit eschapper et esclatter son desseing. qui donna envie au Sieur de Saint-Luc. de Lausac. d'Alas et autres ennemis Papistes de luy envoyer livres de tous costés. Le premier qu'il entama fut Panigarole. qu'il rejetta comme barard. Le second fut Campianus. duquel il admira l'eloquence: ce n'estoit pas ce qu'il cherchoit. et pourtant en le rejettant. il mit sur le titre Declamations au lieu de Rationes. Puis luy tomba en main ce qu'on avoit lors de Bellarmin. Il embrassa la methode et la force de ce livre. et preut goust à la candeur apparante de laquelle les lieux adversaires sont cités par cest authour: il espere avoir trouvé ce qu'il cherchoit. S'estant pourtant mis à une curieuse analyse. avec le secours de Witaker

*et de Sibrand Lubert, il s'affermît plus que jamais en sa Religion, et répondit à ceux qui s'enqueroient du fruit de sa lecture et de son dessein, qu'il l'avoit destruit par son labour, pour ce qu'il mettoit les genoux à terre auparavant.*» (O. C. I. p. 58 et 59.)

L'année 1589 marque la première étape dans cette évolution. Après quinze ans de service dévoué, le fier Huguenot se retire de la cour en son château de Maillezais. «*Cette retraite fut le premier repos qu'il eust essayé depuis l'age de quinze ans jusque à trente-sept, ou environ, qu'il avoit alors; pouvant dire avec verité que, hormis les temps des maladies et des blessures, il ne s'estoit point veu quatre jours de suite sans courree.*» Après un second retour, suivi d'un second départ de la cour, nous trouvons d'Aubigné préoccupé des intérêts religieux et politiques de son parti. C'est le temps des controverses, des pamphlets et des discussions. Il prend part active et toujours au rang des premiers orateurs, aux synodes, assemblées, colloques ou autres réunions des réformés. Quinze jours après l'échec de Duplessis-Mornay contre l'éloquent Du Perron (mai 1600), notre capitaine n'hésite pas d'affronter ce redoutable adversaire pour relever la cause compromise des protestants. On sait que l'issue de cette joute oratoire fut toute à son honneur. Non seulement il avait fort irrévèrement fait transpirer le grand Convertisseur, mais il avait écrit, ce qui plus est, son *dissidiis patrum*, auquel on avait promis une réponse qui ne vint jamais. Peu de temps après, le père Cottin essuya à son tour l'âpreté de sa théologie et de sa dialectique. Cette activité du controversiste présuppose des temps d'études et des lectures étendues. Les lettres de cette époque en ont conservé les traces. L'une d'elles, bien que sensiblement postérieure, me semble particulièrement significative. Elle est de 1616 et adressée à Simon Goulard, ministre protestant à Genève. (O. C. I p. 472.)

«*Vous avez, y dit-il, effacé et corrigé ma petite gloire, en me faisant vostre ingrat, lorsque de si loing parmi les tempestes de tant d'affaires, vous avez daigné savoir qui j'estois, que je faisais, et parmi mes labours d'enfant (au prix des autres) mettre de l'huyle en ma lampe par vos presents. Lorsque la publique dispute que j'eus avec le Cardinal du Perron me laissa à prouver les discords des Peres en matiere de la foy, vous m'envoyastes un Alman, et vostre papa non papa, par l'ayde desquels principalement je fournis à ma promesse, de laquelle Henri IV estoit en quelque facon fidejuteur, et en l'autre cracteur. Votre soin m'estonna en bien-faisant: si je ne puis souffrir que la pose faicte pour respirer (sur l'obligation que je me sens à vous) me rende criminel de l'oubly.*» Et plus loin: «*et ainsy apres avoir nuqueté les sciences chambrieres, j'ay trouvé qu'elles estoient mentrosses ou impuissantes de me contenter, mais que le*



*repos, vray salaire des labours, estoit dans le gyron de Sarra, quand mesmes il n'y auroit en la Theologie autre fruit que de s'apricoisier à la mort. De telle estude sont eschappez quelques livres anonimes ou imprimez soubz d'autres noms, et dernièrement les Tragiques que je vous enverrois, si je ne savois bien qu'ils ont passé jusqu'à vous, et par là eu moyen de vous ennuyer, si ce n'est qu'en la bonté que vous m'avez fait paroistre, et en l'amour d'un bon dessein mal executé, vous n'avez pas voulu urere, secare.* Ce qui frappe c'est de voir d'Aubigné désigner ses Tragiques comme un fruit de ses lectures. Le nom du destinataire de la lettre a son importance aussi. Goulard a publié comme auteur, traducteur ou simple éditeur un grand nombre d'ouvrages ayant trait la plupart à l'histoire de la Réforme. Son nom reste attaché à l'histoire des persécutés protestants de France et de l'étranger. Sur ce point il eut comme prédécesseur le savant imprimeur Jean Crespin, qui, né à Arras en Artois, s'était établi à Genève vers 1550, où il mourut en 1572. Ce réfugié avait publié en 1556 un „*Recueil de plusieurs personnes qui ont constamment enduré la mort pour le nom du Seigneur, depuis J. Wicliff jusques au temps présent, avec une troisième partie contenant autres excellés personnages puis nagueres executés, pour une même confession du nom de Dieu.*“ Après avoir été remanié et augmenté ce livre devint le grand volume infolio qui porte le titre: *Histoire des martyrs, ou histoire des vrais témoins de la vérité de l'Evangile (avec l'ancre de Jean Crespin). Genève 1570.* Après sa mort, S. Goulart continua cette œuvre dont on vit successivement paraître cinq éditions nouvelles. La dernière est de 1619; elle comprend douze livres, et va jusqu'à l'année 1610. Richement documenté ce martyrologe se prêtait admirablement aux préparations apologétiques d'un pamphlétaire et controversiste. D'Aubigné doit l'avoir lu et relu, peut-être en avait-il fait, après la Bible, son livre de chevet. La preuve c'est ce quatrième et sixième chant des *Tragiques* qui en sont le puissant et vibrant écho.

En effet, les deux livres, *Feux* et *Vengeances*, dont le premier „*est tout entier au sentiment de la religion de l'auteur,*“ et l'autre „*théologien et historial,*“ remontent directement à l'ouvrage de Crespin. Non seulement la plus grande partie des épisodes et exemples cités par d'Aubigné s'y retrouvent, mais l'idée génératrice même du sixième livre a dû surgir à la lecture de cet ouvrage. Il suffit pour s'en convaincre de lire les premières pages du premier livre sur les *Persécutations de l'Eglise primitive* et les *Jugemens de Dieu sur les persécuteurs de l'Eglise.*<sup>1)</sup> Sans doute les connaissances du futur

<sup>1)</sup> Les renvois qu'on trouve dans l'édition Lalanne des *Tragiques* ne sont pas assez complets pour donner une idée de ce que d'Aubigné doit à Crespin.

historien dépassent le cadre de l'„*Histoire des martyrs*“ qu'il a sous les yeux; et plus d'une fois les faits contemporains dont il a été témoin oculaire revivent en sa mémoire. Alors les souvenirs personnels s'éveillent, le hantent et viennent se mêler et s'ajouter au récit de la chronique.

Maint exemple me cherche, et je ne cherche pas.

(*Vengeances* v. 921.)

Ou plus loin:

Nos yeux mesmes ont veu, en ces derniers orages,

(*Vengeances* v. 951.)

Au souvenir des amitiés lointaines le soldat s'attendrit et trouve des accents touchants:

Nostre grand Beroalde a veu, docte Gastine,  
Avant de mourir, ces traicts fruicts de sa discipline;  
Ton privé compagnon d'escholles et de jeux  
L'escrit: le fasse Dieu ton compagnon de feux!

(*Les Feux* v. 981.)

Toutefois les retours de ce genre sont clairsemés; pour l'ensemble, il s'en tient à sa source. Sans s'y perdre un instant, il en dispose en maître et en artiste, pour la faire servir à ses intentions. A la prose pastorale et incolore de son modèle il substitue la langue du soldat-poète. Dans les soubresauts des emportements éclate la véhémence de son tempérament fougueux, à travers les élans de la foi, qui va jusqu'à l'extase, on sent l'ardeur de son imagination exaltée. A pareil contact la phrase périodique, sobre et terne de la chronique se fond, se ramasse, se corse, se condense en vers d'une concision telle que souvent ils en deviennent obscurs. Parmi les données de l'histoire il va d'instinct aux extrêmes, aux antithèses et aux contrastes violents; il fond, s'il en a le choix, sur le détail frappant, même hideux, sur le trait qui peint, le mot qui porte, sur l'image saisissante qui fait frémir, cherchant avant tout à *esmouvoir* son lecteur, ce qui pouvait alors paraître le but le plus élevé de l'art d'écrire.

LES FEUX — VENGEANCES.

HISTOIRE DES MARTYRS, PERSECUTEZ ET  
MIS A MORT POUR LA VERITE DE L'EVAN-  
GILE, DEPUIS LE TEMPS DES APOSTRES  
JUSQUES A L'AN 1597 PAR JEAN CRESPIN.

---



### Les Feux.

- v. 53—56. *Ames dessous l'autel victime des idolles,*  
p. 151. *Je preste à voz courroux le fiel de mes parolles,  
En attendant le jour que l'Ange delivrant  
Vous aille les portaux du Paradis ouvrant.*
- v. 59—72. *Vieillards, de qui le poil a donné lustre au sang,*  
p. 151. *Et de qui le sang fut décoré du poil blanc:  
Hus, Hyerosme de Prague, images bien cognuës  
Des tesmoings que Sodome a trainé par les ruës,  
Couronnez de papier, de gloire couronnez  
Par le siege qui a d'or mitrez et ornez  
Ceux qui n'estoient pasteurs qu'en papier et en tiltres,  
Et aux Evesques d'or faict de papier les mitres.  
Leurs cendres qu'on jetta au vent, en l'air, en l'eau  
Profterent bien plus que le puant monceau  
Des charongnes des Grands, que morts on emprisonne  
Dans un marbr' ouvragé: le vent leger nous donne  
De ces graines partout; l'air presqu'en toute part  
Les esparpille, et l'eau à ses bords les depart.*
- v. 73—76. *Les pauvres de Lyon avoient mis leur semence*  
p. 151. *Sur les peuples d'Alby; l'invincible constance  
Des Albigeois, frappez de deux cent mille morts,  
S'espandit par l'Europe et en peupla ses bords.*

**Histoire des martyrs, persécutez et mis à mort pour la  
verité de l'Evangile, depuis le temps des Apostres jusques  
à l'an 1597 par Jean Crespin.**

*Frontispice: Apocalypse VI. ver. IX. et X.*

Je vy sous l'autel les ames de ceux qui auaient esté tuez pour la parole de Dieu. et pour le tesmoignage qu'ils maintenoyent. Et elles crioyent à haute voix, disans, iusques à quand, Seigneur saint et veritable, ne iuges-tu, et ne venges-tu nostre sang de ceux qui habitent en la terre?

livre 2. fol. 50a—66b. Jean Hus, Bohemien.

fol. 67a—70b. Hierome de Prague, Bohemien.

fol. 61b—62a. On auoit fait faire une couronne de papier, environ de la hauteur d'une coudee: en laquelle on auoit peint trois diables horribles, et escrit un titre en grosse lettre, assavoir ce mot, *Heresiarcha*, qui signifie prince ou maistre des heretiques.....

Il y auoit là un certain prestre a cheval, vestu d'une robe verte,..... Et ainsi qu'il prioit, il leva les yeux au ciel, et ployant le col, il fit tomber de sa teste ceste belle couronne de papier qu'on lui auoit mise.... Ils firent diligence à recueillir les cendres. et les ieterent dedans le Rhin, afin qu'il ne restast rien de cest homme sur la terre, tant petit que ce fust.

fol. 69a. Apres que la sentence eut esté ainsi prononcee presque en ceste façon, on apporta à Hierome une couronne de papier où il y auoit des diables peints à l'entour....

Cependant on apporta son lict et tout le reste de son meuble de la prison, et on ietta le tout dedans le feu: et quand tout fut consumé, on ietta les cendres dedans le Rhin.

livre 3. fol. 133b. Au Lyonnois, apres leur premier nom de *Vauldois*. qu'ils ont eu d'un nommé Pierre Valdo, on les a appelez *Poeres de Lyon*.

### Les Feux.

- v. 85—90. *Ainsy la verité, par ces mains descoilee,*  
p. 151. *Dans le Septentrion estendit sa volée;  
Dieu ouvrit sa prison et en donna la clef,  
La clef de liberté, à ce vieillard Wiclef:  
De luy fut l'ouverture aux tesmoings d'Angleterre,  
Encor plus honoree en martyre qu'en guerre.*
- v. 91—96. *Là on vid un Bainan, qui de ses bras pressoit*  
p. 152. *Les fagots embrarez, qui mourant embrassoit  
Les outils de sa mort, instruments de sa gloire,  
Baisant victorieux les armes de victoire.  
D'un celeste brasier ce chaud brasier esmeu  
Renflamma ces fagots par la bouche de feu.*
- v. 97—100. *Frich après l'imita, quand sa main desliee*  
p. 152. *Fut au secours du feu; il prit une poignée  
De bois et la baisa, tant luy semblerent beaux  
Ces eschellons du Ciel comm' ornements nouveaux.*
- v. 101—104. *Puis l'Eglise accoucha comme d'une ventree*  
p. 152. *De Thorb, de Beverland, de l'invaincu Sautree,  
Les uns doctes prescheurs, les autres Chevaliers,  
Tous à droict couronnés de celestes lauriers.*
- v. 105—124. *Bien que trop de hauteur esbranlast ton courage,*  
p. 152. *(Comme les monts plus hauts souffrent le plus d'orage),  
Ta fin pourtant me fait en ce lieu te nommer,  
Excellent Conseiller et grand Primat Krammer;  
Pour ta condition plus haute et plus aimable,  
La vie te fut douce et la mort deïestable.*
- 
- v. 119. *Mais ceux de qui la vie a passé comme un jeu,*  
p. 152. *Ces cœurs ne sont point cœurs à digerer le feu :*



**Crépin.**

livre 2. fol. 30—42b. Jean Wicleff.

Il nous faut poursuivre et commencer ce deuxième livre à Jean Wicleff, Anglois de nation, où l'on verra . . . :

livre 2. fol. 99. George Baynam, Anglois.

Au demeurant, G. B., se monstra fort patient et constant au milieu des flammes ardentes: voire en telle sorte, qu'ayant pris des fagots entre ses bras, il sembloit qu'il embrassast la mort. Et sans changer de face, adressa sa parole au peuple, ayant toujours les yeux ficez sur lui: exhortant tous de perseverer constamment en la foy, jusqu'à ce que la flamme luy eust osté la parole et l'haleine, et lui eust fait fondre le cerveau. . . . . et pour quelque temps il reprima l'ardeur, tellement qu'il recouvra encore quelque peu de voix, et eut moyen de parler derechef au peuple, iusqu'à ce qu'il eust perdu toute vigueur et force du corps.

livre 2. fol. 100b—104. Iean Frith, de Londres, hommes de lettres. . . . après qu'on eut ietté sur lui les flambeaux de paille pour allumer le feu, il print de ses deux bras quelques fagots qui estoient là monstrant ouvertement qu'il n'avoit point regret d'exposer son corps aux flammes pour une cause si iuste, qui . . . . .

livre 2. fol. 42b. Guillaume Sautree, Anglois.

fol. 42b—49b. Guillaume Thorp, Anglois.

fol. 49b—50. M. Jean Beverlav, annonciateur de la parole de Dieu.

livre 6. fol. 378—383b. Thomas Cranmer, Primat d'Angleterre. fol. 381. dedict de Cranmer: Le Th. C. reiette et renonce à toute l'heresie de Luther et de Zwingle, ensemble à toute doctrine contraire à la pure et sainte doctrine. Outre je confesse et croy fermement une sainte Eglise Catholique, hors laquelle il n'y a salut aucun: etc.

La misère et affliction de C.

La grande tristesse de C. representee exterieurement. Oraison

### Les Feux.

*C'est pourquoy de ces grands les noms dedans ce temple  
Ne sont pour leur grandeur, mais pour un rare exemple,  
Rare exemple de Dieu, quand par le chaz estroict  
D'un' esguille il enfile un cable qui va droict.*

v. 125—134. *Poursuivons les Anglois qui de succez estranges  
p. 153. Ont fait nommer leur terre à bon droict terre d'Ange:  
Tu as ici ton rang, o invincible Haux,  
Qui pour avoir promis de tenir les bras hauts  
Dans le millieu du feu, si du feu la puissance  
Faisoit place à ton zele et à ta souvenance:  
Sa face estoit bruslee, et les cordes des bras  
En cendres et charbons estoient cheutes en bas,  
Quand Haux, en octroiant aux freres leur requeste,  
Des os qui furent bras fit couronne à sa teste.*

c. 135—146. *O quels cœurs tu engendres! o quels cœurs tu nourris,  
p. 153. Isle sainte qui eus pour nourrisson Norris!  
On dit que le Chrestien qui à gloire chemine  
Va le sentier estroict qui est jonché d'espine:  
Cettuy-ci, sans figure, a, pieds nus, cheminé  
De l'huis de sa prison au supplice ordonné:  
Sur ces tappis aigus ainsi jusqu'à sa place  
A ceux qui la suivront il a rougi la trace,  
Vraie trace du ciel, beau tappis, beau chemin,  
A qui veut emporter la couronne à la fin:*

### Crépin.

de C. : . . Finalement que ceux qui s'enrichissent selon le monde, et qui abondent en biens, se proposent diligemment devant les yeux ces mots de Jesus Christ, *Qu'il est bien difficile que le riche entre jamais au royaume des cieus.*

livre 5. fol. 306—310b. Thomas Haux, Anglois.

. . . De ses propos et de sa constance, ils (ses compagnons) eurent grande consolation et assistance, neantmoins espouvantez de l'apprehension de l'horreur de la mort et du tourment du feu qui leur estoit appresté le prierent d'autant qu'il les devoit preceder, qu'au milieu des flammes, s'il estoit possible, il leur fist quelque signe, par lequel ils fussent mieux accertenez, s'il y avoit si grand tourment en ce genre de supplice, qu'on ne pust retenir memoire et constance en icelui. Ce que ce bon ieune homme promit de faire si avant qu'il pourroit pour l'amour d'eux et voici le signe qu'ils eurent entre eux : Si la force et la violence de la flamme estoit intolerable, qu'il demeurast paisible sans se bouger: mais si elle estoit tolerable, et pour estre enduree facilement, qu'il eslevast les mains en haut par dessus la teste avant qu'il rendist l'esprit.

Après qu'ils eurent ainsi conclu entre eux, et confermé leurs cœurs par mutuelles exhortations, l'heure du martyre estant prochaine, les bourreaux prindrent Haux, et l'attacherent au posteau estroitement avec une grosse chaine de fer à l'entour de son corps . . ., le feu fut mis au bois: . . ., ayant desia la bouche retroite de la violence du feu, la peau toute grillee, et les doigts bruslez, ainsi que tous attendoyent qu'il deust alors rendre l'esprit, se souvenant de la promesse qu'il avoit faite, il esleva les mains l'une contre l'autre.

livre 2. fol. 82b. *Cinq fideles*, executez à mort en Angleterre.

Cinq hommes de Northfolch furent mis à mort pour la confession de l'Evangile. Le premier Thomas Norys, fut bruslé à Norwic, l'an M. D. VII. Quelque temps apres, assavoir, l'an M. D. X. un prestre nommé Thomas fut degradé en une petite ville appallee Erkek, et depuis a esté bruslé à Norwic. Il est escrit de lui, que cependant qu'il estoit encore en prison, il se desdit à la persuasion et sollicitation des autres, mais il se repentit et a cause de ceste repentance fut



### Les Feux.

*Les pieds deviennent cœur, l'ame du Ciel apprise  
Faict mespriser les sens, quand le Ciel les mesprise.*

c. 147—206. *Dieu vid etc.* — — — —

p. 153.

— — — — —  
*De deux cœurs plus que d'homme, en sexe de femelle,  
Deux cœurs Chrestiens Anglois,* — — — — —  
— — — — —

*L'une croupit long temps en la prison obscure,  
Contre les durs tourments elle fut la plus dure :  
Elle fit honte au Diable et aux noires prisons :  
Elle alloit appuiant d'exemple et de raisons  
Les esprits defaillants ; nul inventeur ne treuve  
Nul tourment qui ne soit surmonté par Askeuve.  
Quand la longueur du temps, la laide obscurité  
Des cachots eut en vain sondé sa fermeté,  
On présente à ses yeux l'espouventable gehenne,  
Et elle avoit pitié, en souffrant, de la peine  
De ces faux justiciers, qui aiant essayé  
Sur son corps delicat leur courroux desployé,  
Elle se teut, et lors furent bien entenduës,  
Au lieu d'elle, crier les cordes trop tenduës,  
Achevé tout l'effort de tout leur appareil,  
Non pas troublé d'un pleur le lustre de son œil,  
Oeil qui fiché au Ciel, au tourment qui la tuë  
Ne jette un seul regard pour esloigner sa venë  
D'un seul bien qu'elle croit, qu'elle aspire et pretend,  
Le juge se despite, et luy mesme retend  
La corde à double nœud, il met à part sa robbe ;  
L'inquisiteur le suit ; la passion desrobbe  
La pitié de leurs yeux ; ils viennent remonter  
La gehenne, tourmentez en voulant tourmenter ;  
Ils dissipent les os, les tendons et les veines,  
Mais ils ne touchent point à l'ame par les geines :  
La foy demeure ferme, et le secours de Dieu  
Mit les tourments à part, le corps en autre lieu. . .  
Sa plainte seulement encor ne fut ouïe,  
Hors l'ame toute force en elle esvanouïe,  
Le corps fut emporté des prisons comme mort :  
Les membres deffailants, l'esprit devint plus fort.  
Du lict elle instruisit et consola ses frères  
Du discours animé de ses douces miseres ;  
La vie la reprit, et la prison aussy ;  
Elle acheva le tout, car aussy tost voicy,*

### Crépin.

condamné à marcher sur des espines et chausse-trapes en allant au feu, qui lui estoit appresté pour le dernier supplice.

livre 4. fol. 171b—176b. Anne Askeve, damoiselle Angloise.

Quels tourments ceste vertueuse femme endura au sortir de la prison de Nevvgat: . . . . , ils me donnerent la torture, afin que par tourment ils tirassent de ma bouche ce qu'ils n'avoient peu par interrogations. Et qu'ils m'eurent long temps tenue en la gehenne, voyans qu'en ces tourments, ie ne disoy, pas un seul mot, mesme ne bougeo'y le corps, monsieur le Chancelier et monsieur Rych furent plus despitez que paravant, et tout soudain despouillerent leurs robes et eux mesmes prindrent les engins de la torture, pour faire office de bourreaux: et userent d'une telle violence que presque ils me briserent les membres, et ne s'en fallut gueres que je ne mourusse entre leurs mains. Le gouverneur de la tour apercevant cela fut d'avis que je fusse ostee de ceste gehenne. Quand ils m'en eurent retiree le cœur me faillit, et je n'avoy' plus de force en mes membres: lors ils m'appliquerent des fomentations et me firent aucunement retourner les forces et la vie.

Je demeuray couchee par terre l'espace de deux heures, tandis que Monsieur le Chancelier m'exhortoit par paroles douces de renoncer à mes opinions, et que j'accordasse à leurs decrets. Mais mon Seigneur et bon Dieu m'arma d'une telle constance, que je n'abandonnay jamais la confession pure de son Evangile: et . . . . .

Après qu'on m'eust ainsi torturee je fus menee en une petite maison, où l'on me mit dedans un lict. Là je senti des douleurs extremes par tous les membres de mon corps, mais . . . . . Le Chancelier m'envoya dire par un messenger, que si je vouloye quitter mes opinions et erreurs, je n'auroy' faute de rien: autrement je seroy remenee en prison obscure: et de là au supplice pour estre bruslee. Je lui manday ceste reponse par le mesme messenger, qu'il n'y avoit si horrible ne si cruelle mort, que je n'aimasse mieux endurer autant qu'on voudroit, que de renoncer une seule fois à la foy donnee à la vraye religion. . . . .

Supplice et fin d'A. A.

### Les Feux.

*Pour du faux justicier couronner l'injustice,  
De gloire le Martyr, on dresse le supplice.  
Quatre Martyrs trembloient au nom mesme du feu:  
Elle leur départit des presents de son Dieu,  
Avec son ame encor elle mena ces ames  
Pour du feu de sa foy vaincre les autres flammes.  
„Où est ton aiguillon ? où est ce grand effort ?  
O Mort ! où est ton bras (disoit-elle à la Mort) ?  
Où est ton front hideux, de quoy tu espouvantes  
Les hures des sangliers, les bestes ravissantes ?  
Mais c'est ta gloire, o Dieu, il n'y a rien de fort  
Que toy, qui sçais tuër la peine avec la mort :  
Voicy les yeux ouverts, voicy son beau visage ;  
Freres, ne tremblez pas ; courage, amis, courage !<sup>14</sup>  
(Elle disoit ainsy) et le feu violent  
Ne brusloit pas encor son cœur en la bruslant ;  
Il court par ses costez, enfin leger il volle  
Porter dedans le Ciel et l'ame et la parole.*

v. 207—280. Or l'autre, avec sa foy, garda aussi le rang  
p. 155. D'un esprit tout Royal, comme Royal le sang.

---

*Prisonniere ça bas, mais Princesse là haut,  
Elle changea son throne empour un eschaffaut,  
Sa chaire de parade en l'infime sellette,  
Son carosse pompeux en l'infame charette,  
Ses perles d'Orient, ses brassards esmaïlléz  
En cordeaux renouëz et en fers tous rouillez.*

---

*Le peuple gemissant portoit part de sa peine,  
En voiant, demi-mort, mourir sa jeune Royne,  
Qui dessus l'eschaffaut se voiant seulement  
Ses gands et son livret pour faire testament,  
Elle arrache ses mains maigres et menuës  
Des cordes avec peine, et de ses deux mains nuës  
F'it présent de ses gands à sa Dame d'atour,  
Puis donna son livret aux gardes de la tour,  
Avec ces mots escrits : „Si l'ame deschargee  
Du fardeau de la terre, au ciel demi changee,  
Prononce verité — — — — —*

v. 243. Hay ton corps pour l'aimer, apprens à le nourrir  
De façon que pour vivre il soit prest de mourir

---



**Crépin.**

Jean Lacels, Jean Adlam, et Nicolas Deleniam Anglois.

*Ces trois hommes furent esmeus et effrayez au combat, mais voyans la constance d'une femme qui les acompagnoit au supplice, receurent telle consolation que la mort ne leur fut rien.*

Il leur print bien d'estre avec Anne Askeve, car iagoit qu'ils fussent hommes douez de grans dons, neantmoins l'exemple d'icelle et ses prieres leur firent avoir meilleur courage. Ils eurent matiere de plus grande consolation en ceste espece de mort si horrible, non seulement de ce qu'ils voyoyent sa constance invincible: mais aussi pour ce qu'ils furent exhortez par elle, ce qui leur osta toute frayeur.

livre 5. fol. 255—257b. Ieane Graye, fille du duc de Suffole.

*Entre toutes les femmes d'Angleterre . . . ceste Jane de Suffole se trouvera avoir esté la perle: non seulement pour les dons et graces singulieres qu'elle avoit, mais sur tout pour sa constance admirable que Dieu lui a donnee, de maintenir etc.*

Cela fait elle se leva sur ses pieds et bailla ses gands et mouchoir à Dame Tynée sa servante, le livre au seigneur Bruge, . . . : puis se voulant despouiller commença à destacher premierement sa grand' robe. Là le bourreau acourut pour lui aider: mais elle le pria de la laisser un peu et se tournant vers deux sienes nobles servantes se laissa desvestir par icelles. Et apres qu'elles lui eurent osté ses ornemens et son atour de teste lui baillerent le bandeau en la main, dont elle se devoit fermer les yeux. Sur cela le bourreau se mettant à genoux, lui requit humblement lui vouloir pardonner . . . . . le bourreau ayant desgainé, lui coupa la teste l'an du Seigneur M. D. L.IV.

*Les paroles dites par ceste noble Dame quant on la menoit au supplice . . . . .*

### Les Feux.

Toujours reigle à la fin de ton vivre le cours,  
Chacun de tes jours tende au dernier de tes jours.  
De qui veut vivre au Ciel l'aise soit la souffrance  
Et le jour de la mort celui de la naissance.“

---

Achevant ces présents, l'executeur vilain,  
Pour la joindre au posteau voulut prendre sa main :  
Ell' eut horreur de rompre encore la modestie  
Qui jusqu'au beau mourir orna sa belle vie ;  
Elle apprehenda moins la mort et le couteau  
Que le salle toucher d'un infame bourreau :  
Elle appelle au secours ses pasles Damoyelles  
Pour descouvrir son col ; ces fillettes nouvelles  
Au funeste mestier, ces piteux instruments  
Sentirent jusqu'au vif leur part de ses tourments.

---

v. 274. *Les mains qui la paroient la parerent encore :*

---

v. 278. *La lame du bourreau de son sang fut mouillée :*

---

v. 281—290. *Le ferme doigt de Dieu tint celui de Bilnee,*  
p. 157. *Qui à sa penultiesme et craintive journee,*  
*Voulut prouver au soir s'il estoit assez fort*  
*Pour endurer le feu instrument de la mort.*  
*Le geolier, sur le soir, en visitant le treuve*  
*Faisant de la chandelle et du doigt son esprouve :*  
*Ce feu lent et petit, d'indicible douleur,*  
*A la premiere fois luy affoiblit le cœur,*  
*Mais après il souffrit brusler à la chandelle*  
*La peau, la chair, les nerfs, les os et la moëlle.*

v. 291—318. *Le vaillant Gardiner me contraint cette fois*  
p. 158. *D'animer — — — — —*  
*Tout son sang escuma, luy reprochant son ayse*  
*En souffrant adorer l'idolle Portugaise.*  
*Au magnifique apprest des nopces d'un grand Roy,*  
*La loy de Dieu luy fit mettre aux pieds toute loy,*  
*Toute crainte et respect, les tourments et sa vie,*  
*Et puis il mit aux pieds et l'idolle et l'hostie*  
*Du Cardinal sacrant : là, entre mille fers,*  
*Il desdaigna le front des portes des Enfers :*

**Crépin.**

Vi comme si tu devois mourir journellement. Mœurs en telle sorte que tousjours tu vives sans jamais mourir. Que la fragile fiance de la vie incertaine jamais ne t'abuse.

livre 2. fol. 98. Thomas Bilnee, . .

On dit ceci, que le jour devant que B. eut esté envoyé au feu, passant la nuit en prieres, ainsi que sa garde dormoit il mit son doigt en la flamme de la chandelle, pour essayer s'il pourroit endurer la violence du feu; mais aussi tost qu'il eut approché son doigt (comme la chair resistoit) il le retira, et commença à reprendre sa chair disant, comment? tu ne peux endurer la brusleure d'un de tes membres, et comment pourras-tu endurer la brusleure de tout ton corps? Et quant et quant mit derechef son doigt en la flamme de la chandelle et endura la douleur du feu.

livre 4. fol. 199b—201. Guillaume Gardiner, en Portugal.

L'excellence de ce martyr. Noces du Roy et Royne de Portugal. Gardiner ne peut souffrir d'idolatrie du Roy et de la Cour. . . . Finalement le Cardinal vint à l'endroit de la Messe, auquel tenant l'oublie en l'une des mains et la remuant sur la platine la contournoit d'un costé et d'autre. Là Gardiner ne pouvant plus souffrir si grande impieté, s'adressa promptement vers le Cardinal; et (qui est la cause presque incroyable) en la presence et veüe du Roy et de



### Les Feux.

*Il vainquit en souffrant les peines les plus dures,  
Les serfs des questions il lassa de tortures :  
Contre sa fermeté reboucha le tourment,  
Le fer contre son cœur d'un ferme diamant ;  
Il avalla trois fois la serviette sanglante :  
Les yeux qui le voioient souffroient peine evidente.  
Il beut plus qu'en humain les inhumanitez,  
Et les supplices lents finement inventez ;  
On le traîne au supplice, on coupe sa main dextre,  
Il la porte en la bouche avecque sa senestre,  
La baise ; l'autre poing luy est coupé soudain,  
Il met la bouche à bas et baise l'autre main :  
Alors il est guindé d'une haute poulie,  
De cent nœuds à cent fois son ame se deslie :  
On brusle ses deux pieds, tant qu'il eut le sentir,  
On cherche sans trouver en luy le repentir.  
La mort à petit feu lui oste son escorce,  
Et lui à petit feu oste à la mort la force.*

v. 330—346. *Dieu poursuivit Satan, et luy fit guerre ouverte*  
p. 159. *Jusqu'en l'Amérique, où ces peuples nouveaux  
Ont esté spectateurs des faits de nos bourreaux.  
Leurs flots ont sceu noier, ont servi de supplices,  
Et leurs rochers hautains prestés leurs précipices.*

---

*Ce n'est en vain que Dieu desploia ses thresors  
Des bestes du Bresil aux solitaires bords,*

---

v. 357—376. *Venot, quatre ans lié, fut en fin six semaines*  
p. 159. *En deux vaisseaux poinctus, continuelles geinnes ;  
Ses deux pieds contremont avoient ployé leurs os ;  
En si rude posture il trouva du repos.  
On vouloit desrober au public et aux veuës  
Une si claire mort, mais Dieu trouva les gruës  
Et les tesmoings d'Irus. Il demandoit à Dieu  
Qu'au bout de tant de maux il peust au beau millieu  
Des peuples l'anoncer, — — — — —*

---

*Dieu l'ouït, l'exauça, et sa peine cachée  
N'eust peu jamais trouver heure mieux recherchée :  
Il fut la belle entrée et spectacle d'un Roy,  
Aiant Paris entier spectateur de sa foy.*

### Crépin.

toute la noblesse de tous les Estats, arracha d'une main le dieu de paste, et marcha soudain dessus: de l'autre il renversa sa platine. Cela estonna tellement toute l'assemblée de prime face que le peuple . . . .

*La gehenne de la serviette usitée en Portugal:* Or non contens encores des remonstrances qu'il leur avoit tenues, au défaut des lettres — — — —, ils adiousterent encores une nouvelle maniere de torture, de laquelle on n'avoit gueres auparavant oui parler et laquelle passe la cruauté des autres tourmens. Ils firent coudre un linge quasi en rondeur, et le luy fourrerent dedans le gosier, puis le firent distiler en l'estomach, estant attaché par le dernier bout avec une petite corde qu'ils tenoyent en la main, puis le retiroyent: ce qu'ils continuerent par plusieurs fois, pour le faire plus languir, et pour lui arracher et ulcerer les parties interieures. Or estant les bourreaux faschez des tortures et cruantez desquelles ils avoyent inhumainement martirizé ce saint personnage, — — — —

livre 7. fol. 399b—404b. *Dieu recueille une eglise au pays du Bresil, partie de l'Amérique Australe,* — — — —

livre 4. fol. 185b. M. Florent Venot.

La constance de F. V., — —, est digne de memoire, car elle a esté mesme en estonnement aux plus grands adversaires de la verité. Il n'y a espece de tourment qu'il n'ait enduré l'espace de quatre ans et neuf jours, qu'il fut destenu prisonnier en la ville de Paris. Entre autres tourmens de la prison, il fut environ six semaines en un lieu où il ne se pouvoit coucher ni estre debout sinon sur le bout des pieds le corps estant courbé. Ceste espece de tourment est appelee par les maistres inventeurs de ce tourment »*la chausse ou botine à l'hippocras*« pour la figure qui est au bas estroite, et grosse en eslargissant. Il n'y a eu criminels au rapport d'eux-mesmes, qui ait peu endurer ce tourment quinze jours

**Les Feux.**

v. 384—390. *Il esveilla celuy sont les discours si beaux*  
p. 160. *Donnerent cœur aux cœurs des quatorze de Meaux,*  
*Qui (en voiant passer la charrette enchainee*  
*En qui la sainte troupe à la mort fut menee)*  
*Quitta là son mestier, vint les voir, s'enquerir,*  
*Puis instruit de leur droict les voulut secourir,*  
*Se fit leur compagnon et en fin il se jette,*  
*Pour mourir avec eux, luy mesme en la charrette.*

v. 427—454. *Les Lyonnais aussi resisterent à Dieu,*  
p. 162. *Lors que deux frères saints se virent au millieu*  
*Des feux estincellans. — — — — —*  
*— — — — —*



### Crépin.

au plus sans estre en danger de mort, ou de transport par rage et alienation de sens. — — — —

Vous pretendez par longs tourmens debilater la force de l'esprit, ou de me faire mourir en la prison: mais vous y perdez temps, car j'espere que Dieu me fera la grace de perseverer jusque à la fin et de benir son saint Nom en ma mort. Quelque temps apres il eut heureuse issue de son souhait voire en ceste saison fort convenable pour manifester aux plus braves de la Cour de France, que la verité de l'Evangile est plus forte et puissante que — — — — —. En ces pompes et festins solennels ordonnez par le Roy, apres son entree en<sup>e</sup> la ville de Paris, — — — — —, fut produit pour estre sacrifié. Et pour lui faire plus grand opprobre, ou pour l'intimider on le fit spectateur de la mort des autres martyrs du Seigneur, qui ce jour-là endurent la mort en divers lieux en la dite ville de Paris. Et combien que ce personnage eust la langue coupee: neantmoins — — — — —.

Il fut donc executé le dernier estant fort travaillé de corps: et fut bruslé vif en la place Maubert environ les 2 heures apres midi le neuvieme de juillet du dit an 1549.

livre 4. fol. 170—172b. *De ceux de la ville de Meaux: et de quatorze martyrs executez en icelle.* Cependant avint un acte notable par une grande providence de Dieu, qui resjouit et consola merveilleusement ces pauvres patiens oppressez de fascherie et travail tant d'esprit et de corps. Comment ils passoyent par la forest Livry, laquelle est à trois lieuës de Paris, se presenta à eux un homme d'un petit village voisin — — —, tisserand de toile de son metier: lequel commença à suivre les chariots exhortant tous à perseverer en la confession de la verité. Prenez courage, disoit-il, — — — — — et sans autre inquisition le lierent et le garrotterent, puis le jetterent dedans le chariot des plus criminels. — — car cet homme tout frais en son ardeur leur servit de rafraichissement et nouveau secours etc.

livre 4. fol. 201—231b. *Martial Alba, Pierre Escrivain, Bernhard Seguin, Charles Facre, Pierre Navihere:* — — lesquels furent constituez prisonniers en la ville de Lyon, le premier jour du mois de May, M. D. L II. — — —, apres avoir receu

### Les Feux.

*Un grand feu fut pour eux aux Terreaux préparé;*  
-----

*Ces deux frères prioient, quand* — — — — —

v. 455—462. *Autres cinq de Lyon, liez de mesmes nœuds,*  
p. 162. *Ne furent poinct dissouts par les fers et les feux:*  
-----

v. 469--514. *Heureuse Graveron, qui ne sceut ton courage?*  
p. 163. *Qui ne cogneut ton cœur non plus que ton voiage?*  
*L'hommage fut à Dieu qu'en vain tu apprestois*  
*A un vain Cardinal, ce fut, au Roy des Rois,*  
-----

*Sa soeur la trouve en pleurs finissant sa priere,*  
-----  
*Son visage luisit de nouvelle beauté*  
*Quand l'arrest lui fut leu: le bourreau présenté,*  
*Deux qui l'accompagnoient furent pressez de tendre*  
*Leurs langues au couteau; — — — — —*

v. 526—542. *Il falloît que la terre aussy fust leur bourelle.*  
p. 164. -----  
*Je veux tirer à part la constante Marie,*  
*Qui voiant en mespris le tombeau de sa vie*  
*Et la terre, et le coffre, et les barres de fer*  
*Où elle allait le corps, et non l'ame estouffer)*  
-----

### Crépin.

sentence, — — —, laquelle estoit en somme d'estre menez au lieu des Terreaux, et là estre bruslez vifs iusque à y faire par le feu entiere consommation de leurs corps. Le dernier supplice.

livre 7. fol. 431 b. *Philippe de Luns*, damoiselle de *Graveron* en *Perigueux*.

Quant le lieutenant la voulut renvoyer, elle luy fit ceste requeste: Monsieur, vous m'avez osté ma sœur, et avez commandé que je fusse enfermee seule: ie voy bien que ma mort approche; — — — c'est à present, je vous prie m'ottroyer que i'aie une Bible ou un nouveau testament pour me conforter. (Clinet, et Gravelle ses compagnons ont baillé leurs langues au couteau) la Damoiselle estant requise de bailler sa langue, le fit alaigrement, disant ces paroles, puis que je ne plains mon corps plaindroy-je ma langue? Non, non. Tous trois estant ainsi acoustrez partirent du Palais. — — —. La Damoiselle sembloit encores les surmonter en constance, car elle n'estoit aucunement changee de visage: mais assise dessus le tombereau monstroit une face vermeille, voire d'une excellente beauté. Elle avoit au paravant pleuré son mari, et portoit le dueil habillée de linges — — — — —, mais alors avoit posé tous ses habillements de vefvage et reprins le chaperon de velour et autres acoutremens de joye, comme pour recevoir ceste heureux triomphe et estre jointe à son epoux Jésus Christ. Estant arrivez à la place Maubert, lieu de leur mort, avec ceste constance ils furent ars et bruslez: Clinet et Gravelle vifs, la Damoiselle estranglee apres avoir esté flamboyée aux pieds et au visage.

livre 3. fol. 161 b. *Marion*, femme d'*Adrian*, cousturier de *Tournay*. Estant venue sur l'eschaffaut, et ayant aperceu la terre. le coffre et les preparatives, tant s'en fallut qu'elle s'estonnast de ce cruel apareil, — — —. Quand M. fut estendue dans ce coffre, les trois barres la serrant estroitement, — —. En ce tourment cruel, la vertueuse femme fut suffoquee et couverte de terre. et ainsi finit son martyre.



## Les Feux

c. 543—612. *Entre ceux dont l'esprit peut être traversé*  
p. 165. *De l'espoir du futur, du loyer du passé,*  
*Du Bourg aura ce rang; son cœur pareil à l'âge,*  
*A sa condition l'honneur de son courage,*  
*Son esprit indompté au Seigneur des Seigneurs*  
*Sacrifia son corps, sa vie et ses honneurs.*

---

*En allant à la mort, tout plein d'autorité,*  
*Il prononça ces mots: „— — — — —*

---

*„Mais ce pleur vous tourmente et vous est inutile,*  
*Et ce pleur n'est qu'un pleur d'un traistre crocodile.*

---

*Du Bourg près de la mort, sans qu'un visage blesme*  
*L'habillast en vaincu, se devestit soy mesme*  
*La robbe, en s'escriant: „Cessez vos bruslements,*  
*Cessez, o Senateurs! tirez de mes tourments*  
*Ce profit, le dernier, de changer de courage*  
*En repentance à Dieu.“ Puis tournant son visage*  
*Au peuple dit: „Amis, meurtrier je ne suis point:*  
*C'est pour Dieu l'immortel que je meurs en ce poinct.“*  
*Puis comme on l'eslevoit, attendant que son ame*  
*Laissast son corps heureux au licol, à la flamme:*  
*„Mon Dieu, vray Juge et Pere, au milieu du trespas*  
*Je ne t'ay point laissé, ne m'abandonne pas:*  
*Tout puissant de ta force assiste ma foiblesse:*  
*Ne me laisse, Seigneur, de peur que je te laisse.“*

---

v. 623—720. *Mais Dieu voulut encor à sa gloire immortelle*  
p. 167. *Prescher dans l'Italie et en Rome infidelle,*

---

*Vous avez veu du cœur, voulez vous de l'adresse,*  
*Et voir le fin Satan vaincu par la finesse?*  
*Montalchine, l'honneur de Lombardie, il faut*  
*Qu'en ce lieu je l'esleve un plus brave eschafaut*  
*Que celui sur lequel, aux portes du grand temple,*  
*Tu fus martyr de Dieu et des martyrs l'exemple.*  
*L'Antechrist descourrant — — — — —*

---

*Resolut de cacher ses meurtres desormais*  
*De la secrette nuit sous les voiles espais.*

Crépin.

livre 7. fol. 467b—475b. *Anne Du Bourg, Conseiller au parlement de Paris.*

*Le dernier combat et notable issue de M. Du Bourg.*

De la remonstrance qu'il fit à ses juges.

Admonition digne que tous Juges et Magistrats entendent. Pourquoy le glaive donné aux Magistrats. — Ayant encores repris son propos par une grande vehemence, jusques à faire larmoyer ses Iuges, leur disoit qu'ils l'avoient fait mourir pour n'avoir voulu reconoistre iustice, — — —. Et apres avoir continué longuement ce discours, il dit pour conclusion, Cessez, cessez vos bruslements, et retournez au Seigneur en amendement de vie, afin que vos pechez soient effacez: que le meschant deslaisse sa voye et ses pensees perverses, et qu'il se retourne au Seigneur, il aura pitié de lui. Vivez donc, et meditez en icelui, ô Senateurs, et moy je m'en vay à la mort. Ainsi fut mené lié en la maniere acoustumee, dedans une charrette, à la place nommee S. Jean en Greve, — — —, monstrant toujours un visage asseuré, iusque mesme à despouiller (estant venu au lieu du supplice) lui mesme ses habillemens: et estant nud iettant de grands soupirs, O Dieu, disoit-il au peuple, mes amis, je ne suis point ici comme un larron ou meurtrier: mais c'est pour l'Evangile. Et comme on l'eslevoit en l'air, disoit souvent, Mon Dieu, ne m'abandonne point, afin que je ne t'abandonne: iusques à ce qu'il fut executé, pendu et estranglé, sans sentir le feu, ceste grace lui ayant esté faite par ses Iuges. Ainsi il scella de son propre sang ce qu'il avoit signé de sa main, comme il avoit protesté par sa confession.

livre 5. fol. 264b. Iean Molle, et un Tisseran de Peruse.

Jean Molle estoit natif de *Montalcin*, ville assize au territoire de Siene. . . . .

Ainsi donc le cinquiesme jour de septembre de l'an M. D. L. III, il fut mené avec plusieurs autres paravant emprisonnez pour le fait de la Religion, au temple qu'ils appellent *Santa Maria di Minerva*, afin que ceux qui ne voudroyent abjurer fussent condamnez sur le champ et envoyez au feu.

Estant escheu à Jean de parler à son tour, il demanda congé de dire ouvertement ce qu'il avoit en pensee: ce qui lui fut octroyé. Lors entamant le propos il repeta et conferma par vives raisons, proposees d'une grande vehemence

**Les Feux.**

---

*Ce vieil soldat de Chirst feignit un repentir,  
Faict ses juges venir, et après la sentence  
Leur promet d'annoncer entiere repentance  
De ses fausses erreurs et que publicquement  
Il se desisteroit de ce que fausement  
Il avoit enseigné: on assura sa vie,  
Et sa promesse fut de promesses suivie.*

---

*Et Montalchine fut conduit pour se desdire  
Sur l'eschaffaut dressé: là du peuple il fut veu  
En chemise, tenant deux grands torches de feu:*

---

*(Son discours).*

*v. 717. Les peuples tous esmeus commançoient à troubler:  
Il jette gayement ses deux torches en l'air,  
Demande les liens, et cette ame ordonnee  
Pour l'estouffer de nuict triomphe de journee.*

*v. 719—788. Vous, Gastine et Croquet, sortez de vos tombeaux:  
p. 170. Icy je planteray vos chefs luisants et beaux:  
Au milieu de vous deux je logeray l'enfance  
De vostre commun fils, beau mirouer de constance.*

---

---

---

*v. 888—890. Et Le Brun, Dauphinois, doctement avisé,  
p. 175. Quand il eut sa sentence avec plaisir ouië,  
Respondit qu'on l'avoit condamné à la vie.*

*v. 1323—1350. Quand la guerre, la peste et la faim s'approchoient,  
p. 188. Les trompettes d'Enfer plus eschauffez preschoient  
Les armes, les fagots, et, pour appaiser l'ire  
Du Ciel, on presentoit un fidelle au martyre:*

---

*Vous deschirez encor et les noms et les vies  
Des inhumanitez et mesmes calomnies  
Que Rome la payenne infidelle inventa,  
Lors que le fils de Dieu sa banniere y planta.*



### Crépin.

et ardeur d'esprit tout ce qu'il avoit paravant enseigné et pressé en divers lieux touchant les articles pour lesquels il estoit accusé d'heresie: comme du Peché Original, de la Justification de la foy, des bonnes œuvres, etc. . . . En temoignage de ces choses, reprenez maintenant ceste chandelle que vous m'avez baillée. Quoy disant il jetta par terre le plus loin qu'il peut, et d'un visage courroucé, la chandelle allumée, qu'il tenoit en la main.

livre 10. fol. 701. Nicolas Croquet, Philippe et Richard de Gastines, pere et fils, marchans de la ville de Paris. (Des actions particulieres durant leur emprisonnement, combien que la Cour de Parlement se soit fort gardée d'en publier quelque chose, si est-ce qu'elle a assez manifesté par sentence et arrest, les raisons pour lesquelles on les a fait mourir:

livre 3. fol. 117. Estienne Brun, Dauphinois. Au mois de Juin de ceste mesme année, Estienne estant mené devant les Juges pour ouïr sentence de mort, les aborda en ceste sorte, disant, Pouvres gens que pensez-vous faire? vous me voulez condamner à la mort: vous vous trompez, ce sera à la vie.

livre 6. fol. 474—478. (édit. d. 1570)!

*Touchant la persecution de l'Eglise des fideles à Paris.*

Cependant le bruit couroit par tout de ceste prise: et propos divers se tenoient de ça et de là, touchant ce qui s'estoit fait à l'assemblée et la commune opinion estoit, qu'on s'estoit à l'assemblée pour faire un banquet, et puis paillarder pesle mesle les chandelles esteintes.

idem. fol. 477.

### **Les Feux.**

*Nous sommes des premiers images veritables :  
Imprudents vous prenez des Nerons les vocables.  
Encontre ces Chrestiens tout s'esmeut par un bruit  
Qu'ils mangeoient les enfants, qu'ils s'assembloient la nuict  
Pour tuër la chandelle et faire des meslanges  
D'inceste, d'adultere et des crimes estranges.  
Ils voioient tous les jours ces Chrestiens accusez  
Ne chercher que l'horreur des grands feux embrasez,  
Et Cyprian disoit: „Les personnes charnelles  
Qui aiment leurs plaisirs, cherchent-ils des fins telles ?  
Comment pourroit la mort loger dans les desirs  
De ceux qui ont pour Dieu la chair et les plaisirs ?“*

---

**Crépin.**

fol. 477b. Justin Martyr, *au Dialogue qu'il a fait avec Tryphon contre les Juifs.*

*Car, qui est celui qui estant voluptueux et charnel, aille ioyusement à la mort, par laquelle il perd toutes ses commoditez et plaisirs?*

Saint Cyprien au premier Traitté contre Demetrian.

Tu dis que plusieurs se plaignans, estiment que les guerres qui s'esmeuvent souvent, les pestes, les famines, les longues pluyes adviennent à cause de nous, et que tous les maux dont le monde est troublé, nous doivent estre imputez, d'autantque nous ne servons point à leur dieux: or qu'ils sachent au contraire que, *c'est pourautant que Dieu n'est point servy par eux.*



*Livre cinquième.*<sup>1)</sup>

**Les Fers.**

v. 561—575.	p. 208.
v. 587—594.	p. 209.
v. 607—650.	p. 210.
v. 651—666.	p. 211.
v. 689—693.	p. 212.
v. 702.	p. 213.
v. 768—890.	p. 214.
v. 893—903.	p. 218.
v. 924.	p. 219.
v. 1061—1064.	p. 223.
v. 1064—1074.	p. 223.
v. 1075—1082.	p. 223.
v. 1083—1094.	p. 224.
v. 1095—1100.	p. 224.
v. 1101—1108.	p. 224.
v. 1109.	p. 225.
v. 1110.	p. 225.
v. 1111—1112.	p. 225.
v. 1027—1150.	p. 225.

*Livre sixième.*

**Vengeances.**

v. 516—536.	p. 254.	<i>Neron.</i>
v. 537—552.	p. 255.	<i>Domitian.</i>
v. 553—564.	p. 255.	<i>Adrian.</i>
v. 565—586.	p. 256.	<i>Severe, Herminian, Valerian, Saporez.</i>
v. 597—646.	p. 257.	<i>Aurelian, Diocletian, Maximian, Maximin.</i>
v. 647—650.	p. 258.	<i>Julian.</i>
(v. 506—650.)		

---

<sup>1)</sup> Nous n'avons pas parlé du chant cinquième pour lequel les rapprochements, comme on le voit, sont encore possibles. Mais les emprunts, si emprunts il y a, étant moins fidèles et moins fréquents, et l'élément historique qui prédomine dans *les Fers* nous semblant devoir remonter à des sources plus directes, nous nous sommes bornés ici à des renvois.

Crépin.

- livre 8. fol. 557—561.
- livre 8. fol. 583—584b.
- livre 8. fol. 592—594b.
- livre 10. fol. 712—716.
- livre 3. fol. 133—146.
- livre 2. fol. 71 b.
- livre 10. fol. 703b—708 b.
- livre 10. fol. 707 b.
- livre 10. fol. 706.
- livre 10. fol. 708b--709 b.
- livre 10. fol. 712b—716.
- livre 10. fol. 717—719 b.
- livre 10. fol. 718 b.
- livre 10. fol. 709b—712; 720—722.
- livre 10. fol. 722.
- livre 10. fol. 589—591.
- livre 8. fol. 594 b.
- livre 10. fol. 722b—724 b.
- livre 10. fol. 716.

Crépin.

- livre 1. fol. 9. *Persecution de l'Eglise chrestienne sous Neron.*
- livre 1. fol. 9 b. *Seconde persecution de l'Eglise sous Domitian.*
- livre 1. fol. 10—14. *La quatrieme persecution sous Adrian Antonin, . . . . .*
- livre 1. fol. 13. *Cinquieme persecution sous Severus.*
- livre 1. fol. 14. *Neuvieme persecution sous Aurelian.*  
*La neuvieme et longue persecution sous Diocletian, Maximian et Maximin.*
- livre 1. fol. 15—17 b.
- livre 1. fol. 27 b—31 b. *Discours des jugemens de Dieu sur quelques persecuteurs de l'Eglise primitive chrestienne.*

### Vengeances.

- v. 767—777. *Archeresque Arondel, qui en la Cantorbrie*  
p. 262. *Voulus tarir le cours des paroles de vie.*  
*Ton sein encontre Dieu enflé d'orgueil souffla,*  
*Ta langue blasphémante encontre toi s'enfla :*  
*Et lors qu'à verité le chemin elle bousche,*  
*Au pain elle ferma le chemin et la bouche.*  
*Tu fermois le passage au subtil vent de Dieu :*  
*Le vent de Dieu passa, le tien n'eut point de lieu.*  
*Au ravisseur de vie à ce point fut ravie,*  
*Par l'instrument de vivre et l'une et l'autre vie :*  
*L'Eglise il affama, Dieu luy osta le pain.*
- v. 779—786. *L'affamé qui voulut saouler sa brute rage*  
p. 262. *Du nez d'un bon pasteur, l'arracher du visage,*  
*Le casser de ses dents et l'avaller après,*  
*Fut puni comme il faut : car il sortit exprés*  
*Des bois les plus secrets un loup qui du visage*  
*Luy arrache le nez et luy cracha la rage :*  
*Il fut seul qui sentit la vengeance et le coup*  
*Et qui seul irrita la fureur de ce loup.*
- v. 799—801. *Le stupide Mesnier, ministre d'injustice,*  
p. 262. *Tout pareil en desirs sentit pareil supplice,*  
*Supplice remarquable.*
- v. 819—836. *Qui veut sçavoir comment la vengeance divine*  
p. 263. *A bien sçeu où dormoit d'Herode la vermine*  
*Pour en persecuter les vers persecuteurs,*  
*Qu'il voye le tableau d'un des Inquisiteurs*  
*De Merindol en feu. Sa barbarie extreme*  
*Fut en horreur aux Roys, aux persecuteurs mesme.*  
*Il fut bannis ; les vers suivirent son exil,*  
*Et ne peut inventer, cet inventeur subtil,*  
*Armes pour empescher cette petite armee*  
*D'empoisonner tout l'air de puante fumee.*



Crépin.

livre 2. fol. 75. *La mort estrange de T. Arondel. Archesque de Cantorbie.*

Durant ce temps cest Archevesque Thomas Arondel mourut l'an 1415, (selon que recite Thomas de Gascongne en son dictionnaire Theologique) d'une estrange et horrible mort. La langue lui devint si enflee et grosse, qu'elle lui remplissoit toute la bouche: de maniere que quelques jours avant sa mort il ne pouvoit rien avaler ne mesme parler: et mourut comme affamé en grand desespoir. Plusieurs disoient en Angleterre que c'estoit à cause qu'en son temps il avoit lié la parole de Dieu, et par grandes cruautez empesché le cours d'icelle: . .

livre 8. fol. 532b. *Histoire des persecutions d'Angrongne.*

Il avint de ce temps-la qu'un homme de Briqueras, nommé Jean Martin Trombaut: lequel se vançoit par tout qu'il couperoit le nez au Ministre d'Angrongne, fut bien tost apres assailli d'un loup enragé qui lui mangea le nez, et puis il mourut enragé. On n'a point entendu que le loup ait jamais fait autre mal ne dommage. Cela fut connu par tout le pays circonvoisin.

livre 4. fol. 183b. Menier eschappé des hommes tombe ès mains de Dieu:

Or ce Menier qui sembloit verdoyer en toute prosperité, fut tantost apres arraché, estant saisi d'un flux de sang, qui lui esmeut les parties honteuses et lui engendra une carnosité et retention d'urine: et mourut avec cris et despitemens horribles, sentant un feu qui le brusloit depuis le nombril iusques en haut, avec extreme infection de ses parties basses.

livre 3. fol. 142. *Tourmens horribles en la mort de Jean de Roma.*

On sçait assez de quel rage il affligeoit les povres chrestiens. Une des peines de laquelle il s'avisa pour tourmenter ces povres gens de Provence, estoit d'emplir des botines de graisse chaude, et de les faire chausser à ceux qu'il vouloit tourmenter. Dont le feu roy François estant averti, commanda par lettres patentes envoyees au Parlement de Provence, qu'en toute diligence on l'apprehendast: — — — — mais de Roma, — — — —, se retira de bonne heure à Avignon, — —. Puis apres tomba malade d'une maladie espouvantable et

### Vengeances.

*Ce chasseur dechassa ses compagnons au loing,  
Si qu'un seul d'enterrer ce demi mort eut soing,  
Luy jetta un crochet et entraigna le reste,  
Des Diabes et des vers allumettes de peste,  
En un trou : la terre eut horreur de l'estouffer,*

---

---

v. 837—840. *Du Prat fut le gibier des mesmes animaux :*  
p. 264. *Le ver qui l'esveilloit, qui luy contoit ses maux,  
Le ver qui de longtemps pecquoit sa conscience  
Produisit tant de vers qu'ils percerent sa panse.*

v. 848—858. *L'Aubespain, qui premier, d'une ambition folle,*  
p. 264. *Cuida fermer le cours à la vive parole,  
Et qui bridant les dents par des baillons de bois,  
Aux mourans refusa le soulas de la voix.  
Voyant en ses costez cette petite armee  
Grouiller, l'ire de Dieu en son corps animee  
Choisit pour ses parrains les ongles de la faim.  
Lié par ses amis de l'une et l'autre main,  
Comme il grinçoit les dents contre la nourriture,  
Ses amis d'un baillon en firent ouverture ;  
Mais avec les coulis dans sa gorge coula  
Un gros amas de vers qui à coup l'estrangla.  
Le celeste courroux luy parut au visage.  
Nul pour le deslier n'eust assez de courage :  
Chacun trembla d'horreur, et chacun estonné  
Quitta ce baillonneur et mort et baillonné.*

### Crépin.

inconnue aux Medecins. Horribles douleurs le saisirent: et ni avoit fomentations ni onctions qui peussent servir pour lui donner repos: et qui plus est, il n'y avoit personne qui sceust demeurer pres de lui. Il fut mené à l'hospital, et recommandé d'estre bien traité: mais nul n'osoit approcher de lui, pour l'infection et puanteur qui sortoit des plaies pourries de son corps. — — — —. Et ainsi cest homicide et blasphemateur, ayant affligé plusieurs fideles par tourmens nouveaux, pour la fin de ses cruantez il receut confusion horrible: afin qu'il fust à tous persecuteurs exemple du iugement de Dieu, et de la vengeance qu'il fera du sang espandu à tort et sans raison.

livre 7. fol. 423b. *Declaration de plusieurs iugemens de Dieu*: Il y a auparavant autres exemples memorables du iugement de Dieu, comme de la mort du Chancelier et Legat du Prat, qui fut le premier qui defera au Parlement la conoissance des heresies, et qui donna les premieres commissions pour faire mourir les fideles. Car il mourut en la maison de Nantouillet iurant et despitant Dieu et fut trouvé son estomach percé et rongé de vers.

livre 7. fol. 494. *Notables jugemens de Dieu sur certains persecuteurs et apostats.*

— — entre autres iuges de ces Martyrs, Laubespain Conseiller au Parlement de Grenoble, — — — —. Quant à L., peu apres ces executions, estant devenu amoureux d'une Damoiselle — — — —. Estant mesprisé d'elle, il s'anonchalit tellement, que ne tenant compte de sa propre personne il fut accueilli de poux qui prinrent telle place en lui qu'on ne les en peut jamais chasser. Car ils croissoyent sur lui et sortoyent de toutes les parties de son corps, comme l'on voit sortir la vermine d'une charongne pourrie. — — — — et pour abreger ses iours conclud de se laisser mourir de faim, ioint que les poux le tenoyent de si court à la gorge, qu'ils sembloient le vouloir estrangler. Ceux qui voyoyent ce piteux spectacle furent grandement esmeus et de compassion qu'ils en avoyent conclurent de le faire manger voulust-il ou non: et pour lui faire prendre des coulis et pressis, d'autant qu'il y resistoit de sa force ils lui lierent les bras, et le baillonnerent d'un baston pour tenir sa bouche ouverte,



### Vengeances.

*c.* 887—894. *Pour un peché pareil, mesme peine evidente*  
*p.* 265. *Brusla Pont-cher, l'ardent chef de la Chambre ardente.*  
*L'ardeur de cettuy cy se vid venir à l'œil.*  
*La mort entre le cœur et le bout de l'orteil*  
*Fit sept divers logis, et comme par tranchees*  
*Partage l'assiegé, ses deux jambes haschees*  
*Et les cuisses apres servirent de sept forts ;*  
*En repoussant la mort il endura sept morts.*

*v.* 895—902. *L'Evesque Castelan, qui d'une froideur lente*  
*p.* 265. *Cachoit un cœur bruslant de haine violente,*  
*Qui sans colere usoit de flammes et de fer,*  
*Qui pour dix mille morts n'eust daigné s'eschauffer,*  
*Ce fier doux en propos, cet humble de col roide*  
*Jugeoit au feu si chaud d'une façon si froide :*  
*L'une moitié de luy se glaça de froideur,*  
*L'autre moitié funa d'une mortelle ardeur.*

*v.* 941—946. *Le Rhosne en a sonné, alors qu'en hurlements*  
*p.* 267. *Renialme et Revet desgorgeoient leurs tourments.*  
*„J'ai (dît l'un) condamné le sang et l'innocence.“*

---

*v.* 973. *Le Cardinal Polus, plein des mesmes Desmons,*  
*p.* 268.

*v.* 1019—1033. *Je me haste — — — — —*  
*p.* 269. *D'Olivier Chancelier le tableau et l'exemple :*  
*Cettuy cy visité du Cardinal sans pair,*  
*— — — — —*  
*— — — — —*  
*S'escria de deux voix : „O Cardinal maudit,*

**Crépin.**

pendant qu'on lui mettoit la viande dedans. Estant ainsi baillonné il mourut comme une beste enragee de l'abondance des poux qui entrerent iusques en sa gorge. Et disoit-on, mesme entre ceux de la Religion Romaine, que du mesme tourment qu'il avoit inventé contre les Ministres de Valence, les envoyant baillonnez au supplice, il avoit esté puni par un iuste iugement de Dieu.

livre 7. fol. 423b. Avez vous jamais entendu, comme feu Poncher Archevesque de Tours, poursuyvant l'erection d'une Chambre ardente, fut bruslé du feu de Dieu, qui lui commença au talon: et se faisant couper un membre apres l'autre, mourut miserablement, sans qu'on peust jamais trouver la cause?

livre 7. fol. 423b. Comme Castellanus s'estant enrichi par l'Evangile et ayant rejetté la pure doctrine pour retourner à son vomissement, voulant persecuter la ville d'Orleans, fut touché en la chaire du doigt de Dieu et d'une maladie inconnue aux médecins, bruslant la moitié de corps, et l'autre froide comme glace, mourut avec cris et gemissemens espouvantables.

livre 7. fol. 454b. Renialme. Iceluy en cas semblable ayant iugé à mort quelques povres innocens, receut aussi soudain une horrible sentence de Dieu au mesme lieu: de sorte qu'il fut mené à demi desesperé à sa maison, où tost apres mourut, criant et lamentant qu'il avoit iugé le sang innocent.

livre 7. fol. 423b. Le Cardinal Polus Anglois — — — — — mourut incontinent apres Marie en la mesme sepmaine, de regret, d'apprehension et espouventemens horribles qui l'accompagnerent en la mort.

livre 8. fol. 517. Durant ce temps le Chancelier de France, François Olivier — — — fut saisi d'une grosse maladie: durant laquelle il iettoit de grans soupirs sans cesse et affligeoit sa personne en façon fort estrange et espouvantable. Il fut en ce tourment visité par le Cardinal de Lorraine, lequel

### Vengeances.

*Tu nous fais tous damner !<sup>a</sup> Et à cette parole  
Cette peste s'en va et cette ame s'envolle.*

*c. 1034—1064. Cette force inconnuë et ces bonds violents  
p. 269. Eurent mesme moteur que ces grands mouvements  
Que sent encor la France ou que ceux qui parurent,  
Quand dans ce Cardinal tous les Diables moururent:*

---

*L'air noirci de Demons ainsy que de nuages  
Creva des quatre parts d'impetueux orages :  
Les vents, les postillons de l'ire du grand Dieu  
Troublez de cet esprit retroublèrent tout lieu :  
Les deluges espaiz des larmes de la France  
Rendirent l'air tout eau de leur noire abondance.  
Cet esprit boute-feu, au bondir de ces lieux,  
De foudres et d'esclairs mit le feu dans les Cieux.*

*c. 1115—1120. De Lizet l'orgueilleux la rude ignominie,  
p. 272. De luy, de son Simon la mortelle manie,  
La lepre de Romma et celle qu'un plus grand  
Pour les siens et pour soy perpetuelle prend ;  
Le despoir des Morins, dont l'un à mort se blesse,  
Les foyers de Ruzé et de Faye l'Espesse.*

*Note:* Ayant l'intention de publier ailleurs les textes complets nous avons cru pouvoir nous dispenser ici des variantes qui ont servi à établir le texte critique des *Feux* et des *Vengeances*.



### Crépin.

s'estant esloigné de lui, ce Chancelier s'escria, disant: „Ha! Cardinal, tu nous fais tous damner.“

livre 12. fol. 754b. *Mort du Cardinal de Lorraine*: Tost apres et sur la fin de ceste annee, Charles Cardinal de Lorraine, l'un des principaux de la maison de Guise, cauteleux et cruel persecuteur des Eglises, des plusieurs annees auparavant, et l'un des premiers conseillers et promoteur des guerres civiles et massacres en France, et d'infinies confusions ailleurs, — — —, tomba malade et mourut frenetique et insensé dedans Avignon, où à l'heure de son trespas survint une tempeste en l'air si horrible que tous en estoient esperdus. Le peuple tout ravi, confessoit que cest orage extraordinaire en une ville Papale, — —, ne signifioit chose qui ne fust remarquable, et pensant au Cardinal, chacun disoit que ce sage mondain recevoit en la vigueur de son aage et au plus fort de ses desseins le loyer de ses deportemens — —; bref qu'une si mechante ame ne devoit pas sortir par une bonne et paisible porte.

livre 7. fol. 423 b—424. *Iean Rusé* Conseiller au Parlement — —, fut pris du feu au petit ventre, et à peine fut conduit en sa maison que le feu se print à ses parties secretes: dont miserablement il mourut, bruslant par tout le ventre, sans monstrier aucun signe de reconoistre Dieu.

*Pierre Liset*, premier President en la dite Cour, auteur de la chambre ardente, fut desposé de son estat pour estre conu privé de son bon sens, Dieu lui ayant osté l'entendement.

*Iean Morin*, Lieutenant criminel de la Prevosté de Paris, — — —, fut finalement frappé des loups aux iambes, dont ayant perdu l'usage mourut aliéné de son sens, apres plusieurs jours avoir renié et blasphemé Dieu. — — L'inquisiteur de Roma en Provence, tomba à lopins si puant que nul ne pouvoit approcher de lui.

**Bibliographie :**

- Eug. Reuume et F. de Caussade*: Oeuvres complètes de Théodore Agrippa d'Aubigné. Paris, Lemerre, 1873—1892. 6 vol.
- H. Bourgin, L. Foulet, A. Garnier, Cl.-E. Maitre, A. Vacher*: Les Tragiques, Livre premier: Miseres. Paris, Armand Colin & C<sup>ie</sup>, 1896.
- H. Warnery*: Un soldat-poète au XVI<sup>e</sup> siècle. Bibliothèque Universelle. Novembre 1897. N<sup>o</sup> 23.
- J. Trénel*: L'élément biblique dans l'œuvre poétique d'Agrippa d'Aubigné. Paris, Librairie Léopold Cerf, 1904.
- Wilhelm Winker*: Théodore Agrippa d'Aubigné der Dichter. Diss Leipzig, 1906.
- J. Viénot*: Un humoriste du XVI<sup>e</sup> siècle. Agrippa d'Aubigné. Revue Chrétienne. 1<sup>er</sup> novembre 1906.

Bâle.

Ch. de Roche.

# La poésie religieuse patoise dans le Jura bernois catholique.

(Noëls. — Chants de fêtes religieuses. — Complaintes.)

Par

Arthur Rossat.

---

**Introduction.** La littérature patoise du Jura bernois catholique (Vallée de Delémont, Ajoie ou Pays de Porrentruy, et Franches-Montagnes), nous offre une très grande variété de poésies populaires, dont la plupart sont fort anciennes et se rencontrent, plus ou moins remaniées, dans le romancéro populaire des diverses provinces de France. Nous avons là une image fidèle des mœurs, des habitudes et du caractère parfois naïf et bonhomme, souvent finement observateur, toujours malin et gouailleur de ce peuple si éminemment français par sa bonne humeur et sa gaieté.

Bien que, malheureusement, on ait commencé beaucoup trop tard à recueillir les trésors épars que la tradition orale avait conservés, les recherches que j'ai entreprises dès 1894 m'ont cependant fourni un matériel intéressant et varié, et j'ai eu la chance de faire parfois de fort jolies découvertes: chansons d'amour, pastorales, rondes et danses, berceuses, chants à boire, chansons satiriques, etc. Parmi tous ces genres, les poésies religieuses (noëls, chants de fêtes, complaintes) ne sont pas les moins abondamment représentées. Il m'a donc semblé qu'un travail qui réunirait et classerait en un tout harmonique ces chansons religieuses, pourrait intéresser les philologues et les folkloristes. C'est dans ce but que j'ai entrepris cette étude sur la *poésie religieuse patoise dans le Jura bernois catholique*. Je ne citerai que des chants que j'ai moi-même recoltés; il m'eût été facile d'allonger ma liste en reproduisant toutes sortes de chants religieux français et patois publiés dans les almanachs ou les suppléments littéraires des journaux du pays, mais ce n'eût plus été un travail original, et cela m'aurait conduit trop loin.



Je donne d'abord les noëls, ensuite toutes les poésies inspirées par une idée religieuse ou une fête: Nouvel-an, Rois, Carnaval, mois de Mai, etc.; enfin quelques complaintes.

Comme je l'ai dit ci-dessus, ces chants se retrouvent presque tous, avec plus ou moins de variantes, dans d'autres parties de la France, surtout dans la Franche-Comté; car, ne l'oublions pas, au point de vue du patois, le Jura bernois appartient non à la Suisse romande, mais à la France bourguignonne.

On ne m'en voudra pas de ne pas donner ici la liste des nombreuses publications spéciales sur la chanson populaire dans les diverses provinces françaises. — Quant aux auteurs jurassiens bernois qui se sont occupés de la poésie religieuse, on peut citer feu M. *Maximilien Kohler*, qui, dans son *Etude littéraire sur quelques poésies en patois de l'ancien Erêché de Bâle*.<sup>1)</sup> (p. 5—9) nous donne, malheureusement pas *in-extenso*, quelques noëls et chants de fêtes; puis M. *l'abbé Daucourt*, qui a publié dans les *Archives Suisses des Traditions populaires*<sup>2)</sup> une douzaine de noëls français et patois. — Moi-même, j'ai fait paraître dans ces mêmes *Archives* (Vol. III—VII) toute une collection de *Chants patois jurassiens*, dont les quinze premiers numéros sont des chants religieux.

C'est dire qu'une partie du présent travail a déjà été publiée. Je la reproduis tout de même, d'autant plus qu'ainsi l'occasion m'est fournie de corriger quelques fautes d'impression et de transcription phonétique de ma première publication. — Par contre, le plus grand nombre des chants religieux imprimés dans ce travail sont complètement inédits.

On remarquera tout de suite combien le texte de ces chants religieux a souvent été altéré et contaminé par la tradition orale; quelques-unes de ces altérations sont vraiment typiques. Mais n'est-ce pas justement un phénomène curieux et intéressant pour le folkloriste que de se rendre compte des changements, des contaminations, des méprises et des mutilations que le peuple fait subir à un texte primitif?

Je répéterai ici le système de transcription phonétique que j'ai déjà expliqué dans *Archives* III p. 257—258.

a) *Voyelles*.

J'indique par — et ~ les voyelles longues et brèves.

ē = e long ouvert (frç.: tête, père, je mène).

ĕ = e bref ouvert (frç.: effet, portrait).

ē̄ = e long fermé (frç.: forcé, premier, dirai).

ĕ̄ = e bref fermé (frç.: départ, périr).

ə = e muet (frç.: petit, lever, je te le donne).

œ = eu ouvert (frç.: cœur, peur, leur).

<sup>1)</sup> Cette *Etude* sert d'introduction au poème patois des *Paniers* (Porrentruy, 1849).

<sup>2)</sup> *Schweizerisches Archiv für Volkskunde* Vol. II, p. 41 sq. et III, p. 41 sq.)

- ö = eu fermé (frç.: *peu, feu, veu*).  
 o = o long ouvert (frç.: *encore, bord, mort*).  
 õ = o bref ouvert (frç.: *donne, police, botte*).  
 ô = o long fermé (frç.: *côte, chaud, veau*).  
 u = frç. *ou*.  
 ü = frç. *u*.

Les nasales sont: â (frç.: *chant, enfant*); ĕ (frç.: *pain, moyen*); õ (frç.: *bon, coton*); en outre notre patois possède les nasales pures d'î, d'ü et d'u: î (bi); ü (txëtχü); ù (bü).

b) *Consonnes.*

- p, b, t, d, k, l, m, n, r, f, v ont la même valeur qu'en français.  
 g est toujours guttural, même devant e et i.  
 ñ = n mouillée (frç. *gn*: *agneau, ligne*).  
 s = spirante sourde (frç.: *savoir, ceci, cesse, seul*).  
 z = spirante sonore (frç.: *poison, zèle*).  
 x = chuintante sourde (frç.: *cheval*).  
 j = chuintante sonore (*jeune, genre*).  
 χ = médiopalabale sonore (allemand: *ich*); son particulier au patois *ajoulot* ou patois de Porrentray (latin: *cl* ou *fl*). Ex: î χō (clou), lë χĕ (clef), χĕtĭ (flatter), gōχĕ (gonfler). Le *vidais* ou patois de Delémont rend ce son par x: (î xō, lë xĕ, xĕtĭ, gōxĕ). [Cf. Note 117.]  
 y = médiopalabale sonore (allemand: *ja*); yādīnə (Claudine), yī (lin).  
 w est la *w anglais* et correspond au premier élément de la diphtongue *oi* (pwă = frç.: *pois*; vwă = frç.: *voir*).  
 L mouillée n'existe pas dans notre patois.  
 Il n'est pas nécessaire d'indiquer par un *accent* la syllabe tonique. Notre patois accentue régulièrement la dernière syllabe non muette de chaque mot.  
 La *traduction* que je donne est toujours *littérale*, et je n'ai jamais voulu faire de bon français au détriment du sens. — J'ai mis entre crochets [ ] les mots exigés par la phrase française.  
 Le *trait-d'union* indique les *liaisons* (lëz-ĕmĭ, bin-ĕkāmĭ, î bĕl-ăfĕ).

I. Noël.

1.\*) Noël en patois de Courroux (Val de Delémont).

1. ēkūtə, djānə mērīə,  
 ātā txēsənātə.  
 s'ā sē bēl-ēdjə<sup>1)</sup> di siə  
 txə<sup>2)</sup> nō dyā nōvĕlatə,  
 k'ĕl txētā tō ĕsēbyə:

*Allĕhvia!*

*Gloire à l'Éternel*

*Et paix dessus la terre!*

2. vū ālē vō, mē bē bwārdjīə,  
*Dans cette nuit sombre?*

vō trōvərē lū *Messie*

k'ā vənī ā mōdə.

— lē mĕrkə pō lū trōvĕ?

— ā *Bethléem* ĕl-ā nē,

dē ĕnə ĕtālə frĕdə,

ātrə [le] būe ĕ l'ĕnə.

3. — kākə, kākə ĕvō lə dwā  
 ā l'ō də l'ĕtālə.

nōz-ĕvī bī ōyŭ pŭərĕ

dā vwă<sup>3)</sup> nō bĕrbĭjātə

dō bōdjō, ōxă<sup>4)</sup> djōzĕ;

vwāsī in-ōvīə bī frĕ,

lĕz-ĕbrə sō djīəvrĕ.

dō, bōnə mērīə.<sup>5)</sup>

4. mō dŭə, k'ĕ fĕ frĕ<sup>6)</sup> sī

pŭ sĕtə pōr ĕrmātə!

l'ōvīə ā ākō bī grā

pō ĕtrə ā l'ĕtālə.

pīərā, pră dē bākya

ĕ nō fĕ ī bū fŭälä,

pŭ sĕtə pōr ĕrmātə.

k'ā sī kə trĕbyātə.

5. vō n'ĕ gĕrə d'ātādəmā,

mō bēl-ōxə djozĕ,

də vənī lōdjīə sī

dē sĕtə ĕtālə frĕdə!

Ecoute, Jeanne-Marie,

Entends chansonnette.

C'est ces (belles) beaux anges du ciel

Qui nous disent [des] nouvelles,

Qu'(elles) ils chantent tous ensemble:

Où allez-vous, mes beaux bergers,

Vous trouverez le Messie

Qui est venu au monde.

— La marque pour le trouver?

— (En) A Bethléem il est né,

Dans une étable froide,

Entre le bœuf et l'âne.

— Frappe, frappe avec le doigt

(En) A l'huis de l'étable.

Nous avons bien entendu pleurer

Depuis vers nos (petites) brebis.

Donc, bonjour, oncle Joseph;

Voici un hiver bien froid,

Les arbres sont givrés.

Donc, bonne Marie.

Mon Dieu! qu'il fait froid ici

Pour cette pauvre petite âme!

L'hiver est encore bien grand

Pour être à l'étable.

Pierre, prends des brindilles

Et nous fais un bon petit feu,

Pour cette pauvre petite âme

Qui est ici qui tremblotte.

Vous n'avez guère d'entendement,

Mon bel oncle Joseph,

De venir loger ici

Dans cette étable froide!

\*) Publié Arch. III p. 259 sq., et par M. Daucourt Arch. III p. 43 sq.



sə vɔz-ɛtə i bũ txɛpũ  
bõtxĩ i pɔ sɛ pərtũ;  
kār lɛ bĩzə ɛdjālə  
sɛtə pɔr ɛrmātə.

6. — vɔz-ɛ bɛl-ɛ ɣərmõnɛ,<sup>7)</sup>  
ɛ vɔ fā ɛvwā pāsýāsə.  
pwā lɛ vɛl ɛ dəmɛdɛ  
sɛ trɔvɛ rɛzĩdāsə.  
nɔ n'ɛ k'ĩ bũ ɛ ìn-ɛnə;  
dĩ mɔdə s'an-ɛ mɔkɛ.  
sə nɔz-ɛtĩ rɛtxə  
djɛkũ nɔ mənərɛ<sup>8)</sup> fɛtə.

7. — dītə dɔ, õxā djɔzɛ,  
ũ sɔ sɛ bādātə?  
mɛrĩə, prā sɔ mɛyɔlā,  
ɛ fɛ sɛ kũtxātə  
mādlɔ, rɛyũe<sup>9)</sup> sɔ yɛ.  
djā l'ɛdərɛ, lə bɛrsərɛ,  
dizā txɛsənātə  
pũ sɛtə pɔr ɛrmātə.

8. pĩərā, fũ<sup>10)</sup> vītə ɛ l'ɔtā,  
prā tɔn-ɛtxɛyātə,  
ĩ mɔrsəlā də pɛ frā;  
fɛ-yĩ sɛ sɔpātə.  
bõtə-lɛ ā sĩ pyɛtɛ;  
s'ɛl-ā trɔ txādə, xɔxə yĩ.<sup>11)</sup>  
lə pɔr āfɛ pũərə,  
s'ā də frɛ k'ɛ ɣrũlə.

9. nə lɛxĩə ñũ vənĩ  
dədɛ sɛtə ɛtālɛ;  
lũ pɔpɔ ā ādrəmĩ  
dədɛ sɛ kũtxātə.  
vwāsĩ vənĩ tɔ d'ĩ kɔ  
trwā rwā *montés sur chameaux:*  
*Des présents apportent*  
kākə<sup>12)</sup> ā lɛ pɔərtə.

10. mādlɔ, vĩ i pɔ vwā  
txũ kākə ā lɛ pɔərtə,  
ɛ dĩ-yĩ kə l'āfɛ dɔə,  
*Que doucement s'approche.*

Si vous êtes un bon charpentier  
Bouchez un peu ces pertuis;  
Car la bise gèle  
Cette pauvre petite âme.

Vous avez (bel à) beau murmurer,  
Il vous faut avoir patience.  
Par les villes [nous] avons demandé  
Sans trouver résidence.  
Nous n'avons qu'un bœuf et un âne;  
Du monde s'en (a) est moqué.  
Si nous étions riches  
Chacun nous (mènerait) ferait fête.

— Dites donc, oncle Joseph,  
Où sont ses bandelettes?  
Marie, prends son petit maillot,  
Et fait sa couchette.  
Madelon, fais son lit.  
Jean l'aidera, le bercera,  
Disant chansonnettes  
Pour cette pauvre petite âme.

Pierre, cours vite à la maison,  
Prends ta petite écuelle,  
Un petit morceau de pain frais;  
Fais(-y)-lui sa petite soupe.  
Mets-la (en) dans ce plat.  
Si elle est trop chaude, souffle(s-y)-  
Le pauvre enfant pleure, [la-lui].  
C'est de froid qu'il grelotte.

Ne laissez personne venir  
Dedans cette étable;  
Le poupon est endormi  
Dedans sa couchette.  
Voici venir tout d'un coup  
Trois rois montés sur chameaux;  
Frappe[nt] à la porte.

Madelon, (viens) va un peu voir  
Qui frappe à la porte,  
Et dis(-y)-lui que l'enfant dort,

vwási i pò-l'ètxèrbòñe!  
 sò l'afè lə vwá, vòe kriç.  
 tirə-tə driə ləz-àtrə,  
 rətyürə tē bərbātə!

11. t'ètə bī mā rlēvē  
 pū alç ā vwāyçdjə!  
 ē-tə i rēxə-txəmənē<sup>13)</sup>  
 ō bī i mā sçdjə?  
 tʃē l'afè çrç drəmī,  
 kə t'vwärç, vòe trəzi.  
 tə dçrə çvwā òtə!  
 tə fç pāvū ā mōdə!

12. — vōz-ètə bīn-çkāmī  
 də mō nwā vçzçdjə!  
 lç djā də nòtə pçvī,  
 s'ā yòtə *naturel*.  
 i n' sç p' xə māvç  
 kòm i sç ètxèrbòñe,  
*Cherchant, je vous prie*  
*Ce beau fruit de vie.*

13. nōz-ē trävçrsiə lç mç,  
 lç bç, lç kāpçnə,  
 pū vənī çdçrç lū rwā  
 dī siə ç də lç tçrə.  
*Son étoile nous a conduits.*  
*Nous éclaire jour et nuit.*  
*Jusqu'ici<sup>14)</sup> nous montre*  
*Le Sauveur du monde.*

14. — vənī dō vwā nòtrə afç,  
 çl-ā dē sçtə krçtxə;  
 mē vənī tç bçlmā  
 k'ç nə sə rçvwāyç.  
 — lū bçl-afç k' vçz-ç,  
 ç k'ç dçðə bī, də lç...!<sup>15)</sup>  
 dødē sç krçtxātə!  
 lū bū düə lū krāxə!<sup>16)</sup>

15. nç kròmç<sup>17)</sup> ç l'afç  
 dç djçliə bwçtātə.  
 vç trçvrç pçə<sup>18)</sup> dødē  
 pū yī çtxç rçbātə.

Voici un vilain encharbonné!  
 Si l'enfant le voit, [il] veut crier.  
 [Re]tire-toi derrière les autres,  
 (Récurve) Nettoie ta barbe!

Tu étais bien mal (re)lavé  
 Pour aller en voyage!  
 Es-tu un (racle-cheminée) ramoneur  
 Ou bien un (mal sage) méchant?  
 Quand l'enfant aura dormi,  
 Qu'il te verra, [il] veut sursauter.  
 Tu devrais avoir honte!  
 Tu fais peur au monde!

— Vous êtes bien stupéfaits,  
 De mon noir visage!  
 Les gens de notre pays,  
 C'est leur naturel.  
 Je ne suis pas si mauvais  
 Comme je suis encharbonné,

Nous avons traversé les mers,  
 Les bois, les campagnes,  
 Pour venir adorer le roi  
 Du ciel et de la terre.

— Venez donc voir notre enfant,  
 Il est dans cette crèche;  
 Mais venez tout doucement  
 Qu'il ne se réveille.  
 — Le bel enfant que vous avez,  
 Et qu'il dort bien, Dieu l'...!  
 Dedans sa crèche!  
 Le bon Dieu le (croisse) bénisse!

Nous donnerons à l'enfant  
 Des jolies petites boîtes.  
 Vous trouverez toujours bien dedans  
 Pour (y) lui acheter [une] petite robe.

*Voici de l'or et de l'argent,  
De la myrrhe et de l'encens,  
Pour le reconnaître  
Qu'il est de tout être.*

16. nōz-ā rvē ā nō pēyi.

*Or adieu, mēriā!*

*Priez pour nous votre fils*

kā dā nō ēyā pidiā.

sə lē dyēr vī sī,

rāfuta ā nōtrə pēyi.

vōz-ērē tērātə,

djērdi ē mājōnātə.

17. — mādlō, ē-tə bī vū

fēr lē grāmēsə,

txē sī nwā s'ā rətʒəlē

pō grētē sē fēsə? <sup>19)</sup>

ēl ā pātmā nwā.

sī, mē lēz-ātrə sō djōli;

bē txēpē dā nās

k'ēl ē txū yō tētātə.

18. — piēra, ē-tə prēzimē

ā sē djōliə trasātə

k'ēl ēvī pādū ā kō,

k'ē fēzi dyidyənātə?

— vō vō trōpē *furieusement*:

s'ā dē txinātə d'ērdjā,

bēlə ē djōliātə,

kā vāyā bī sā rāpə.

19. — *Marie. Joseph* ē āfē

k'ā dē lē krētʒātə,

ēdūə! sə <sup>20)</sup> nōz-ārvē

vwā nō bērbijātə.

nō vē vwardē nō mōtō.

nō pēsrē ā pōpō.

*Qu'en lui grâce abonde*

pō rētʒtē lū mōdə!

20. — rəvəni nō vwā sāvā,

rəvəni ā vēl. <sup>21)</sup>

kōmēdē bī ā tō

sē djā dē mōtēnə. <sup>22)</sup>

Nous [nous] en (r)allons en nos pays.

Or adieu, Marie!

Priez pour nous votre fils

Que de nous [il] ait pitié.

Si la guerre vient ici,

(Courez) Réfugiez-vous en notre pays.

Vous aurez petite terre,

Jardin et maisonnette.

— Madelon, as-tu bien vu

Faire la grimace,

Quand ce noir s'est reculé

Pour gratter ses joues?

Il est vilainement noir.

Oui, mais les autres sont jolis;

Beaux chapeaux de noce

Qu'ils ont sur leurs (petites) têtes.

— Pierre, as-tu fait attention

A ces jolies petites tresses

Qu'ils avaient pendues au cou,

(Qu'elles) Qui faisaient drin! drin!

— Vous vous trompez furieusement:

C'est des chaînettes d'argent,

Belles et joliettes,

Qui valent bien cent rappes.

— Marie, Joseph et [l']enfant

Qui est dans la petite crèche,

Adieu! Or nous [nous] en (r)allons

Vers nos petites brebis.

Nous allons garder nos moutons.

Nous penserons au poupon.

Qu'en lui grâce abonde

Pour racheter le monde!

— Revenez nous voir souvent.

Revenez en visite.

[Re]commandez bien à tous

Ces gens des montagnes (?).



ræveni vwā nōtrə āfē;  
 nō vō pārē pū pārē,  
 ę mēriānātə  
 sęřē kōmēřātə.

Revenez voir notre enfant;  
 Nous vous prendrons pour parrain,  
 Et Mariannette  
 Sera la petite commère.

(Feu M. l'abbé Dizard, curé de Courroux.)

2.\*) Cantique patois sur l'adoration des bergers et des mages.

Je dois à l'obligeance de feu M. le curé doyen Echemann, à Courrendlin, le noël suivant qui parfois explique ou complète quelques expressions ou strophes du précédent. Je laisse les titres des couplets tels que M. Echemann les a notés.

Vif

vū - lę vō, mę bę bwār-djiə, *En cet - te nuit som-bre?*  
 nōz - ā - lā vwā *le Mes-sie*, k'ā və - nī ā mō-də lə txə - mī pō  
 lə trō - vę? ę *Beth - lé - em* ę fāt - ā - lę, dē ęnə ę - tā - lə  
 froi - de, ā - trə lə būə ę l'ę - nə.

1. Visite des bergers.

— vū ālę-vō, mę bę bwardjiə,  
*En cette nuit sombre?*  
 — nōz-ālā vwā *le Messie*  
 k'ā vənī ā mōdə.  
 — lə txemī pō lə trōvę?  
 — ę *Bethléem* ę fāt-ālę.  
 dē ęnə ętalə *froide*,  
 ātrə lə būə ę l'ęnə.

— Où allez-vous, mes beaux bergers,  
 En cette nuit sombre?  
 — Nous allons voir (*ou: vers*) le  
 Qui est venu au monde. [Messie  
 — Le chemin pour le trouver?  
 — A Bethléem il faut aller,  
 Dans une étable froide,  
 Entre le bœuf et l'âne.

2. En arrivant à la porte de l'étable.

kākə, kākə ęvō lə dwā  
 ā l'ō də l'ętalə.  
 — sę bę xīre kə vwālā,  
 ọ k'ę sōt-ęmāblə!

Frappe, frappe avec le doigt  
 A l'huis de l'étable.  
 — Ces beaux messieurs que voilà,  
 Oh! qu'ils sont aimables!

\*) Voir *Arch.* III, p. 264, n<sup>o</sup> 2.

— düə vöt' bōdjō, òxā djozē!

— Dieu [soit] votre bonjour, oncle  
[Joseph!]

vwāli l'övəə k'ā bī frē,  
lēz-ēbrə sō djīovrē.  
bōdjō dō, mēriə.

Voici l'hiver qui est bien froid,  
Les arbres sont givrés.  
Bonjour donc, Marie.

3. *Reproches à Saint-Joseph.*

vō n'ē dyēr d'atādēmā,  
mō bēl-òxā djōzē,  
də vənī lōdjīə isī,  
dē st'ētālə froide.  
s' vōz-ētī ī bū txēpū,  
vō rbōtxri tō sē pērtū,  
pō stə pōər ěrmātə  
kə lē bijə ēdjālə.

Vous n'avez guère d'entendement,  
Mon bel oncle Joseph,  
De venir loger ici,  
Dans cette étable froide.  
Si vous étiez un bon charpentier,  
Vous reboucheriez tous ces pertuis,  
Pour cette pauvre petite âme,  
Que la bise gèle.

4. *Excuses de Saint-Joseph.*

— vōz-ē bēl-ē grmwānē,  
fāt-ēvwā pāsyašə.  
pē lē vėl ē dāmēdē  
sē trōvē rēzidāsə.  
nō n'ē k'ī būə ē ĩn-ēnə;  
dī mōdə nō sō rfüzē.  
sə nōz-ētī rētxə,  
txētχū nō fērē fētə.

-- Vous avez (bel à) beau murmurer,  
[Il] faut avoir patience.  
Par les villes [nous] avons demandé  
Sans trouver résidence.  
Nous n'avons qu'un bœuf et un âne,  
Du monde nous sommes refusés.  
Si nous étions riches,  
Chacun nous ferait fête.

5. *Arrivée des mages.*

— mādłō, vē vitə vwā  
txū kākə ā lē pōərtə;  
dī-yī kə nōt' āfē dōə,  
dūsəmə s'ēprōxə.  
ō! txū ā sī pōē l'ētχērbwānē?  
nōt'āfē vōē fēr ē pūərē.  
tirə-tə driə lēz-ātrə,  
rētyūrə tē bērbātə!

— Madelon, va vite voir  
Qui frappe à la porte;  
Dis-(y) lui que notre enfant dort.  
[Que] doucement [il] s'approche.  
Oh! qui est ce vilain encharbonné?  
Notre enfant, [il] veut [le] faire (à) pleu-  
[Re]tire-toi derrière les autres, [rer].  
(Récure) Nettoie ta barbiche!

6. *Le roi nègre recommande de ne pas avoir peur.*

vōz-ētə bī ēkāmī  
də mō pōē vēzēdjə!  
lē djā də notre pays  
s'ā lūətə naturel.

Vous êtes bien stupéfaits  
De mon vilain visage!  
Les gens de notre pays  
C'est leur naturel.

i nē sū pē xī māvę  
kõm<sup>23</sup>) i sū ētxērbwāņę,  
*Cherchant, je vous prie,*  
*Ce beau fruit de vie.*

Je ne suis pas si mauvais  
Comme je suis encharbonné.

7.

nō krōmrē ċ l'afę  
dę djōlię bwātātę,  
k'ę i ċrę pę dädę  
pō yī ċtxē rōbātę.  
vwāsī dę l'ęę ċ dę l'ęrdjā,  
dę lę mīr ċ dę l'āsā,  
pō lę røkõñātę  
k'ęl ā pę dxū tõt-ātę<sup>24</sup>)

Nous donnerons à l'enfant  
Des jolies petites boîtes,  
(Qu'il y aura par dedans  
Pour lui acheter [une] petite robe.  
Voici de l'or et de l'argent,  
De la myrrhe et de l'encens,  
Pour le reconnaître  
Qu'il est par dessus tout autre.

8. *On envoie Madelon faire de la soupe pour l'enfant.*

mādlō, vę vītę ā l'õtā,  
prā ęnę ċtxęyātę,  
i bū mōrsę dę pę frā,  
fę yī d'lę sōpātę.  
bõtę lę dę sī pyċtę sī:  
s'i ā trō txādę, xōxę yī.  
lę pōer āfę pūerę,  
s'ā dę frwā k'ę grūlę.

Madelon, va vite à la maison,  
Prends une petite écuelle,  
Un bon morceau de pain frais,  
Fais-(y) lui de la soupe.  
Mets-la dans ce plat-ci;  
Si elle est trop chaude, souffle (s-y)-  
Le pauvre enfant pleure, [la] lui.  
C'est de froid qu'il grelotte.

9. *Réflexions sur les mages qui sont partis.*

— pīerā, ċ-tę pręzīmę  
txū sę djōlię trāsātę  
k'ęl ċvī pādū ā kō,  
kę fęzī gāgyātę?  
— vō vō trōpę ċxūrīemā:  
s'ā dę txīnātę d'ęrdjā,  
bēlę ċ djōlię,  
k'vāyā bī sā rāpę.

Pierre, as-tu pris garde  
(Sur) A ces jolies petites tresses  
Qu'ils avaient pendues au cou,  
Qui faisaient glin! glin!  
— Vous vous trompez assurément:  
C'est des chaînettes d'argent,  
Belles et joliettes,  
Qui valent bien cent rappes.

(10.<sup>25</sup>)

— pīerā, mōtxę i pō tō nę!  
fāt-ę k'ā tę l'diję?  
mā vętī, māl-ōvørņę,<sup>26</sup>)  
y'ę dę twā pīdę.

Pierre, mouche un peu ton nez!  
Faut-il qu'on te le dise?  
Mal vêtu, mal (hiverné) nourri,  
J'ai de toi pitié.



sə t'ĕ frĕ, prā mō mĕtĕ,  
sə t'ĕ fĕ, prā dī tōətʰĕ.<sup>27)</sup>  
*Reprends donc haleine*  
pō rəpyĕrə ā l'ĕdjĕ.

Si tu as froid, prends mon manteau,  
Si tu as faim, prends du gâteau.  
Reprends donc haleine  
Pour (re)plaire à l'ange.

### II. Réflexions.

Adam ĕtĕ bù gĕrsō  
sĕ sĕ sātʰxə gōərdjĕ.  
ĕl-ĕ mōə<sup>28)</sup> də lə byāsō,<sup>29)</sup>  
nōz-ĕ mī ā l'ōərə.<sup>30)</sup>  
s'ĕl ǒxə lĕbūrĕ sĕ txĕ  
ĕ sĕ fānə ĕ kō də pwĕ,  
nōz-ĕrī viktwārə  
txŭ l'ĕdjātə nwārə.

Adam (était) eût été bon garçon  
Sans sa sèche (gorge) bouche.  
Il a mordu dans la poire sauvage,  
[Il] nous a mis (au vent) dehors.  
S'il eût labouré ses champs  
Et sa femme à coups de poing,  
Nous aurions victoire  
Sur (la petite ange noire) le diable.

(Patois de Courrendlin, Val de Delémont.)

Voici maintenant quelques altérations de ce Noël; une poésie de 20 strophes devait nécessairement être remaniée et mutilée par la tradition orale.

La première m'a été chantée par Pierre-Joseph Mamie, de Bonfol, né en 1827. Jamais mon homme n'a voulu démordre de l'arrangement de ses couplets; à toutes mes observations, il s'est contenté de me répondre en branlant la tête: *s'ā dīwə k'ĕ l'fū txĕtĕ = c'est ainsi qu'il le faut chanter!*

### 3.\*) Noël en patois de Bonfol (Ajoie).

1. ĕkŭtĕ, djānə-mĕrīə,  
txĕsnātə nōvĕlə.  
s'ā lĕz-ĕdjĕ dī sīə  
kə txĕtā nōvĕlātə,  
ā txĕtĕ: ā! *gloria!*  
tōt-āswānə: *Alleluia!*  
*Gloire éternelle*  
*Par dessus la terre!*

Ecoutez, Jeanne-Marie,  
Chansonnettes nouvelles.  
C'est les anges du ciel  
Qui chantent [des] nouvelles,  
En chantant: *Ah! gloria!*  
Tous ensemble: *Alleluia!*

2. ĕ sō vnŭ tō d'i kō  
sĕ trwā rwā, txŭ dĕ *chameaux*;  
ĕ vĕ kākĕ ā lĕ pŭətʰə.<sup>31)</sup>

Ils sont venus tout d'un coup  
Ces trois rois, sur des chameaux;  
Ils vont frapper à la porte.

3. djānə-mĕrīə, vĕ t'ā vŭə  
txŭ kākə ā lĕ pŭətʰə,  
ĕ dī yō kə l'āfĕ dŭə.  
*Que doucement s'approchent.*

Jeanne-Marie, va-t'en voir  
Qui frappe à la porte,  
Et dis-leur que l'enfant dort,  
Que doucement [ils] s'approchent:

\*) Voir *Arch.* III p. 268.

s'ā sī pœ nwā l'ātxērbwēnē  
kə nōt' āfē ē tē rēkriē.<sup>32)</sup>  
vō t'ā driā lēz-ātrō  
rētyūrīō tē bērbātō!

4. tẏē vō rpēsre, pwā xī,  
rəvəni ā v̄lō.  
nō bātēyārē<sup>33)</sup> nōt' āfē,  
nō vō prādrē<sup>34)</sup> pō parē;  
vō dū, lē mēyānātō,<sup>35)</sup>  
sēre lē kōmērātō.

5. ē sō rālē prōmānē  
xū sē *villes sombres*.  
*Là où le Messie est né.*  
*Est venu au monde.*  
*En marchant pour le chercher.*  
*A Bethléem ils l'ont trouvé.*

dē ɛnə ɛtālə *froide*  
ātrō lə būə ɛ l'ɛnə.

6. *Pierre*, ɛ-tə bī prēzīmē  
txū sē djōliə trāsātō?  
— tə tə trōpə ɛxiūrīəmā:  
s'ā dē txīnātō d'ɛrdjā  
kə fēzī gliglinātō,  
kə vāyī bī sā rāpə.

7. rēyūə yī sō yē,  
fē yī sē sōpātō.  
vwālī dī pēpē<sup>36)</sup> pwā lī;  
s'ēl ā trō txā, ɟūəɟə yī;  
txētə yī txēsātō:  
dūə, dūə, mē pūr ɛrmātō.

8. *Hélas!* kə pāsī-vō,  
mō bēl-ōxā djōzē.  
də vənī dō vō lōdjīə  
dədē st' ɛtālə *froide*?  
vō k'vōz-ētə ī bō txēpū,  
rəbūtxīə tō sē pətxū;<sup>37)</sup>  
kār l'āfē grulə,  
s'ā dī frwā k'ɛl ādūre.

C'est ce vilain noir encharbonné  
Que notre enfant a tant (ré)crié.  
Va-t'en derrière les autres  
(Récurer) nettoyer ta barbiche!

Quand vous repasserez par ici,  
Revenez en visite.  
Nous baptiserons notre enfant,  
Nous vous prendrons pour parrains;  
Vous deux, la Mariannette,  
Serez les (petites) commères.

Ils sont (r)allés promener  
Sur ces villes sombres,

Dans une étable froide  
Entre le bœuf et l'âne.

Pierre, as-tu bien fait attention  
(Sur) A ces jolies petites tresses?  
— Vous vous trompez furieusement:  
C'est des chaînettes d'argent  
Qui faisaient glin! glin!  
Qui valaient bien cent rappes.

Fais-lui son lit,  
Fais lui sa petite soupe.  
Voici de la bouillie par là;  
Si elle est trop chaude, souffle-la-lui;  
Chante-lui chansonnettes:  
Dors, dors, ma pauvre petite âme.

Hélas! que pensiez-vous,  
Mon bel oncle Joseph,  
De venir donc vous loger  
Dans cette étable froide?  
Vous (que vous) qui êtes un bon char-  
Rebouchez tous ces trous; [pentier,  
Car l'enfant grelotte,  
C'est du froid qu'il endure.

La seconde altération me vient de M<sup>me</sup> Marie-Jeanne Guélat, de Fahy, née en 1825.

4. Noël en patois de Fahy (Ajoie).

- |   |   |
|---|---|
| 1. əkütĕ, djānə-mĕrĭə,<br>stə txĕsənātə.<br>s'a lĕz-ĕdjatə dĭ sĭə.<br>kə vlā vni ā vĕlātə.  | Ecoutez, Jeanne-Marie,<br>Cette chansonnette.<br>C'est les petits anges du ciel<br>Qui veulent venir en visite.   |
| 2. vŏ n'ĕ p' bĭ prĕzĭmĕ<br>ā sĕ djŏliə trāsātə<br>k'ĕl ē xū yŏ tĕtātə,<br>kə pwĕtxā gŏgəyātə. <sup>38)</sup><br>— vŏ vŏ trŏpĕ ĕxŭrĭəmā:<br>s'a dĕ txĭnātə d'ĕrdjā,<br>bĕlĕ ĕ djŏliātə,<br>kə vālĭ bĭ sā rāpə. | Vous n'avez pas bien pris garde<br>A ces jolies petites tresses<br>Qu'ils ont sur leurs têtes,<br>Qui (portent) font glin, glin (?).<br>— Vous vous trompez assurément:<br>C'est des chaînettes d'argent,<br>Belles et joliettes,<br>Qui valaient bien cent rappes. |
| 3. vŏ, sĭ grā sĕ djŏzĕ,<br>k'vŏz-ĕtə ākwĕ ũ si bŭ txĕpŭ,<br>rbŏtxĭə tŏ sĕ pətxŭ,<br>kə st' āfĕ grŭlĕ;<br>s'a d'frwā kĕl ādŭrə.  | Vous, ce grand saint Joseph,<br>(Que vous) qui êtes encore un si bon char.<br>Rebouchez tous ces trous, [pentier,<br>(Que) cet enfant grelotte;<br>C'est de froid qu'il endure.   |

La troisième altération m'a été communiquée par M. Sébastien Chételat, de Montsevelier, tailleur à Delémont. Dans tous ces noëls, la mélodie est la même que celle que j'ai notée.

5. Noël en patois de Montsevelier (Delémont).

- |  |   |
|--|---|
| 1. txŭ ā-s'kə kākə, kākə, kakə<br>ā l'ŏ də l'ĕtālə?<br>— sĕ bĕ xĭrə kə vwālā,<br>ŏ! k'ĕ sŏ ĕmāblĕ!<br>ā vwālĭ ũ k'ā pĕtəmā nwā!<br>lĕz-ātrə sŏ pŭ djŏlĭ;<br>bĕlĕ djŏliātə,<br>k'vāyā bĭ sā rāpə. <sup>39)</sup>    | Qui est-ce qui frappe, frappe, frappe<br>A l'huis de l'étable?<br>— Ces beaux messieurs que voilà,<br>Oh! qu'ils sont aimables!<br>En voilà un qui est vilainement noir!<br>Les autres sont plus jolis;<br>Belles, joliettes,<br>Qui valent bien cent rappes. |
| 2. — pĭərā, mŏtxə ĭ pŏ tŏ nĕ;<br>fāt-ĕ k'ā tə l'dŏxə?<br>mā vĕtĭ, māl-ŏvĕrnĕ,<br>də twā y'ĕ pĭdĕ.<br>əst'ĕ <sup>40)</sup> frĕ, prā mŏ mĕtĕ.<br>əst'ĕ fĕ, prā dĭ tŏtxĕ,<br>pŏ rəpārə ālĕnə,<br>pŏ rəpyĕrə ā l'ĕdjə. | Pierre, mouche un peu ton nez;<br>Faut-il qu'on te le dise?<br>Mal vêtu, mal nourri,<br>De toi j'ai pitié.<br>Si tu as froid, prends mon manteau<br>Si tu as faim, prends du gâteau,<br>Pour reprendre haleine,<br>Pour (re)plaire à l'ange.                  |



3. *Adam* ɛtɛ bō gɛrsō  
 sē sɛ sātɣə gɔərdjə.  
 ɛl ɛ mɔrjũ dɛ i byāsō.  
 ɛ i-y'ɛ lɛxiə sō trɔsō.

Adam était bon garçon  
 Sans sa gorge sèche.  
 Il a mordu dans une poire sauvage,  
 Et il y a laissé son tronçon.

6. Noël en patois de Courgenay (Ajoie).

kē brũ ā-tāt - ō pwā xī? kē brũ ā-tāt - ō pwā xī?  
 s'ā lɔ lũ k'ā ɛ bɛr - bi - .! vī - tɔ - mā dɛ - pā-djīə  
 vɔ! ɔ k'ā lə txœ - sɔ! bɔ - tã vīt - mā lə rũ - djé  
 ɛ - prɛ sɛ kɛr - kɛ - sɔ.

1. kē brũ ātāt-ō pwā xī?  
 s'ā lɔ lũ k'ā ɛ bɛrbĩ!  
 vītāmā dɛpādjīə vɔ!  
 ɔ k'ā lə txœsɔ!  
 bɔtã vīt mā lə rüdjɛ<sup>41)</sup>  
 ɛprɛ sɛ kɛrkɛsɔ.

Quel bruit entend-on par ici?  
 C'est le loup qui est aux brebis!  
 Vite(ment) dépêchez-vous!  
 Oh! qu'on le chasse!  
 Mettons vite(ment) le Rouget  
 Après sa carcasse.

2. — nò, s'ā le *Messie* k'ā nɔ  
 dɔ lɛ vīərdjɔ mɛrīə.  
 vītāmā dɛpādjã nɔ  
 d'ālɛ l'ɛdɔrɛ  
 ɛ d'ĩ fɛr nɔ pɔlitɛ.<sup>42)</sup>

— Non, c'est le Messie qui est né  
 De la Vierge Marie.  
 Vite(ment) dépêchons-nous  
 D'aller l'adorer  
 Et (d'y) de lui faire nos politesses.

3. twā, kolā, t'ɛ dɛ sülɛ  
 ɛ pɔ ɛnə bɛl rüdjə vɛstɔ;  
 s'ā twā k'tɔ fərɛ l'atrɛ,  
 tɣɛ nɔ srɛz-ärvivɛ.

Toi, Colas, tu as des souliers  
 Et puis une belle veste rouge;  
 C'est toi (que tu) qui feras l'entrée,  
 Quand nous serons arrivés.

4. lɔ bɔdjwɛ, dɛmə mɛrīə!  
 nɔz-ɛ äxĩ ɛnə ptɛtə fyätə  
 pɔ brɛsīə vɔt' äfnä.  
 pɔ tɔtə pɛyürə,<sup>43)</sup>

Le bonjour, Dame Marie!  
 Nous avons aussi une petite fillette  
 Pour bercer votre petit enfant.  
 Pour toute paye (?),

tʒē k'vō fəre di pēpē.  
vō yi bēyare lē rēzürə.

Quand (que) vous ferez de la bouillie,  
Vous lui donnerez (la râclure) le  
[gratin.]

(M. Girard-Mouhat, à Courgenay.)

Dans les deux numéros suivants, il y a non seulement altération du texte primitif, mais encore contamination de deux chansons.

7. Patois de Courtedoux (Ajoie).

ō mē tʒū - lāt i n'sē trō - vē, ō mē tʒū - lāt i  
n'sē trō - vē; i krē k'ā mā l'ē dē - rō - bē, ō kē mā - li - sè!  
k'ā m'lē rē - pwētʒə ā pū tō k'i lē vē - tē vī - tē!

1. ō mē tʒūlatē i n'sē trōvē;  
i krē k'ā mā l'ē dērōbē.  
ō kē mālisē!  
k'ā m'lē rēpwētʒə ā pū tō  
k'i lē vētē vitē!

Oh! ma culotte je ne sais trouver;  
Je crois qu'on me l'a dérobée.  
Oh! quelle malice!  
Qu'on me la rapporte au plus tôt  
Que je la vête vite!

2. ō n'a-s'pə lē mālēdiksyō!  
y'ē vētī mē txas ē rtʒōlō;  
sōlī m'āgrēñə.  
i krē kə pū tʒūtə ān-ō,  
mwē ā fē d'bēzēñə.

Oh! n'est-ce pas la malédiction!  
J'ai (vêtu) mis mes chaussures (à re-  
Cela me fâche. [culons) à rebours;  
Je crois que plus [de] hâte on a,  
Moins on fait de besogne.

3. ō twā, kōlā, t'ē dē sūlē;  
tə tə sē bī pērē,  
t'ē rūdje vēstə.  
tīrə-nō tū d'abērē  
d'lē *politesse*.

Oh! toi, Colas, tu as des souliers;  
Tu te sais bien parer,  
Tu as veste rouge.  
Tire-nous tous d'embarras  
De la politesse.

4. ō mēr, nōz-ē ākwē i brē  
pō brāsīə nōt' āfē  
dē sētə pēyūrə.  
tʒē vō yi fəre di pēpē,  
y' ērē lē rōjūrə.<sup>44)</sup>

Oh! mère, nous avons encore un ber-  
Pour bercer notre enfant [ceau  
Dans cette balle de froment.  
Quand vous (y) lui ferez de la bouillie,  
J'aurai le gratin.

5. tʒê lē djā adrē tū mūæxæŋç,  
y'ân - êrê sītʒə ě vwədjê.  
ō kēl-ĕfērø!  
ĕxitō<sup>45</sup>) k'yū ā rēpĕjīø,  
vwāli l'ātrə kə bēlø!

Quand les gens iront tous moissonner,  
J'en aurai cinq à garder.  
Oh! quelle affaire!  
Aussitôt que l'un est (r)apaisé,  
Voici l'autre qui bêle!

(M. Louis Stouder, fabricant d'horlogerie, de Courtedoux,  
à Porrentruy, né en 1840.)

8. Patois de Bressaucourt (Ajoie).

1. ō pīær-djōzĕ, t'ĕ ĕnø mĕriø.  
n'ĕti-vŏ pə bī lædjīø  
txĕə lĕ vātīørø?<sup>46</sup>)  
vənī vŏ lædjīø txĕə nõ,  
vŏ sĕrĕ dĕ nŏtrə.

Oh! Pierre-Joseph, tu as une Marie.  
N'étiez-vous pas bien logés  
Chez la Vautière?  
Venez vous loger chez nous,  
Vous serez des nôtres.

2. ō n'a-s' pə lĕ *malédiction!*  
y'ĕ vĕtī mĕ txās ĕ rtʒəlø;  
sŏlī m'āgrĕñø.  
ī krĕ kə pū tʒūtə ân-ø  
mwĕ ā fĕ də bĕzĕñø.

Oh! n'est-ce pas la malédiction!  
J'ai mis mes chaussures à rebours;  
Cela me fâche.  
Je crois que plus [de] hâte on a,  
Moins on fait de besogne.

3. tʒĕ s'ā k'lĕ djā adrĕ mŏæxæŋç  
y'ân-ĕrĕ sītʒə ĕ vwədjĕ.  
ō kēl-ĕfērø!  
tʒĕ s'ā k'yū sĕrĕ rāpĕrjīø,<sup>47</sup>)  
vwāli l'ātrə kə bēlø!

Quand (c'est que) les gens iront mois-  
J'en aurai cinq à garder [sonner,  
Oh! quelle affaire!  
Quand (c'est qu'un) sera apaisé,  
Voilà l'autre qui bêle!

4. ō mĕr, nŏz-ĕ ākwĕ ī brĕ  
pŏ brəsīø sĕt-āfĕ  
dĕ sĕ pĕyūrø.  
tʒĕ vŏ yī fārĕ dī pĕpĕ,  
mwā y'ĕrĕ lĕ rŏjūrø.

Oh! mère, nous avons encore un  
Pour bercer cet enfant [berceau  
Dans sa balle de froment.  
Quand vous lui ferez de la bouillie,  
Moi j'aurai le gratin.

(M<sup>me</sup> Daucourt-Duplain, née en 1819, à Bressaucourt.)

9. Noël en patois de Miécourt (Ajoie).<sup>48</sup>)

ī bĕ mĕ - ti ī mə yŏ - vĕ, kə lĕ tīær prə -  
ñĕ son blanc man - te - let, txĕ - tā nŏ - lĕ, nŏ - lĕ, nŏ - lĕt - en - cor.



1. i bē mētī  
i mā yōvē,  
kə lē tiər prānē  
*son blanc mantelet.*  
txētā nōlē, nōlē,  
nōlēt-encor.

2. i m'ā sēt-ālē  
txərī kōlinē  
kə sə prōmənē  
dē sō djerdinē.  
txētā, etc.

3. kə fētə vō lī  
gārsōnē djōlī?  
— y' ēkūtə txētē  
lə rōsīnōlē.  
txētā, etc.

4. kə dī dē sō txē,  
dī k'ā *Bethléem*  
ā nē lə nōlē  
.  
txētā, etc.

5. dī k'ā *Bethléem*  
ā nē lə nōlē.  
ē nō pētā tū  
vūər l'āfātələ.  
txētā, etc.

6. nōz-ā fōnə vūər  
lə pētē pōpnā,  
kə sē mēr kūtxē  
ān-ī mēyōlä.  
txētā, etc.<sup>49)</sup>

Un beau matin  
Je me levai.  
Que la terre prenait  
Son blanc mantelet.  
Chantons Nolé, Nolé,  
Nolé-t-encor!

Je m'en suis allé  
Quérir Colinet  
Qui se promenait  
Dans son jardinnet.  
Chantons, etc.

Que faites-vous là  
Garçonnet joli?  
— J'écoute chanter  
Le rossignolet  
Chantons, etc.

Qui dit dans son chant,  
Dit qu'à Bethléem  
Est né le Nolé (Noël)

---

Chantons, etc.

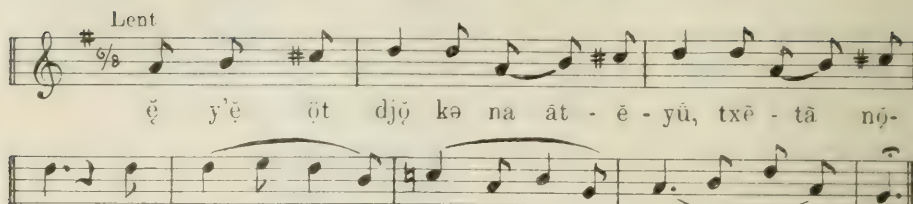
Et nous partons tous  
Voir l'enfantelet.  
Chantons, etc.

Nous [nous] en fîmes voir  
Le petit poupon  
Que sa mère couchait  
(En) Dans un petit maillot.  
Chantons, etc.

(M<sup>me</sup> Bertha Pheulpin, à Miécourt.)

## II. Le Bon-An.<sup>50)</sup>

### 10.\*) Bon-An en patois de Courroux.



- |  |   |
|--|---|
| 1. ĕ y'ĕ õt djõ kə nā <sup>51)</sup> āt-ĕyũ, <sup>52)</sup><br>txĕtā nĕĕ,<br>vwāsī læ bõn-ā k'ā vənī,<br>txĕtā nĕĕ, nĕĕ! | Il y a huit jours que Noël (est été)<br>Chantons Noël, [a eu lieu,<br>Voici le Bon-An qui est venu,<br>Chantons Noël, Noël. |
| 2. pĕ rĕdjõyī læ djũənə djā.<br>txĕtā nĕĕ,<br>xə bī læ grĕ kĕm læ pĕtĕ. <sup>53)</sup><br>txĕtā nĕĕ, nĕĕ!                | Pour réjouir les jeunes gens,<br>Si bien les (gros) grands (comme)<br>[que les petits.                                      |
| 3. ĕpĕrtĕ-nĕ læ brĕk <sup>54)</sup> ĕvĕ<br>txĕtā nĕĕ,<br>ī bō mĕrsĕ də vĕtrə pĕ,<br>txĕtā nĕĕ, nĕĕ!                      | Apportez-nous la „brique“ avant,<br>Un bon morceau de votre pain.   |
| 4. ĕnə bõnə pwĕniə də vĕtrə ĕrdjā<br>txĕtā nĕĕ,<br>ī bō pyātĕ də vĕ bĕnā<br>txĕtā nĕĕ, nĕĕ!                              | Une bonne poignée de votre argent,<br>Un bon plat(eau) de vos beignets.   |

### 11.\*) Bon-An en patois de Delémont.

- |   |   |
|---|---|
| 1. ĕ y'ĕ õt djõ kə nā āt-ĕyũ<br>txĕtā nĕĕ,<br>vwāsī læ bõn-ā k'ā vənī<br>txĕtā nĕĕ, nĕĕ!                    | Il y a huit jours, etc.   |
| 2. pĕ rĕdjõyī læ djũənə djā,<br>txĕtā nĕĕ,<br>xə bī læ vĕyĕ <sup>55)</sup> kə læ djũənə,<br>txĕtā nĕĕ, nĕĕ! | Pour réjouir les jeunes gens,<br>Si bien les vieux que les jeunes |
| 3. xə bī læ pĕtĕ kə læ grĕ<br>txĕtā nĕĕ,  | Si bien les petits que les grands,                                |

\*) Voir *Arch.* III p. 269, n° 3.

\*\*) Voir *Arch.* III p. 270, n° 4.

xə bī lē pɔvrə <sup>56</sup> ) kə lē rɛtxə txētā nōē, nōē!	Si bien les pauvres que les riches.
4. ɛpɔrtɛ nō lē brɛtʒə ɛvə. txētā nōē,	Apportez-nous la „brique“ avant,
ī bō mɔrsɛ də vɔtrə pē txētā nōē, nōē!	Un bon morceau de votre pain.
5. ī bō djənō <sup>57</sup> ) də vɔ pɔmə txētā nōē,	Un bon tablier plein de vos pommes,
ī bō mɔrsɛ də vɔtrə lē, txētā nōē, nōē!	Un bon morceau de votre lard.
6. ī bō txɛbō dā vɔtrə tiu. <sup>58</sup> ) txētā nōē,	Un bon jambon depuis votre cheminée,
ɛnə bɔnə pānrɛ d'ɛrdjā sē kɔtɛ txētā nōē, nōē!	Une bonne panerée d'argent sans [compter.

(Feu M. Benoni Kohler, cordonnier, né en 1830, Delémont.)

12.\*) Le Bon-An des Capucins (Patois de Develier).

1. ɛ y'ɛ ɔt djɔ kə nā at-ɛyü txētā nōē, vwäsī lə bɔn-ā k'ā vənī txētā nōē, nōē!	Il y a huit jours, etc.
2. kə dūə bənāxə sī küvā. txētā nōē, tɔ sɛ k'yī sɔ vɛtʒũ kɔtā! Etc.	Que Dieu bénisse ce couvent, Tous ceux qui y (sont) ont vécu [contents!
3. kə dūə bənāxə lē kăpūsī Etc. ɛ yī bɛyə ɛdɛ dī bō vī! Etc.	Que Dieu bénisse les capucins Et (y) leur donne toujours du bon vin!
4. sɛ pɔr pɛrə lə mɛritā bī, Etc. ɛ vɛ ɛ mɛtɛnə xə mɛti! Etc.	Ces braves pères le méritent bien, Ils vont aux matines si matin!
5. sɛ pɔr pɛrə vɛ ɛ nū piɛ, Etc. s'ā pɔ ātrɛ dādɛ lə siā! Etc.	Ces pauvres pères vont à nu-pieds, C'est pour entrer dedans le ciel!

\*) Voir *Arch.* III p. 271. n<sup>o</sup> 5.



- |   |   |
|---|---|
| 6. nō yī tziājā <sup>59)</sup> bī <i>ce bonheur</i> ,<br>Etc. | Nous leur souhaitons bien ce bonheur,       |
| dūā lē prēzērvā dā <i>malheur!</i><br>Etc.                    | Dieu les préserve de malheur!               |
| 7. dā vō bī nō vō rmērsyā,<br>Etc.                            | De vos biens nous vous remercions,          |
| ēnā bwānē ānē nō vō swātā!<br>Etc.                            | Une bonne année nous vous sou-<br>[haitons! |
- (M. Saulcy, ancien instituteur, Develier.)

13. Bon-An en patois d'Alle (Ajoie).

- |  |   |
|--|---|
| 1. vwāsī lē bōn-ā k'ā vənī,<br>kə tō lē mōdā ā rēdjōyī,<br>txētā nōē!        | Voici le Bon-An qui est venu,<br>Que tout le monde est réjoui,<br>Chantons Noël!              |
| 2. lē vētxā ā prē k'ē fē trā vē.<br>ē y'ān-ē ũ k'ā ī bwē kōm ī tōrē!<br>Etc. | La vache au pré qui a fait trois veaux,<br>Il y en a un qui a un ventre comme<br>[un taureau! |
| 3. nōz-ēvī fē dī bū twētxē,<br>k'ētē tō frayiā d'nitxōrē!<br>Etc.            | Nous avons fait du bon gâteau,<br>Qui était tout graissé de morve!                            |
- (Joseph Billieux, à Alle).

14.\*) Bon-An en patois de Mervelier (Delémont).

- |  |   |
|--|---|
| 1. ādō <sup>59)</sup> bōswār, ādō bōn-ā!<br>vwāsī lē pərmīē djō dē l'ā.<br><i>Notre Seigneur nous aime tant<br/>Qu'il le renouvelle tous les ans.</i>          | ? bonsoir, ? Bon-An!<br>Voici le premier jour de l'an.                  |
| 2. <i>Notre Seigneur a-t-un jardin<br/>Là où il croit du pain et du vin.<br/>C'est pour nourrir ses orphelins.</i>   |   |
| 3. <i>A vous, Madame, et d'action,<br/>La charité, donnez-nous-la!<br/>Au paradis la retrouverez-vous.</i> <sup>60)</sup>                                      |   |
| 4. kə dūē bōnāxē stə mājō,<br>tō pēr āmē, <sup>61)</sup> tō pēr āsō! <sup>62)</sup><br><i>Et le maître de la maison<br/>Que Dieu lui donne sa bénédiction!</i> | Que Dieu bénisse cette maison,<br>Tout par le milieu, tout par en haut! |

(Charles Mouttet-Naiserez, né en 1826, à Mervelier.)

\*) Voir *Arch.* III p. 273. n° 7.

Outre les chants de Nouvel-An ci-dessus, l'Ajoie connaît encore un autre Bon-An qui a dû être fort répandu et très populaire, et dont on retrouve la mélodie presque telle quelle jusqu'à Monthéliard.

15.\*) Bon-An en patois d'Ajoie.

bō-swā, bō - swā, mē - trə də sē lyō! vwā - sī lə bōn - ā  
 k'ā və - nī, kə tō lə mōdə ā rē - djō - yī. kə dūə vō  
 bōtə ān - ī bōn - ā! kə dūə vō dō lē bwānə ā - nē!

1. bōswā, bōswā, mētrə də sē lyō! <sup>63)</sup> vwāsī lə bōn-ā k'ā vənī, kə tō lə mōdə ā rēdjōyī. kə dūə vō bōtə ān-ī bōn-ā! kə dūə vō dō <sup>64)</sup> lē bwānə ānē!	Bonsoir, bonsoir, maître de ces lieux! Voici le Bon-An qui est venu, Que tout le monde est réjoui. Que Dieu vous mette en un bon an! Que Dieu vous donne la bonne année!
---	--

2. ətē lē grō kə lē pətē, kə tō lə mōdə ā rēdjōyī. kə dūə, etc.	Autant les gros que les petits, Que tout le monde est réjoui.
---	--

3. lē dūsə vīərdjə ət-ī djēdjī <sup>65)</sup> k'ē yī krāxē dī pē ē dī vī, k'ē yī krāxē də tō lē bī. kə dūə, etc.	La douce Vierge a un jardin [du vin, (Qu'il y) Oū il croissait du pain et Oū il croissait de tous les biens.
---	--

4. nōtə <i>Seigneur s'y promenait</i> ēvō ī bātō d'ērdjā fārē. kə dūə, etc.	Notre Seigneur s'y promenait Avec un bâton ferré d'argent.
---	---

5. lō pū brāv ānə dī pēyī s'ā lō . . . <sup>66)</sup> kə lō vwāli. kə dūə lō bōtə ān-ī bōn-ā! kə dūə vō dō lē bwānə ānē!	Le plus brave homme du pays C'est le . . . que (le) voici. Que Dieu le mette en un bon an! Que Dieu vous donne la bonne année!
---	---

6. kə dūə bnīə <sup>67)</sup> stə mājō, tō lē lētə ē lē txəvīrō! <sup>68)</sup> kə dūə, etc.	Que Dieu bénisse <sup>67)</sup> cette maison, Toutes les lattes et les chevrons!
--	---

(Communiqué par M<sup>me</sup> Fenk-Mouche, institutrice, à Porrentruy.)

\*) Voir *Arch.* III p. 272, n° 6.

16. Bon-An en patois de Porrentruy.

1. vwāsī lə bōn-ā k'ā vānī      Voici le Bon-An qui est venu,  
kə tō lə mōde ā rədjōyī.      Que tout le monde est réjoui.  
kə dūə vō bōtə ān-i bōn-ā.      Que Dieu vous mette en un bon an,  
mē dūə vō dō lē bwānə ānē!      Mais Dieu vous donna la bonne année!
2. *Notre Seigneur s'y promenait*      Notre Seigneur s'y promenait  
ēmō sē txē, ēvā sē prē,      En haut ces champs, en bas ces prés,  
ēvō ī bātō d'ērdjā fārē.      Avec un bâton ferré d'argent.  
kə dūə, etc.
3. lē dūsə vīərdjə ət-i djēdjī      La douce Vierge a un jardin [biens,  
k'ē yī krāxē də tō lē bī,      (Qu'il y) Où il croissait de tous les  
k'ē yī krāxē dī pē ē dī vī.      (Qu'il y) Où il croissait du pain et  
kə dūə, etc.      [du vin.
4. kə dūə bnēxāxə stə mājō.      Que Dieu bénisse cette maison,  
kə tō lē lētə ē lē txāvōr,      (Que) Toutes les lattes et les chevrons,  
tō sō kə pā ēz-āvīrō!      Tout ce qui pend aux environs!  
kə dūə, etc.
5. ē dyā k'vōz ē d'lē bwānə ēdwēyō;<sup>69)</sup>      Ils disent que vous avez de la bonne andouille;  
bēyītə nōz-ā txētχū ī būtxā,      Donnez-nous-en [à] chacun un petit bout,  
ī būtxā kmā ī mənōvlā,<sup>70)</sup>      Un petit bout comme un petit levier,  
ī mənōvlā kmā īn-ōtlā.<sup>71)</sup>      Un petit levier comme un petit foyard.  
kə dūə, etc.
6. ē dyā k'vōz-ē dī bō twētxē;<sup>72)</sup>      Ils disent que vous avez du bon gâteau;  
bēyītə nōz-ā txētχū ī mwēxē,<sup>73)</sup>      Donnez-nous-en [à] chacun un morceau,  
ī mwēxē kmā ī txū d'pyētē,      Un morceau comme un (cul) fond de plat,  
ī txū d'pyētē kmā ī txūvē      Un fond de plat comme un cuveau.  
kə dūə, etc.
7. ē dyā k'vōz-ē dē bwānə nōjčyō;<sup>74)</sup>      Ils disent que vous avez de bonnes noisettes;  
bēyītə nōz-ā txētχū ēnə pwēñīə,      Donnez-nous-en [à] chacun une poignée,  
ēnə pwēñīə kmā ēnə tētxiə,<sup>75)</sup>      Une poignée comme une poche pleine,  
ēnə tētxiə kmā ēnə bēsētxiə<sup>76)</sup>      Une poche pleine comme une besace pleine.  
kə dūə, etc.
8. ē dyā k'vōz-ē d'lē bwānə gōtə;<sup>77)</sup>      Ils disent que vous avez de la bonne *goutte*;  
bēyītə nōz-ā txētχū ī vwārā,      Donnez-nous-en [à] chacun un petit verre,  
ī vwārā kmā ī swāyētā,      Un petit verre comme un petit seau,  
ī swāyētā kmā ī vēxəlā.      Un petit seau comme un tonnelet.

(Feu M. Cœudevez, né en 1830, à Porrentruy.)



17. Variante en patois de Rocourt (Ajoie).

1. à di k'voz-ê d'lê bwêno êdweyê; On dit que vous avez de la bonne andouille ;  
 bëyitê noz-â vuar î bütxä,                    Donnez-nous-en voir un petit bout,  
 ê pö prê grâ kmâ in-êflä.                    A peu près grand comme un petit hêtre.

2. à di k'voz-ê d'lê bwêno gôtê; On dit que vous avez de la bonne goutte ;  
 bëyitê noz-â vuar î vwärä,                    Donnez-nous en voir un petit verre,  
 ê pö prê grâ kmâ î swäyotä.                    A peu près grand comme un petit seau.

(Gustave Quiquerez, aubergiste, à Rocourt.)

18. Variante en patois de Cœuve (Ajoie).

à di k'voz-ê tẏūê î pūê;                    On dit que vous avez tué un porc ;  
 s'ä pö sōli k'nō vñä vūê                    C'est pour cela que nous venons voir  
 s'nō n'sêri êvwä î hü d'büdi,                    Si nous ne saurions avoir un petit bout de bou-  
 ê äxi î ptê vwär dâ vî.                    Et aussi un petit verre de vin.                    [din,

(M<sup>elle</sup> Thérèse Ribeaud, ancienne institutrice, née en 1834, à Cœuve.)

On me permettra de transcrire ici un Bon-An en patois de Montbéliard, plus complet que ceux que j'ai moi-même récoltés dans le Jura bernois. Il sera aussi intéressant de comparer ce patois Montbéliardais au patois ajoulot et au vâdais. Malheureusement je ne possède pas assez à fond cet idiome pour oser en donner une transcription phonétique.

19. Bon-An en patois de Montbéliard.

Lent

Voi - ci lou bon an qu'à ve - ni *très lié* *port de voix*

Voi - ci lou bon an qu'à ve - ni Que tout lou monde â

ré - djo - yi, A - tant les grands que les pe-tets. Due vôs

'bou - tait dans n'bouène on - naie Dans n'bouène on -

naie se vôs ren - trai.

1. Voici lou bon an qu'à veni  
Que tout lou monde â rédjoi,  
Atant les grands que les petets.  
Due vôs boutait dains n'bouène  
[onnaie!  
Dans n'bouène onnaie, se vôs ren-  
[traï!

2. Tschampai nôs de vôs bons côtis  
Que sont pendus aî vôs reutis.  
Due vôs. etc.

3. Tchampai nôs de vos bons tcham-  
Que sont pendus aî vôs bâtons. [bons

4. Tchampai nôs lou pô tout entie,  
Les oroill' et les quaître pies.

5. Copai a lai sans régaidjai,  
Mais prentes vadj' de vôs côpai.

6. Baillies-nôs de vôs êtchâlons  
Que sont dedans lai tchambre â long.

7. Baillies-nôs de vôt' bon toutché  
Qu'à dans l'airtche â pie de vot' lé.

8. En' poignie d'ordjent sans  
[comptai,  
Mais prentes vadj' de vôs trompai.

9. L'affenot qu'à i bre coutchie  
De lai main de Due sait soignie!

10. Due benisse cete mâson  
Tout par en me, tout par en son!

11. Et lou maître de lai mâson,  
Due li dene bouène fôson!

12. Et lai maîtresse de cions,  
Due en ait grand compassion!

13. Nôs ans lês pies tout edgeolais  
Et lai bairbe toute dgievaie.

Voici le Bon-An qui est venu  
Que tout le monde est réjoui,  
Autant les grands que les petits.  
Dieu vous mette dans une bonne  
[année!  
Dans une bonne année, (si) voici que  
[vous rentrez!

Jetez-nous de vos bonnes côtelettes  
Qui sont pendues à vos rôtis (?)

Jetez-nous de vos bons jambons  
Qui sont pendus à vos bâtons.

Jetez-nous le porc tout entier,  
Les oreilles et les quatre pieds.

Coupez au lard sans regarder,  
Mais prenez garde de vous couper.

Donnez-nous de vos noix  
Qui sont dedans la chambre au long,

Donnez-nous de votre bon gâteau  
Qui est dans l'arche au pied de  
[votre lit.

Une poignée d'argent sans compter,  
Mais prenez garde de vous tromper.

Le petit enfant qui est au berceau cou-  
De la main de Dieu soit soigné! [ché

Dieu bénisse cette maison  
Tout par au milieu, tout par en haut!

Et le maître de la maison,  
Dieu lui donne bonne foison!

Et la maîtresse de céans,  
Dieu en ait grand' compassion!

Nous avons les pieds tout gelés  
Et la barbe toute givrée.

14. Se vos ne veuillais ran denai, En' fâ pê tant nos erratai. Car âtre pai nôs v'lien ollai.	Si vous ne voulez rien donner, Il ne faut pas tant nous arrêter, Car autre part nous voulons aller.
---	---

15. Due benisse cete mâson, Monsieur . . . , ses bés gochons, Ses bell' gaichottes tout di long!	Dieu bénisse cette maison, Monsieur . . . , ses beaux garçons, Ses belles filles tout du long!
--	--

(*Almanach des Bonnes Gens du Pays de Montbéliard*,  
Année 1895.)

*L'Almanach* ajoute : „Le Vieux Bon-An, connu depuis peut-être plus de trois siècles dans notre pays, n'y est déjà presque plus chanté.

Il y a 50 ans à peine, pendant la nuit du 31 décembre, les habitants de Montbéliard parcouraient encore les rues en le chantant.

A minuit, ils entraient les uns chez les autres, on s'embrassait, on buvait du vin du pays en mangeant une andouille ou en cassant des noix.

Dans les plus humbles ménages, comme dans les plus riches familles, l'année alors commençait gaîment.“

M. *John Viénot* donne 3 variantes de ce Bon-An dans ses *Vieilles Chansons du Pays de Montbéliard* (Montbéliard 1897) p. 11 et sq. Il dit (p. 11 note 1) : „La veille du jour de l'an, pendant la nuit, les jeunes gens parcourent les rues des villes et des villages en chantant le *Bon an* ; ils s'arrêtent aux portes des principaux habitants et ne cessent leurs chants que lorsqu'on leur a donné quelque chose. Ce chant du nouvel an se chante avec quelques variantes dans la Franche-Comté et le pays de Porrentruy.“

Voici maintenant la façon dont les enfants remerciaient les personnes qui les gratifiaient d'une pièce de monnaie ou de tout autre cadeau (Cf. N° 12, str. 7, N° 14, str. 4, N° 15, str. 6, N° 19, str. 15). Ces remerciements se disent aussi après le chant des Rois. (Cf. N° 24, str. 4, N° 25, str. 3 et 26, str. 3).

*) nõ vø rmërsyâ dë bî kə vø nõ fêtë, nø prîrë dūə pëř sę <i>divine grâce</i> k'ëñə âtrə ânë vø nõz-à pøvøxî bëyîə à grøşə djøə ę ä bønə sëtë!	Nous vous remercions des biens que [vous nous faites, Nous prions Dieu par sa divine [grâce Qu'une autre année vous nous en [puissiez donner En grosse joie et en bonne santé! (M. Oscar Broquet, Courrendlin.)
---	--

\*) Voir *Arch.* III. p. 278.



Mais si on les renvoyait les mains vides, ils chantaient:  
nō vō rmərsyā də vōtrə satxə krōtə;      Nous vous remercions de votre sèche  
[croûte;  
prēdjīə lē bī pō mōyīə vōtrə sōpə.      Gardez-la bien pour mouiller votre  
[soupe.  
ēprē vōt' mōə, lē txī, lə txē vō pixrē      Après votre mort, les chiens, les  
lē txī, lē txē vō pixrē dxū!      [dxū,      [chats vous pisseront dessus!

M. Xavier Kohler (*Pan.* p. 8) cite le couplet suivant:  
kə dūe vō bēyə də rētə ēsē,      Que Dieu vous donne des souris assez,  
pə də txē pō lēz-ētrēpē,      Pas de chat pour les attraper,  
pə d'batō pō lēz-ēsānē! . . . .      Pas de bâton pour les assommer! . . .

La même malédiction se retrouve dans le Bon-An Montbéliardais que j'ai cité plus haut:

Due vōs dene des raittes aissai,  
Ne tchin ne tchait po les aittropai,  
Pouèn de baton pou les tiuai (tuer).

**Autre remerciement en patois de Miécourt.**

nō vō rmərsyā dē bī kə vō nō fētə;      Nous vous remercions des biens que  
[vous nous faites;  
nō priārē dūə *par sa divine grâce*      Nous prierons Dieu  
k'ē vō bēyōxə sētē, prōspērītē,      Qu'il vous donne santé, prospérité,  
ēnə pyēsə ā pēřēdī      Une place au paradis  
ē txvā xū ēnə bērbī.      A cheval sur une brebis.  
(M<sup>me</sup> Bertha Pheulpin, Miécourt.)

**Autres remerciements en patois de Grandfontaine.**

ā vō rmərsyē d'vōt swātxə krōtātə,      En vous remerciant de votre sèche  
[petite croûte,  
vwādję lē vō pu fēr vōtrə sōpāte;      Gardez-la - vous pour faire votre  
ā l'ātrə mōdə      En l'autre monde [soupe;  
lē txī, lē txē vō pixrē dxū.      Les chiens, les chats vous pisseront  
[dessus.  
nō vō rmərsyā dē bī kə vō nō fētə;      Nous vous remercions des biens que  
[vous nous faites;  
nō priārē dūə pē sē *divine grâce*      Nous prierons Dieu . . .  
k'ā l'ātrə mōdə ē vō bēyōxə *ré-*      Qu'en l'autre monde il vous donne  
[compense.      [récompense.  
(Xavier Babey, Grandfontaine.)

### III. La veille des Rois.

#### 20.\*) La „pëyisō“ (Chant des bouviers).

C'est un chant qu'on ne connaît qu'à *Develier* (Vallée de Delémont) et qui se dit le soir du 5 janvier, veille des Rois. Les jeunes bouviers (*lê hōrī*) le chantent en parcourant le village, et accompagnent chacun des „*ōtxālōbō*“ d'un vigoureux coup de fouet. D'où vient ce chant si particulier? A quoi fait-il allusion? Quelle fête doit-il commémorer?<sup>79)</sup> On ne le sait plus, comme on ignore aussi tout à fait ce que signifient ces mots de „*pëyisō*“ et de „*ōtxālōbō*“. En publiant ce chant dans *Arch.* III p. 274, n° 8, je l'ai intitulé la „*pëlsyō*“; c'est ainsi que l'avait appelé un vieillard de Develier, M. Chappuis, crieur public, qui m'en avait indiqué les paroles en 1894. Mais un autre vieillard du même village, Pierre-Joseph Monnin, né en 1822, qui dans son enfance a chanté bien des fois cette chanson avec d'autres bouviers, et m'en a fourni la mélodie, m'a affirmé que de son temps on disait la „*pëyisō*“ et non la „*pëlsyō*“. Je fais donc la rectification et transcris la version de Pierre-Joseph Monnin comme plus ancienne et plus authentique.

Lent

s'ā stū swā ī swā mwā - yū k'lēz-ā - trō

swā, pōr sē vō bit - ō vwā. s'ā dīx kōm ěl - ā

vwā. s'ā bī, je vous sā - vē. ō - txā - lō - bō!

1. s'ā stū swā ī swā  
mwāyū k'lēz-ātrō swā;  
pōr sē vō bit-ō<sup>79)</sup> vwā.  
s'ā dīx kōm ěl-ā vwā,  
s'ā bī, je vous sāvē.<sup>80)</sup>  
ōtxālōbō!

C'est ce soir un soir  
Meilleur que les autres soirs;  
Pour cela vous vient-on voir.  
C'est ainsi comme il est vert.  
C'est bien, je vous sauve  
Otchālōbō!

2. s'ā l'swā d'lē pëyisō;  
ělōdjīō vō hētō,<sup>81)</sup>  
pë drwātē ě pēr rēzō.<sup>82)</sup>  
s'ā dīx, etc.

C'est le soir de la „Payisson“  
Allongez vos tresses de chanvre,  
Par droite et par raison.

\*) Voir *Arch.* III p. 274. n° 8.

3. nōz-ādrē ɣvā lē prę.  
rətʒōdrē lē rōzę,  
lē grosā ę lē mənūā.  
s'ā dix, etc.

4. nōz-ādrē dūz-ę dū.  
lē tētē dādō l'dju.  
nōz-ādrē txū l'pōmę,<sup>83)</sup>  
nōz-ādrē txū l'rēmę<sup>84)</sup>  
s'ā dix, etc.

5. nōz-ādrē ę lē txęriā,  
nō vīrērē lē rōę;<sup>85)</sup>  
nōz-ān-ęrē l'ętrē,<sup>86)</sup>  
nōt mętrē ęrę lē grē.  
s'ā dix, etc.

6. nōz-ādrē drīā txętę.<sup>87)</sup>  
nōz-ęrē dī lēsę;<sup>88)</sup>  
nōz-ā frē dī mętō,<sup>89)</sup>  
tē k'ę y'ę d'pīār ā fō.  
s'ā dix. etc.

Nous irons en bas les prés,  
Recueillir la rosée,  
La grosse et la menue.

Nous irons deux à deux,  
La tête dessous le joug.  
Nous irons sur le rouge-fauve,  
Nous irons sur le tacheté.

Nous irons à la charrue,  
Nous tournerons les sillons;  
Nous en aurons la paille,  
Notre maître aura le grain.

Nous irons derrière „Château.“  
Nous aurons du lait;  
Nous en ferons du sérac,  
[Au]tant qu'il y a de pierres au fond.

(Pierre-Joseph Monnin, né en 1822, Develier.)



#### IV. Les Rois.

J'aurais pu passer presque complètement cette fête sous silence, parce que le Jura catholique, de même que la Franche-Comté, ne connaît plus de version patoise de ce chant. D'où cela provient-il? Voici ce que dit à ce sujet *M. A. Béatrix (Chants patois du Pays d'Ajoie, p. 10)*:

„Quoique déjà vieux, ce chant n'est que la traduction d'un autre beaucoup plus ancien, en patois, comme celui du Nouvel-An. Mais nos vieillards les plus âgés, à l'époque de notre jeunesse, ne se souvenaient que de l'avoir encore entendu, mais ne l'avaient plus retenu. On nous disait, à ce sujet, que c'étaient les moines de Miserez qui l'avaient ainsi changé. Or comme les moines qui avaient occupé ce prieuré avaient disparu depuis près de deux siècles et avaient été remplacés par les PP. Jésuites, c'est à ceux-ci qu'on devait la rénovation de ce chant.“

J'en suis donc réduit à donner la version française, très populaire, et qui se chante encore dans tous nos villages. Trois jeunes gens déguisés, représentant naïvement les trois rois, et portant une étoile qu'ils font rapidement tourner au bout d'une longue canne, vont d'auberge en auberge répétant les couplets de l'Épiphanie.

#### 21. Les Rois.

Lent

Trois Rois nous nous somm's ren-con-trés Ve - nant de di-ver-  
ses con - trées. Nous somm's i - ci tous trois ve - nus Pour  
a - do - rer l'En - fant Jé - sus, Pour a - do - rer l'En-  
fant Jé - sus.

1. Trois Rois nous nous somm's ren-  
Venant de diverses contrées. [contrés  
Nous somm's ici tous trois venus\*)  
Pour adorer l'Enfant Jésus.

2. En quinze jours quatre cents lieues,  
Avons couru en cherchant Dieu.  
Une étoile nous a conduits  
Et nous éclaire jour et nuit.

\*) *Var.*: Nous somm's ici *tout droit* venus.

3. Nous l'avons vue en Orient,  
En Orient sur Bethléem.  
En poursuivant notre chemin  
Avons trouvé ce grand Dauphin.

4. Dans l'étable l'avons trouvé  
Dans une crèche emmailloté.  
Un bœuf, un âne sont autour  
Le réchauffant, lui font la cour.

5. Dans cette étable l'avons trouvé  
Là où nous l'avons adoré;  
Nous lui avons fait de beaux présents  
D'or et de myrrhe et de l'encens.

6. Le roi Hérode, ce méchant,  
Nous demande après cet enfant,  
Pour l'adorer ainsi que nous;  
Mais le faux traître était jaloux.

(M. Oscar Broquet, à Courrendlin.)

## 22. Les Rois des Capucins.

1. Trois Rois nous nous sommes ren-  
Venant de diverses côtés. [contrés  
Nous sommes ici tout droit venus  
Pour adorer l'enfant Jésus.

2. Passant par dessus <sup>90</sup>) un couvent  
Nous n'avons pas tardé longtemps  
De nous y faire insinuer  
Et d'avoir permission d'entrer.

3. Etant tous trois bien fatigués,  
Nous cherchons l'hospitalité.  
Vous plaira-t-il nous l'accorder,  
Nous donnant un peu à manger?

4. Nous ne mangeons pas de gebier,  
Ni ne cherchons les petits pieds,  
*Peudrix*, *bégasse*,<sup>91)</sup> ni dindons,  
Poulets, ni lièvres, ni pigeons;

5. Mais du pâté et du jambon,  
Boudin blanc, rouge, et saucisson,  
Tout ce que fournit la saison; [vons.  
Nous le mangeons *quante* <sup>92)</sup> nous l'a-

6. Pour du vin, nous n'en buvons pas..  
Que chacun son pot par repas,  
N'en buvant qu'un verre à la fois,  
Comme font partout les grands Rois.

7. Permettez-nous de nous asseoir.  
Que le frère nous apporte à boire,  
A boire, aussi et à manger,  
Car nous ne pouvons plus chanter.

(Feu M. Metthez, instituteur, à Courgenay.)

## 23. Chant des Rois (recueilli à Courrendlin).

Il existe un autre texte des Rois, très populaire aussi dans tout le Jura, et qui se chante encore de nos jours, mais sur une mélodie différente. C'est une sorte de Noël qui doit être assez ancien et qui nous fait assister à l'arrivée des trois rois à Bethléem. Malgré la longueur de ce texte, je me vois dans l'obligation de le transcrire ici, sans cela, on ne comprendrait pas facilement les altérations et la parodie que j'en donne ci-après.

Que di - rons-nous, Mes-sieurs, de cette é - toi - le, Que  
nous voy - ons si gra - ci-euse et bel - le? Elle a pré-dit se-  
lon mon ju - ge-ment Du vrai Mes-sie le saint a - vè - ne-  
ment, le saint a - vè - ne-ment.

1. Que dirons-nous, Messieurs, de cette étoile,  
Que nous voyons si gracieuse et belle!<sup>93</sup>  
Elle a prédit selon mon jugement  
Du vrai Messie le saint avènement.
2. Je reconnais par mon art et science  
Qu'elle a prédit du Sauveur la naissance.  
Nous avons vu, et sommes fort joyeux  
Que nous voyions venir le Roi des Cieux.
3. Or allons donc, allons le reconnaître,  
Puisqu'il est Dieu et le souverain Maître.  
Nous lui offrirons de l'or excellent  
Pour démontrer qu'il est le Roi puissant.
4. Pour démontrer sa divine nature,  
Pareillement aussi sa sépulture,  
Nous lui offrirons de la myrrhe de bon cœur,  
Laquelle sera de très bonne odeur.
5. Et nous voulons montrer par évidence  
Qu'il est vrai Dieu, qu'il a grande puissance.  
Nous lui offrons de l'encens pour présent,  
Lequel sera très odoriférant.
6. Or, sus! allons, voyez, Messieurs, l'étoile  
Qui va devant. O mon Dieu, qu'elle est belle!  
Certainement nous sommes bien heureux  
Que nous voyions venir le Roi des cieux.
7. Assurément, depuis ma géniture  
Je n'ai point vu faire moins de froidure.



Il me paraît que nous sommes en été,  
Voyant le temps si doux et tempéré.

8. On n'entend rien de la sanglante guerre  
Que toute paix maintenant sur la terre.  
Toute l'année semble plus tempérée  
Qu'elle ne l'était durant l'arche dorée.

9. Or nous voici, Messieurs, dans la Judée;  
Jérusalem est en cette vallée.  
Allons le roi Hérode saluer,  
Et le logis du Sauveur demander.

10. O Dieu, grand Roi de magnificence,  
Princes tous trois venus de notre province,  
Pour adorer des Juifs le Roi puissant;  
Nous avons vu l'étoile en Orient.

11. — Qu'est-ce que ce Roi? il me faut le connaître.  
Sus, dites-moi, scribes, où doit-il naître?  
Je n'entends point qu'il y ait d'autre roi  
Dans la Judée, qui soit au-dessus de moi.

12. — Or allons donc, ô rois de haute ligne,  
Ce Roi naîtra en Bethléem Judée.  
— Rapportez-moi le fait de cet enfant,  
Et l'adorer j'irai pareillement.

13. — Voici, Messieurs, l'étoile revenue,  
Que nous avons auparavant perdue.  
Elle s'arrête en ce lieu, pauvre lieu;  
Il faut que là soit né le Roi des Cieux.

14. A deux genoux, la tête découverte,  
Pour adorer ce grand Prince céleste;  
O Roi des rois, je te baise la main,  
Et te reçois pour mon Dieu souverain.

15. O Dieu puissant, humblement te supplie  
A deux genoux que jamais ne t'oublie.  
O Roi des rois, je te baise la main,  
Et te reçois pour mon Dieu souverain.

16. O Roi puissant, ô Sauveur débonnaire,  
Ayez de moi pour servir de mémoire.  
O bon Messie, je te baise la main,  
Et te reçois pour mon Dieu souverain.

17. Oh! retournons tous en notre province  
Et repassons vers Hérode le prince,  
Et par le fait vraiment l'en assurer ;  
Il y viendra comme nous l'adorer.

18. — Allez-vous-en, ô rois, par autre voie.  
Il n'est besoin que Hérode vous voie.  
Il ne veut pas le Sauveur adorer,  
Mais pour certain le veut aller tuer.

19. — Le malheureux aurait-il le courage  
De le tuer au lieu d'y rendre hommage ?  
N'allons donc point par le plus court chemin,  
Puisque son cœur est si plein de venin.

(M. Oswald Fromaigeat, fils, Courrendlin.)

#### 24. Altération des Rois.

1. Que dirions-nous, Messieurs, de cette étoile  
Que nous voyons dessus la sainte *Abèle*?<sup>94)</sup>  
Elle a prédit, selon mon sentiment,  
Du vrai Messie le saint *avèlement*.<sup>95)</sup>

2. Allons donc, Rois, allons le reconnaître ;  
Puisqu'il est roi, il est le souverain maître.  
Nous y offrirons de l'or très excellent  
Pour y montrer qu'il est le Roi puissant.

3. A deux genoux, la tête découverte,  
Pour adorer ce grand Prince céleste,  
O Roi des rois, je vous baise les mains,  
Je vous reçois pour mon Dieu souverain.

4. nõ vۆ rmęrsyã dę bĩ kę vۆ nõ fętę,  
nۆ priärę dũa *par sa divine grâce*,  
k'ęnә ätrә äñę vۆ nõz-ã pۆyөxĩ bęyi  
ã grөsә djөә ę pө bөnә sętę.

(Feu Justin Kohler, cordonnier, né en 1820, à Delémont.)

#### 25. Autre altération des Rois.

1. kę dїrї-nө, Messieurs de cette étoile  
Que nous voyons dessus la sainte ębęle?<sup>96)</sup>  
k'ęl ę prędї sї lõ mędjїә, je mange<sup>97)</sup>  
Du vrai Messie le saint *avèlement*.

2. Dieu pourvoira bientôt dans cette affaire.  
 Mais cependant, il faut parler de boire.  
 Allons ici, dans ces prochains logis,  
 dēpādziə vō, y'ĕ grā swā, mēz-ĕmī.<sup>98)</sup>

3. nō vō rmērsyā dē bī kə vō nō fētə.  
 Nous prierons Dieu, par sa divine grâce.  
 k'ĕnə ātrə ānĕ vō pōyōxī nōz-ā bĕyīə<sup>99)</sup>  
 En grande et en bonne santé.

(Marianne Conscience-Kohler, née en 1856,  
 Chapelle du Vorbourg, Delémont.)

26. Parodie en patois de Beurnevésin (Ajoie).

Allegro

kə dī - rē nō də lĕ mā - li - sə nwā - rə? sī vĕyə lā -  
 pū k'ĕ tō ā - mwā - djĕ sĕ bĕr - bə, pō ā - pĕ - txiə lō  
 kōr - bā, lĕ kōr - bātə d'ā - lĕ ĕ - kūr ā lĕ grĕdjə ā tẏū -  
 riə, ā lĕ grĕdjə ā tẏū - riə.

1. kə dīrē nō də lĕ mālisə nwārə? Que dirons-nous de la malice noire?  
 sī vĕyə lāpū<sup>100)</sup> k'ĕ tō āmwādĵĕ sĕ Ce vieux buveur qui a tout em . . . sa  
 [bĕrbə, [barbe,  
 pō āpĕtxiə lō kōrbā, lĕ kōrbātə Pour empêcher le Corbat, la Corbatte  
 d'ālĕ ĕkūr ā lĕ grĕdjə ā tẏūriə. D'aller battre le blé dans la grange au curé.

2. nō s'ā<sup>101)</sup> rādrē txiə lĕ vĕyə Nous (s')nous en irons chez la vieille  
 [mĕrāsə, [mairresse,  
 nō lĕ trōvrē k'ĕlə fārĕ dĕ txāsə, Nous la trouverons qu'elle fera des bas,

ĕxūriəmā ĕtādĕ sĕz-ĕmā. Assurément attendant ses amants.

3. ā vō rmĕrxyĕ də vōtrə sātxə krōtə, En vous remerciant de votre sèche croûte,  
 vādĵĕ lĕ piə pō ferə vōtrə sōpə. Gardez-la seulement pour faire votre soupe.  
 nō pārĕ dĕ pierə pō kāsĕ vō fĭnĕtrə, Nous prendrons des pierres pour casser vos fe-  
 ĕ dĕ kĕyō pō vō kāsĕ lō dō. Et des cailloux pour vous casser le dos. [nĕtres.

(Nicolas Lanzard, né en 1834, à Beurnevésin.)



V. Carnaval.

27. \*) Kārimātrā. Carnaval en patois de Delémont.

kā - rī - mā - trā k'ā drīə txī nō, kə pūə - rə, kə  
 pūə - rə! kā - rī - mā - trā k'ā drīə txī nō kə pūərə sō sōr!  
 bī vlā - tiə y'ā - drō txī vō, mē ĩ n'ō - zə, mē ĩ n'ō - zə;  
 bī vlā - tiə y'ā - drō txī vō, mē ĩ n'ōzə, ĩ n'ō - zə - rō.  
 - vī yī pēə , bīn - ěr - diə - mā, kā - rī - mā - trā ọ! ọ!  
 vī yī pēə bīn - ěr - diə - mā, kā - rī - mā - trā ọ!

1. kārīmātrā<sup>102)</sup> k'ā drīə txī nō,  
 kə pūərə, kə pūərə!  
 — bī vlātīə y'ādrō txī vō,  
 mē ĩ n'ōzə, mē ĩ n'ōzə,  
 bī vlātīə y'ādrō txī vō,  
 mē ĩ n'ōzə, ĩ n'ōzərō.  
 — vī yī pēə bīn-ěrdīəmā,  
 kārīmātrā, ọ! ọ!  
 vī yī pēə bīn-ěrdīəmā  
 kārīmātrā ọ!

Carnaval qui est derrière chez nous,  
 Qui pleure, qui pleure!  
 — Bien volontiers j'irais chez vous,  
 Mais je n'ose, mais je n'ose,  
 Bien volontiers j'irais chez vous,  
 Mais je n'ose, je n'oserais.  
 — Viens-y seulement bien hardiment,  
 Carnaval. oh! oh!  
 Viens-y seulement bien hardiment,  
 Carnaval. oh!

\*) Voir *Arch.* III p. 280. n° 14.

2. kārīmātrā k'ā drīo txī nō  
 kə pūəə (bis)!
- bī vlātīo ī dēbōtxrō vōt kākļō,<sup>103</sup>  
 mē ī n'ōzə, etc.
- dēbōtxə lō pəə bīn-ērdiəmā,  
 Etc.
- Bien volontiers je déboucherais  
 [votre poêlon...]
- Débouche-le seulement bien har-  
 Etc. [diment.
3. kārīmātrā k'ā drīo txī nō  
 kə pūəə (bis)!
- bī vlātīo ī pārō ēnə fōrtxātə,  
 mē ī n'ōzə, etc.
- prāz-ā pəə ēnə bīn-ērdiēmā  
 Etc.
- Bien volontiers je prendrais une  
 [fourchette.
- Prends-en seulement une bien  
 [hardiment.
4. kārīmātrā k'ā drīo txī nō  
 kə pūəə (bis)!
- bī vlātīo ī pārō l'būdī,  
 mē ī n'ōzə, etc.
- prā lō pəə bīn-ērdiēmā,  
 Etc.
- Bien volontiers je prendrais le  
 [boudin.
- Prends-le seulement bien hardi-  
 [ment.
5. kārīmātrā k'ā drīo txī nō  
 kə pūəə (bis)!
- bī vlātīo ī vō rābrēsrō,  
 mē ī n'ōzə, etc.
- rābrēs-mə pəə bīn-ērdiēmā  
 Etc.
- Bien volontiers je vous (r)em-  
 [brasserais.
- Embrasse-moi seulement bien  
 [hardiment.
6. kārīmātrā k'ā drīo txī nō  
 kə pūəə (bis)!
- bī vlātīo ī kūtīrō ēvō vō,  
 mē ī n'ōzə, etc.
- kūtīo pəə bīn-ērdiēmā,  
 Etc.
- Bien volontiers je coucherais avec  
 [vous.
- Couchez seulement bien hardi-  
 [ment.
7. kārīmātrā k'ā drīo txī nō  
 kə pūəə (bis)!
- bī vlātīo ī vō l'fērō,  
 mē ī n'ōzə, etc.
- fē lō pəə bīn-ērdiēmā,  
 Etc.
- Bien volontiers je vous le ferais.
- Fais-le seulement bien hardiment.

(Feu Justin Kohler, cordonnier, né en 1820, Delémont.)

\*) Ce kārīmātrā se chantait aussi sur une autre mélodie:

Vif

kā - ri - mā - trā k'ā drīə txī nõ, kə pūə - rə, kə pūə - rə.  
 kā - ri - mā - trā k'ā drie txī nõ, kə pūə rə pə rā. — bī və - lā - tiə y'ā -  
 drə txī və, m'ī n'ə - zə, m'ī n'ə - zə, bī və - lā - tiə y'ā -  
 drə txī və, m'ī n'ə - zə - rə! — və - nī yī pəə bīn - ɛr - diə - mā, kā -  
 rī - mā - trā, kā - rī - mā - trā, və - nī yī pəə bīn - ɛr - diə - mā, kā -  
 rī - mā - trā!

(Célestin Carabinier, né en 1838, Delémont.)

28.\*\*\*) Autre Carnaval en patois de Delémont.

Vif

kā - ri - mā - trā k'ā drīə txī nõ kə pūə - rə, kə  
 pūə - re. lə bəl - ɔ - tās i ɛ dmē - dɛ k'ās k'ɛl ɛ - vɛ.  
 - bī vlā - tiə y'ā - drə txī və, m'ī n'ə - zə, i n'ə - zə - rə. - ā -  
 trɛ, ā - trɛ, kā - rī - mā - trā, bīn - ɛr - diə - mā!

1. kārīmātrā k'ā drīə txī nõ  
kə pūə rə. (bis)

Carnaval qui est derrière chez nous  
Qui pleure.

\*) Voir Arch. III p. 282.

\*\*) Voir Arch. III p. 283, n° 15.



- lĕ bĕl ȳtās ī ě dmĕdĕ  
 k'ās k'ĕl ěvĕ.  
 — bī vlātīā y'ādrō txi vō,  
 m'ī<sup>104</sup>) n'ōzā, ī n'ōzārō.  
 — ātrĕ, ātrĕ, kārīmātrā,  
 bīn-ĕrdiēmā!
2. tẏĕ kārīmātrā fĕt-ātrĕ.  
 ě pūārā. (bis)  
 lĕ bĕl ȳtās ī ě dmĕdĕ  
 k'ās k'ĕl ěvĕ.  
 — bī vlātīā y'ābrĕsrō vōt mīnōtā,  
 m'ī n'ōzā, ī n'ōzārō.  
 — ābrĕsiā lĕ, kārīmātrā,  
 bīn-ĕrdiēmā!
3. tẏĕ kārīmātrā l'ĕt-ĕyū bī ābrĕsiā,  
 ě pūārā. (bis)  
 lĕ bĕl ȳtās vī rdĕmĕdĕ  
 k'ās k'ĕl ěvĕ.  
 — bī vlātīā ī kūtẏrō đĕvō vōt mīnōtā;  
 m'ī n'ōzā, ī n'ōzārō.  
 — kūtẏiā, kūtẏiā, kārīmātrā,  
 bīn-ĕrdiēmā!
4. tẏĕ kārīmātrā āt-ĕyū kūtẏiā  
 ě pūārā. (bis)  
 lĕ bĕl ȳtās vī rdĕmĕdĕ  
 k'ās k'ĕl ěvĕ.  
 — bī vlātīā ī kāsro l'kōrdō d'lĕ  
 [kōrnātō đā vōt mīnōtā;  
 m'ī n'ōzā, ī n'ōzārō.  
 — kāsĕ, kāsĕ, kārīmātrā,  
 bīn-ĕrdiēmā!
5. tẏĕ kārīmātrā ă kāsĕ l'kōrdō  
 [d'lĕ kōrnātō d'lĕ mīnōtā,  
 ě pūārā. (bis)  
 lĕ bĕl ȳtās ī ě dmĕdĕ  
 k'ās k'ĕl ěvĕ.  
 — bī vlātīā ī vōz-ā frō ĕtĕ;  
 m'ī n'ōzā, ī n'ōzārō.  
 — fĕtā, fĕtā, kārīmātrā,  
 bīn-ĕrdiēmā!

- La belle hôtesse lui a demandé  
 (Qu'est-)ce qu'il avait.  
 — Bien volontiers j'irais chez vous,  
 Mais je n'ose, je n'oserais.  
 — Entrez, entrez, Carnaval,  
 Bien hardiment!
- Quand Carnaval fut entré,  
 Il pleure.
- Bien volontiers j'embrasserais  
 [votre mignonne.  
 — Embrassez-la, Carnaval,  
 Bien hardiment!
- Quand Carnaval l'a eu bien em-  
 [brassée,  
 La belle hôtesse vient redemander  
 (Qu'est-)ce qu'il avait.  
 — Bien volontiers je coucherais avec  
 [votre mignonne.  
 — Couchez, couchez, Carnaval,  
 Bien hardiment!
- Quand Carnaval a été couché,  
 — Bien volontiers je casserais le  
 [cordon de la cornette de votre  
 [mignonne;  
 — Cassez, cassez, Carnaval,  
 Bien hardiment!
- Quand Carnaval eut cassé le cordon  
 [de la cornette de la mignonne,  
 — Bien volontiers je vous en ferais  
 [autant;  
 — Faites, faites, Carnaval,  
 Bien hardiment!
- (M. Rais, fossoyeur, à Delémont.)

VI. La Passion.

29. \*) lẹ pāsyo dĩ dũ djẹzũ. La Passion du doux Jésus. (Patois d'Ajoie.)

Lent

lẹ pā - sy - ô dĩ dũ djẹ - zu k'ẹl á trixtə

ẹ dọ - là - tə! ẹ - kũ - tẹ lẹ, pə - tẹz - ẹ grā, s'ẹ vọ

pyẹ də l'ā - tā - drə, pọ xũ lũ pərə ẹg - zā - pyə.

1. lẹ pāsyo dĩ dũ djẹzũ,  
k'ẹl-á trixtə ẹ dọlátə!  
ẹkũtẹ-lẹ, pətẹz-ẹ grā,  
pọ xũ lũ pərə ẹgzāpyə.

2. ẹl ẹ djũnẹ kārátə djọ  
sē mēdjĩə sọtəñēsə;  
ẹl ẹ mēdjĩə trā grē də byẹ,  
l'át-ẹvũ<sup>105</sup>) rẹsọsĩtẹ.

3. dvẹ k'sə sẹ trā djọ pẹsẹ,  
vẹ vwārẹ d'átrə ẹgzāpyə.  
ọ! vọ vwārẹ mō tẏũə grũlẹ  
kọmə ẹnə fẹyə də trābyə.

4. vọ vwārẹ mō kũə fládjálẹ  
də tọtə fiərə<sup>106</sup>) rẹdjə.  
ọ! vọ vwārẹ mō sē kũlẹ  
tọ lə lō də mẹ mābrə.

5. vọ vwārẹ mẹ tẹtə kọrānẹ  
ẹvọ ẹnə ẹpẹnə byátxə;  
vọ vwārẹ mẹ dĩ piā ẏũlẹ<sup>107</sup>)  
ẹ mẹ dĩ brẹ ẹtádrə.

6. vọ vwārẹ mẹ gũərdjə ẹbrọvẹ  
də fiəl ẹ də vịnẹgrə;  
vọ vwārẹ mō tẏũə trẹpāxĩə  
ẹvọ ẹnə fiərə lāsə.

La Passion du doux Jésus,  
Qu'elle est triste et dolente!  
Ecoutez-la, petits et grands,  
Pour sur lui prendre exemple.

Il a jeûné quarante jours  
Sans manger soutenance;  
Il a mangé trois grains de blé,  
Il (est) a été ressuscité.

Avant qu'[il] se soit trois jours passé,  
Vous verrez d'autres exemples.  
Oh! vous verrez mon cœur trembler  
Comme une feuille de tremble.

Vous verrez mon corps flageller  
De toute (fière) cruelle rage.  
Oh! vous verrez mon sang couler  
Tout le long de mes membres.

Vous verrez ma tête couronnée  
Avec une épine blanche;  
Vous verrez mes deux pieds clouer  
Et mes deux bras étendre.

Vous verrez ma bouche abreuver  
De fiel et de vinaigre;  
Vous verrez mon cœur transpercer  
Avec une cruelle lance.

(Communiqué par M<sup>me</sup> Fenk-Mouche, Porrentruy.)

\*) Voir Arch. III p. 279, n° 13. — (G. Doucieux, Romancéro populaire, p. 61, V.

Les plus vieilles personnes donnent ce chant comme extrêmement ancien. — A ce propos voici ce que dit M. P. Biérix (décédé en 1905, âgé de plus de 80 ans) dans l'Appendice de sa *Grammaire patoise* (1897) : „Ce chant si naïvement triste, avec un air approprié, nous fut appris par une digne mère, alors que nous n'avions encore que trois ou quatre ans d'âge. Nous n'avons jamais pu l'oublier. C'est l'un des plus vieux morceaux patois dont on puisse avoir le souvenir.“ (p. 145.)

M. le professeur Chapuis, à Porrentruy, a bien voulu me communiquer la mélodie de ce chant, que M. Biérix lui-même a eu la bonté de lui chanter.

---



## VII. Chants de Mai.

La coutume de chanter le premier mai est une de celles qui s'est le mieux conservée dans nos campagnes; il n'y a pas bien longtemps qu'elle était encore célébrée, et j'ai recueilli des *pîtχə-mē* de vieilles personnes qui les avaient encore chantés dans leur enfance, en allant de porte en porte ou de village en village récolter quelques pièces de menue monnaie ou du beurre, des œufs, etc. Dans son introduction au poème patois des *Paniers* (p. 9), M. X. Kohler dit avec raison : „La chanson des filles de mai de l'ancien évêché ressemble beaucoup à celle des blondes *maienzetta* du canton de Fribourg.“ Cet usage qu'on retrouve dans toute la Suisse, existe encore dans d'autres pays; tout le monde connaît les *trimazos* de Lorraine et de Champagne (cf. *P. Turbé* : Poètes de Champagne antér. au XVI<sup>e</sup> s. tome II, p. XXIII, XXIV; — *Jul. Tiersot* : Hist. de la Chanson popul. en France, p. 194; — *John Viénot* : Vieilles chansons du pays de Montbéliard, p. 49 etc.)\*. „Cet usage, dit *Lo pia Ermonèk l'ourain* (le petit Almanach lorrain, année 1879, p. 81), cet usage dérive évidemment de la fête que les Romains célébraient à la même époque en l'honneur de Maïa, Maja, divinité que l'on croit être la même que Cybèle ou la Terre.“

Dans le Jura catholique, ces chants s'appellent: *pîtχə-mē* = le mai qui *pique*, qui *point*, qui commence. On dit communément en patois: *l'djō kmāsə ě pîtχē* = le jour commence à *piquer*, à *poindre*. (Arch. III p. 275, note 8).

### 30.\*\*) Pîtχə-mē. Le premier Mai. (Patois de Delémont.)

s'ā lō mē, lō pī - tχə mē, s'ā lō pār - miə djō də  
 mē, k'nō sōt - ā - trē dē stə vël, pō lə pē ě lē fē -  
 rēn, ě lēz - ũə də vō djə - rēn, ě lə būə - rə də vō

\*) A signaler deux articles intéressants de MM. *William Robert*: *La Fête de Mai (Maientze)*, Arch. I p. 229; et *Fritz Chablos*: *La Fête de Mai, Coutumes neuchâteloises et vaudaises*, Arch. II, p. 14 sq. —

\*\*) Voir Arch. III p. 275, n<sup>o</sup> 9. — Mais la musique n'a pas encore été imprimée.

vętx. nõ sō rā - lę vwa vọ byę, lә sę byę ę lә sә-

vę-djә; nõ sō rā - lę vwa vọz - ę - vwęn; prę - yā dūā k'nō

lę ręmwānә. ę - nә piә - rә txę-yө - lę duә lę vwa - yә

dę - djā - lę ā kę - trә pę! ā - trә pę nõ söt - ā - lę

txī sę xī - rә txī sę dęm, txī lę pū grө bọr - dję d'lę vęl.

bę - yit. nõ ī pө d'būær pө rvī - riә nõ mi - jө - lә - tә;

bę - yit nõ ī pө d'lę pө frę - yіә nõ txęr - bө - nę.

s'ā l'pū bęl ā - fę dī siә kә s'ā sō - nіә, tј pę dvę,

tј pę driә, s'ā lę pū bęl krū dī siә.

s'ā lө mę, lө pitxә-mę,  
s'ā lө pәrmіә djө dә mę,  
k'nō söt-ätřę dę stә vęl,  
pө lә pę ę lę fęřnә,  
ę lęz-ūә dә vө dјәрnә,  
ę lә būærә dә vө vętxә.  
nө sō rälę vwa vọ byę,  
lә sę byę ę lә sәvędjә;  
nө sō rälę vwa vọz-ęvwęnә;  
pręyā dūā k'nō lę ręmwānә.  
ęnә piәrә txęyөlę,<sup>107)</sup>

C'est le mai, le pique-mai,  
C'est le premier jour de mai,  
Que nous sommes entrés dans cette  
Pour le pain et la farine, [ville,  
Et les œufs de vos poules,  
Et le beurre de vos vaches.  
Nous sommes allés voir vos blés,  
Le sain blé et le sauvage;  
Nous sommes allés voir vos avoines;  
[Nous] prions Dieu qu'il nous les  
Une pierre cailloutée (?) [ramène.

düa lë vwäyæ dëdjälë  
à këtträ pë!

ätträ pë nõ sôt-älë,  
txī sē xīr, txī sē dēmæ,  
txī lë pū grō bōrdjē d'lë vël.  
bëyit-nō ī pō d'būr,  
pō rviræ nõ mijōlätø;  
bëyit-nō ī pō d'lë  
pō frëyīæ nõ txërbōnë.<sup>109)</sup>  
s'a l'pū bël-äfë dī siæ  
k's'a sōnīæ<sup>110)</sup>  
tō pë dvë, tō pë drīæ.  
s'a lë pū bël krū dī siæ.

(Feu Justin Kohler, né en 1820, Delémont.)

Dieu la veuille dégeler  
En quatre parts !

Autre part nous sommes allés  
Chez ces messieurs, chez ces dames,  
Chez les plus gros bourgeois de la ville.  
Donnez-nous un peu de beurre  
Pour retourner nos omelettes ;  
Donnez-nous un peu de lard  
Pour graisser nos grillades.  
C'est le plus bel enfant du ciel  
Qui s'est signé

Tout par devant, tout par derrière.  
C'est la plus belle croix du ciel.

31.\*) Autre pītχə-mē. (Patois de Courroux.)

s'a lō mē, lō pītχə-mē,  
pū lō pærmīæ djō dæ mē,  
nō sō tō trōvë à lë vël,  
pū l'pē ë lë fërənæ,  
pū l'būræ dæ vō vëtxæ.  
læ si byë ë læ sāvëdzæ,  
tōt-ā piær ë txëyōlë.  
ätträ pë nõz-ë ë fëræ,  
txī lë xīr ë txī lë dēmæ,  
txī l'përvō d'lë vël,  
vël, vël dë vël.

C'est le mai, le pique-mai,  
Pour le premier jour de mai,  
Nous [nous] sommes tous trouvés à  
Pour le pain et la farine [la ville,  
Pour le beurre de vos vaches.  
Le sain blé et le sauvage,  
Tout est pierre et caillouté.  
Autre part nous avons à faire,  
Chez les messieurs et chez les dames,  
Chez le prévôt de la ville,  
Ville, ville des villes.

(M<sup>me</sup> Bernasconi-Gueniat, à Courroux.)

32.\*) Autre pītχə-mē. (Patois de Vermes.)

vwāsī lō mē, lō pītχə-mē,  
s'a lō præmīæ djō dæ mē.  
nō sôt-ättrë dë stæ vël  
pō læ pē ë lë fërənæ,  
ë læz-ūæ dæ vō djærənæ,  
ë læ būræ dæ vō vëtxæ.  
nō sôt-ëyū vwă vō byë,  
vwă vō byë, vwă vōz-ävwenæ;  
ë sō xī bël kæ sē djærmë.

Voici le mai, le pique-mai,  
C'est le premier jour de mai,  
Nous sommes entrés dans cette ville  
Pour le pain et la farine,  
Et les œufs de vos poules,  
Et le beurre de vos vaches.  
Nous sommes (été) allés voir vos blés,  
Voir vos blés, voir vos avoines.  
Elles sont si belles que Saint Ger-  
[main (?)]

\*) Voir *Arch.* III p. 276, n° 10, 277, n° 11.



dūa lē prēzērvə de djalē.  
 ě də piər ātxėvŏlě!  
 sə vŏ vəlě bī fěr.  
 ātrə pě nŏz-ět-ě fěr,  
 txiā lē xīr, txiā lē děmā.  
 txiā lē bŏrdjě d'lě věl;  
 ā lē txěbrə tŏ dāvě.  
 tŏtə pyĕnə də byĕ pě;  
 ā stĕ dī mitā,  
 tŏtə pyĕnə də frŏmā;  
 ā stĕ tŏ dəriərə,  
 tŏtə pyĕnə də daniā.  
 bĕyiā-nŏ ĩ pŏ dī būrə  
 pŏ rviriā nŏ mijŏlātə;<sup>111)</sup>  
 bĕyiā-nŏ<sup>112)</sup> ĩ pŏ dī lě  
 pŏ frĕyiā nŏ txĕrbŏnĕ.

Dieu les préserve de geler (*ou*: de gelées),  
 Et [d'être] de pierres encailloutées!  
 Si vous voulez bien faire,  
 Autre part nous avons à faire,  
 Chez les messieurs, chez les dames.  
 Chez les bourgeois de la ville;  
 En la chambre tout devant,  
 Toute pleine de pain blanc;  
 En celle du milieu,  
 Tout pleine de froment;  
 En celle [de] tout derrière,  
 Tout pleine de deniers.  
 Donnez-nous un peu (du) de beurre  
 Pour retourner nos omelettes;  
 Donnez-nous un peu de lard  
 Pour graisser nos grillades.

(M<sup>lle</sup> Fleury, institutrice, à Vermes.)

33.\*) Autre pitxə-mĕ. (Patois de Courrendlin.)

s'ā nŏmĕ<sup>113)</sup> lə pitxə-mĕ,  
 s'ā lə prēmīə djŏ də mĕ.  
 nŏ sŏt-ĕyŭ vŭā vŏ byĕ,  
 vŭā vŏz-ĕvŭĕnə.  
 nŏ lĕz-ĕ bī swā<sup>114)</sup> trŏvĕ.  
 dūa lē vŭĕrdĕ də djalē  
 ě də piər ātxėvŏlě!

C'est nommé le pique-mai,  
 C'est le premier jour de mai.  
 Nous sommes (été) allés voir vos blés,  
 Voir vos avoines.  
 Nous les avons bien facilement trouvés.  
 Dieu les garde de geler (*ou*: gelées)  
 Et [d'être] de pierres encailloutés.

(M. Oscar Broquet, fils, à Courrendlin.)

34. Autre pitxə-mĕ. (Patois de Bonfol.)

ātrə mĕ ě mĕ pitxə mĕ,  
 s'ā ādjđŏ l'prēmīə djŏ də mĕ,  
 txĕ lē xīr, txĕ lē děmā.  
 txĕ lŏ prəvŏ də lě věl.  
 ā lē txěbrə dāvě  
 tŏtə pyĕnə də byā pě;  
 ā lē txěbrə dəriərə,  
 tŏ pyĕ də txŭ d'pĕniā;  
 ā lē txěbrə dī mwātā  
 tŏtə pyĕnə de frŏmā.

Entre mai et mai pique-mai,  
 C'est aujourd'hui le premier jour de mai,  
 Chez les messieurs, chez les dames,  
 Chez le prévôt de la ville.  
 (En) A la chambre de devant  
 Toute pleine de pain blanc;  
 A la chambre derrière,  
 (Tout plein) beaucoup de culs de panier;  
 A la chambre du milieu  
 Toute pleine de froment.

\*) Voir *Arch.* III p. 278, n. 12.

bëyět-nõ i pọ d'lẹ  
põ rviriä nõ txerbõnẹ;  
bëyět-nõ i pọ d'büär  
põ rviriä nõ mijõlätä.  
Si vọ mä n'vlẹ rä bëyiä,  
mä n'fět pә xĩ ętërdjiä.  
ät-rә pẹ nõz-ët-ẹ fër,  
txẹ lẹ xĩr ẹ txẹ lẹ dẹmә,  
txẹ lä prävõ dә lẹ vẹl.

Donnez-nous un peu de lard  
Pour retourner nos grillades ;  
Donnez-nous un peu de beurre  
Pour retourner nos omelettes.  
Si vous (me ne) ne me voulez rien donner,  
(Me ne) ne me faites pas (si) tant attarder.  
Autre part nous avons à faire,  
Chez les messieurs et chez les dames,  
Chez le prévôt de la ville.

(Marie Macquat, née en 1840, Bonfol.)

---

### VIII. La Saint-Martin.

Sous le titre de „La St-Martin en Ajoie“,<sup>115)</sup> Mgr. F. Chèvre, curé-doyen à Porrentruy, a publié les lignes suivantes sur le sens et l'origine de cette fête :

„Un nom populaire en Ajoie, c'est celui de St-Martin, dont la fête a lieu le 11 novembre. A l'approche de ce jour, le peuple des campagnes s'apprête à le célébrer en toute liesse. La fleur de farine, dans chaque famille, va se changer en jolis gâteaux couverts d'une couche de crème bien fraîche. En même temps, pour les arroser, chaque cultivateur est fier de venir en ville remplir son tonnelet d'un vin pétillant, d'où va sortir maintes chansons. Puis, çà et là, dans les villages, se dressent des salles de danse, où la jeunesse bruyante ira prendre ses ébats.

D'où vient ce culte joyeux rendu au thaumaturge des Gaules ? En voici la naïve origine :

La St-Martin d'hiver, comme disent les chartes du XIII<sup>e</sup> siècle, était l'époque fixée à tout débiteur pour payer ses comptes au créancier. Or, ce devoir rempli, on se donnait tout à la joie d'avoir payé ses dettes. Joie bien louable assurément. En outre, la St-Martin marquait la fin des travaux champêtres. Les récoltes achevées, c'était le repos, le doux repos de l'hiver et de ses longues soirées, dont l'ennui était trompé par les jeux, la lecture et les récits d'auteurs. N'était-ce pas là encore un sujet de joie bien naturelle pour l'ouvrier des champs ?

Voilà pourquoi, chaque année, la verte Ajoie s'écrie avec bonheur : Fêtons, fêtons bien le bon St-Martin.“

#### 35. l̥ s̥ m̥t̥xi. La Saint-Martin. (Patois de Villars sur Fontenais, Ajoie.)

1. ā tā p̥s̥, t̥x̥ v̥n̥ l̥ s̥ m̥t̥xi, <sup>116)</sup>	Au temps passé, quand venait la
	[Saint-Martin,
t̥x̥t̥z̥ p̥s̥ ̥ r̥p̥y̥ s̥ b̥w̥x̥t̥.	Chacun pensait à remplir sa (petite)
	[bourse.
t̥x̥t̥z̥ b̥x̥t̥ s̥d̥j̥ b̥i k̥ l̥s̥	Chaque fille songeait bien que le sien
v̥r̥ l̥v̥it̥ p̥ p̥s̥ l̥ f̥t̥t̥.	Viendrait l'inviter pour passer la
	[(petite) fête.

<i>Refr.</i> f̥t̥ d̥l̥ s̥ m̥t̥xi,	Fête de la Saint-Martin,
s̥k̥'ā s̥'ĕm̥z̥ b̥i!	Ce qu'on s'amusait bien !
m̥ d̥ū! s̥k̥'ā y̥k̥, <sup>117)</sup>	Mon Dieu ! ce qu'on sautait,
m̥ d̥ū! s̥k̥'ā k̥p̥y̥n̥! <sup>118)</sup>	Mon Dieu ! ce qu'on taquinait !
p̥t̥t̥ f̥y̥l̥t̥, v̥y̥ b̥t̥w̥y̥t̥! <sup>119)</sup>	Petite fiole, vieille (petite) bou-
t̥x̥ r̥v̥r̥ s̥ t̥,	Quand reviendra ce temps, [teille !
s̥ t̥ d̥ v̥t̥-ā?	Ce temps des vingt ans ?



2. ā tā pēsē, tẓē vñē lē sē mētxi, Au temps passé, quand venait la  
 [Saint-Martin,  
 rēzē tō frā, sē mōstētẓā ā twēdjē;<sup>120)</sup> Rasé tout frais, ses moustaches on  
 [retroussait;  
 ā s'fōzē fēr dē vētūr<sup>121)</sup> k'ālī bī. On se faisait faire des habits qui  
 [allaient bien,  
 ī tō nō tübē<sup>122)</sup> dā drīār mōdā, dē sülē. Un «*tube*» tout neuf de dernière  
 [mode, des souliers.  
*Refr.*
3. ā tā pēsē, tẓē vñē lē sē mētxi, Au temps passé, quand venait la  
 [Saint-Martin,  
 pwā dō l'brē mwānē sē bwēnē ėmīō, Par sous le bras mener sa bonne amie,  
 ā kābārē, tō sē djūānē nōz-ālī Au cabaret, tous ces jeunes nous  
 [allions  
 vīrīō kēkē twē, pēsē djōyōzē vīō. Tourner quelques tours, passer  
 [joyeuse vie.  
*Refr.*
4. ā tā pēsē, tẓē vñē lē se mētxi, Au temps passé, quand venait la  
 [Saint-Martin,  
 kē sākrē tẓōtā ā rpwētẓē ā l'ōtā! Quelle sacrée «*cuite*» on reportait  
 [à la maison!  
 tẓē vñē l'swā, ā n'ētē pū trō fiā. Quand venait le soir, on n'était plus  
 [trop fier.  
 dā k'ā<sup>123)</sup> bōlē, ėtē-sē ī xī grō mā? (Dès qu'on) Quand même on roulait,  
 [était-ce un si grand mal?  
*Refr.*
5. ā tā pēsē, ėprē lē sē mētxi, Au temps passé, après la Saint-  
 [Martin,  
 tō ėtē vō, lē bwēx ė lē gōsātē.<sup>124)</sup> Tout était vide, la bourse et le gousset.  
 mā d'tēt, mā d'vātō, lēz-ārwayā swānī; Mal de tête, mal de ventre, les  
 [oreilles sonnaient;  
 kē rūdō mīzērō! ān-ėvē lē krāvātō. Quelle rude misère! On avait la  
 [«*crevette*».  
*Refr.*
6. ā djwē d'ādjdō, tẓē vī lē sē mētxi, (Au jour d') aujourd'hui, quand vient  
 [la Saint-Martin,  
 tōt-ā djā vō, lē bwēx ė lē gōsātē, Tout est déjà vide, la bourse et le  
 [gousset.  
 pwēx kē mītnē s'ā tūadjē lē sē mētxi; Parce que maintenant c'est toujours  
 [la Saint-Martin.  
 mēti ā swā, ā s'rāpyā lē pēsātē. [Du] matin au soir, on se remplit  
 [la panse.  
*Refr.*

(M. Célestin Jacquat, à Villars sur Fontenais.)



3. *Hodie* sə l'bō vī vūē ē māke

*Hélas!* k'ās-kə dəvidrē

*Contra* vostra?

ēdē lē bōtāyə ā piə dī yē,

pō bwār ā lē sētē d'sēz-ēmī,

ō bī noz-ātrāyə s'pōrirī

*tentationis in deserto.*

lē grō vār vāyā bi lē ptē.

*Opera* mea.

*Bonum vinum acuit ingenium.*

*Venite ut potemus.*

4. *Quadraginta omnes* y'ē vētẏū;

djmē mōn-ōyə n'ē vū

k'lō bō vī fzē mā

*in corde* meo.

ī djō ī sērmā ī fzō

k'djmē vī ī n'bwārō;

mē sə fēt-*in ira* mea,

pōxkə djmē lō vī n'ē trūbyē

*requiem* meam.

*Venite ut potemus.*

5. *Requiem aeternam dona ei, Domine,*

ē pō ā tō sē bō bwāyū

djōyōzəmə *luceat* eis!

Aujourd'hui si ce bon vin venait à man-

Hélas! qu'est-ce que deviendrait [quer

Toujours la bouteille au pied du lit,

Pour boire à la santé de ses amis,

Ou bien nos entrailles se pourraient.

Les gros verres valent bien les petits.

J'ai vécu ;

Jamais mon œil n'a vu

Que le bon vin faisait mal.

Un jour un serment je faisais

Que jamais vin je ne boirais ;

Mais ce fut

Parce que jamais le vin n'a troublé

Et puis à tous ces bons buveurs

Joyusement

(Joseph Bron, Charmoille.)

38. Autre parodie en patois de Develier.

*Bonum vinum* ētrə redificare cor

*omnibus.*

Le bon vin réjouit le cœur de l'homme,

chasse la mort, procès, chagrin.

sē pērōl sō tirīə di sētīəmə bōtō

d'mē tẏlātə. *Verse à boire!*

(Pierre-Joseph Monnin, né en 1822, à Develier.)

Le bon vin être . . .

Ces paroles sont tirées du septième

bouton de ma culotte.

39. Autre parodie en patois de Courtedoux.

*Ego videntes et honorabo.*

tōtə vētẏə kə n'ē p' də kūə n'sə

sērē ēvērē lē mūətxə tẏ l'dō.

sē pērōl sō tirīə dī tẏ dī vēxē,

*chapitre:* vwāx ē bwār.

Toute vache qui n'a pas de queue ne se

saurait chasser les mouches sur le dos.

Ces paroles sont tirées du (cul) fond

du tonneau, chapitre: Verse à boire!

(Louis Vetter, à Courtedoux.)



### IX. Complaintes.

Les trois complaintes suivantes m'ont été chantées par une vieille personne de Courtedoux (Ajoie), *Agathe Sangsue*, née en 1833, actuellement à l'Hospice des Vieillards de St-Ursanne. Elle les a apprises de sa mère, morte en 1881 à l'âge de 93 ans. Toute vieille qu'elle est, elle a encore une voix très jolie et très juste, de sorte qu'il m'a été bien facile de noter exactement les mélodies si originales qu'elle m'a chantées.

#### 40. Complainte de la Ste-Vierge et du Mauvais Riche. (Patois de Courtedoux.)

Moderato

lë sê - tã viãrdjã i püã - rã xũ sô trõ - nã d'êr-  
djã. sô xêr fi i vë di - rã: *Mère. que pleu-rez-vous tant?*  
*A - ve Ma - ri - a, gra - ti - a ple - na.*<sup>136)</sup>

1. lë sê tã viãrdjã i püãrã  
xũ sô trõ nã d'êrdjã.  
sô xêr<sup>127)</sup> fi i vë dirã:  
*Mère, que pleurez-vous tant?*  
*Ave Maria, gratia plena.*

La Sainte Vierge (y) pleure  
Sur son trône d'argent.  
Son cher fils (y) lui va dire :  
Mère, que pleurez-vous tant ?

2. — i püãrã sî püãrã môdã  
k'ãdũrã tã dã fã.  
— nã püãrãtã pã, mẽ mẽrã,  
nõ lë rêsãziãrã.

— Je pleure ce pauvre monde  
Qui endure tant de faim.  
— Ne pleurez pas, ma mère,  
Nous les rassasierons.

3. nã püãrãtã pã. mẽ mẽrã,  
nõ lë rêsãziãrã.  
võ lëz-ãviãrã d mẽdã  
ã lë põãtxã dĩ rãtxã.

Vous les enverrez demander  
A la porte du riche.

4. — rãtxã, fãt-nõ l'ãmõnã  
põ l'amour de Jésus!  
lë myãtã dã võtrã tãlã  
fãtã nõ lë bãyã.

— Riche, faites-nous l'aumône  
Pour l'amour de Jésus !  
Les miettes de votre table  
Faites-nous les donner.

5. — lë myãtã dã mẽ tãlã  
s'ã põ bãyã ã mç txì;  
ẽ m'ãtrãpã dẽ liãvrã,  
twã, tã m'nã prã rã.

— Les miettes de ma table  
C'est pour donner à mes chiens;  
Ils m'attrapent des lièvres,  
Toi, tu ne me prends rien.

6. ā bū dā trā sēmēnə  
lə rētxə s'ā vī ē mōri; s'ā vē tō drwā kākē  
ā lē pōətxə dī pēṛēdī.

7. — ōvrə mē l'pēṛēdī,  
sē piərə, mōn-ēmī.  
— *Retire-toi, mauvais riche,*  
dē lē flāmə ətērnələ.<sup>128</sup>

8. tə n'ē p'vōyū fēr l'āmōnə  
*Pour l'amour de Jésus.*  
tōtə fēyə kə swātxə  
nə sērē rāv wādji.  
Ave Maria, etc.

Au bout de trois semaines  
Le riche s'en vient à mourir;  
[Il] s'en va tout droit frapper  
A la porte du paradis.

— Ouvre-moi le paradis,  
Saint Pierre, mon ami.  
— Retire-toi, mauvais riche  
Dans les flammes éternelles.

Tu n'as pas voulu faire l'aumône  
Pour l'amour de Jésus.  
Toute feuille qui sèche  
Ne saurait reverdir.

41. Complainte du Pauvre Pèlerin. (Patois de Courtedoux.)

s'ē - tē si pūər pōə - rə, si pūə - rə pē - lə -  
ri, s'ā vē dmē - dē l'ā - mō - nə lō lə dī grā txə -  
mī, lō lə dī grā txə - mī.

1. s'ētē si pūər pōər,<sup>129</sup>  
sī pūərə pēləri;  
s'ā vē dmēdē l'āmōnə  
lō<sup>130</sup> lə dī grā txəmī. (bis)

2. s'ā vē tō drwā kākē  
ā lē pōətxə d'ēnə dēmə.  
— ō dēmə! ō djātiyə dēmə!  
ōvīət m'ī pō lē pōətxə!

3. ēpəl sē sērvātə  
pō yī vənī ōvīə.  
— ōvəət-yī vō lē pōətxə;  
s'ā vō k'lē ēbwardjie.<sup>131</sup>

4. — pōərə, mō bē pōərə,  
vənī vō dō sōpē.

C'était ce pauvre pauvre,  
Ce pauvre pèlerin;  
[Il] s'en va demander l'aumône  
Le long du grand chemin.

S'en va tout droit frapper  
A la porte d'une dame.  
— O dame! ô gentille dame!  
Ouvrez-moi un peu la porte!

[Elle] appelle sa servante  
Pour (y) lui venir ouvrir  
— Ouvrez-lui vous la porte;  
C'est vous qui (l'a) l'avez invité.

— Pauvre, mon beau pauvre,  
Venez (vous) donc souper.

5. ępœl sę sęrvātā  
pō lō mwāņę sōpę.  
— mwāņęt-yī vō, mędęmā,  
s'a vō k'lę ębwārdjā.

6. — pōrā, mō bę pōrā,  
vānī vō dō kūtxiā.

7. ępœl sę sęrvātā  
pō lō mwāņę kūtxiā.  
— mwāņęt-yī vō, mędęmā,  
s'a vō k'lę ębwārdjā.

8. — pōrā, mō bę pōrā,  
ętā-vō bī būxtiā?  
— ọ *oui!* mę djātiyā dęmā.  
tō mwē k'lē<sup>132</sup>) bū dę piā.

9. ęl āt-ālę tẏəri ātẏ  
pō yī būxtiā lę piā.  
ān-ātrē dē lę txēbrā,  
ęl-ę vū tō *réluant*.<sup>133</sup>)

10. — pōrā, mō bę pōrā,  
ętā-vō *Jésus-Christ?*  
— ọ *oui!* mę djātiyā dęmā.  
lō rwā dī pęrędī.

11. vōtrē pyęsē k'a fętē  
āmę lō pęrędī.  
— ę stęō d'mę sęrvātā,  
lęvū ęl sęręt-ī?<sup>134</sup>)

12. — lę pyęs dā vōt' sęrvātā?  
ā pū fō<sup>135</sup>) dęz-āfiā.  
s'a dīnā<sup>136</sup>) dā sōn-āmę  
d'ālę ā pęrędī.

[Elle] appelle sa servante  
Pour le mener souper.  
— Menez-[l']y vous, madame,  
C'est vous qui (l'a) l'avez invité.

— Pauvre, mon beau pauvre,  
Venez vous donc coucher.

[Elle] appelle sa servante  
Pour le mener coucher.  
— Menez-[l']y vous, madame,  
C'est vous qui (l'a) avez invité.

— Pauvre, mon beau pauvre,  
Êtes-vous bien (bouché) couvert?  
— Oh! oui, ma gentille dame,  
Tout (moins que) sauf le bout des pieds.

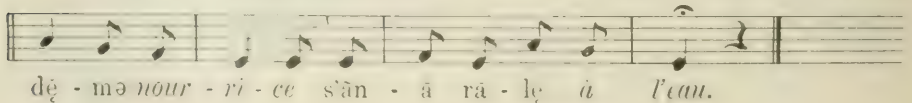
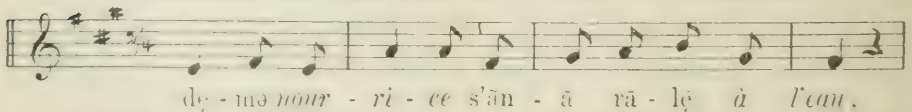
Elle est allée chercher quelque chose  
Pour lui couvrir les pieds.  
En entrant dans la chambre,  
Elle a vu tout resplendissant.

— Pauvre, mon beau pauvre,  
Êtes-vous Jésus-Christ?  
— Oh! oui, ma gentille dame,  
Le Roi du paradis.

Votre place (qui) est faite  
Au milieu du paradis.  
— Et celle de ma servante,  
(Là) où (elle) sera-t-(y) elle?

— La place de votre servante?  
Au plus [pro]fond des enfers.  
C'est digne de son âme  
D'aller en paradis.

42. Complainte de Dame Nourrice. (Patois de Courtedoux.)





1. *dĕme nourrices s'ân-ârâlçà l'eau* (bis) Dame nourrices s'en est (r)allée à l'eau.
2. *Quand elle (re)viene recient.*<sup>137</sup>  
[trouve l'enfant brûlé. (bis)]
3. *Elle le recherche dans les cendres*  
[et le charbon,  
Qu'elle le recherche dans les cendres  
[et le charbon.
4. *Elle ne retrouve k'î pətĕ l'ò dĩ frō,*  
Qu'elle ne retrouve k'î pətĕ l'ò dĩ frō. qu'un petit os du front
5. *Elle l'enveloppe, l'ât-älĕ âfĕrmĕ,*  
dädĕ sō kōfrĕ l'ât äĕ âfĕrmĕ. l'est allée enfermer,  
Dedans son coffre l'est allée enfermer.
6. *La fausse vieille s'ā vĕ lĕ rĕtçũzĕ.*  
[(bis) s'en va la raccuser.
7. *dĕm lĕ rĕnĕ môtĕ xũ sō txvā*  
[grĩjō. (bis) Dame la reine monte sur son cheval  
[grison.
8. — *Dame nourrice, je viens voir mon*  
[enfant. (bis)
9. — *dĕm lĕ rĕnĕ, dĕ sĕ txĕbrätĕ äĕ.*  
[(bis) Dame la reine, dans sa chambrette  
[allez.
10. *trĕ dūsĕ vīærdjĕ, rādĕ mwă mōn-*  
[äfĕ!<sup>137</sup>] (bis) Très douce Vierge, rendez-moi mon  
[enfant !
11. *La terre est dure, je n'y saurais*  
[entrer. (bis)
12. *Les eaux sont grosses, je n'y*  
[saurais passer.<sup>138</sup>] (bis)
13. *Ouvre le coffre, trouve l'enfant*  
[vivant. (bis)
14. *Une belle rose pour son amuse-*  
[ment. (bis)
15. *dĕm lĕ rĕnĕ, tĕnĩ vōtrĕ pōpō;* (bis) — Dame la reine, tenez votre poupon;
16. *Si je le garde, il est en danger*  
[de mort. (bis)
17. — *Qu'il vit, qu'il meurt,*<sup>139</sup> *gardez-*  
[l'encore un an. (bis)
18. *La fausse vieille fut brûlée sur*  
[le champ. (bis)

Complainte de Sainte Catherine.

J'ai recueilli deux versions de cette complainte si connue du martyr de Ste Catherine (cf. Romancéro popul. de France, p. 391). La première provient de Courtedoux (Ajoie) et n'a que quelques mots de patois ; l'autre m'a été chantée à Tramelan-dessous, en pays protestant ; texte très altéré.

43. Version de Courtedoux.

Ca - the rine é - tait fil - le, lë fë - yə dī grā  
 rwā, Ca - the-rine é - tait fil - le, lë fë - yə dī grā rwa. A-  
 ve Ma - ri - a, San - ta Ca - the - ri - na.

1. Catherine était fille, }  
 lë fëyə dī grā rwa. } bis La fille *du* grand roi.  
 Ave Maria  
 Santa Catherina. (*sic.*)

2. Son père était païen,  
 Sa mère ne l'était pas.

3. Un jour étant en prière  
 Son père va la trouver.

4. — kə fětə-vō, mę fëyə,  
 kə fětə dōkə<sup>140</sup> lë?

— Que faites-vous, ma fille,  
 Que faites donc là ?

5. — J'adore Dieu, mon père,  
 Que vous ne faites pas.

10. On fit venir ces roues,  
 Ces roues ne tournaient pas.

6. — N'adore pas, ma fille,  
 N'adore pas ce Dieu-là.

11. — Va me chercher mon sabre  
 Et ce grand couteau-là.<sup>151</sup>)

7. Adore-moi, ma fille,  
 . . . . .

12. — Que faire de ce sabre  
 Et de ce grand couteau-là ?

8. — Non, non, non, non, mon père,  
 J'aimerais mieux mourir !

13. — Pour couper la tête  
 A ma fille Catherine,

9. On fit venir ces lames,  
 Ces lames ne coupaient pas.

14. Qui adore Dieu le Père,  
 Moi qui ne l'adore pas.

15. Et son bourreau de père  
La tête lui trancha.

16. Des anges descendirent  
Chantant des doux cantiques :  
Ave Maria,  
Santa Catherina.

(Marguerite Cattin, née en 1829, à Courtedoux.)

44. Version de Tramelan-dessous.

Ca - the - rine é - tait fil - le, La fil - le d'un grand  
roi. Son père é - tait pa - ien, Sa mèr' ne l'é tait pas. A - ve Ma - ri -  
a San - ta Ca - tha - ri - na, De - i Ma - ter, Al - le - lu - ya!

1. Catherine était fille,  
La fille d'un grand roi.  
Son père était païen,  
Sa mèr' ne l'était pas.  
Ave Maria, Santa Catharina,  
Dei Mater, Alleluya!

2. — Quittez, quittez, ma fille,  
Adorère<sup>152</sup>) celui-là.  
— Oh! non, oh! non, mon père,  
Adorère celui-là.

3. Son père de colère  
La tête lui trancha . . . .

(Marianne Etienne, née en 1820, à Tramelan-dessous.)



## Remarques.

<sup>1)</sup> Le mot *êdjə*, ainsi que le diminutif *êdjəts* sont du féminin; le même phénomène se retrouve en provençal (cf. *Gilliéron. Atlas linguist.* au mot *ange*).

<sup>2)</sup> *tʒə* = qui, que, pron. relatifs. (Delémont et Porrentruy disent *kə*). Ce traitement se retrouve dans tous le Val Terby (Vicques, Courchapoix, Corban, Mervelier, Montsevelier); Courroux, à la limite, a *tʒə* et *kə* (cf. vers suivant). Cette prononciation a fait donner le sobriquet de *tʒə̃tʒə̃* (= ceux qui disent *tʒə*) aux gens de ces villages. „*Nō sō lē tʒə̃tʒə̃ dē tō l'vā* = Nous sommes les *tʒə̃tʒə̃* dans tout le Val,“ me disait M. le curé de Courchapoix. — C'est du reste la façon de parler du poème patois *Les Paniers*, par le Curé F. Raspicler, de Courroux (Porrentruy, 1849). [Note parue *Arch.* III p. 259.]

<sup>3)</sup> *dā rivā* = depuis vers. *da* = de *er* = dès, depuis. *i n' l'ē p'vū dā ōtə djə* = je ne l'ai pas vu depuis huit jours. — *vivā* = *versus* = vers. [Note parue *Arch.* III p. 260.]

<sup>4)</sup> *ōxā* = *a(v)unculu* + *ittu*; seul mot pour *oncle*; le simple *ōxə* n'existe pas. C'est le mot qu'on emploie avec les enfants, quand il s'agit d'un inconnu: „*ē l'vū s'ōxā?* — *di vitmā bōdjə ā s'ōxā*. — *bējə lē mē ā s'ōxā* = as-tu vu (cet oncle) ce monsieur? — Dis vite bonjour à ce monsieur. — Donne la main à ce monsieur.

<sup>5)</sup> Passage corrompu. J'ai entendu la version: *bōdjə dō. mērvā* = bonjour donc, Marie (cf. n° 2, str. 2). [Note parue *Arch.* III p. 260.]

<sup>6)</sup> *Frigidu* donne régulièrement *frē*, *frēdə*; *friscu* = *frā*, *frātrə* (str. 8). [Note parue *Arch.* III p. 260.]

<sup>7)</sup> Cette façon de parler a passé dans le français jurassien. On entend dire, par exemple: Oh! cet enfant, vous avez *bel à dire*, vous avez *bel à faire*, il n'écoute rien. [Note parue *Arch.* III p. 260.]

<sup>8)</sup> La forme *mānē* (*minare*) est très ancienne et se retrouve *Paniers* v. 153, 220, etc. La nasale est amenée par l'*m* initiale (cf. *mittere* = *mātrə*: *magis* = *mē* (mais); *nuptias* = *nās*. — De nos jours, on dit partout: *mirānē*.

<sup>9)</sup> Le verbe *rējūō* = 1° raccommoder, repriser, réparer: *rējūō dēz-ējō. dē tēūs* (des vêtements, des pantalons), *rējūō čnə tʒēs* (casse, casserole); 2° arranger: *rējūō ī jē* (faire un lit). Le poème patois des *Paniers* donne au vers 594: *ējūō-lē də tō mūr* = arrange-la de ton mieux; et vers 708: *tə jē rējūōvč dōtō sī grō mērtē* = tu les lui raccommoderas dessous ce gros marteau. Ma note 1, *Arch.* III p. 261 a une faute d'impression; lire *rējūō* et non *rējūē*.

<sup>10)</sup> Le verbe *fūrə* n'a pas le sens de *fuir*, mais celui de *courir* (cf. *Paniers* v. 95: *fū l'ā vīb* = cours vite). Inusité de nos jours; on dit: *vītē*.



<sup>24)</sup> Cf. n° 1, str. 15, qui est sans doute la version originale. Nous aurions alors ici une altération, parce que le chanteur n'aurait pas compris: *qu'il est de tout être*. et aurait corrigé en la leçon actuelle.

<sup>25)</sup> Cette strophe et la suivante, que nous retrouvons n° 5, str. 2 et 3, n'ont aucun rapport avec ce Noël; c'est une contamination d'une autre chanson ajoutée au texte primitif par la tradition orale. [Arch. III p. 266.]

<sup>26)</sup> *ōvǎrnē* (Vâdais) ou *ōvǎnē* (Ajoie) — hiverner, nourrir en hiver. Expression très pittoresque: *māl-ōvǎrnē* = mal hiverné, mal nourri. On comprend facilement qu'il faut *nourrir* le bétail qu'on *hiverné*.

<sup>27)</sup> Le mot *tōatxē* (*torca* + *elhu*) = gâteau, est ajoutot; le vâdais emploie plutôt: *dī tñō* (cf. le patois Vaudois: *kəñü*).

<sup>28)</sup> On a les deux formes *mōǎ* et *mōrjü* = mordu, de l'infini *mōǎdra* (cf. n° 5, str. 3).

<sup>29)</sup> Le *byasō* est la poire sauvage (la pomme sauvage = *bōtǎt*). Cf. frç. *blozier*, *beloce*. Bridel (*Gloss. du patois*) donne *blesson* et *blosson*. [Arch. III p. 267.]

<sup>30)</sup> Le latin *aura* = *ōarǎ*, vent; d'où *ōarǎyǎ* = *venter*, *faire du vent* (cf. le vieux frç. *ore*).

<sup>31)</sup> *pūatxǎ* est ajoutot; le vâdais dit: *pōǎrtǎ*.

<sup>32)</sup> Le verbe *rǎkriǎ* a plutôt le sens de *décrier*, mais ici, il a le sens du simple: *crier*.

<sup>33)</sup> Le verbe *baptizare* a donné: *bātǎyǎ*; on rencontre aussi la forme *bātǎzǎ*, mais c'est une influence du frç. *Baptismum* = *bātǎm*.

<sup>34)</sup> La forme *prǎdrē* est frç. Le verbe *pre[hen]dere* = *pār*, d'où le futur, *i pārē*, *nō pārē*. A-t-on voulu ainsi éviter: *nō vō pārē pō pārē*? Je le pense, car *prǎdrē* est absolument inusité, de même qu'un infinitif: *prǎdrǎ*.

<sup>35)</sup> Expression très fréquente = *Marianne et toi*, vous serez les marraînes.

<sup>36)</sup> C'est le mot allemand *Pappe* = bouillie pour les enfants; s'emploie aussi dans le patois du canton de Vaud (*dǎǎ pǎpé*).

<sup>37)</sup> L'Ajoie dit: *pǎtxǎ*; le Vâdais: *pǎrtǎ* (cf. n° 1, str. 5).

<sup>38)</sup> *pwǎtxǎ gōgǎyǎ* — rendre un son argent, faire glin, glin. Remarquer les diverses expressions que nous avons rencontrées: *fǎr dǎyǎdǎnǎt* (n° 1, str. 18); *fǎr gǎgǎyǎtǎ* (n° 2, str. 9); *fǎr glǎglǎnǎt* (n° 3, str. 6). — L'ajoutot dit: *pūatxǎ* ou *pwǎtxǎ*, le vâdais: *pōrtǎ*.

<sup>39)</sup> Remarquer ici l'altération.

<sup>40)</sup> J'ai noté cet *ǎ* prosthétique qu'on entend si souvent dans notre patois, de même que dans le français populaire, surtout au début d'une phrase et devant un mot commençant par une consonne. On entend bien plutôt *ǎl'tǎxǎ* que *l'tǎxǎ* (= le cheval); *ǎl'pē* que *l'pē* (= pain); on dit aussi en français: *ǎl'dix ǎl'trǎfle*, *ǎl'neuf ǎl'pique*, etc. — Dans notre passage, cet *ǎ* est compté pour la mesure du vers, et se chante:



ǎ - stǎ frǎ, prǎ mō mē - tǎ, ǎ - stǎ fǎ, prǎ dǎ tǎ - txǎ, etc.



41) C'est le nom du chien des bergers.

42) Ce mot *pōlitē* ne s'emploie pas; on dit partout: *pōlitēsā*.

43) Ce mot de *pčyūrā* est une altération et ne peut signifier: *paye* ou *payement* = *pčyā*, *pčyāmā*. Pour voir comment la contamination a eu lieu, il n'y a qu'à comparer cette str. 4 avec les n° 7, str. 4 et 8, str. 4. Dans ce dernier passage, le mot *pčyūrā* a son sens habituel: *balle de froment*; on parle de: *brāsā l'āfē dē stā pčyūrā* = bercer l'enfant dans cette balle de froment. Celui qui a altéré notre chant, a cru que ce *pčyūrā* signifiait *payement* (littéralement: *payure*), et il a arrangé son texte en conséquence.

44) Cf. n° 6, str. 4: *rčxūrā*. Le patois a deux mots pour désigner le résidu, le gratin, la râclure. 1° *rčxūrā* (Ajoie) ou *rčxūrā* (Vâdais) (de *rčxē* ou *rčxē* = râcler) se dit plutôt de la râclure du pétrin (*lē rčxūrā d'lē mē*); et 2° *rōjūrā* = résidu, crasse, gratin (cf. n° 8, str. 4), ce qui reste au fond d'une casserole, d'une marmite, surtout lorsqu'on y a cuit de la bouillie.

45) Il y a ici influence du français; le patois ajoulot a la forme *āxātō* (aussi = *āxi*); mais on emploie plutôt, dans le vâdais surtout, la forme *xātō* = sitôt.

46) *La Vautière* = la femme „du Vautier“; nom de famille de Courtedoux.

47) C'est une corruption de *rčpčjā* ou *čpčjā* = apaiser.

48) Ce si gracieux Noël n'est pas de notre pays; on n'a qu'à voir des mots comme *kōlīnē*, *djčrdīnē*, *āfātālē*; ce sont des mots tirés du français. Dans notre patois, le diminutif — *ittu* = — *ā* (cf. str. 6: *nč-yōlā*). — Ce chant est donné, avec une autre mélodie, dans le recueil intitulé: *Vieux Noëlés composés en l'Honneur de la naissance de Notre-Seigneur Jésus-Christ* (Nantes, 1876) 1<sup>er</sup> vol., p. 57.

49) Comme je le dis dans mon introduction, M. l'abbé Daucourt (loc. cit.) a publié un certain nombre de Noëlés, la plupart français, provenant soit d'un manuscrit datant d'une centaine d'années et conservé à la cure de Miécourt, soit d'une collection de 36 Noëlés (manuscrit de 1750) ayant appartenu à feu M. Xavier Kohler, l'éditeur des *Paniers*. Deux de ces Noëlés (*Arch.* III, n° 1 et 2) sont en français et patois alterné: les anges, la Sainte Vierge, St. Joseph parlent français; les bergers s'expriment en patois. Le 1<sup>er</sup> Noël a 20 couplets; les strophes 14, 15 et 20 sont en patois franc-comtois; il n'intéresse donc pas notre domaine jurassien bernois. — Le 2<sup>d</sup> Noël a 3 strophes patoises, les n<sup>os</sup> 2, 4 et 6; mais des mots comme *schigno* (maître, seigneur) et *gairgesses* (bas, guêtres) sont absolument inconnus au patois jurassien. Il s'agit donc ici d'un autre patois qu'on a translaté avec plus ou moins de bonheur en patois vâdais. — C'est pour cela que je ne les reproduis pas ici.

50) Dans l'*Appendice* de sa *Grammaire patoise* (Manuscrit de la Bibliothèque de l'École cantonale de Porrentruy, 1897), M. A. Biétrix dit (p. 154, 155): „Le soir du Nouvel-an, les enfants allaient devant chaque maison, en lē (le Chant du Nouvel-an) chantant de toute leur voix criarde, et d'après l'usage immémorial. Puis après venaient les grands garçons du village qui le chantaient de même, pas plus mélodieuse-

ment, il faut bien le dire, et qui, une fois admis dans les maisons, où ils étaient impatientement attendus par les jeunes filles, faisaient danser, sauter celles-ci à cœur joie, et bien souvent même les bonnes vieilles mamans. — Du produit de la collecte qui se faisait, on se mettait de nouveau en fête le dimanche suivant à l'auberge du village, où chaque garçon était accompagné de son amie préférée“.

<sup>51)</sup> *Nā* — *natale*, mot populaire. Au refrain, *l'œtā nōc*, nous avons affaire au mot français *noël*. (Note d'*Arch.* III p. 270).

<sup>52)</sup> Littéralement: *est été*. Le parfait du verbe *être* se conjugue non avec l'auxiliaire avoir, mais avec *être*. Le parler populaire dit aussi: *Je suis été*. C'est une influence de l'allemand.

<sup>53)</sup> *Si bien les gros comme les petits*, tournure allemande (voir n° 11, str. 2: *si bien les vieux que les jeunes*; cf. aussi note 23).

<sup>54)</sup> La „*brigue*“ = un morceau quelconque; même signification que dans les autres patois de la Suisse romande. — Le patois de Delémont dit *brētχə* (cf. n° 11, str. 4).

<sup>55)</sup> L'adjectif *vçyā* a la même forme pour les deux genres. Ex: *ç vçyā pāpō*, un vieux grand-père; *çnā vçyā mmī*, une vieille grand-mère.

<sup>56)</sup> A côté de *pōvrə*, on a aussi la forme proclitique *pōr* (Vd.) et *pūər* (Aj.). Ex.: *mō pōr afē*, mon pauvre enfant; *mē pōr bçxātā* — ma pauvre fille. Mais on dit: *çl ā pōvrə*, il est pauvre. (Note d'*Arch.* III p. 271.) [Voir note 129.]

<sup>57)</sup> Le *Dictionnaire patois, de Gu'lat* (manuscrit de la Bibliothèque de l'École Cantonale de Porrentruy) donne au mot *djəmə* les deux sens de *genou* et *giron*. Ce dernier mot est pris ici dans son sens primitif: *pans de vêtements* d'où le sens de *tablier*, et *tablier plein* (note d'*Arch.* III, p. 271).

<sup>58)</sup> Pour cheminée, on emploie plutôt *tūc* que *lçmənē*. Ramoneur se dit plutôt *rçxə-tūc* (Vd.) ou *rçxə-tūc* (Aj.) que *rçxə-lçmənē* (cf. n° 1, str. 11).

<sup>59)</sup> Du verbe *tzūātə* = accorder, souhaiter. On dit aussi en français populaire: je le lui *corde* bien; ce mot se retrouve dans nos patois suisses romands.

<sup>60)</sup> Mot dont on ne connaît pas le sens; c'est évidemment la corruption, par la tradition populaire, du vieux mot *çdō* = *adonc*, *donc*, *alors*, qui existe encore dans nos patois, mais qui commence à se perdre. Ex.: *çl çtç çlō l'mēr d'lç kōmūnə* = *il était alors le maire de la commune*. — De nos jours, *alors* se dit: *dālī*.

<sup>61)</sup> Très joli exemple de la façon dont le peuple altère parfois un texte (note d'*Arch.* III p. 274).

<sup>62)</sup> *āmç*, adv. = (en) au milieu; le mot ordinaire est *mitā* (cf. n° 39, str. 11).

<sup>63)</sup> *pçr āsō* = par en haut; on a encore aujourd'hui l'expression *lī āsō* = là-haut. Ex.: *ç çvā lī āsō m'tzūərə sōlī* = *Va voir là haut me chercher cela* (note d'*Arch.* III p. 274).

<sup>64)</sup> Ce mot *lyō* est français; le latin *locu* a donné régulièrement *yūə* (cf. *focu* = *fūə*; *joeu* = *djūə*). Voir *Paniers*, vers 480: *dē stū yūə dā dçlç* = *dans ce lieu de douleur*.

<sup>64</sup>) Forme du subj. présent. Cf. l'ancien frç. *dout*.

<sup>65</sup>) Ce mot du patois ajoulot n'est pas employé dans le vâdais; le mot habituel est: *cohortile* = *tzǔrti* (Del.) et *tzǎtri* (Aj.).

<sup>66</sup>) Les enfants mettent ici le nom de la personne chez qui ils chantent.

<sup>67</sup>) *Buid.* subj. prés., n'est pas la forme habituelle; on dit plutôt *bmāxə* (cf. n° 12, str. 2, et n° 14, str. 4; puis n° 16, str. 4: *bmāxǎxə*).

<sup>68</sup>) Mot du patois ajoulot; le vâdais dit: *txəvrǔ*.

<sup>69</sup>) Le latin *inductilia* a donné: *ēdrǣy* (Ajoie) et *ēdǣyā* (Delémont).

<sup>70</sup>) Diminutif de *mǎnrǣ* = levier de bois, servant à soulever des blocs ou des billes, des troncs.

<sup>71</sup>) Diminutif de *ǣtē* = le hêtre, le foyard, appelé aussi *lfō*. (de *fagus*) ou *tē pǣrtǣxə* (*perlica*).

<sup>72</sup>) Le latin *torca* + *ellu* a donné *twǣtxǣ* (Aj.) et *tǔtxǣ* (Vd.).

<sup>73</sup>) Mot ajoulot, le vâdais dit *mǎrsǣ* (cf. n° 2, str. 8, et 1, str. 8).

<sup>74</sup>) Pour désigner les noisettes, on a les deux mots: *nǔjǣyā* et *nurātā*, diminutif de *nūxə* = noix. — On a le proverbe: *ānē d'nǔjǣyā. ānē d'tzǣnā* = année de noisettes, année de bâtards.

<sup>75</sup>) En Ajoie, on emploie le mot *tǣtrə* (alle. *Tasche*) = la poche; *tǣtrǣ* = littéralement: une *pochée*, une poche pleine. Le vâdais dit: *ǣnā bǣgātā*; *Tasche* + *ata* = *tǣtrǣ*.

<sup>76</sup>) Littéralement: une *besacée*: *ǣne bǣsǣtrə* = une besace (Aj.).

<sup>77</sup>) La „goutte“ désigne toujours l'eau-de-vie.

<sup>78</sup>) On sait pourtant que le 5 janvier est consacré à *Siméon le Stylite*, né en 390 à Sisan, en Syrie; ce saint célèbre ayant été pâtre dans son enfance, est devenu le patron des bergers (cf. *Kerler. Die Patronaten der Heiligen*).

<sup>79</sup>) Altération pour *vǣt-ǔ* = vient-on.

<sup>80</sup>) Dans *Arch.* III p. 274, n° 8, str. 1, j'ai la variante: *s'ā bien. je vous salue*. Tout ce chant est très altéré, et la leçon: *s'ā bǣ. je vous sǎvǣ*, n'a pas plus de sens que l'autre. — *sǎvǣ* est la 1<sup>re</sup> pers. sing. du prés. indic., qui dans le vâdais se conjugue: *i sǎvǣ. tǔ sǎv. ǣ sǎv. nǔ sǎvǣ, vǔ sǎvǣ. ǣ sǎvǣ*.

<sup>81</sup>) Je dois ici corriger un erreur de ma première traduction, *Arch.* III p. 274, n° 8, str. 2: *ǣlǔdǣtǣ vǔ bǣtǔ*: j'ai écrit d'abord *bǣtǔ* et traduit: *allongez vos bâtons*. C'est inexact; il faut lire *bǣtǔ* = tresse de chanvre; *ǣ bǣtǔ d'tǣrǣnā* = trois poupées de chanvre tressées ensemble.

<sup>82</sup>) Le mot *rǣzǔ* est français; le patois dit: *rǣjǔ*.

<sup>83</sup>) Le mot *pǔmǣ* (Del.), *pāmǣ* (Aj.) désigne un bœuf pommelé, rouge-fauve.

<sup>84</sup>) *rǣmǣ* (*ramellu*) = tacheté, rayé, à ramages (fém. *rǣmǣlā*). Ici donc un bœuf tacheté. — On dit aussi *ǣ tǣ rǣmǣ* = une salamandre (*tǣ* = triton, salamandre d'eau; *tǣ rǣmǣ* = triton rayé, salamandre de terre). — Le patois de Develier connaît une autre expression: *tǔ rǣm* = à foison. On dit, d'une place dans la forêt, pleine de fraises ou de framboises: *ǣ y'ān-ǣ tǔ rǣm* = il y en a à foison; *stǔ pyǣs ā tǔ rǣmǣ* = cette place est toute tachetée, bariolée de fruits (*ramatu*).



<sup>85)</sup> *rəð* = sillon (latin *riga*).

<sup>86)</sup> *ċtrê* = paille (*stramen*).

<sup>87)</sup> Nom d'une métairie en dessus de Develier.

<sup>88)</sup> *lċsċ* = lait (*laticellu*).

<sup>89)</sup> *mċtō* = sérac, lait caillé; c'est ce qui reste quand on a enlevé le fromage.

<sup>90)</sup> Au lieu de *dessus*: très employé dans le français populaire (cf n° 24, str. 1).

<sup>91)</sup> Ces trois mots ont été francisés d'après le patois: on dit *djċbrā* (gibier), *pədrċ* (perdrix), *bċġġsə* (bécasse).

<sup>92)</sup> Prononciation populaire de *quand*: *quante* je serai, *quante* vous viendrez, etc.

<sup>93)</sup> Var.: Que nous voyons dessus la sainte étable.

<sup>94)</sup> Nous avons ici une très intéressante contamination; le chanteur a fondu en une seule les deux leçons de n° 23, str. 1: Que nous voyons | si gracieuse et belle | = *dessus la sainte Abèle (et belle = Abel)*. | dessus la sainte étable |

<sup>95)</sup> Naturellement le peuple n'a pas compris ce mot *d'arċnement*.

<sup>96)</sup> Même altération que n° 24, str. 1.

<sup>97)</sup> Littéralement: *Qu'elle a prédit ce long manger. je mange.* Le texte français: *elle a prédit selon mon jugement.* n'a pas été compris par le chanteur, qui l'a transformé à son idée. Quand j'ai demandé à mon sujet: *Qu'est-ce que cela veut dire?* elle m'a répondu: *ċ! rċ sġtə bĥ! tġġ àn-ō fċ. ċ pċ k'ċ ħ'ċ prū ħ mċdjġ. s'ā ĩ lō mċdjġ: ħ pċ dālċ. je mange!* = *Eh! vous savez bien! Quand on a faim. et puis qu'il y a beaucoup à manger. c'est un „long manger“: et puis alors. je mange!* — Et voilà l'explication, en tous cas beaucoup moins abstraite que le texte français.

<sup>98)</sup> Traduction: Dépêchez-vous, j'ai grand' soif, mes amis.

<sup>99)</sup> Traduction: Qu'une autre année vous puissiez nous en donner.

<sup>100)</sup> Cette forme, absolument inusitée, doit être une altération du verbe *lapċ* — laper; *ĥ lapū* = un lapeur, un buveur. Le frç. a du reste *lamper* = boire avec excès; mais je ne sache pas que le patois ait *lāpġ*.

<sup>101)</sup> Dans le pluriel des verbes réfléchi, le patois emploie très souvent comme pronom régime le pronom *sə*: Ex.: *ĥ m'kūtrə* (= je me couche), *tə ĥkūtrə. ħ s'kūtrə. nġ s'kūtrə. rġ s'kūtrə. ħ s'kūtrə.* (Voir Arch. V, p. 207, note 1.)

<sup>102)</sup> Le latin: *quadragesimum intransitum* a donné *kārimātrə*, que le vâdais prononce presque toujours *kārimġtrə*, ou même *kārimōtrə* = Carnaval. — Le mot carême — *kārġmə* est féminin dans le vieux patois (*quadragesima*): à Courroux (Val de Delémont), les vieux disent encore: *nġ sō à ĥ kārġmə*, nous sommes à la carême; *ħ nġ fā djġānġ ĥ kārġmə ātġrmā* = il nous faut jeûner la carême entièrement. — Le Dictionnaire patois de *Guċlat* donne: *kārġmə*, sans indication de genre (cf. Arch. IX, p. 26, note 168).

<sup>103)</sup> *kāklō* = poêlon en terre de Bonfol.

<sup>104)</sup> Remarquer l'éliision: *m'ĥ n'ġzə* = *mċ ĥ n'ġzə* (cf. n° 27, str. 1).

<sup>105</sup>) Le participe *çrũ* est ajoulot; Delémont dit: *çyũ* (cf. n° 28, str. 3, 4).

<sup>106</sup>) Le patois emploie encore *fĩ*. fém. *fĩr* (lat. *feru*) dans le sens de: *aigre*. *acide*: *dĩ fĩ trõ* = des choux aigres, de la choucroûte; ici *fĩr* a le sens de *cruel* (cf. v. 6).

<sup>107</sup>) Le latin *cl* et *fl* a donné *x* en vâdais et *ç* en ajoulot: *claru* = *xõ*. *çõ*: *clave* = *xç*. *çẽ*: *flore* = *xõ*. *çurç*: *constare* = *gõxç*. *gõçç*: \**misc(u)lare* = *mãxç*. *mãçç*. etc.

<sup>108</sup>) *trçyõlẽ* dérive de *trçyõ* = caillou. Ce passage est altéré; voir le sens exact au n° 32; on prie Dieu de préserver les blés et les avoines d'être *ãtrçyõlẽ d'pĩr*. „encailloutés de pierres,“ c'est-à-dire recouverts de pierres.

<sup>109</sup>) Dans *Arch.* III p. 276, note 2, je n'ai pas pu donner une explication satisfaisante de ce *frçyĩ nõ trçrbõnẽ*. A ce moment (1899), je ne connaissais pas encore un mot du patois de Besançon, qui m'a mis sur la voie: la *kçrbũnã* = grillade de porc, chair ou boudin qu'on grille. Nous avons donc ici un ancien mot qui s'est perdu, mais qu'on retrouve dans ce mai, et dans les n°s 32 et 34, sous une forme altérée. — *frçyĩ* = *fricare*.

<sup>110</sup>) *sõñtã* (Vd.), *sãñtã* (Aj.) = signer, faire le signe de la croix. *Signer* (unterschreiben) = *siñç*. — La voyelle est presque toujours nasalisée devant ñ. Ex.: *bõsãñã* (besogne), *kãrãñã* (carogne), *rãñã* (teigne), *trçtãñã* (châtaigne), *vçrgãñã* (vergogne), *rãsãñã* (renseigner), *pẽñã* (peigne), *sẽñã* (saigner), etc

<sup>111</sup>) C'est le mot ordinaire pour *omelette*: *mijõl* ou *mijõlãtã*: en français populaire, on dit aussi une *mijjeule*.

<sup>112</sup>) La forme de l'impératif est *bçyĩtã-nõ*, mais on dit aussi: *bçyĩtã-nõ*.

<sup>113</sup>) Altération pour *s'ã lõ mç* = c'est le mai.

<sup>114</sup>) *bĩ swã*. expression très fréquente: *s'ã bĩ swã* = c'est bien facile, bien aisé.

<sup>115</sup>) *Notre Ami*, Livre de lecture pour les Ecoles secondaires, par M. Marchand, Porrentruy.

<sup>116</sup>) Le patois ajoulot dit: *mçtxĩ*, le vâdais: *mçrtĩ*.

<sup>117</sup>) Le verbe *yũkç* = sauter en l'air, danser. On a le substantif: *çnã yũkãtã* = une fille étourdie, légère.

<sup>118</sup>) *kõçyãnç* = littér. couillonner; taquiner, agacer, chicaner.

<sup>119</sup>) Remarquer le grand nombre de diminutifs: *bwçrãtã*, *fçtãtã*, *fyõlãtã*, *bõtwãyãtã*, *gõsãtã*, *pẽsãtã*.

<sup>120</sup>) C'est la forme de l'imparf. du verbe *tõãtrã*, part. passé *tõãdjũ* ou *twçdjũ* (Ajoie) et *tõãrjũ* (Delémont).

<sup>121</sup>) En patois *çnã vçtũrã* = un habit, un vêtement; *çnã bçl vçtũrã*. *çnã nõõ vçtũrã* = un bel habillement, un vêtement neuf.

<sup>122</sup>) C'est le mot français populaire pour désigner le chapeau de soie, le chapeau haute forme.

<sup>123</sup>) Le patois *dã kã* n'a pas le sens du français *dès que*. mais il signifie: *quand même. si même*. Dans le parler populaire, tout le Jura

dit encore: *Dès qu'il aurait un million, il le dépenserait!* (- quand même il aurait...).

<sup>124)</sup> Littéralement: *la goussette*. On devrait dire *gouçatâ*. Dans *Arch.* V, n° 102, str. 4, nous avons: *lâ mōnâ tîrâ sô gouçâ. sât-çtçü lui donna*. Le meunier tire sa *bourse*. — cent écus lui donna. On sait que le mot gousset signifie: 1° le creux de l'aisselle; 2° pièce à la partie de la manche d'une chemise qui correspond au gousset; 3° anciennement *petite bourse* que l'on portait d'abord sous l'aisselle et que l'on attachait ensuite au dedans de la ceinture de la culotte. — (Cf. *Littre: gousset*.) C'est plutôt dans ce dernier sens qu'il faut l'entendre ici.

<sup>125)</sup> Dans le Jura, *lç bñsô* se célèbrent le second dimanche de novembre, et sont une réjouissance à l'occasion de la St-Martin. C'est donc autre chose que *la bénichon* fribourgeoise, qui est la fête patronale d'une localité. — Dans ce morceau, je note naturellement le latin tel qu'on me l'a prononcé

<sup>126)</sup> La mélodie devrait commencer en *fa majeur* pour se terminer en *ré mineur*. Cependant ma vieille m'a toujours chanté le commencement en *fa mineur*, ce qui, à la 5<sup>e</sup> et 6<sup>e</sup> mesure, complique le passage à *ré mineur*: néanmoins elle ne s'est jamais trompée et n'a jamais fait une note fausse.

<sup>127)</sup> C'est le mot franç., dont l'introduction est récente dans nos patois et ne s'applique qu'à quelques mots seulement: *xçr çmî. xçr pçr*, etc. Le latin *caru* donne régulièrement *twâ*, fem. *twâr*. — Le Dictionnaire de Guélat donne même à *twâ* le sens de cher, bien aimé.

<sup>128)</sup> *Flāmâ* est ici un terme d'église. Le latin *flamma* a donné régulièrement *xçmâ* (Vâdais) et *ççmâ* (Ajoie).

<sup>129)</sup> Expression très intéressante qui nous montre les deux formes provenant de *pauperu*: *pçrrâ* (Vd.), *pçâr* (Aj.), et *pûâr*, *pçr* en proclise. (Cf. note 56.)

<sup>130)</sup> Remarquer l'altération: *lô lâ* (= *long le*) au lieu de *lâ lô* (= le long).

<sup>131)</sup> *çbwârdjâ* = littér. héberger; ici accueillir, inviter. — La fin de cette strophe n'est pas à sa place; elle est la même que str. 5; mais le pauvre n'est pas encore *çbwârdjâ*.

<sup>132)</sup> Remarquer l'expression *murê kâ* = moins que, sauf.

<sup>133)</sup> Influence du mot patois *ryüê* = reluisant, brillant, resplendissant; (verbe *ryür* = reluire); c'est d'après *ryüê* qu'on a formé *rêluant*.

<sup>134)</sup> Littéralement: *Lâ où elle sera-t-y?* = Où sera-t-elle?

<sup>135)</sup> Le patois *fô* est adjectif et signifie *profond*. *s'âr â fôdâ* = Cette eau est profonde. Le français populaire dit aussi: Ce trou est *fond*, cette eau est *fonde*.

<sup>136)</sup> Remarquer l'altération; on veut justement dire le contraire: C'est *indigne* de son âme d'aller en paradis; elle est digne d'aller en enfer.

<sup>137)</sup> Le peuple emploie quelquefois ces formes: *elle revienne*, *elle revuille* (*vççâ*) pour la 3<sup>e</sup> pers. sing. féminin = *elle revient*, *elle veut*.

<sup>138)</sup> C'est une prière que Dame nourrice adresse à la Ste-Vierge.

<sup>139)</sup> Ces deux strophes 11 et 12 qui, au premier abord semblent être interpolées, appartiennent pourtant bien à notre complainte. C'est



la suite de la prière: Dame nourrice n'a d'autre refuge que la Vierge; la terre est trop dure pour qu'elle puisse s'y cacher, les eaux trop hautes pour les passer et s'enfuir.

<sup>140)</sup> Au lieu du *subjonctif*: qu'il *vive* ou qu'il *meure*.

<sup>141)</sup> Ce mot *dōkə* a ici deux syllabes, pour la mélodie.

<sup>142)</sup> Ce *couteau-là* est une altération de *coutelas*, que le peuple ne connaissait pas.

<sup>143)</sup> J'ai transcrit cet infinitif *adorer* de cette façon, comme le prononçait la chanteuse.

## Markellinos' Pulslehre.

Ein griechisches Anekdoton

VON

Hermann Schöne.

Unsere Kenntnis der antiken Pulslehre beruht bisher auf folgenden Schriften:

1. Galen's Grundriß *περὶ τῶν σφυγμῶν τοῖς εἰσαγομένοις* (VIII 453f. Kühn).
2. Galen *περὶ διαφορᾶς σφυγμῶν* (VIII 493f.).
3. Galen *περὶ διαγνώσεως σφυγμῶν* (VIII 766f.).
4. Galen *περὶ τῶν ἐν τοῖς σφυγμοῖς αἰτίων* (IX 1f.).
5. Galen *περὶ προγνώσεως σφυγμῶν* (IX 205f.).
6. Galen *σύνοψις περὶ σφυγμῶν* (IX 431f.).<sup>1)</sup>
7. Galen *περὶ ζηείας σφυγμῶν* (V 149f.).
8. Dem sog. Galen *περὶ σφυγμῶν πρὸς Ἀντιώνιον φιλομαθῆ καὶ φιλόσοφον* (XIX 629f.).
9. Den pseudogalenischen *ῥοι ἰατρικοί* (XIX 404f.).
10. Dem sog. Rufus *περὶ σφυγμῶν* (Oeuvres de Rufus d'Ephèse p. 219f. Daremberg-Ruelle).
11. Pseudo-Soranus de pulsibus und peri sfigmon (Anecd. gr.-lat. II 263f. und 275f. Rose).

Ihnen reiht sich die bisher ungedruckte Schrift des Markellinos an, die auf den folgenden Blättern mitgeteilt werden soll. Sie bietet eine Anzahl wertvoller Nachrichten, die bisher aus anderen Quellen nicht bekannt gewesen sind, und verdient daher publiziert zu werden. Auch die zahlreichen anonymen Traktate *περὶ σφυγμῶν*, die sich bei der Aufnahme der antiken Medizinerhandschriften durch die Berliner Akademie gefunden haben, enthalten vielleicht wertvolles Material, doch liegen Abschriften derselben noch nicht vor.

<sup>1)</sup> Über diesen Traktat handelt Joh. Gossen, De Galeni libro qui *σύνοψις περὶ σφυγμῶν* inscribitur. Diss. Berlin 1907. Im Übrigen vgl. Daremberg, Recherches sur la sphygmologie antique (Rufus p. 614f.); M. Wellmann, Die pneumatische Schule bis auf Archigenes (Philolog. Unters. XIV) S. 170f.

Ein Arzt des Namens *Μαρκελλίνος* ist meines Wissens aus anderen Quellen bisher nicht bekannt.<sup>2)</sup> Warum ein medizinischer Schriftsteller der Kaiserzeit, der den Pneumatiker Archigenes und dessen Anhänger zitiert, also frühestens im 2. Jahrhundert n. Chr. gelebt hat, diesen Namen nicht geführt haben könnte, ist nicht abzusehn. Trotzdem ist dem Verfasser der vorliegenden Schrift das Mißgeschick zugestoßen, daß sein Name, noch ehe die Abhandlung gedruckt war, von zwei verschiedenen Gelehrten durch Konjekturen geändert worden ist. Weigel zitiert ihn als Marcellus,<sup>3)</sup> und Skevos Zervos, der die Schrift ebenso wie Weigel in einem der zwei Wiener Codices gelesen und gelegentlich erwähnt hat, identifiziert den Verfasser ohne weiteres mit Marcellus aus Side.<sup>4)</sup> Selbst wenn es feststände — was nicht der Fall ist —, daß dieser Arzt Marcellus aus Side eine prosaische Schrift *περὶ σφυγμῶν* verfaßt hätte, würde ich es nicht für gerechtfertigt halten, der Identifizierung zuliebe in unserer Schrift den durch die besten Hs.<sup>5)</sup> gebotenen Autornamen Markellinos zu ändern oder auch nur zu verdächtigen. Tatsächlich wissen wir aber nur von medizinischen Gedichten des Marcellus aus Side.<sup>6)</sup> Darum wird man gut tun, auf jede Änderung zu verzichten und einen neuen, uns bisher unbekanntem Arzt *Μαρκελλίνος* anzuerkennen.

Eine andere Frage ist, ob sich nicht vielleicht an anderer Stelle eben dieser Name bisher unter einer leichten Korruption verbirgt.

Im Codex gr. Bononiensis bibl. univ. 3632 (s. XV) sind nämlich zwei Serien von Ärzteporträts mit griechischen Namensbeischriften erhalten, über die Olivieri in seinem Katalog der griechischen Handschriften in Bologna berichtet.<sup>7)</sup> In der ersten Reihe erscheinen neben Asclepiades, Soranos, Archigenes, Rufus und zahlreichen anderen Namen auch *μηρᾶς ὁ χειρουργός* (*Μηρᾶς ὁ χειρουργός*) / *μάγρος* (*Μάγρος*) / *μαρκελιηρός* / *διοσκορήδης* (*Διοσκορήδης*); an anderer Stelle (f. 213) *ὁ μαγρός σοφιστής* (*ὁ Μάγρος σοφιστής*) / *ὁ μαρκελιηρός*. In beiden Fällen liegt es nahe, *Μαρκελλίνος* herzustellen und diesen Arzt mit dem Ver-

<sup>2)</sup> Vgl. J. A. Fabricius, *Elenchus medicorum veterum* (Bibl. gr. XIII, Hamburgi 1726); C. G. Kühn, *Additamenta ad el. med. vet. a Jo. A. Fabricio . . . exhibitum* (30 Univ.-Programme, Lipsiæ 1826—1837).

<sup>3)</sup> *Thesaurus Dindorfforum s. v. δεξιῶσις*: „Marcellus De pulsibus Cod. Vindob. c. 1: *Ἡ δ. τοῦ νοσοῦντος*“ Weigel. Ohne Zweifel sind Markellinos' Worte: *τοῦ νοσοῦντος ἢ δεξιῶσις* (unten c. I Z. 29) gemeint.

<sup>4)</sup> Skevos Zervos, *Ein Beitrag zur Lehre von der Sphygmologie*. Wiener klinische Rundschau, herausg. von Obermaier und Kunn XVI (1902) Nr. 29 S. 581—583.

<sup>5)</sup> Man vergleiche hierzu die *adn. crit.* zur Überschrift und zur Subscription des Textes.

<sup>6)</sup> *Marcelli Sidetæ medici fragmenta recogn. M. Schneider. Commentat. Rillbeckianæ* (Lips. 1888) S. 115—131.

<sup>7)</sup> Olivieri, *Studi ital. di filologia classica* III (1895) S. 453f.



fasser der Schrift *περὶ σπυγγῶν* zu identifizieren. Ob in dem Bilde selbst ein brauchbarer Rest antiker Tradition bewahrt ist oder nicht, ließe sich nur angesichts der Bologneser Handschrift entscheiden.

Das Bild des Markellinos, das man aus der einzigen erhaltenen Schrift gewinnt, gestattet, soviel ich sehe, keine sichere Datierung. Die gespreizte Stilisierung der Einleitung und des Schlußabschnitts legen zunächst den Gedanken an einen Jatrosophisten<sup>8)</sup> nahe; aber da er sich auf der anderen Seite auf zahlreiche Fälle aus seiner eigenen Praxis beruft,<sup>9)</sup> so ist er doch wohl ein Arzt von Beruf gewesen. Er trägt, wie billig, eine große Verehrung für Hippokrates zur Schau, zitiert vielfach die Herophileer, einmal auch Asklepiades, schließt sich einmal mit ausdrücklichen Worten dem Archigenes und seinen Anhängern an und beruft sich zum Schluß auf ein Diktum des Erasistratus. Ein starker Widerwille gegen die empirischen Ärzte macht sich gelegentlich in kräftigen Worten Luft. Also ein Eklektiker dogmatischer Richtung, der in seiner Doktrin anscheinend hauptsächlich pneumatischen Ärzten folgt und auch das ältere historische Material vielleicht zum Teil pneumatischer Vermittelung verdankt. Galen ist in der Schrift weder mit Namen genannt noch, wie es scheint, benutzt; daraus läßt sich jedoch nicht von vornherein mit Sicherheit schließen, daß Markellinos vor Galen gelebt haben müsse. Die Sprache und die ganze Behandlung des Gegenstandes weist den Traktat wohl eher in eine spätere Zeit, in der die großen medizinischen Schulen der Kaiserzeit nicht mehr fortbestanden.

Erhalten ist die Schrift in 4 Handschriften:

1. Vindobonensis medicus graecus 16 (s. XIV) f. 319ff. (kopiert von S. Mekler).
2. Parisinus graecus 2332 (s. XV) f. 149ff.<sup>10)</sup> (verglichen von H. Rabe).
3. Vindob. med. gr. 15 (s. XV) f. 101ff. (verglichen von S. Mekler).
4. Bononiensis gr. bibl. univ. 3632 (s. XV) f. 65ff., von dem ich keine Kollation besitze.<sup>11)</sup>

<sup>8)</sup> Von einem Jatrosophisten ist wohl die pseudogalenische *ἐπιδείξις* verfaßt, die den Titel *εἰς ζῶον τὸ κατὰ γαστρός* führt (XIX 158f. Kühn).

<sup>9)</sup> Vgl. c. XXXI Z. 429.

<sup>10)</sup> H. Omont im Inventaire sommaire hat den Autornamen Markellinos bei der Aufnahme der Hs. übersehen; auch Costomiris (*Études sur les écrits inédits des anciens médecins Grecs: Recueil des études Grecques* II. III. IV. V. X.), der die griechischen Medizinerhandschriften in Paris von neuem untersucht hat (II 343), ist nicht darauf aufmerksam geworden.

<sup>11)</sup> Vgl. H. Diels, die Handschriften der antiken Ärzte. Griechische Abteilung (Abh. der Berliner Ak 1905 u. 1906) II S. 60.

Vindob. 16 bietet allein die vollständige Fassung des Traktats; Paris. 2332 und Vindob. 15, die unter sich nahe verwandt sind, geben einen stark gekürzten Text. Das Verhältnis, in dem diese beiden Handschriften zu einander stehen, läßt sich bestimmt bezeichnen.

Im Großen und Ganzen bieten sie einen übereinstimmenden Text der Epitome und weichen in den dieser abgekürzten Fassung eigentümlichen Lesarten meist gemeinsam vom Vind. 16 ab.

Vind. 15 enthält nirgends Worte, Satzglieder oder Sätze, die im Paris. 2332 etwa fehlten.

Dagegen bietet Paris. 2332 mehrfach Worte und Satzglieder, die durch Vind. 16 als echt erwiesen werden, im Vind. 15 aber durch Versehen ausgelassen sind. So z. B.

- Z. 87—88 τοῦ σώματος  
 109 ὁ  
 187 κινήσεις — 188 τῶν  
 193 ὅσπερ γὰρ — 194 ἀραιῶς  
 378 τὴν νορ συμμετρίαν  
 460 ἐστίν  
 466 κατὰ — 467 προσπεσοῦσα

Mithin kann Paris. 2332 nicht aus dem Vindob. 15 abgeschrieben sein.

Dagegen wird die entgegengesetzte Annahme, nämlich daß Vind. 15 aus Paris. 2332 stamme, durch mehrere Gründe empfohlen:

155 *δει* Paris. „was aber leicht in *γει* verlesen werden konnte“ (Rabe); *γει* Vind. 15.

*εἶναι*  
 181 *οὖν λέγομεν* Paris.; *οὖν λόγον εἶναμεν* Vind. 15.

490 *κινήματος* Paris. (das *ι* steht nahe am *κ* und etwas tiefer, so daß die beiden Buchstaben leicht für das Compendium von *καί* gehalten werden konnten); *κινήματος* Vind. 15.

493 *ἔρεισιω* Paris. („aber *ἔρ-* sieht fast wie *οὔρ-* aus“ Rabe); *οὔρεισιω* Vind. 15.

498 *ὀρθῶσαι* ursprünglich Paris., „dann ist von derselben Hand *σθ* durch Kreuz- und Querstriche getilgt, so daß es jetzt einem *γ* ähnlich sieht, und *ται* darüber geschrieben“ Rabe; *εβαφαιται* Vind. 15.

Durch die Annahme, daß Vind. 15 aus Paris. 2332 geflossen sei, wird in allen diesen Fällen die Entstehung der im Vind. 15 vorliegenden, jedesmal verderbten Lesart zureichend und auf eine unmittelbar einleuchtende Art aufgeklärt. Somit scheidet der Vind. 15 als unselbständige Textquelle aus der Betrachtung aus.

Was endlich den Bononiensis 3632 betrifft, so beginnt darin nach Olivieri's Angabe<sup>12)</sup> die Schrift mit den Worten *Σφγγμῶν θῆγγειν καί*

<sup>12)</sup> Stud. ital. III (1895) S. 445.

περὶ σφαιμῶν ὅσα χοῖ μαθῆν (unten Z. 2) und schließt τὴν ἐπιπλοζίην ἔχων (unten Z. 485). Der Text reicht von fol. 65<sup>r</sup>– 67<sup>r</sup>, hat also einen auffallend geringen Umfang. Zu Anfang stehen Worte, die in der Pariser Epitome fehlen; am Schluß fehlt eine Partie, die nicht nur im Vind. 16, sondern auch in der Pariser Epitome erhalten ist. Somit kann diese am stärksten gekürzte Fassung nicht aus der Pariser Handschrift abgeleitet sein. Die aus dem Anfang angeführten Worte gestatten den Schluß, daß der Text in dieser Handschrift sehr verwahrlost ist.

Die Nachricht, daß Herophilos sich einer Wasseruhr bedient hat, um die Pulsfrequenz zu messen und Fiebererscheinungen zu konstatieren, ist sehr merkwürdig und verdient genauere Erwägung; soweit meine Kenntnis reicht, ist sie anderwärts nicht überliefert.

„Herophilos setzte, wie berichtet wird, auf die Pulsfrequenz als ein sicheres Symptom so großes Vertrauen, daß er eine Wasseruhr herstellte, deren Kapazität der festgestellten Anzahl der normalen Pulsschläge einer jeden Altersstufe entsprach. Beim Krankenbesuch pflegte er die Wasseruhr aufzustellen und dem Fiebernden den Puls zu fühlen; je mehr Pulsschläge dann über die Normalzahl hinaus bis zur vollständigen Füllung der Wasseruhr vorübergingen, um so viel mehr war nach seiner Erklärung der Puls beschleunigt, d. h. stärkeres oder schwächeres Fieber vorhanden.“ So lautet der Bericht des Markellinos.<sup>13)</sup>

Herophilos unterschied in seiner Theorie über die Rhythmen des Pulses wahrscheinlich 4 Altersstufen.<sup>14)</sup> An diese wird man daher auch im vorliegenden Fall zu denken haben. Und da bei Markellinos nur von *einer* Wasseruhr die Rede ist, die aber doch zu Beobachtungen an Patienten verschiedenen Alters und verschiedener Normalfrequenz des Pulses gedient haben soll, so muß das Instrument regulierbar gewesen sein.

Bei der Wasseruhr dient zur Messung einer bestimmten Zeitfrist das Wasserquantum, das während dieses Zeitraums aus einem Gefäß in ein anderes, tiefer stehendes abfließt; der Ablauf der Frist kann entweder an dem sich entleerenden oder an dem sich füllenden Gefäß beobachtet werden. Bei der Klepsydra des Herophilos wurde der Augenblick konstatiert, in dem sich das untere Gefäß vollständig gefüllt hatte (εἰς τὴν ἐκτελείουσαν τῆς κλεψύδρας). Mithin kann die Messung von mindestens 4 verschiedenen Zeitfristen, auf die das Instrument eingerichtet gewesen sein muß, nur durch eine jedesmal dem Zweck entsprechende Veränderung der Kapazität des unteren Gefäßes ermöglicht worden sein.

<sup>13)</sup> Z. 260 ff.

<sup>14)</sup> M. Wellmann, die pneumatische Schule bis auf Archigenes S. 192. Allerdings ist ein direktes und ganz einwandfreies Zeugnis hierfür nicht vorhanden und es ist denkbar, daß Herophilos 7 ἡλικιαί geschieden hat.



Eine solche, nach Bedürfnis regulierbare Wasseruhr empfiehlt Aeneas in der Schrift über Städteverteidigung für den militärischen Gebrauch, um bei Nacht je nach der Jahreszeit die Wachttristen, deren Anzahl feststand,<sup>15)</sup> länger oder kürzer zu bestimmen. Er sagt:<sup>16)</sup> ὄν δ' ἂν τρόπον ἴσως καὶ κοινῶς μακροτέρων ἢ βραχυτέρων τῶν Kirchhoff νυκτῶν γι<γ>νομένων καὶ πᾶσιν<sup>17)</sup> αἱ φυλακαὶ γίνονται, πρὸς κλειψύδραν χρὴ φυλάσσειν. ταύτην δὲ συμβάλλειν διαδοχῇ μερίδος, μᾶλλον δὲ αὐτῆς κεκρηῶσθαι τὰ ἔσθθεν, καὶ μακροτέρων μὲν γι<γ>νομένων τῶν νυκτῶν ἀφαιρεῖσθαι τοῦ κρηοῦ, ἵνα πλέον ἔδωρ χωρῆ, βραχυτέρων δὲ προσπλάσσεσθαι (προπελάσσεσθαι M), ἵνα ἔλασσον δέχηται.

Augenscheinlich werden hier zwei verschiedene Lösungen des technischen Problems aufgeführt. Die verderbten Worte (ταύτην δὲ συμβάλλειν — μερίδος) sind der Überrest der ersten Alternative, deren Herstellung bisher nicht gelungen ist.<sup>18)</sup> Mit μᾶλλον δὲ wird eine zweite, empfehlens-

<sup>15)</sup> Vgl. Rhesos 5 mit den Scholien und Vater's Belegen.

<sup>16)</sup> Comment. poliorcet. c. 22, 24 f. Ich gebe die Lesarten des M(ediceus = Laur. gr. LV 4) nach Photographieen, die mein Vater besitzt.

<sup>17)</sup> καὶ πᾶσιν] ἅπασιν die Herausgeber seit Casaubonus. Aber wenn mich meine Sprachempfindung nicht täuscht, so steht der Dativ vor αἱ φυλακαὶ nicht an der richtigen Stelle. Aeneas schrieb vermutlich ἴσως καὶ πᾶσιν κοινῶς; πᾶσιν wurde ausgelassen und dann am Rande καὶ πᾶσιν nachgetragen, und dieses geriet an falscher Stelle in den Text.

<sup>18)</sup> ταύτην δὲ μεταβάλλειν διὰ δέχ' ἡμερῶν Hercher (im Nachtrag zur gr. und im Text der kl. Ausg.); widerlegt von Bilfinger, Zeitmesser d. ant. Völker S. 8 Anm. — ταύτην δὲ συμβάλλειν διαδοχῇ <μιάς> μερίδος Hug Proleg. (Progr. Zürich 1874) S. 41. — So, oder ταύτην δ. σ. διαδοχὴν <μιάς> μερίδος Hug in d. Ausg.; dagegen Hertlein Jen. Lit. Ztg. 1874 Sp. 797. — ταύτην δὲ ὥστε συμβάλλειν μᾶλλον διαδοχαῖς ἡμερῶν (an forte ἡμερικαῖς in μερίδος lalel?) αὐτῆς κεκρηῶσθαι τὰ ἔσθθεν A. C. Lange de Aen. comm. pol. S. 196 f. — ταύτην δὲ συμβάλλειν διαδοχῇ <τῆς ἐφῆ> μερίδος Schenkl Burs. Jahresber. 1884 Abt. I S. 165. — ταύτης δὲ συμβάλλειν εἰς διαδοχὴν τὰς μερίδας Kœchly, Gr. Kriegsschriftsteller I 80 mit der Übersetzung: „Die Einteilung der Wasseruhr bestimmt man ungefähr für die Ablösungen“ und folgender Erläuterung S. 170: „Die Klepsydren... waren Hohlkugeln, oben mit einer größeren runden Halsartigen Öffnung — ἀλλόζ — zum Einfüllen, unten mit einer Anzahl kleinerer Löcher — τροπήματα — versehen, welche wie bei einem Durchschlag zusammenstanden und daher geradezu auch ἰθμός genannt werden. Durch letztere floß das Wasser langsam in ein darunter stehendes Gefäß ab: s. Aristot. problem. XVI 8. Je nachdem man nun, wie Aeneas vorschreibt, eines oder mehrere dieser Löcher mit Wachs verklebte, konnte man das Wasser mit größerer Langsamkeit abfließen lassen.“ Diese Auffassung ist mit den Worten des Aeneas und auch mit Kœchly's eigener Übersetzung derselben nicht vereinbar: „besser ist es, sie innen mit Wachs auszuschmieren, und wenn die Nächte länger werden, immer etwas von dem Wachs wegzunehmen, damit sie mehr Wasser fasse, werden sie kürzer, Wachs einzukleben, damit sie weniger aufnehme“. Die Löcher eines Instruments von der Form einer Gießkannenbrause wird niemand von innen mit Wachs verstopfen wollen. Die κλειψύδρα des Anaxagoras (Diels' Fr. d. Vorsokratiker 2 S. 306, 23 ff.) und Empedokles (S. 200, 22 ff.) hat vielleicht gar nicht als

wertere Methode eingeleitet: die Veränderung der Kapazität wird durch Einbringen oder Wegnehmen von Wachs im Inneren bewirkt; ob es sich dabei um das Gefäß, das gefüllt oder das geleert wird, handelt, gestattet der Wortlaut der Stelle des Aeneas nicht zu entscheiden.

Ähnlich mag die Klepsydra des Herophilos eingerichtet gewesen sein. Sein Versuch, zu exakten Beobachtungen zu gelangen, ist ein bedeutsamer Fortschritt der wissenschaftlichen Methode; nicht weniger bedeutsam aber ist die Tatsache, daß sein Verfahren sich im Altertum nicht durchgesetzt hat, sondern wieder in Vergessenheit geraten ist.

Im kritischen Apparat bezeichnet

V den Vindob. med. gr. 16 s. XIV.

P den Paris. gr. 2332 s. XV.

< > bezeichnet zugesetzte, [ ] getilgte Buchstaben und Worte.

Die Überschriften (*προοράμματα*) der einzelnen Kapitel (*λόγοι*) stammen vom Verfasser des Traktats und sind nicht etwa spätere Zusätze (vgl. Z. 282. 309 ff.). Solche *προοράμματα* sind uns z. B. auch für Archigenes' Buch *Περὶ σφυγμῶν* durch Galen (VIII 627 f. Kühn) bezeugt.

S. Mekler und H. Rabe bin ich für ihre liebenswürdige Unterstützung zu großem Danke verpflichtet.

Zeitmesser gedient. Simplicius in Aristot. de caelo comm. S. 524. 19f. Heiberg: *κλεψύδρα δὲ ἐστὶν ἀγγεῖον στενόστομον πλατυτέραν ἔχον βάσιν μικραῖς ὀπαῖς κατατετριμένον* (— *μένην?*), ὃ τῶν ὑδράραπα καλοῦσι. Der Name *ὑδράραξ* legt m. E. die Vermutung nahe, daß dieses Instrument, ähnlich wie der *σίφων*, zur Entnahme von Wasser gebraucht worden ist, das man dann fein verteilt abrieseln ließ; im praktischen Leben kann es zu sehr vielen verschiedenen Zwecken gedient haben. Damit dürften identisch sein τὰ λεγόμενα ἀράγια ἀγγεῖα mit mehreren Löchern im Boden ([Alexandri Aphrod.] Probl. I 95 *Phys. et med. gr. min.* I p. 32 Ideler); vgl. Ioannes Philoponus in Arist. Phys. p. 569. 22: 573. 15: 608, 17 Vitelli. — Ähnlich urteilte schon Bilfinger. Zeitmesser S. 7. Anm. über Arist. probl. XVI 8. — Die als Zeitmesser verwendeten Klepsydran hatten wahrscheinlich in der Regel nur eine Ausflußöffnung; vgl. das Fragment des Heron aus der Schrift *περὶ ὑδρίων ὠροσκοπειῶν* (Opera t. I p. 454 Schmidt): *κατασκευάζεται . . ἀγγεῖον τι ἔχον ὅπῃν ὡς ἂν κλεψύδρα*. Selbstverständlich konnte man aber auch eine nur als Wasserschöpfer dienende *κλεψύδρα*, wenn die Flüssigkeit daraus ganz langsam abfließen sollte, nur mit einer einzigen Ausflußöffnung versehen. Eine solche verwendet Heron *Pneumat. II 27* (t. I p. 284. 14ff. Schmidt), wo Schmidt's Übersetzung („Wasseruhr“) dem modernen Leser zunächst eine unzutreffende Vorstellung erwecken muß.

ΜΑΡΚΕΛΛΙΝΟΥ ΠΕΡΙ ΣΦΥΓΜΩΝ.

I. Σφυγμοῦ θ<υ> εἶν καὶ περὶ σφυγμῶν ὅσα χρὴ μαθεῖν πάνυ πολλὰ  
 διενήνοχε· τὸ μὲν γὰρ οὐκ οἶδ' εἶ τις . . . . . τῶν ἰδιωτῶν οὐκ ἐτόλ-  
 μησεν ἢ τοῦ ἱατροῦ ἢ τοῦ φιλίατρος εἶναι δόξαν ἀγαθῶν καὶ . . . . .  
 5 . . . . . χαλεπὸν οὐδὲν εἶναι δοκεῖ, πᾶσιν ἔξεστι. τὴν δὲ περὶ σφυγμῶν  
 σημειώσιν διὰ τὴν χειρὸς ἐμπειρίαν καὶ διὰ γνώμης θεωρίαν — ὅκνῳ  
 λέγειν — ἢ σπανίως γέ τις ἢ οὐδεὶς ὁ μαθῶν τε καὶ μελετήσας εὐρέθη-  
 τῇ τε γὰρ διὰ τῶν δακτύλων ἀφῆ πολλῶ πάνυ χρόνῳ δεῖ δουλεύειν  
 τὸν λογισμὸν, αὐτὴν δὲ τὴν αἴσθησιν ἀνάπαλιν ταχθῆναι παρὰ τῇ  
 10 γνώμῃ καὶ φῶς ἐκείθεν λαβοῦσαν παιδευθῆναι τὸ μάθημα. καὶ ἔτι γὰρ  
 συνοδεῦσαι δεῖ πρὸς ταῦτα ἀκριβῶς αἰσθησίν τε καὶ νοῦν· διὸ καὶ τὸν  
 Ἐρυσθρ<αῖ>ον ἐπήνεσα θανατάσαντα, πῶς ἔνιοι προπετέστερον τῶν Ἡρο-  
 φιλείων ἀκριβείας τὰ πρῶτα ἔδοσαν τῇ περὶ ἐκκρίσεων πραγματεία κα-  
 τ' οὐδὲν γὰρ φησιν ἀρχινοίας ἐλάττωτος δεῖσθαι τὴν περὶ σφυγμῶν ἐμπει-  
 15 ρίαν. τὸν δὲ Ταραντῖνον Ἡρακλείδην καὶ Φιλῖνον τοὺς ἐμπειρικοὺς  
 ἄχρηστον λέγοντας τὴν περὶ σφυγμῶν σημειώσιν τίς οὐκ ἂν δικαίως  
 μεμηνῆναι δόξειε τοὺς εἰς σημειώσιν τοὺς ἱατρικοὺς ἐκκόπτοντας ὀφθαλ-  
 μοὺς; καὶ τὰ μὲν τοῦ σώματος ὄμματα μόνον ἴσασι τὸ παρὸν, χρόνος  
 τε γὰρ αὐτοῖς καὶ τόπος καὶ σκότος εἰς γνῶσιν πολέμια· θίξις δὲ ὄξυω-  
 20 πεστέρα ἰητροῦ καὶ τὸ κεκρυμμένον ἐθεάσατο καὶ τὸ μέλλον πολλάκις  
 ἐμαντεύσατο. τοῦτο μὲν οὖν οὐδ' οἱ Λυγκέως ἠδυνήθησαν εἶρεῖν ὀ-  
 φθαλμοί. τίς δ' ἂν καὶ μεταλείσειεν αὐτοὺς λόγος τοὺς ὑπ' αὐτῶν τῶν  
 πραγμάτων μὴ δυσωπομένους; ἀναγκαῖα γὰρ καὶ ἡ δι' οὖρον τε καὶ  
 σκυβάλων καὶ ἰδρώτων καὶ τῶν ἄλλων ἐκκρίσεων ἐπιφαινόμενων ἐπί-  
 25 σκεψις, ἀλλ' οὐ διηρηκῆς οὐδὲ ἀχώριστος, καὶ ἀποπέμπει τὸν τεχνίτην

12 Heraclidem Erythræum, Herophili sectatorem, dicit.

19 θίξις ὄξυωπεστέρα ἰητροῦ verba ex deperdito aliquo libro Hippocrateo desumpta esse videntur; potest, ut in opere περὶ βελῶν ἐξαιρέσιος composito locum habuerint.

1 μαρκελλίνου περὶ σφυγμῶν + V ἐν τῷ τοῦ μαρκελλίνου περὶ σφυγμῶν P  
 2 Σφυγμοῦ — 5 ἔξεστι om. P 2 θ. . . εἶν V σφυγμῶν θίγειν cod. Bononiensis. 3 post  
 τις intercapedo septem litterarum capax V; fort. εἰ<ῆ> τίς<ῆ> οὐδεὶς<. 4 ἀγαθῶν V  
 4 post καὶ intercapedo quindecim litterarum V 5 τὴν δὲ περὶ σφυγμῶν P 7 μὴ  
 σπανίως V P 10 καὶ ἔτι — 19 πολέμια om. P 13 περὶ σφυγμῶν πραγματεία V  
 14 φασιν V 17 f. τῆς ἱατρικῆς 19 σκοπὸς εἰς V 19 θίξις| ἰξ in ras. V:  
 θίξις P ὄξυωπεστέρα V; ω in lit. P 21 οὖν οὐδ' V 22 τίς — 69 λείπει om. P



πολλάκις μηδὲν ἐγνωκότα ἢ δὲ ἐπὶ τὴν χεῖρα τοῦ κάμνοντος ἐξιασὶς  
 πρῶτον μὲν ὁράδια καὶ διηρηκίης, εὐλρεπῆς τε καὶ εὐσχίμων καὶ τὸ  
 ὄρει τε δεινὰ θυγγάνει τε ἀιδέων“ οὐκ ἔχουσα. καὶ ἔστιν ἡ εὐδονεῦστον πρὸς  
 τὸν θεραπεύοντα τοῦ νοσοῦντος ἢ δεξιῶσις, οἷον ἂν εἶ/δ/ι θάμα βασιλεὺς  
 ἰατροῦ δεόμενος ὁρέγων τὴν δεξιάν καὶ ἂν τε καταλάβῃ τὸ κίνημα τῆς <sup>30</sup>  
 ἀριτηρίας ὁ ἰατρός, εἶδεν ὃ ἐξίηται, ἂν θ' ὑποπέσῃ μηδέν, σημειοῦται καὶ τότε  
 καὶ οἶδεν ἐκ τῆς ἀσφυγγίης τὸ νόσημα. ἀναδείη <ν> δ' ἂν τὴν εὔρεσιν αὐτοῦ  
 θεῶ, ἀνθρώπων. δ' Ἴπποκράτει ἑνέντος ἐκείθεν τοῦ μαθήματος εἰς αὐτόν.  
 τοῦτο δὲ οὐκέτ' ἂν εἰκάσοιμι, ἀλλ' ἤδη καὶ δεικνυμι „φλεβῶν“ γὰρ „δια-  
 σφύγγιες καὶ ἀναπνοὴ πνεύμονος καθ' ἡλικίην καὶ ξύμφωνα <καὶ διά- <sup>35</sup>  
 φωνα> καὶ νόσον καὶ ἑμείας σημεῖα“. φλέβας γὰρ τὰς ἀριτηρίας στή-  
 νηδες αὐτῶ καλεῖν. ὅτε καὶ ἀριτηρίαν οἶδε τὸν βρογχόν. χαίρει ἰόντην  
 μᾶλλον πρὸς φλέβας ἀριτηρίων <.....> ἀντὶ τῆς πρὸς τραχείαν ὁμο-  
 νυμίας διὰ τὴν κατὰ τὸ σῶμα ὁμοιότητα καὶ διότι ἄμφω κέκρονται  
 ἀνατομῆς εἰς δεῖξιν δεόμενα καὶ τὰ ἔργα <τῆς> φύσεως ἐν αὐτοῖς <sup>40</sup>  
 ὁρᾶ. ἀλλὰ καὶ ἡ φυλα ἢ καθ' ἡλικίαν ξυμφώνῳ τε καὶ διαφώνῳ  
 τῆς διασφύγγις τοὺς τε εὐρύθμους καὶ παραρρύθμους καὶ ἑτερορρύθμους  
 ἐδίδαξεν <...> τῷ βραχυλογίᾳ, παντὶ τῷ δήλῳ. μυρίων δὲ καὶ ἄλλων  
 ὄντων, δι' ὧν ἂν τις τὴν διὰ σφυγμῶν σημεῖωσιν ἀποδείξειε, μακρολογίας  
 φείσομαι. μετὰ δὲ τοῦτο Αἰγίμιός τε καὶ Χρῦσιππος, ἔπειτα Ἐρασί- <sup>45</sup>  
 στροαιος τελειότερον καὶ κατὰ τὴν Ἴπποκράτους γνώμην ἦψαντο σφυγμοῦ  
 <.....> ὅθεν μοι δοκεῖ καὶ τῆς δι' ἐκκρίσεων σημεῖωσης τὰ πολλὰ  
 καταμελήσας συνθέσθαι τῇ διὰ σφυγμῶν θεωρίᾳ. Ἴπποκράτους γὰρ  
 πρὸς ἐπίγνωσιν τῶν νοσημάτων πολυπρόσωπον ἀθροίσαντος μαντικὴν

28 Hippocrates *περὶ φροσῶν* c. 1 t. VI p. 90 Littré: ὁ μὲν γὰρ ἰητρός ὁρᾷ (ὄρει U. de Wilamowitz ad Euripidis Hippolyt. vs. 188) τε δεινὰ θυγγάνει τε ἀιδέων ἐπὶ ἀλλοτρίῳσι τε ξυμφορῶσιν ἰδίας καρποῦται λόπας.

29 narratio de amore Antiochi, Seleuci regis filii, ab Erasistrato deprehenso (Fuchs, Erasistratea p. 20) spectari non videtur; potest ut aut ea spectentur. quæ de Perdicæ amore ab Hippocrate deprehenso Soranus habet in vita Hipp. p. 450 Westermann aut quæ Galenus narrat XIV p. 659 K.

34 Hippocrates *περὶ τροφῆς* 48 t. IX 116 Littré: φλεβῶν διασφύγγιες (sic A) καὶ ἀναπνοὴ πνεύμονος (πνεύματος Littré perperam) καθ' ἡλικίην καὶ ξύμφωνα καὶ διάφωνα καὶ νόσον καὶ ἑμείης σημεῖα καὶ ἑμείης μᾶλλον ἢ νόσον καὶ νόσον μᾶλλον ἢ ἑμείης: τροφή γὰρ καὶ πνεῦμα.

37 cf. Galenus t. XIII p. 2 K.

47 indicavi hiatus, quo et Herophili et Herophileorum, proximi Heraclidis Erythraei mentionem haustam esse conicio.

28 ὄρει V ἐδονεῦστον (sic) V: an εὐδονεῦστον? 29 ἂν εἶδη V 33 ἀνω  
 δ' Ἴπποκράτει V 38 lacunam indicavi: fort. ἀριτηρί<ας προσπαρалаμβάν>ων 40  
 λα  
 fort. ἀδιαῖς 41 φρ V; non extricavi. τε φωνῶ V 43 ante τω tres litt. evanidae  
 43 παντὶ τῷ V 47 διεκκρίσεως V 49 ἀθροίσαντος V

50 καὶ πάντα εἰς τοῦτο ἐρανίσαντος „ἃ καὶ ἰδεῖν καὶ θιγεῖν καὶ ἀκοῦσαι  
 ἔστιν ἃ καὶ τῆ ὄψει καὶ τῆ ἀφῆ καὶ τῆ ἀκοῇ καὶ τῆ ἤτῃ καὶ τῆ γλώσσει  
 καὶ τῆ γνώμῃ ἔστιν αἰσθῆσθαι“, ὅπως μηδὲν ἐκφύγη νόσημα τοῖς μυρίοις  
 τῆς τέχνης ὀφθαλμοῦς, καὶ περὶ μὲν τῶν ἄλλων συντάγματα καταλι-  
 55 πόντος τελείως διδάσκησια, τὸ Προγνωστικόν, τὸ Προρητικόν, τὰς  
 Κωακὰς Προγνώσεις, τὴν δὲ περὶ σφυγμῶν θεωρίαν εὐρών ἔλαιον  
 μνήμης ἔχουσαν τῆς εἰς διδασκαλίαν χρείας, τὸ λείπον οὐ προσεξέειπεν,  
 ἀλλὰ μᾶλλον ἐδίδαξε· περὶ δὲ τῶν ἄλλων οἷον οὖρων ὅτι τὰ Ἰπποκράτους  
 ἀνευδενῶς ἔχει, αὐτὸς ἐσιώπησε.

II. Τί μὲν οὖν ἐστὶ κατὰ τὴν γένεσιν ὁ σφυγμός, εἴτ' ἐκθνήσιας ἐμ-  
 60 φύτου θερμοῦ κατὰ τὴν ὀλικὴν συστρεφομένον καὶ κατὰ τὴν διαπνοὴν  
 πρὸς διαστολὴν ἀπλουμένον, πρὸς ἀμφοτέρας τὰς κινήσεις τῶν ἀρτηριῶν  
 ἐπαγομένων τὰ σώματα· εἴτε θεῦμα πνεύματος χορευόντος ἐν ἀρτηρίαις  
 ἐναρμόνιον δρόμον τῆ παρὰ καρδίας πειθόμενον βολῆ τε καὶ κατὰ τὰ  
 πλάγια τῶν ἀρτηριῶν ὀλικῆ· εἴτε ὁδὸς ἀέρος ἀναγκαῖα πρὸς λεπτομέρειαν,  
 65 ἐπεὶ τὰ πάντα τὸ πνευμά ἐστιν ἐξωφόρον ἀεὶ καὶ δι' ἐπιφανείας κατὰ  
 τὸ στόμα τῶν ἀρτηριῶν ταῖς μυρίαις δόδοις ἔλκεται, ἄλλος τέ ποτε καὶ  
 ἄλλος διδάξει λόγος· εἰς γὰρ τὴν προκειμένην πραγματείαν τί ποτέ ἐστὶν  
 ὁ σφυγμός, ὁρικῶς εἰδέναι χρή, τὸ δ' ὑφ' οὗ γίνεται ἢ πῶς ἢ δι' ὅτι  
 μὴ ῥηθῆν οὐ λείπει.

70 III. Τίς ὁ ὄρος σφυγμοῦ.

Οὔτε Ἰπποκράτης οὔτε Αἰγίμιος, ἀλλ' οὐδὲ Χρῦσιππος οὐδὲ Ἐρασί-  
 στρατος ὠρίσαντο ὅρον σφυγμοῦ· οἱ μὲντοι νεώτεροι ἄλλοι ἄλλως· καὶ  
 ὁ μὲν Ἡγήτωρ μόνον σφυγμός ἐστὶν ἀρτηριῶν διάστασις καὶ συστολή·  
 Βακχεῖος δὲ ὁ Ἡροφίλειος σφυγμὸν εἶπεν εἶναι διαστολὴν καὶ συστολὴν  
 75 ἐν πάσαις ταῖς ἀρτηρίαις ἅμα γυνομένην· ὁ δὲ Ἐρσθραῖος Ἡρακλείδης  
 ἔφη διάστασιν καὶ συστολὴν ἀρτηριῶν καὶ καρδίας ἐπὶ ζωτικῆς δυνά-  
 μεως πλειστοδυναμούσης ἐπιτελουμένην. Ἀθήναιος δὲ οὕτω σφυγμὸν  
 εἶπεν εἶναι διαπνοὴν φανεράν πρὸς αἰσθησιν ὅσον ἐφ' ἐαντῆ καρδίας  
 καὶ ἀρτηριῶν Ἀσκληπιάδης δὲ ἐν τῷ Περὶ ἀναπνοῆς αὐτοῦ συντάγματι

50 Hippocrates de officina medici c. 1 (t. III 272 Littré = t. II 30 Kuehlewein) & καὶ ἰδεῖν — αἰσθῆσθαι.

54 τὸ Προγνωστικόν] t. II p. 110—191 Littré = t. I p. 78—108 Kuehlewein.

54 τὸ Προρητικόν] aut prius πρ. (t. V p. 510—575 L.) aut alterum (t. IX p. 1—75 L.) dicit aut utrumque, sed hoc minus probabile.

55 τὰς Κωακὰς προγνώσεις] t. V p. 588—733 L.

50 θίγειν V      52 ἔσεσθαι V      53 συνταγμάτων V      56 τὴν εἰ δ  
 χρείαν V      65 ἐκεῖ V      65 ἐξωφόρον V      72 ὠρίσαντο V ὀρίσαντο P      73 μόν  
 V οὕτως P      77 πλείω δυναμούσης V πλείστω δυναμούσης P      79 ἐν τῷ πνευ  
 evanida V; habet P

ὥρισται οὖν σφνγμὸν διαστολὴν καὶ συστολὴν καρδίας καὶ ἀρτηριῶν.<sup>80</sup>  
 ἡμῖν δὲ ἄριστος εἶναι δοκεῖ ὄρος σφνγμοῦ ὃ καὶ παρὰ Λογγίνοι κείμε-  
 νος· ἔστι δὲ διαστολὴ καὶ συστολὴ καρδίας καὶ ἀρτηριῶν φυσικῇ, δια-  
 στολὴ μὲν οὖν καὶ συστολὴ εἴρηται, ἐπειδὴ τοῦτο θεωροῦμεν γιγνόμενον  
 κατὰ τὸν σφνγμὸν, καρδίας τε καὶ ἀρτηριῶν πρόσκειται, ἐπειδὴ μόνων  
 τοῦτων ὁρῶμεν διαστολὴν γιγνομένην· ἡ γὰρ μῆτριξ ἢ περὶ τὸν ἐγκε-<sup>85</sup>  
 φαλὸν εἶπερ καὶ σφύζει, ἀπὸ τῶν ἀρτηριῶν ἢ καταρχὴ γίγνεται αὐτῇ,  
 αἷ τε φλέβες αἰ ἐν ταῖς νόσοις σφύζουσαι οὐ κατὰ φύσιν ἔχοντος τοῦ  
 σώματος τοῦτο πάσχουσιν· διὰ τοῦτο οὖν πρόσκειται τῷ ὄρω τὸ κατὰ  
 φύσιν, ἵνα τὰς τοιαύτας ὑπεκφύγωμεν ἐπιρθείας.

IV. Τῷ δὲ σφνγμῷ αἰ λέγονται παρέλεσθαι ποιότητες αἰ κοινόταται<sup>90</sup>  
 ἐπὶ πάντων θεωρούμεναι αἴθε, μέγεθος, σφοδρότης, ἀμυδροότης, τάχος,  
 πυκνότης, πληρότης, τάξις, διαλυτότης, ἠνθμός· ἅπασαι γὰρ αἰ τοιαῦται  
 διαφοραὶ εἰς ταύτας ὑπαρχθίσονται.

τοῦ οὖν μεγέθους τοῦ κατὰ τὸν σφνγμὸν ὡς ἐν πλάτει τρεῖς εἰσι  
 διαφοραὶ· ὅ τε μέγας σφνγμὸς καλούμενος καὶ ὁ μικρὸς καὶ ὁ μέσος.<sup>95</sup>  
 μέγας μὲν οὖν ἔστι σφνγμὸς ὁ διάστασιν ἔχων γιγνομένην, μικρὸς δὲ  
 ὁ ὑπεναντίος τούτῳ, μέσος δὲ ὁ μεταξὺν τούτων.

ἡ δὲ σφοδρότης ἢ ἐν τῷ σφνγμῷ τίττεται μὲν ἐπὶ τῆς κατὰ τὴν  
 ἔξωσιν βίας, ὁπόταν τύχη τοιαύτη τις οὔσα, ὥσπερ οὖν κὰν τοῖς ἄλλοις  
 κινουμένοις ἢ σφοδρότης ἐπὶ τῆς ἐκάστου βίας τίθεται, οὕτως ἔχει καὶ<sup>100</sup>  
 ἐπὶ τῆς κινήσεως τῶν ἀρτηριῶν, τῆς δὲ σφοδρότητος καὶ αὐτῆς ὡς ἐν  
 πλάτει τρεῖς εἰσι διαφοραὶ· ὅ τε σφοδρὸς σφνγμὸς καλούμενος καὶ ὁ ἀμυ-  
 δρὸς καὶ ὁ μέσος· σφοδρὸς μὲν οὖν ἔστι σφνγμὸς ὁ βίαιαν τὴν ἄπωσιν  
 τῆς ἀφῆς ποιούμενος, ἀμυδρὸς δὲ ὁ ἐκ τῶν ἐναντίων ἀσθενής, μέσος δὲ  
 ὁ μεταξὺν τούτων.

ἡ δὲ πληρότης τίττεται μὲν ἐπὶ τοῦ ποσοῦ τῆς ὕλης ὑπαρχούσης  
 ἐν ταῖς ἀρτηρίαις, διαφοραὶ δὲ εἰσι καὶ ταύτης ὡς ἐν πλάτει τρεῖς, ὅ τε  
 πλήρης σφνγμὸς καλούμενος καὶ ὁ κενὸς καὶ ὁ μέσος, πλήρης μὲν οὖν  
 ἔστι σφνγμὸς ὁ διατιθεὶς τὴν αἴσθησιν οὕτως ὡς ἰκανῶς ἐνδοθεν ἐμπε-  
 πλησμένης τῆς ἀρτηρίας, κενὸς δὲ ὁ ἐναντίος τούτῳ, μέσος δὲ ὁ μεταξὺν<sup>110</sup>  
 τούτων, καὶ ὁ μὲν πλήρης γίγνεται ἐπὸ ἀδδηφαγιῶν τε καὶ τὸ σίμπαν  
 εἰπεῖν ἐπὸ τῆς ἀδρσιτέρας διαίτης, ὁ δὲ κενὸς ἐπὸ ἐνδείας καὶ κενώ-  
 σεως τοιοῦτος γίγνεται, ὁ δὲ μέσος ἐπὸ τῆς μεταξὺν διαίτης.

83 θεωρούμενον V θεωροῦμεν P 84 τε] f. δὲ 85 μῆτριξ VP 90 σφνγμῷ  
 ἢ λέγονται παρέλεσθαι P f. κοινόταται 91 αἴθε P 92 αἰ evanuit P 96  
 σφνγμὸς om. P 97 ὑπεναντίως V 98 ἢ δὲ — 101 ἀρτηριῶν et 102 σφνγμὸς  
 καλούμενος om. P 103 οὖν et σφνγμὸς om. P 107 ὡς ἐν πλάτει et 108 σφνγ-  
 μὸς om. P 111 ἀπὸ V 112 κενὸς] μικρὸς P



V. Τίς ὁ τρόπος ἐλαφῆς σφυγμοῦ.

115 Πολλῶν καὶ ποικίλων γιγνομένων πταισμάτων διὰ τὴν ἀλιτριάν  
 τῶν μὴ δυναμένων σημειοῦσθαι διὰ τῆς ἐλαφῆς τὴν προσοῦσαν  
 τοῖς σφυγμοῖς ἀκριβείαν οὐκ ἀνεξέταστον οὐδὲ τοῦτο ἐσκεμμένοι  
 παρελίπομεν. καὶ γὰρ πᾶν τις ἐν ὑπολήψει τυγχάνοντις τῶν  
 120 ἰατρῶν οὐκ ἐπιβάλλοντες ὃν δεῖ τρόπον τὴν ἀφήν τῆ κινήσει τῆς  
 τὸν κατὰ φύσιν οἶοιται παρὰ φύσιν ἔχειν καὶ ὀλέθριον μὲν τὸν  
 ἀκίνδυνον εἶναι, τὸν δὲ πονηρὸν σωτήριον. καθόλου πλανώμενοι περὶ  
 τὴν σημείωσιν ἐκ τῆς μὴ δεόντως γιγνομένης ἐλαφῆς. διὰ δὴ ταῦτα ἀναγ-  
 καῖον ἐστὶν ἀκριβῆ τὴν ἐπέρεισιν τῆς ἀφῆς ποιῆσθαι. εἰσελθόντα  
 125 τοῖνυν πρὸς τὸν ἄρρωστον δεόν ἐστὶν οὐκ εὐθὺς ἐπιβάλλειν τὴν χεῖρα  
 τοῖς σφυγμοῖς. πρῶτον μὲν γὰρ ἀπρεπὲς καὶ ὑπάρχοικον εἶναι νομιστέον  
 ἐπιστάντα τῷ νοσοῦντι τὸν ἰατρὸν ἀπιεσθαι παραχοῖμα τῶν σφυγμῶν.  
 δεύτερον δὲ διὰ σπουδῆς ἐληλυθότα πρὸς τὸν ἄρρωστον, οἷα συμβαίνειν  
 εἶωθεν, εἰκὸς ἐστὶν εἶτι καὶ τῷ πνεύματι τεταραχμένῳ καὶ μετεώρῳ τυγ-  
 130 χάνοντι προσπελάζειν τὴν ἀφήν. πρὸς δὲ τούτῳ αὐτὸς ὁ τοῦ κάμνοντος  
 σφυγμὸς τροπὴν τινα καὶ ἀλλοίωσιν ὡς ἐπὶ τὸ πλεῖστον ἀναδέχεται πρὸς  
 τὴν εἴσοδον τοῦ ἰατροῦντος, ἦτοι γεγηθότος δι' ἐλπίδος ταχείας ἀναρ-  
 ρώσεως καὶ μάλιστα εἰ πολλὴν ὁ ἰατρὸς ἔξιν ἔχει ἢ δεδοικότος δι' ἀπώ-  
 λειαν ἀκούσεσθαι τι φαῦλον παρὰ τοῦ ἰατροῦ. καὶ αἰδῶς δὲ καὶ ἐκκλη-  
 135 ξις ἀλλοιοῦσθαι ποιεῖ τὸν σφυγμὸν τοῦ νοσοῦντος πρὸς τὴν εἴσοδον. σεμ-  
 νοτέρου τε καὶ ἀξιοπρεποῦς ὄντος τοῦ ἰατροῦντος πρὸς παιδᾶς εἰσιόν-  
 τος ἢ παρθένου ἢ γυναῖκας οὐκ εἰθισμένας δοῦσθαι πρότερον ἢ καὶ  
 ἰδιωτικὸν βίον ἐπαρηρημένας. τούτων οὖν ἔνεκα καὶ τῶν τούτοις ὁμοίων  
 οὐ χρὴ πρὸς τὴν πρῶτην εἴσοδον εὐθὺς παραχοῖμα ἀπιεσθαι τῶν σφυγ-  
 140 μῶν, πυνθανόμενον δὲ περὶ τοῦ νοσήματος, μάλιστα μὲν παρ' αὐτοῦ τοῦ  
 κάμνοντος, ἂν εὐσταθῆ τύχη τὸν λογισμὸν ἔχων, ἢ καὶ παρὰ τῶν οἰ-  
 κείων οἷον ἀπὸ ποίας προσφάσεως ἢ νόσου ἦρξαιτο, καὶ περὶ πλείθους  
 ἡμερῶν καὶ περὶ τῶν ἐν τῇ νόσῳ παροξυσμῶν τε καὶ ἀνέσεων, καὶ εἴ  
 145 τινες ἐκκοίσεις ἐγένοντο· συμβάλλεται γὰρ καὶ ταῦτα πολὺ τι πρὸς τὴν  
 ἀκριβῆ σημειῶσιν. καὶ ὁ σφυγμὸς τελείως ἀποκαθίσταται. κινήθησόμενος  
 μόνον κατ' αὐτὸ τὸ πάθος. χρὴ δὲ ἐφ' ἑκατέρας τὰς χεῖρας ἐπιβάλλειν  
 τὴν δεξιάν, ἴν' εἰ καὶ ἑτερόσφυγτος ὁ κάμων εἴη, καταλαμβάνηται.  
 ἐν ἐγγωνίῳ δὲ τῷ σχήματι τῆς χειρὸς ἀπιεσθαι καὶ ἐπιχειμένης.

114 ὁ om. P 115 Πολλῶν — 124 ποιῆσθαι om. P 120 an <μόνον >

σφυγμόν? 125 πρὸς ἄρρωστον P 128 ἐληλυθῶτα P 130 τοῦτο VP 132 fort. δι'  
 ἐλπίδα 133 ἔχοι P 133 fort. <καὶ προσδοκῶντος> ἀκ. 134 αἰδῶ P 135 εἶδον  
 τοῦ P 140 μὲν] δὲ P 145 ἀκριβῆν P 147 ἴν' εἰ VP 148 ἐγγωνίῳ V. ἀγγ. aut  
 ἐγγ. P ἀποκειμένης V

μήτε αἰωρομένης — γίνεται γὰρ καὶ παρὰ ταῦτα ἰσοπλή τις τοῦ σφνγμοῦ —  
 — μήτε περιλαμβάνοντα σύμπαντα τὸν καρπὸν — ἐργατώδες γὰρ — 150  
 ἀλλ' ἐνθα διασημαίνει τὸ κίνημα τῆς ἀριθρίας οὔτε μὴν ἐνὶ δακτύλῳ  
 ποιῆσθαι τὴν ἐπαφίην. ὅσπερ ἔνιοι ποιοῦσι δι' ἀλαζονείαν ἕξσεως, τοῖς  
 δὲ τέτρασιν ἢ τοῖς ἰσοῖ δακτύλοις, ὅπως ἐκ πολλῆς τῆς ἐπερσεως καὶ  
 κατὰ πολλὰ μέρη γινομένης καταλαμβάνεται τῆς ἀριθρίας ἡ κίνησις.  
 δεῖ δὲ μήτε κούφως ἐγάπτεσθαι μήτε λίαν πιέζοντα|ς| τὴν ἀριθρίαν, μέ- 155  
 σιν δὲ ποιοῦμενον τὴν ἐπέρσειν. οὕτω γὰρ ἂν ἡ ἀντίληψις τῆς κινή-  
 σεως γίγνοιτ' ἂν ἀκριβής, τὰ τε μεγέθη καὶ τὰς σφοδρότητας ταχυτήτας  
 τε καὶ βραδύτητας καὶ τὰς ἄλλας τὰς κατὰ τὸν σφνγμὸν συμφωνίας  
 ἐπιθεωρεῖν ἕξσεσι τοῖς ἐφαπτομένοις, καὶ τοῦτο δὲ παραφνλαζιέον. τὸ  
 μὴ εὐθέως κομφίζειν τὴν ἀφίην ἀπὸ τοῦ σφνγμοῦ, οἶον μετὰ μίαν ἢ δευ- 160  
 τέραν πλιγίην, ἀλλὰ πλείους, οἶον μετὰ δέκα ἢ δυοκαίδεκα, καὶ μάλιστα  
 ἐφ' ὅν νοσημάτων ἔποπιτεύεται κακοήθειά τις εἶναι περὶ τοὺς σφνγμούς·  
 ὡς ὅσοι γε μετὰ μίαν ἢ δευτέραν πλιγίην ἀφίστανται τῆς ἐπαφίης, ἄ-  
 σκησιν καὶ σφνγμωσίων ἐπιδεικνύμενοι τοῖς ἰδιώταις, οἷτοι πτώουσι περὶ  
 τὰς καταλήψεις ἀόληλον τυγχάνοντες, εἰ μεθ' ἣν ἴψατό τις διαστολήν, 165  
 σφίξει τὴν ἀφίην διάστασιν ὁ σφνγμὸς ἢ μεταβέβληκε, καὶ μάλιστα τῶν  
 ἀνωμάτων καὶ ἀτάκτων οὐχ ἔποπιπτότων πρὸς τὴν πρώτην τῆς ἀφίης  
 ἐπέρσειν, ἀλλ' ἕσπερον, καὶ τῶν διαλειπόντων καὶ τῶν παλινδρομοῦντων,  
 ὡς παραστήσομεν. χρὴ οὖν χρόνια ἐγάπτεσθαι, ἴνα καὶ ταῦτα καὶ τὰ  
 λοιπὰ τῶν περὶ τὸν σφνγμὸν ἰδιωμάτων καταλάβωμεν καὶ οὕτως αἴ τε 170  
 σημειώσεις προκόπτωσιν καὶ ἀσφαλεῖς τοῖς πάθεσιν ἕξ αὐτῆς τῆς διὰ  
 τῶν σφνγμῶν σημειώσεως ἐπαγορευόμεναι τοῖς μεμαθηκόσι.

VI. Τίτι διαφέρει ταχυτῆς πυκνότητος.

Περὶ δὲ ταχυτῆτος καὶ πυκνότητος ζητεῖται εἰ διαφέρουσιν ἀλ-  
 λήλων αἱ ποιότητες, καὶ ἔνιοι μὲν οὐκ οἴονται διαφέρειν ἀλλήλων ἢ 175  
 μόνῃ τῇ φωνῇ ἡμῖν δὲ παμπόλλῃ ὅση εἶναι ἐν αὐτοῖς διαφορὰ ἢ  
 πυκνὸν εἶναι τὸν σφνγμὸν ἢ ταχὺν ἢ ἐκ τῶν ἐναντίων ἀραιὸν καὶ  
 βραδύν. τὸ δὲ πᾶν οὕτω σαφηνισθήσεται. τοῦ σφνγμοῦ τὰ πρῶτα  
 μέρη λέγομεν εἶναι δύο, διαστολήν καὶ συστολήν, καὶ τούτων ἐκάτε-  
 ρον διανέμεται διχῆ ἢ μὲν διαστολῇ εἰς τὸ διαστέλλεσθαι τε καὶ 180  
 συνεσιτάλθαι, διασιτέλλεσθαι μὲν οὖν εἶναι λέγομεν τὸ πρὸς τὸ ἐκτός  
 χωρεῖν τὴν ἀριθρίαν, διεσιτάλθαι δὲ τὸ πρὸς τὸ ἐκτός ἀμικνουμένην  
 τὴν ἀριθρίαν ἐπιμέρειν χρόνον ἵνα ἀκίνητον καλοῦμεν δὲ τοῦτο  
 ἐπιρήμεσιν, συνετέλλεσθαι δὲ εἶναι φάμεν τὸ πρὸς τὸ ἔνδον ἀνα-

αι  
 149 ἔωρομένης V. ἔωρομένης P      159 ἕξσεται P      163 ὅσοι τε VP  
 171 sq. emendatio incerta: fort. <ἰάσεις> τοῖς πάθε. et ἐπαγορευόμεναι      173 τί V  
 174 πυκνότητος καὶ ταχυτῆτος P      176 f. δὲ <δοκεῖ>      180 haec lacunosa      181  
 πρὸς τὸ om P      182 διεσιτάλθαι] συνεσιτάλθαι P      ἐντός VP

185 χωρεῖν τὴν ἀσθησίαν, συννεσιᾶσθαι δὲ τὸ ἀφικνουμένην εἰς τὸ ἔνδον ἐπιμένειν χρόνον τινα. καλεῖται δὲ καὶ τοῦτο ἐπιρρέμησις. τεσσάρων οὖν μερῶν τοῦ σφυγμοῦ θεωρουμένων τὰ μὲν δύο κινήσεις εἰσὶ, τὰ δὲ δύο ἐπιρρεμήσεις. γίνονται τοίνυν ἢ μὲν ταχυτῆς καὶ ἢ βραδυτῆς τῶν κινήσεων ὀνόματα, ἢ δὲ πυκνότης καὶ ἀραιότης τῶν ἐπιρρεμήσεων ὁ μὲν 190 γὰρ κινούμενος σφυγμὸς ὀλιγοχρονιώτερον ταχὺς καλεῖται, ὁ δὲ πολυχρονιώτερον βραδύς, ὁ δὲ ἀναπαυόμενος ὀλιγίστιον χρόνον πυκνός· ὁ δὲ ἐπιρρεμῶν πλείονα χρόνον ἀραιός. σαφῆς δ' ἂν καὶ οὕτως ὁ λόγος γένοιτο. ὥσπερ γὰρ λέγεται βαδίζειν τις εἰς ἀγρὸν ταχέως καὶ βραδέως καὶ ἄλλος πυκνῶς καὶ ἀραιῶς, οὐ κατὰ τῆς αὐτῆς σημασίας τιθεμένων τῶν 195 ὀνομάτων ἀλλὰ κατὰ διαφόρου[ς], ταχέως μὲν τινα τὴν ὁδὸν ἀνέειν τὴν ἀπὸ τῆς πόλεως εἰς αὐτὸ τὸ χωρίον, ἀραιῶς δὲ εἰς τὸ χωρίον ἀπιέναι. καὶ πάλιν πυκνῶς μὲν τινα πορεύεσθαι ὀλίγα τὰ μεταξὺ τῶν ἡμερῶν διαστήματα ποιούμενον, βραδέως δὲ τὴν αὐτὴν ὁδὸν ἀνέειν παραλλήλως δὲ καὶ ἐπὶ τῶν σφυγμῶν τὸ τοιοῦτον ὑποπίπτει γιγνόμενον. ἔστιν 200 οὖν σφυγμὸς ταχὺς καὶ πυκνὸς ὁ καὶ τὴν κίνησιν ἔχων ταχεῖαν καὶ τὴν ἐπιρρέμησιν ὀλιγίστην, ἢ ταχὺς καὶ ἀραιὸς ὁ τὴν μὲν κίνησιν διασφύζων ὁμοίαν, τὸ δὲ διάλειμμα χρονιώτερον ἔχων, ἢ ἐκ τῶν ἐναντίων βραδύς καὶ πυκνὸς ὁ τὸ μὲν διάλειμμα ὀλίγον κεκτημένος, τὴν δὲ κίνησιν πολυχρονιωτέραν ποιούμενος, ἢ βραδύς καὶ ἀραιὸς ὁ καὶ κινούμενος βρα- 205 δέως καὶ ἐπιρρεμῶν χρόνον πλείονα.

## VII. Περὶ ὁμαλότητος καὶ ἀνωμάλου.

Ὅμαλόν τε καὶ τεταγμένον σφυγμὸν καὶ ἀνώμαλον καὶ ἀτάκτον ἔνιοι μὲν οὐκ οἶονται διαφέρειν ἀλλήλων, οὐ μὴν ὀρθῶς γε φρονοῦντες. φαίνεται γὰρ ἐν τούτοις παμπόλλη τις εἶναι διαφορὰ. τάττεται γὰρ ὁ 210 μὲν ὁμαλὸς σφυγμὸς ἐπὶ τοῦ ἴσας ἔχοντος τὰς κινήσεις, ὁ δ' ἀνώμαλος ἐπὶ τοῦ ἀνίσους. ὥσπερ γὰρ ὁμαλὸς εἶναι ἔδαφος λέγεται τὸ ἴσον καὶ ἐκ τῶν ἐναντίων ἀνώμαλον καὶ ἀνισον, οὕτως ἔχει καὶ ἐπὶ τοῦ σφυγμοῦ. ὁ μὲν οὖν ὁμαλὸς σφυγμὸς πάντως καὶ τεταγμένος ἐστίν, ὅτι οὐ[τε] μόνον ἴσος ὑπάρχει ταῖς πληγαῖς, ἀλλὰ καὶ ἐν τινι ἀναλογίᾳ θεωρεῖται. 215 ὁ δὲ τεταγμένος οὐ πάντως καὶ ὁμαλός· ἐνδέχεται γὰρ αὐτὸν καίτοι ἀναλόγους ἔχοντα τὰς πληγὰς ὅμως μὴ ἴσον εἶναι. ὁ γοῦν παρὰ μίαν γιγνόμενος νυνὶ μὲν μειζῶν ἐλάττων δὲ αἰθῆς τεταγμένος ἐστίν, οὐ μὴν καὶ ὁμαλός. τῶν δὲ τεταγμένων καὶ τῶν ἀτάκτων καὶ τῶν ὁμαλῶν καὶ τῶν ἀνωμάλων οἱ μὲν κατὰ μίαν διαφορὰν εἰσι τοιοῦτοι, οἱ δὲ κατὰ 220 δύο, οἱ δὲ κατὰ πλείονας, κατὰ μίαν, εἰ οὕτω τέχνη, σφοδρότητα λαμβάνοντος τοῦ σφυγμοῦ καὶ οὕτως ἀνωμάλου ἢ ἀτάκτου γινομένου.

185 εἰς τὰ VP 186 καλεῖται] λέγεται V καὶ om. P 190 οὖν P 192 σαφῆς  
 — γένοιτο om. P οὔτως V 194 οὐ — 199 γιγνόμενον om. P 201 ἀραιῶς P  
 202 ἔχων om. P 203 ὀλιγίστιον ἔχων P 206 fort. ἀνωμαλότητος 209 φαίνεται  
 — διαφορὰ om. P τάττεται] διαφέρει P 210 σφυγμὸς om. P 220 τέχνη V  
 τύχοι P



VIII. Τίς ὁ τοῦ πυρέσσοντος σφυγμός.

Ὅτι οὐ δυσσιτόχαστιόν ἐστι καὶ δυσκαιάλληπιον τὸ πυρετικὸν πάθος, ὅσπερ οὐ μόνον οἱ καιροὶ περὶ τῆς αἰτίας αὐτοῦ διεφάνησαν ἀδήλων τυγχαρούσης, ἀλλὰ καὶ περὶ τῆς σημειώσεως τῆς τε ἄλλης καὶ τῆς διὰ τοῦ σφυγμοῦ γινομένης καὶ τοὶ προδηλωτέρας ὑπαρχούσης. οἱ μὲν γὰρ πικρὸν τὸν σφυγμὸν τοῦ πυρέσσοντος λέγουσι πάντῃ προσαναπαυόμενοι τῷ σημείῳ τῷ καιτῷ τὴν πύκνωσιν. ἔτι οἱ δὲ καὶ σφοδρὸν εἶπον γίνεσθαι τὸν σφυγμὸν οἷον δὲ μείζονα τοῦ καιτῷ φύσιν ἐπὶ τοῦ πυρέσσοντος ἐφοίσκεσθαι ἄλλοι δὲ τινες ταχὺν εἶπον εἶναι τὸν σφυγμὸν ἐπὶ τῶν πυρεσσόντων. ἴτι διαφέρειε ταχύτης πυκνότητος, ἐν τοῖς ἔμπροσθεν εἵπομεν, διδασκαλίας δὲ ἔνεκα ἀκριβοῦς μνημονεύσομεν τῶν παλαιῶν, ὅπως ἕκαστος αὐτῶν ἠρέχθη περὶ τοῦ σφυγμοῦ τοῦ καιτῷ τὸν πυρετιόν.

IX. Τίς ἡ Χρυσίππου στάσις περὶ τοῦ σφυγμοῦ τοῦ καιτῷ τὸν πυρετιόν.

Χρυσίππος διὰ τοῦ σφυγμοῦ σημειούμενος τὸν πυρετιόν πυκνότερον ἀπεφῆρατο γίνεσθαι τοῦ καιτῷ φύσιν σφυγμοῦ, ὡς φησὶν Ἐρασιστράτος, καὶ κοιτήριον τῆς πυκνότητος ὑπετίθειο τὸν διατείνοντα μέχρι τεσσάρων ἀριθμῶν ἐπὶ τῶν καιτῷ φύσιν ἐχόντων. πυκνότερας μὲν γὰρ γινομένης τῆς κινήσεως τῶν ἀριθμῶν καὶ ἐν ἀπὸ τῶν ἀριθμῶν ἢ δεύτερον ἐκθλίβεσθαι, πρὸ τοῦ ἀριθμηθῆαι τὰ τέσσαρα φθαρούσης τῆς ἀριθμίας πάλιν διαστέλλεσθαι, πυρετοῦ σημεῖον ὧς τοῦτο τυγχάνειν.

X. Τίς ἡ Ἐρασιστράτου στάσις περὶ τοῦ σφυγμοῦ τῶν πυρεσσόντων.

Καὶ αὐτὸς δὲ Ἐρασιστράτος αἰεὶ παρεπόμενον οἶεται τῷ πυρετῷ τυγχάνειν, κὰν μὴ παρῆ ἅληθος θερμοσίας, ὡς ἐν τοῖς Περὶ πυρετῶν φησὶν οὕτως [ὡς] „τοῖς πυρέσσουσιν ἡ κίνησις πυκνότερα μὲν γίνεται πᾶσι, σφοδρότερα δὲ τοῖς πλείστοις“. ταύτην δὲ τὴν πυκνότητα ἰδίωμα σφῆζειν λέγει ὡς ἐπὶ φλεγμονῇ τετραμμένη. καὶ λόγῳ μὲν ἀνεξέταστον καὶ ἀνεξιμήρευτον, ἐπὶ δὲ τῆς ἰατρικῆς γυμνασίας διὰ τῆς ἀφῆς καταλαμβάνεται. παραθήσομεν δὲ καὶ αὐτοῦ λέξιν Ἐρασιστράτου τοῦτον ἔχουσαν τὸν τρόπον „μόνη δ' ἡ περὶ τῆς κινήσεως διάθεσις τῶν πυρεσσόντων ἐδύνοπος καὶ ἀκριβῆς τῷ γε ἔξιν ἔχοντι καὶ οὐ διαψευδομένῳ, ἀλλ' αὐτὴν τε τῆς φλεγμονῆς ἐπίτασιν καὶ ἄνεσιν καὶ τὴν περὶ ὅλον τὸ σῶμα διάθεσιν ἰσαρῶς διασημαίνει.“

223 δυσσιτόχαστον V δυστόχαστον κ. δ. ε. P 225 καὶ διὰ τῆς τοῦ VP 228 τὸ καιτῷ P 231 τίμη — 234 πυρετιόν om. P 231 fort. τίμη <μὲν οὖν> 237 τεσσάρων V 239 sq. emendatio incerta. 242 ἡ om. V τάσις P 244 f. <τὸ πικρὸν τοῦ σφυγμοῦ βέλτιον τι τοῦτον σημεῖον> τυχ. 244 ὡς — πυρετιῶν om. P 248 fort. καταλαμβάνεσθαι 249 παραθήσομεν — 250 τρόπον om. P 250 φησὶν οὕτως μόνη δ' ἡ P

XI. Τίς ἡ Ἡρόφιλου σιάσις περὶ τοῦ σφυγμοῦ τῶν πυρεσσόντων.

255 Ὁ δὲ Ἡρόφιλος πυρέσσειν ἀλεφίραιο τὸν ἀνθρώπον, ὁπίσταν πυκνότερος καὶ μείζων καὶ σφοδρότερος ὁ σφυγμὸς γένηται μετὰ πολλῆς θερμοσίας ἔνδοσιν, εἰ μὲν οὖν προαπαλλάξειε τὴν σφοδρότητα καὶ τὸ μέγεθος, ἔνδοσιν τοῦ πυρετοῦ λαμβάνοντος· τὴν δὲ πυκνότητα τῶν σφυγμῶν ἀρχομένων τε τῶν πυρετῶν πρότην συνίστασθαι καὶ συμπαρα-  
 280 μένειν μέχρι τῆς τελείας αὐτῶν λύσεως λέγει. οὕτω δὲ τῆ πυκροσφυξία τὸν Ἡρόφιλον θαρρεῖν λόγος ὡς βεβαίῳ σημείῳ χρώμενον, ὥστε κλεψύδραν κατασκευάσαι χωρητικὴν ἀριθμοῦ ῥήτου τῶν κατὰ φύσιν σφυγμῶν ἐκάστης ἡλικίας εἰσιόντα τε πρὸς τὸν ἀρρωστον καὶ ιθύντα τὴν κλεψύδραν ἄπτεσθαι τοῦ πυρέσσοντος· ὅσῳ δ' ἂν πλείονες παρέλθοιεν  
 285 κινήσεις τῷ σφυγμῷ παρὰ τὸ κατὰ φύσιν εἰς τὴν ἐκπλήρωσιν τῆς κλεψύδρας, τοσοῦτω καὶ τὸν σφυγμὸν πυκνότερον ἀποφαίνειν, τουτέστι πυρέσσειν ἢ μᾶλλον ἢ ἦτιον.

XII. Τίς ἡ Ἀσκληπιάδου σιάσις περὶ τοῦ σφυγμοῦ τῶν πυρεσσόντων.

Ἀσκληπιάδης τῆς ἐναντίας γνώμης τοῖς προειρημένοις ἀνδράσι  
 270 καθίσταται. τὴν γὰρ ἐπὶ τὸ σφοδρότερον τοῦ σφυγμοῦ παραλλαγὴν μετὰ θερμοσίας τίθεται τοῦ πυρετοῦ σημεῖον χωρὶς φανερᾶς αἰτίας συνιστάμενην. καὶ γὰρ πυκνότητα τῶν σφυγμῶν τοῖς πλείστοις παρέπεσθαι φησι τῶν πυρεσσόντων, οὐ πάντως δὲ πυρέσσειν τοὺς πυκρὸν ἔχοντας τὸν σφυγμὸν.

XIII. Τίς ἡ Ἴπποκράτους σιάσις περὶ τοῦ πυρετοῦ.

Ἴπποκράτην ὑπολαμβάνουσι σημεῖον εἰρηκέναι τοῦ πυρετοῦ μέγεθος μετὰ πυκνότητος ἢ τάχους διὰ τὴν ἐν Ἐπιδημίας λέξιν οὕτως εἰρημένην ὑπ' αὐτοῦ· „ἐν τοῖσιν ὀξυτάτοις τῶν πυρετῶν οἱ σφυγμοὶ πυκροὶ καὶ μέγιστοι.“ οὕτω μὲν δὴ εἰρήσθω καὶ τὸ παρ' Ἴπποκράτει δοκοῦν εἶναι  
 280 σημεῖον τοῦ πυρετοῦ.

XIV. Τί σημεῖον Ἀρχιγένης τίθεται τοῦ πυρετοῦ.

Σκληρόν ἐπέλαβεν οὗτος ὁ ἀνὴρ εἶναι ἴδιον καὶ ἀχώριστον σημεῖον ὡς ἐν τῷ Περὶ σφυγμῶν βιβλίῳ. Πραξαγόρας δὲ μέγαν, ταχύν,

277 Hippocrates Epid. IV 20 t. V p. 158 Littré ἐν τοῖσιν ὀξυτάτοις τῶν πυρετῶν οἱ σφυγμοὶ πυκνότεροι καὶ μέγιστοι.

λ

φι

254 τίς ἡσ τάσις P 259 τε om. P 261 βεβαίως P βλεψύδραν P  
 264 βλεψύδραν P 265 βλεψύδρας τοσοῦτον P τοσοῦτο V 268 τίς ἀσκληπιάδου  
 τάσις περὶ σφυγμοῦ πυρεσσόντων P 275 τίς Ἴπποκράτους τάσις P 279 τῷ P  
 281 τίθεται τοῦ om. P

σφοδρὸν τὸν σφρηγιστὸν εἶναι ἐπὶ τῶν πνευσομένων μετὰ τοιοῦτων συμ-  
πλωμάτων ἐφορισκόμενον. διφθοῦς τε καὶ θέρονος καὶ κεφαλαλγίας καὶ συμ- 285  
πλοζῆς μετὰ τῶν προειρημένων ποιότητων ιδιότητος ἢ μείωσις τοῦ πνευ-  
στοῦ ἐργάσασθαι προειρημένω.

XV. Τίς ὁ τοῦ φρηγιζοῦτος σφρηγισμός.

Ὁ τοῦ φρηγιζοῦτος σφρηγισμὸς ταχὺς μὲν ἐστὶ καὶ πικρὸς καὶ ἀτακ-  
τος, καὶ τὰ μὲν πολλὰ μικρὸς, ἔστι δ' ὅτε καὶ μέγεθος ἔχων. ἐνίοις δὲ 290  
καὶ ὑποτρέμειν δοκεῖ. καὶ ἔστιν ὅτε τελέως συμπεσοῦσα ἢ ἀρτηρία ἐπαν-  
ίσταται ἀθρόως πάλιν. καὶ τισὶ μὲν ὑποστολὴν μόνην εἶναι τῆς ἀρτη-  
ρίας, ἄλλοις δ' αὖ καθελκυσμὸν. μεταβάλλει δὲ ὁ τοιοῦτος τάχιστα εἰς  
μυρμηγίζοντα.

XVI. Τίς ὁ τοῦ λιθαριζοῦτος σφρηγισμός.

Τῶν δὲ λιθαριζοῦτος ὁ σφρηγισμὸς, ὅταν βαθεῖα καταφορὰ ἦ, μέγας  
ἐστὶ καὶ ἀραιὸς καὶ οἶον ὑπόσομος, τὴν ἐν τῇ πληγῇ σφοδρότητα οὐκ  
ἔχων — δοκεῖ μὲν γὰρ ἢ ἀρτηρία μετὰ φοίξον τινὸς καὶ τόνον τῇ ἀφῆ  
προσπίπτειν, οὐ συνέπεται δ' αὐτῇ τὸ καὶ πλῆσσειν ἐαντιόν — ὡς βραδὺς 300  
δὲ καὶ ρωθῆς κατὰ τὴν διαστολὴν καὶ τὴν συστολὴν διὰ πολλοῦ τοῦ χρό-  
νου πρὸς τὴν ζήνησιν ἐπανίων.

XVII. Τίς ὁ πλεουριζοῦτος σφρηγισμός.

Πλεουριζοῦτος σφρηγισμὸς κατ' ἀρχὰς τῷ μὲν μεγέθει σύμμετρος ταχὺς  
τε καὶ πικρὸς καὶ τὴν πληγὴν σιεραὴν ἔχων, παρεμφαίνων δὲ τι καὶ  
τοῦ κατὰ τὴν σκληρίαν ιδιώματος· ἔστι δ' ὅτε καὶ ἀνώμαλος καὶ ἀτακτος 305  
γίνεται. ἐπιτεινομένον δὲ τοῦ πάθους μικρὸς γίνεται καὶ ἀμυδρὸς καὶ  
ταχὺς μᾶλλον ἢ περὶ πικρὸς.

XVIII. Τίς ὁ περιπνευμονικοῦ σφρηγισμός.

Βραδὺς, ἀραιὸς, ὑπόσομος, ἀνώμαλος, ἀτακτος· ἐπιτεινομένον δὲ  
τοῦ πάθους καὶ ὀξείας τῆς ἀναπνοῆς γινομένης εἰκότως ὁ σφρηγισμὸς κατα- 310  
σμιζοῦνται ὡς ἂν τοῦ πνεύματος βεβιασμένως διοδοῦντος, ἀμυδρὸς δὲ  
καὶ πικρὸς καὶ ταχὺς τότε ἀποτελεῖται.

285 καὶ συμπλοζῆς — 287 προειρημένων om. P 286 sq. emendatio incerta:  
f. [μετὰ] et ἢ μειώσεις τ. π. ε. δυναμένης. 289 Ὁ τοῦ — σφρηγισμός om. P 293  
ἄλλοις — καθελκυσμὸν om. P δ' ἂν V 295 σφρηγισμός om. P 296 Τῶν —  
σφρηγισμός om. P 297 καὶ ἀραιὸς — τὴν in P non iam dispiuntur 298 ἔρωςδ VP  
299 ἐαντιόν] emendatio incerta. 302 σφρηγισμός om. P 303 Πλεουριζοῦτος σφρηγισμός  
om. P μὲν τὸ μὲν μέγεθος P 308 σφρηγισμός om. P 311 fort. ποτε.



XIX. Τίς ὁ καρδιακοῦ σφυγμῶς.

Μικρὸς <ὁ> σφυγμῶς ἐπ' αὐτῶν καὶ πυκνὸς καὶ ἀσθενὴς καὶ ἑγρὸς  
315 τρομώδης τε καὶ ἀνώμαλος καὶ ἄτακτος.

XX. Τίς ὁ τοῦ στομαχικοῦ σφυγμῶς.

Ἐγγύτατα δοκεῖ τοῦ καρδιακοῦ τυγχάνειν καὶ γὰρ τοῖς ἄλλοις ση-  
μείοις δυσδιάκριτοί εἰσιν ὅ τε καρδιακὸς καὶ ὁ στομαχικὸς· ἔχει μέντοι  
γε πολλὴν διαφορὰν. ὁ μὲν γὰρ τῶν καρδιακῶν σφυγμῶς ἐστὶν ὁποῖος  
320 εἴρηται, ὁ δὲ τῶν στομαχικῶν ἀπλούστερος καὶ βραδύτερος καὶ ἀραιώ-  
τερος συγκρινόμενος πρὸς τὸν τῶν καρδιακῶν σφυγμῶν.

XXI. Τίς ὁ χολερικοῦ σφυγμῶς.

Μικρὸς, ἀμυδρὸς, πυκνὸς, ταχύς. τοιοῦτος δὲ ἐστὶ καὶ ὁ τῶν ὑπὸ  
διαρροίας ἐνοχλουμένων.

XXII. Τίς ὁ συναγχικοῦ σφυγμῶς.

325

Τοῦ μεγέθους χάριν καὶ τῆς σφοδρότητος μέσος. πλὴν ἐμφαίνων  
τι καὶ ὑπόσομφον, ἐπιτεινομένου δὲ τοῦ πάθους μικρὸς ποτε καὶ ἀμυδρὸς.

XXIII. Τίς ὁ ἀποπληκτικοῦ σφυγμῶς.

Μέγας καὶ σφοδρὸς καὶ ταχύς.

XXIV. Τίς ὁ τετανικοῦ σφυγμῶς.

330

Μέγας μὲν συμμετρως, σφοδρὸς δὲ καὶ σκληρὸς διατεταμένης τῆς  
ἀρτηρίας οἶον χορδῆς.

XXV. Τίνες οἱ καθ' ἐκάστην ἡλικίαν κατὰ φύσιν σφυγμοί.

Παρέπεται τοῖς νηπίοις κατὰ φύσιν σφυγμῶς ταχύς τε καὶ πυκνὸς  
335 ἢ μικρὸς καὶ ἀμυδρὸς· ἔτι τε ἴση ἢ διαστολὴ καὶ ἢ συστολὴ ἐπ' αὐτῶν  
εὐρίσκεται. τοῖς δὲ ἐν ἀδξήσει ἤδη γινομένοις πᾶσι τῷ μεγέθει καὶ τῇ  
σφοδρότητι ἐπιδεδοκῶς εὐρίσκεται ὁ σφυγμῶς καὶ ποσῶς βραδύτερος καὶ  
ἀραιότερος παρὰ <τὸν> τῶν νηπίων, τοῖς δὲ μαιρακίοις καὶ τοῖς συνεγγίζουσι  
τῇ ἀκμῇ μείζων πολὺ καὶ σφοδρότερος βραδύτερός τε καὶ ἀραιότερος,  
340 τοῖς δὲ ἐν αὐτῇ τῇ ἀκμῇ τυγχάνουσι μέγιστος πάνυ καὶ σφοδρότατος

314 σφυγμῶς ἐπ' αὐτῶν om. P    316 σφυγμῶς om. P    319 ὁποῖος ἐστὶν V  
322 σφυγμῶς om. P    327 ὑπόσομφος VP    328 σφυγμῶς om. P    330 σφυγ-  
μῶς om. P    334 et παρέπεται et κατὰ φύσιν σφυγμῶς om. P    τε om. P    335 ἔτι  
τε om. P    339 μείζων] ω ex o fec. m. eadem V; μείζων P

καὶ βραδύτατος καὶ ἀραιώτατος καὶ κατὰ πολὺν προέχων τῶν πρώτων ἡλικιῶν. τοῖς δὲ ἀπὸ τῆς ἀκμῆς πρὸς τὸ γῆρας ἀποκλίνουσιν ἤδη διάφορος γίνεται ὁ σφνγμῶς· τοῖς μὲν γὰρ μικρὸν μετὰ τὴν ἀκμὴν προ[σ]ελθούσι τῷ μεγέθει καὶ τῇ σφοδρότητι παραπλήσιός ἐστι σφνγμῶ τῷ τῶν ἐγγιζόντων τῇ ἀκμῇ καὶ τοῖς χρονικοῖς διαστήμασιν ὁ αὐτὸς τῷ <sup>345</sup> τῶν ἀκμαζόντων. πλὴν ἐπ' ὀλίγον δια· λ· λάτιων βραδύτερος καὶ ἀραιότερος γερονῶς. τοῖς δὲ πρεσβύταις ἤδη τῷ μεγέθει καὶ τῇ σφοδρότητι ἡλατιωμένους καὶ τοῖς χρονικοῖς διαστήμασιν ηἰξημένους, βραδύτερος καὶ ἀραιότερος γερονῶς, τοῖς δὲ γηραιῶς παρέπεται σφνγμῶς μικρότης μὲν χάριν καὶ ἀμυδρότητα παραπλήσιος τῷ τῶν νεπίων, τάχει δὲ πλεῖστον <sup>350</sup> λειπόμενος. ἐπὶ μὲν γὰρ τῶν νεπίων οἱ ταχύτατοι καὶ πυκνότατοι, ἐπὶ δὲ τῶν γηραιῶν βραδύτατοι καὶ ἀραιότατοι. καὶ εἰς ἰσοσάντας μὲν δὴ ἡλικίας τέμνονσιν ἐπ' ἀκριβῆς τὸν σφνγμὸν τινὲς δὲ οὐκ εἰς ἰσοσάντας, ἀλλ' εἰς τέσσαρας, εἰς παῖδα, μειράκιον, ἀκμάζοντα, γέροντα ἡμεῖς δὲ πρὸς τὸ ἐπιμελέστερον καὶ διδασκαλικώτερον ἀφορῶντες οὐκ εἰς τέσσα· <sup>355</sup> ρας, ἀλλ' εἰς ἐπτά. καθὰ καὶ Ἱπποκράτης ἐν τῷ Περί ἑβδομάδων φρονεῖ καὶ οἱ Ἀρχιγένηιοι, τέμνοντες τὰς τε ἡλικίας καὶ τὸν σφνγμὸν, ὥς εἶναι νεπίον καὶ παῖδα καὶ μειράκιον καὶ ἀκμάζοντα καὶ γέροντα καὶ πρεσβύτην καὶ γηραιόν.

XXVI. Τίς ὅφ' ἐκάστης ὥρας τοῦ ἔτους ἀποτελεῖται σφνγμῶς. 360

Ἔρα φερνὴ ἐκάστης ἡλικίας ἀλλάττει τὸν σφνγμὸν καὶ παρέχει μικρότερον, ἀτορότερον ταχύτερόν τε καὶ πυκνότερον, καὶ τί γὰρ ἢ σύμφωνον νεπίον τῇ ἡλικίᾳ ἀποδίδωσι τὸ κίνημα; χειμῶν δὲ μικρότερον καὶ ἀμυδρότερον βραδύτερόν τε καὶ ἀραιότερον ποιεῖ τὸν σφνγμὸν. ὅμοιον ἡλικίᾳ γεροντικῇ. ἔαρ δὲ καὶ φθινόπωρον μεσοῦντα μέγιστον καὶ <sup>365</sup> σφοδρότατον τάχει τε καὶ πυκνότητι σύμμετρον, ὅμοιον παρέχοντα σφνγμὸν ἀκμάζοντι.

356 Hippocrates de septimanis c. 5 (t. VIII p. 636 et t. IX p. 436 Littré = Philo de opificio mundi c. 36 p. 40, 7 sq. Cohn [Vratislav. 1889] reapse hæc habet: ἐν ἀνθρώπου φέσει ἐπτά εἰσιν ὥραι, ἃς ἡλικίας καλέουσιν, παιδίον, παῖς, μειράκιον, νεανίσκος, ἀνήρ, πρεσβύτης, γέρον καὶ παιδίον μὲν ἐστὶν ἄχρις ἐπτά ἐτῶν ὀδόντων ἐξβολῆς· παῖς δ' ἄχρι γονῆς ἐκφύσεως ἐς τὰ δις ἐπτά· μειράκιον δ' ἄχρι γενείου λαχρῶσεως ἐς τὰ τοῖς ἐπτά· νεανίσκος δ' ἄχρις ἀξήσεως ὄλου τοῦ σώματος ἐς τὰ τετράκις ἐπτά· ἀνήρ δ' ἄχρις ἐνός· δέοντος· πεντήκοντα ἐς τὰ ἐπτάκις ἐπτά· πρεσβύτης δ' ἄχρι πενήκοντα ἔξ, ἐς τὰ ἐπτάκις ὀπτό (ὀπτάκις ἐπτά Altwegg) τὸ δέντεῦθεν γέρον. (Cf. ibid. p. 77 sq.; Roscher, *Hebdomadenlehren* (Lpz. 1906).

342 ἀπὸ τῆς ἀκμῆς om. P      343 τοῖς — 347 ἤδη om. P      348 ἡλατιω-  
 μένος P ut videtur      349 γηραιῶς P      352 καὶ εἰς — 359 γηραιόν om. P      352 τοι-  
 αῖτας V      356 ἑβδομάδων V      360 ὅφ' ἐκάστης P      363 νεπίον aut νεπίω V;  
 ἢ σ. νεπίον P      364 ἀμυδρότερον P      ἀραιότερον ex ἀμυδρότερον fce. P      367 ἀκμά-  
 ζοντα VP

XXVII. Τίτες εἰσὶν οἱ κινδυνώδεις σφνγμοὶ καιωνομασμένοι.

Τῶν δὴ σφνγμῶν ἀναγκαῖον καὶ τὰ ὀνόματα ἐκδέσθαι. οὕτω γὰρ  
 370 ἂν εὐσημότερον διδασθείημεν τὰς προσηγορίας καιαιάξαντες αὐτῶν.  
 κεῖται δὲ καὶ παρ' Ἡροφιλείοις καὶ παρὰ Ἀρχιγενείοις τοῦτων καιάλογος.  
 καλεῖται γὰρ ὁ μὲν τις ἐκλείπων σφνγμός, ὁ δὲ διαλείπων, ὁ δὲ παλιν-  
 δρομῶν καὶ δοραδιζῶν καὶ τρομώδης καὶ μύουρος. ἀκολούθως δὲ περὶ  
 ἐκείστων λέξομεν.

375 XXVIII. Τίς ὁ ἐκλείπων σφνγμός.

Ὁ ἐκλείπων καλούμενος σφνγμός καὶ ἀπ' αὐτοῦ τοῦ ὀνόματος ἐμ-  
 φαίνει τὸ περὶ αὐτῶν ἰδίωμα. ἐλαττούμενος γὰρ ἀεὶ μᾶλλον κατὰ τε τὸ  
 μέγεθος καὶ τὴν σφοδρότητα καὶ κατὰ τὴν συμμετριάν τοῦ τάχους καὶ  
 τῆς πυκνότητος τὸ τέλος ἐκλείπων οὐκέτι φαίνεται. διὸ καὶ ἐν τοῖς  
 380 πᾶνυ χαλεποῖς καὶ ὀλεθροῖς τοῦτον τίθεμεν ὡς προσημαίνοντα τὸν  
 ὀλεθρον.

XXIX. Τίς ὁ διαλείπων σφνγμός.

Ὁ διαλείπων καλούμενος σφνγμός παντελῆ μὲν ἀφανισμὸν οὐ ποιεῖ τῆς  
 κατὰ τὴν ἀρτηρίαν κινήσεως, ἀθρόως δὲ ἀποκοπεῖς καὶ ἐφρησχάσας κατὰ  
 385 τὴν συστολὴν χρόνον τινὰ ἐπανέρχεται πάλιν. καὶ ἔστιν ἐν αὐτῷ ἡ δια-  
 φορὰ τοιαύτη τις. διαλείπει γὰρ ἦτοι παρ' ὀλιγωτέρας <...> καὶ τοῦτο γίνεται  
 τεταγμένως ἢ ἀτάκτως. ποτὲ μὲν γὰρ μετὰ πλείονας σφνγμοὺς οἷον τέσ-  
 σσαρας ἢ πέντε διαλείπων, αὐθις μὴ φυλάξας τὴν τάξιν, μετὰ δύο ἢ τρεῖς  
 πληγὰς διαλείπει ἢ ἐκ τῶν ἐναντίων μετὰ ὀλιγωτέρας διαστολὰς ἐπα-  
 390 νέρχεται ἐπὶ τὰς πλείονας ἢ τὸ ἔντακτον φυλάσσει, τὴν αὐτὴν ἰσότητα  
 ποιούμενος <ος> τῶν κατὰ τὰ διαλείμματα χρόνων. τὸν μὲν οὖν παρ' ὀλιγωτέ-  
 ρας ἀνταποδώσεις σφνγμῶν διαλείποντα μᾶλλον ὀλέθριον νομιστέον,  
 τὸν δὲ παρὰ πλείονας ἦτιον, οἷον τὸν παρὰ μίαν κίνησιν τοῦ παρὰ  
 δύο, καὶ τὸν παρὰ δύο τοῦ παρὰ τρεῖς, καὶ τὸν παρὰ τρεῖς τοῦ παρὰ  
 395 τέσσαρας, καὶ κατὰ τὰ ἐξῆς ὁμοίως. ὅπου μὲν γὰρ συνεχεστέρας οὐσης  
 τῆς κατὰ τὸν σφνγμὸν ἐνεργείας καὶ οὐ διατεμνομένης πυκνῶς ὑπὸ τοῦ  
 διαλείποντος σφνγμοῦ, ἔτι τὴν δύναμιν ἐρρωσθαι ὑποληπτέον, ὅτε δὲ οὐ,  
 τοῦναντίον.

368 καιωνομασμένοι om. P 369 Τῶν — 372 γὰρ om. P 370 fort. διαλε-  
 χθείημεν 371 Ἡροφιλείοις VP ἀρχιγενεὶ οἷς V 374 λέξομεν ex — ωμεν  
 fec. P 375 τίς — σφνγμός om. P 376 καλούμενος — 377 ἰδίωμα om. P 377  
 γὰρ om. P 380 ὡς ἂν P τὸν om. P 382 τίς — σφνγμός om. P 383 διαλειπ  
 littere et 384 ἀθρόως evan. in P 385 χεται — 386 πα non dispiciuntur in P 386  
 fort. <ἀνταποδώσεις ἢ παρὰ πλείονας>. 387 σφνγμοὺς om. P 387 οἷον  
 δ<sup>45</sup> V 389 διαστολῆς VP 392 ποια et 393 νησιν et 396 γείας littere evan.  
 in P 397 ἐρ..... ὑποληπταῖον P



## XXX. Τίς ὁ παλινδρομῶν σφρηγῶς.

Ὁ δὲ παλινδρομῶν σφρηγῶς ἐστὶν ὁ πλείονα χρόνον ἐν τῇ συστολῇ<sup>399</sup> μένων καὶ φαντασίαν ἀποτελῶν παρτελοῦς ἀσφρηγῖας, εἴτα πάλιν ἐπανιστάμενος καὶ πλήσσει. ὅσφ δ' ἂν διὰ πλείονος παλινδρομήσῃ χρόνον, τοσοῦτω μᾶλλον ἐστὶν ὀλεθριώτατος διὰ τὸ τὸν ζῶτικόν τόνον μελετᾶν ἐκ τοῦ κατὰ λόγον ἀλλοθῆναι. ὄνπερ γὰρ τρόπον αἰ λυχνιαῖ αι. γλόγες μειωθεῖσαι τὸ πῦρ αἰγνίδιον ἐκλείπουσιν, εἰθ' ὅσον οὐ σβέννεται τέλειον,<sup>405</sup> τὸν αὐτὸν τρόπον καὶ ἡ ζῶικὴ δύναμις ἐκ τοῦ κατ' ὀλίγον σβεννυμένη καὶ πρὸς ἐλάχιστον συμπληξαμένη ἀθρόως ἀποκόπεται. σχέσιν δὲ ὁ παλινδρομῶν πρὸς τὸν διαλείποντα ἔχει τοιαύτην συνπλάροχονσαν ἀλλήλοισι, οὔτε γὰρ ὁ διαλείπων δύναται νοηθῆναι δίχα τοῦ παλινδρομοῦντος οὔτε χωρὶς τοῦ διαλείποντος ὁ παλινδρομῶν, ἀλλ' ἀνάγκη σῶσαι τοῦ-<sup>410</sup> τους πρὸς ἀλλήλους τοιαύτην τινα σχέσιν. ἵνα νοηθῶσιν ἐκάτεροι. δεῖ γὰρ τὸν μὲν διαλείποντα σφρηγῶν μεταβάλλειν ἐκ κινήσεως εἰς ἀκινήσιαν, τὸν δὲ παλινδρομοῦντα τοῦραντίον εἰς κίνησιν ἐξ ἀκινήσιας. μήποτε οὖν, εἰ χροὶ γάραι τάλιθές, τοῖς προγενεσιτέροις μὲν ἀνερογράφισαν ὡς διαφέρουσαι ἀλλήλων αἰ ποιότητεσ αὐται τῶν σφρηγῶν, διενηρόχασι δὲ<sup>415</sup> μόνοις τοῖς δυνάμασι;

## XXXI. Τίς ὁ δορκαδίζων σφρηγῶς.

Ὁ δορκαδίζων σφρηγῶς καλεῖται καὶ διπλασιάζων, ἀπλοῦς δὲ ἐστὶν, ἐν μιᾷ διαστάσει δις πλήσσει, εἴτα διαστελλόμενος, διαστάσα γὰρ ἡ ἀρτηρία καὶ παρασχόσα φαντασίαν συστολῆς, εἴτα μετέωρος τυγχάνουσα,<sup>420</sup> πάλιν προσεπιθίσταται καὶ τότε τὴν ὀφειλομένην ἀπολαβοῦσα συστολῆν, ὁμοίως ἐξερ εθ ἰζει τὴν ἀφῆν διπλῆν ἐν τῇ μιᾷ διαστολῇ ποιουμένη τὴν ὀρμήν. ὅθεν καὶ δορκαδίζων ὁ τοιοῦτος ἐκλήθη σφρηγῶς οὐκ ἀτόπως, ὅσπερ γὰρ αἰ δορκαδες ἐν τοῖς δρόμοις τὰ μὲν πρῶτα μικρὰ διαβαίνουσιν, εἴτα αἰγνίδιον ἐπὶ τὸ μεῖζον ἐξάλλονται καὶ πρὸς τὸν ἀέρα μετεωρισθεῖσαι<sup>425</sup> πάλιν προσάλλονται πρὶν ἐπιβῆναι τῆς γῆς, οὕτω καὶ ὁ δορκαδίζων σφρηγῶς μικρὰ καὶ ἀνυδρὰς ποιησάμενος τὰς πρώτας διαστολῆς ἐπὶ πλεόν διαστέλλεται καὶ μένον ἐν τῇ αὐτῇ διαστολῇ πρὸ τοῦ πεσεῖν πάλιν πρόσσεπιδυστάμενος πλήσσει τὴν ἀφῆν. Ἡρόφιλος μὲν οὖν ὁ πρῶτος ὀνομάσας

399 σφρηγῶς om. P 401 ἀπ. τελῶν P 402 δ., διὰ P παλινδρομῆς  
 ἡ VP 403 τοσοῦτον P τὸν evan. in P 403 fort. ὀλεθριώτερος 404 fort.  
 κατ' ὀλίγον 404 λυχνιαῖ VP γλόγαις V γλώγαις P 405 σβέννεται VP 406  
 σβεννυμένην VP 407 καὶ evan. P συμπληξαί V συμπληξαμένη P 410 οὔτε  
 ὁ παλινδρομῶν χωρὶς τοῦ διαλείποντος P 411 ἐκάτερο V; evan. in P 415  
 αλινδρομοῦντα evan. P 414 ἡθές evan. P 419 δεῖ V δεῖς P 422 ἐξερίζει VP  
 423 ὁ τοιοῦτος σφρηγῶς om. P 425 αἰγνίδιον P μετεωρισθῆσαι P 428 πέσεις V  
 πεσεῖν P πρὸς α ὁ VP 429 πρῶτως V

430 δορκαδίζοντα σφρυγμόν φησιν ἅπαξ ἐφορακῆναι ἐπὶ τινος εὐνούχου, ἡμῖν δὲ  
συνεχῶς ἐπὶ τῶν ἔργων ἐπέπεσεν ἐν τε φρονητικαῖς καὶ καρδιακαῖς δια-  
θέσει.

XXXII. Τίς ὁ μυρμηκίζων σφρυγμός.

Ὁ μυρμηκίζων ὀνομαζόμενος σφρυγμός ταπεινός ἐστι καὶ σιενός καὶ  
435 ἀμυδρός ἰσχυρῶς, συστολὴν ὀλιγοχρόνιον ποιῶν ἢ δοκῶν ποιεῖν, ἀλλ'  
ἀντόθεν οἰονεὶ σπαίφον, τάχα μὲν διὰ τὴν μικρότητα τοῦ μύρμηκος, ἧ  
παρόμοιος ὢν τοιοῦτός ἐστιν ὁ σφρυγμός, τάχα δὲ καὶ διὰ τὴν ἐμφέρειαν  
τὴν πρὸς τὴν κίνησιν. ὥσπερ γὰρ ἀνευρα βαίνει τὸ ζῷον καὶ μικρὰ καὶ  
ἄδαρτα καὶ ὄλως οὐ συγκινεῶντα τὴν αἴσθησιν, οὕτω δὲ καὶ πρὸς τὴν ἀφῆν  
440 ὁ σφρυγμός τοιαύτην ποιεῖται τὴν αἴσθησιν ἀμυδροτάτην καὶ μικροτάτην  
συνεχῆ τε καὶ γηρῶσαν. εὐρίσκεται δὲ ἐπὶ καρδιακῶν καὶ ἐπὶ τῶν ἄλλων  
δὲ θεωρεῖται συνεχέστερον τῶν ἡδὴ πρὸς τῷ τελευτῶν ὄντων.

XXXIII. Τίς ὁ σκοληκίζων σφρυγμός.

Ὁ δὲ σκοληκίζων καλούμενος σφρυγμός ἐκ τῶν αὐτῶν τῷ μυρμηκί-  
445 ζῶντι συνέστηκε. κατὰ μὲν ἐπίουσι οὐδὲν διαφέρει ἢ τῇ προστηγορίᾳ μόνῃ,  
κατὰ δὲ τοὺς ἀκριβέστερον τοῖς ἰδιώμασι τῶν σφρυγιῶν παρακολουθήσαντας  
θεωρεῖται παραλλαγῇ τις ἐν τοῖς κινήμασι τοῖς ἐκατέρωθεν καὶ διαφε-  
ρουσῆς ἔτυχον εἰκότως τῆς ὀνομασίας. ὁ μὲν γὰρ μυρμηκίζων, ὡς προειρη-  
καμεν, παρέχει φαντασίαν μύρμηκος ὑπὸ τῇ ἀφῆ περιπατοῦντος, ὁ δὲ σκολ-  
450 ηκίζων τὴν κίνησιν σκοληκος παραπλησίαν ἐν τῇ πορείᾳ ποιεῖται πρὸς  
τὴν ἀφῆν. ὅνπερ οὖν τρόπον σκολήξ μικρότατος τῷ σώματι τυγχάνων κινεῖ-  
ται καθάπερ ☉ ☉ ἐγειρομένων ἐν αὐτῷ, τῶν δὲ προσπιπτόντων ἀπὸ τῶν  
τελευταίων μερῶν ἄχρι τῆς κεφαλῆς, τοῦτον δὲ τὸν τρόπον καὶ ὁ σφρυγμός  
· ὁ · σκοληκίζων καταλαμβάνεται τὰς κινήσεις ἐπισυνάπτων ταῖς πρώταις ἐγε-  
455 ξῆς κατὰ τὴν δοκοῦσαν εἶναι περὶ αὐτὸν διαστολὴν μετὰ τοῦ καὶ τὸ πνεῦμα  
τὸ κινεῶν τὴν ἀφῆν ἠνωμένον μὲν ὑποπίπτειν, πολλὴν δὲ τὴν αἰονίαν  
καὶ ὡς εἰπεῖν ἀπόλειαν ἔχον. ἐπὶ δὲ τοῦ μυρμηκίζοντος πᾶν τοῦναντίον  
ἔστιν εὐρεῖν ὑποπίπτει γὰρ οἷον εἰ<ς> πολλὰ καὶ λεπτὰ καταδιηρημένον τὸ  
πνεῦμα καὶ διὰ τοῦτο μᾶλλον συγκινεῖν δοκεῖ τὴν αἴσθησιν. ἀλλ' οὕτως  
460 μὲν ὄντως ἐστὶν ὀλέθριος, ὁ δὲ σκοληκίζων ἥττον κινδυνώδης.

430 φᾶ V φησι P 433 σφρυγμός — 434 σφρυγμός om. P 435 ἢ οὐ δοκῶν  
P: manifestum hoc interpolationis a breviatore facte indicium 436 fort. <καλεῖται  
δὲ μυρμηκίζων> τάχα 437 τάχα — 441 γηρῶσαν om. P 439 ἄδαρτα] fort.  
ἀδιαίρετα 442 τὸ VP 443 σφρυγμός om. P 444 Ὁ δὲ — 448 ὀνομασίας  
om. P 445 fort. μὲν <οὖν> 448 γὰρ] οὖν P προείρηται P 451 μικρό-  
τητος V ὄνπερ — 456 ὑποπίπτειν om. P 452 legendum videtur καθάπερ κί-  
νων; cf. Hultschius ad Pappum t. III p. 129. fort. προσπιπτόντων 457 ἔχων V  
457 ἀπόλειαν ἔχων μετὰ τοῦ καὶ τὸ πνεῦμα τὸ κινεῶν τὴν ἀφῆν ἠνωμένον μὲν  
ὑποπίπτειν ἐπὶ P 459 καὶ — αἴσθησιν om. P

XXXIV. Τίς ὁ μινωρίζων σφρυγμός.

Ὁ δὲ μινωρίζων σφρυγμός τέτυχε καί τις τῆς ὀνομασίας ἀπὸ τοῦ  
περὶ αὐτὸν σχήματος. εἶσι δὲ πολυειδής καὶ πολυζήμιος. ἐκ τῆς τῶν ἀνο-  
μάλων καὶ ἀτάξιον διαφοράς τὴν ἐπιπλοῖσιν εἰληφός. ὅταν γὰρ μεί-  
ζον προσπεσοῦσα πληγῇ ἀεὶ καὶ μᾶλλον κατὰ τὸ ἐξῆς σμικρύνῃται, μίνω-  
ρον ἀποτελεῖ σφρυγμός. ἢ ὅταν πληγῇ στερεωτέρα ὑποπεσοῦσα κατὰ τὴν  
πρότην ἐλαφρῶν ἀμειωρότερον κλίση. ἢ ὅταν πυκνότερον προσπεσοῦσα ἀεὶ  
καὶ μᾶλλον ἀραιότερα ἢ, ἢ ὅταν ταχύτερα ἀποτελεσθεῖσα ἢ κίνησις ὑστερον  
ἢ βραδέυνουσα ἢ ἐκ τῶν ἐναντίων ἀπὸ τοῦ σμικρυνομένου προζώπτη ἐπὶ τὸ  
μείζον ἢ ἐκ τοῦ ἀραιοῦ ἐπὶ τὸ πυκνότερον ἢ ἐκ τοῦ βραδέος ἐπὶ τὸ ταχύ-  
τερον. καὶ τοῦτο γίνεται ποτὲ μὲν κατὰ μείωσιν ἢ ἀφαιρέσιν. ποτὲ δὲ κατὰ  
προσθεσιν ἢ ἀξίησιν. οἱ οὖν τοιοῦτοι οἰκείως καλοῦνται μινωρίζοντες σφρυγ-  
μοί. συνίστανται δὲ καὶ ἄλλα μινωρίζον τοιαῦτα τινὰ περὶ τὸν σφρυγμόν, ἃ  
δίκασιον ἐγκυριατάξαι τῇ γραφῇ πολυμαθείας χάριν. ἦτοι γὰρ ἐκ τῶν ὑπερ-  
χειμένων ἐπὶ πλέον ἢ ἀριγρία ποιεῖται τὴν διάστασιν σφοδρῶς καὶ ταχέως.  
ἐκ δὲ τῶν πρὸς τῷ καρπῷ μερῶν ταπεινῶς καὶ βραδέως ὡς ἐπὶ ὀλίγον ἄπ-  
τεσθαι τῆς ἀφῆς· ἢ τοῦναντίον ἐκ τῶν ὑπερχειμένων ἐπὶ ὀλίγον ποιεῖται  
τὴν διόγκωσιν καὶ ἀσθενῆ καὶ βραδυτέραν τὴν κίνησιν. ἐκ δὲ τῶν πρὸς τῷ  
καρπῷ μερῶν ἐπὶ πλέον δίσταται καὶ ταχύνει τὸ κίνημα. γίνεται δὲ μίνω-  
ρος καὶ τοῖτῳ τῷ τρόπῳ, ὅταν πρῶτος πλατὺς ὑποπεσοῦσα σφρυγμός εἰς κο-  
ρυφῶν καταλήξῃ, στενὴν ἢ ἐκ στενότητος εἰς πλατύτητα ἢ ἀρξάμενος σφο-  
δρῶς ἐκ τῆς βάσεως κινεῖσθαι πρὸς τῷ τέλει τῆς διαστολῆς ἄτονος γένηται.

XXXV. Τίς ὁ τρομώδης σφρυγμός.

Ὁ δὲ τρομώδης καλούμενος σφρυγμός ποικιλωτάτος καὶ κινδυνωδέος κατὰ  
ἐστὶν ἐκ τῶν ἀνομάλων καὶ ἀτάξιον τὴν ἐπιπλοῖσιν ἔχων. ὅταν γὰρ κατ' 485  
ἄλλα μὲν μέρη τάχιστα, κατ' ἄλλα δὲ βραδύον ἢ ἀριγρία προσπίπτῃ τῇ ἀφῇ  
καὶ μηδέποτε ἐν αὐτῷ τῷ χρόνῳ μέρη. ἀλλὰ καθάπερ κινουμένη τε καὶ κρο-  
δαινομένη κατακαμβόνηται καὶ οἷον ἐπιπλοῖσιν τῶν κινήσεων ἐκατέρων, τῆς  
τε κατὰ τὴν διαστολὴν καὶ τῆς κατὰ τὴν συστολὴν, ἔχουσα, τμηματὰ κέ-  
χεται τὸ πάχος καὶ ὁ ὄψιμός ἐπὶ τοῦ τοιούτου κινήματος. οὗκ ἀτόπως οὖν 490  
τινες ὁμοίωσαν τὴν τοιαύτην τοῦ σφρυμοῦ κίνησιν τῷ γινομένῳ περὶ τοῖς  
ἔξακοντισμοῖς τῶν δορατῶν κροδασμῷ καθάπερ γὰρ ταῦτα κατὰ τὴν φροῶν καὶ  
τὴν ἔρεισιν ἐπιπέεται τρομώδη πανταχόθεν διδόντα τὸν περὶ αὐτοῖς κλονόν, οἴ-  
τως καὶ τὴν ἀριγρίαν εἰρήσζεσθαι σαλευομένην. τῶν δὲ διαστολῶν καὶ τῶν

462 σφρυγμός om. P    463 πολλῶν εἰδή P    465 μείζον P    σμικρύνεται V P  
467 πλήσσει P    469 προζώπτη P    474 ἐγκυριατάξαι P    480 fort. προτόν  
λλη  
481 καταλήξει P    482 τὸ τε P    484 σφρυγμός om. P    486 τάχιστα et βρα-  
δύον P    489 τὴν κατὰ συστολὴν V    τὴν συστολὴν (omisso κατὰ) P    491 ὁμοίωσαν  
P    492 κροδασμῷ P    493 ἔρεισιν V    ἔρεισιν P



495 συστολῶν ἐπὶ εὐσίμου διδασκαλίας ἐροῦμεν καὶ παραδείγματι τι παρὰ τοῖς  
 Ἱεροφιλίοις τιθέμενον τοιοῦτον. Ὅσπερ γάρ, φασί, τροπύμασιν ἀλλῶν περι-  
 τεθέντων λεπτοτάτων ἀραχνίων, ἔπειτα ἐμπνευσθέντων ἐπὶ τοῦ μουσοργοῦ  
 τῶν ἀλλῶν, πρὸς τὴν διαδρομὴν δὲ καὶ τὴν ἐμπροσθὶν τρομώδης αὐτῶν ὁρᾶται  
 κίνησις ἐπὶ τοῖς τροπύμασιν, οὐκ ἴσθης οὐδὲ ὁμαλῆς γινομένης αὐτῶν τῆς  
 500 διασαλεύσεως ὅλων, ἀλλὰ μετεωριζομένων κατ' ἄλλα μὲν μέρη μᾶλλον, κατ'  
 ἄλλα δ' ἴττον, καὶ καθ' ἃ μὲν εἰτονότερον ἐκαισιτιμμένων, καθ' ἃ δὲ ἀσθενέ-  
 στερον, οὕτω δὲ καὶ τὴν ἀρτηρίαν κινεῖσθαι λέγουσιν ἀνομάλως κατὰ μὲν  
 τι διαστελλομένην μέρος ἐπὶ πλεόν, κατὰ δέ τι ἕλαττον καὶ πῆ μὲν βιωώ-  
 τερον, πῆ δὲ ἀσθενέστερον.

505 XXXVI. Ἐφ' ὅσον ὂν ἡμῖν δευατὸν ἦν περὶ τὴν νόησιν τοῦ περὶ σφρυ-  
 μῶν συντάγματος, ταῦτα συνεισηρέγγαμεν. τὸ δὲ ἐν πολλοῖς ἰδιοτροπώτερον  
 μὴ κατὰ τὸν Ἰπποκράτην ὅτι ξηνοπραπές καὶ μὴ ξήνηθες κατασρονηθήτω,  
 ἀλλὰ τῇ πρὸς τὰ ἄλλα παραθέσει κριθήτω. εἰ δέ τις ἢ κατ' ἀπολονθίαν ἢ  
 κατὰ πολύνοϊον κρείττονα τῶν ἡμερῶν εὔροι, αὐτὸς με Ἐρασίστρατος ὀρέεται  
 510 αἰεὶ πλεόν νεωτέρα παλαιᾶς εἰς εὔρεσιν διδοῦς.

Τέλος τῶν περὶ σφρυμῶν Μαρκελλίνου.

507 Hippocrates de fracturis c. 1 t. III p. 414 Littre = t. II p. 46 Kuehlewein:  
 ἀλλὰ γὰρ πολλὰ οὕτω ταύτης τῆς τέχνης κρίνεται. τὸ γὰρ ξηνοπραπές οὕτω συνιέντες εἰ  
 χρῆστον καὶ μᾶλλον ἐπαινεύουσιν ἢ τὸ σήνηθες (Laur. 47,7 et Marc. 269; ξήνηθες  
 Vatic. 276), ὃ ἦδη οἶδασιν ὅτι χρῆστον, καὶ τὸ ἀλλόκοτον μᾶλλον ἢ τὸ εἶδηλον.

495 παραδείγματι VP 496 Ἱεροφιλίοις VP φασίν P 497 μουσοργοῦ VP  
 498 δὲ] f. τε 498 ὁρᾶται ex ὁρᾶσθαι fec. P 501 δ' om. P 509 ἡμετέρον  
 Mekler probabiliter 510 ἀ... πλεόν V αἰεὶ πλεόν P νεω... παλαιᾶς V νεωτερο..  
 παλαι... P διδοῦς om. P 511 τῶν om. P μαρκελλίνου VP.

Nachträge.

S. 452 f.: Der Aufsatz von Photiadis περὶ τῆς δικαστικῆς κληροδοσίας [Athenā XVI (Athen 1904) 52], auf den mich H. Diels gütigst hingewiesen hat, ist mir nicht zugänglich.

S. 455 ff.: Cod. Bononiensis 3632. von dem ich während der Korrektur durch H. Rabes Güte eine Kollation erhalte, ergibt folgende Verbesserungen: Z. 1 Μαρκε-  
 λῖνον περὶ σφρυμῶν (bestätigt den Namen Μαρκελλίνου) 3 τις καὶ μέχρι τὸν ἰδιώτην  
 (also τ. κ. μ. τῶν ἰδιωτῶν) 4 καὶ διότι τὸ πρᾶγμα[v] 6 διὰ ται (also τε) γ. 7 ὄντῳ  
 λέγειν μὴ (etwa μὴ ob?) σπανίως γε τῆς (also σπάνιός γε τις) 28 ἐδόνηστον (verstärkt  
 Wahrscheinlichkeit meines Vorschlags; möglich auch ἐδόνητον) 41 ξυμφώνω ται καὶ  
 διαφώνω (bestätigt meine Ergänzung) 43 ἀποροῦτω βραχυλογία (viell. richtig: ἀπορο-  
 ρύτω βραχυλογία affluenti breviloquentia? denn ἀποροῦτω scheint unpassend) 64 f. λεπτο-  
 μέριαν αἵματος ἐκίη (also λεπτομέρειαν αἵματος, ἐπεὶ) 118 τοῦτο τὸ σκαίμα παρ. (also  
 τοῦτο τὸ σκέμμα) 148 ἀγωνίω δὲ τὸ σχήματι (viell. ἀγωνίω δὲ τῷ σχήματι) 290  
 ἔστην (also ἔστιν) δὲ καὶ ὅτι μέγεθος (bewahrt viell. die richtige Wortstellung) 303  
 σφρυμῶς ἐστι κατ' ἀρχὰς (wohl richtig) 380 ὃς ἂν προσιμένοντα (also ὡς ἂν προσι-  
 μαίνοντα) 452 καθάπερ κέκλον (also meine Deutung des Kompendiums, κέκλον, bestätigt).

## Namenverzeichnis

(nach den durchgezählten Zeilen des Textes)

Ἰθύναιος 77.

Αἰγίμιος 45. 71.

Μοχρινένης . . ἐν τῷ Περὶ σφρυγμῶν  
βιβλίῳ 281. Μοχρινέει 81.

Μοχρινέειοι 357. Μοχρινεῖοις 371.

Μοσλήπιάδης ἐν τῷ Περὶ ἀναπνοῆς  
αὐτοῦ συντάγματι 79.

Βακχεῖος ὁ Ἡροφίλειος 74.

Ἐρασίσιρατος 45. 71. 236. ἐν τοῖς  
Περὶ πνευμάτων 243. 509. Ἐρασι-  
στράτου 242. 249.

ὁ Ἐρυνθραῖος Ἡρακλείδης 75. τὸν Ἐρυν-  
θρα<αῖ>ον (näml. Ἡρακλείδην) 12.

Ἡγήτωρ 73.

ὁ Ἐρυνθραῖος Ἡρακλείδης 75. (vgl. 12.)  
τὸν Ταραντῖνον Ἡρακλείδην 15.

Ἡρόφιλος 255. 429. Ἡροφίλον 254.  
Ἡρόφιλον 261.

Βακχεῖος ὁ Ἡροφίλειος 74. Ἡροφι-  
λείων 12. Ἡροφίλειοις 371. 496.

Ἴπποκράτης 71. 355. Ἴπποκράτους  
46. 48. 57. 275. Ἴπποκράτει 33.  
279. Ἴπποκράτην 276. 507.

Zitate: (aus verlorener Schrift?) 19.

(II 110 Littré) 54.

(III 272 L.) 50—52.

(III 414 L.) 507.

(V 158 L.) 277.

(V 510 oder IX 1 L.) 54.

(V 588 L.) 55.

(VI 90 L.) 28.

ἐν τῷ Περὶ ἐξδομάδων VIII  
636 und IX 436 L.) 356.

Αργέως 21.

Μαρκελλίνου 1. 511. vgl. ἡμῶν 431.

τῶν παλαιῶν 232.

Πραξαγόρας 283.

οἱ προγενέστεροι 414.

τὸν Ταραντῖνον Ἡρακλείδην 15.

Φιλῖνον 15.

Χρῦσιππος 45. 71. 235. Χρῦσιππον 234.

Über die älteren Definitionen des  
Pulses (vgl. H. Schöne, *De Aristoreni  
Περὶ τῆς Ἡροφίλου αἰρέσεως libro tertio  
decimo* (Bonnæ 1893) und Gellius XVIII  
10) berichtet Markellinos cap. III z. T.  
ungenau. Man vergleiche die Defini-  
tionen des  
Archigenes (Z. 81 f.) mit Galen VIII 754,  
Asclepiades (Z. 79 f.) mit Galen VIII 757 f.,  
Athenæus (Z. 77 f.) mit Galen VIII 756,  
Bacchius (Z. 74 f.) mit Galen VIII 732,  
Heraclides Erythr. (Z. 75 f.) mit Galen  
VIII 743.

Die Anführung des Hegetor (Z. 73)  
bestätigt meine Darlegung *Apollonius  
v. Kitium* Einltg. S. XXV A. 45. Die  
Pulsdefinition des Hegetor war m. W.  
bisher unbekannt; Mark. hat sie viel-  
leicht aus der doxographischen Über-  
sicht im 7. Buche *Περὶ τῆς Ἡροφίλου  
αἰρέσεως* von Heraclides v. Erythræ  
(vgl. Galen VIII 746) direkt oder durch  
pneumatische Vermittelung übernommen,  
denn gerade aus diesem Buche stammt  
offenbar auch das Zitat des Ἐρυνθρα<αῖ>ος  
Z. 12

## Franz Krutters Bernauerdrama.

Von

Albert Geßler.

---

In meinem Basler Gymnasialprogramm (1906) „Zur Dramaturgie des Bernauerstoffes. Altes und Neues“ habe ich von drei schweizerischen Bearbeitern der „Agnes Bernauer“ berichtet: Gottfried Keller, Franz Krutter (S. 15) und Arnold Ott (S. 16—22).

Von Kellers „Agnes Bernauer“ wissen wir aus Briefen an Hermann Hettner und an Emil Kuh. Jenem schrieb er am 15. Oktober 1853:<sup>1)</sup> „Ich werde expreß“ — nämlich um die dramatischen „Verhunzer“ Gott-helfs zu ärgern — „eine ‚Agnes Bernauerin‘ machen und damit Hebbel und Melchior Meyr zusammen attackieren.“ An Kuh heißt es am 6. Dezember 1874:<sup>2)</sup> „Einen ‚Herzog Albrecht‘ resp. ‚Agnes Bernauerin‘ hatte ich in den fünfziger Jahren in Berlin ausgedacht, als Hebbel und Melchior Meyr miteinander zumal darüberher gerieten. Ich hätte das blühende Leben und das mörderische Eingreifen in die Exposition verlegt und dann das tragische Wüten des Sohnes gegen den Vater zum Hauptinhalt des Trauerspiels gemacht.“ Schon in meinem Programm habe ich darauf hingewiesen, daß sich Keller in der Grundauffassung Hebbel nähert, d. h. er scheint mit richtigem dramatischem Feingefühle gemerkt zu haben, daß Agnesens Schicksal nur traurig, nicht tragisch ist, und darum hätte er es noch weiter zurückgedrängt als seine Vorgänger, nämlich in die „Exposition“ hinein; sein Stück wäre darum gewiß eher ein „Herzog Albrecht“ als eine „Agnes Bernauer“ geworden. Dennoch scheint mir, wäre es wohl weniger auf Meyrs „Herzog Albrecht“ als auf Hebbel herausgekommen. Jener nämlich bürdet einem Intriganten die ganze Schuld am Zwiste zwischen dem Herzog Albrecht und dessen Vater Herzog Ernst auf, und wie dieser Bösewicht — der

---

1) Baechtold: Gottfried Kellers Leben. Seine Briefe und Tagebücher. II. S. 229.

2) Baechtold III. S. 172.



Kanzler Adelsreiter — entlarvt ist, findet die Versöhnung statt. Den Tragiker Hebbel aber hatte gerade das tragische Verhältnis zwischen Vater und Sohn gereizt: der Vater, der Agnes töten muß, wenn das Höhere, der Staat, das Dasein von Hunderttausenden, gerettet oder geschützt werden soll; der Sohn, dem das Liebste geraubt wird und der nur schwer erkennt, daß er nicht im Widerstande beharren darf. Auch hier erfolgt schließlich Versöhnung, aber von innen heraus, aus der Erkenntnis, daß jeder verzichten muß: Ernst auf Herrscherglück, Albrecht auf Herzensglück, und daß sie in einer höhern Einheit, derjenigen der Pflicht, das Glück Vieler zu schaffen, sich finden können. Keller nun hätte aber auch Hebbel „attackiert“. Ist es erlaubt, eine Vermutung zu äußern, so darf sie sich wohl an das Wort „tragisches Wüten des Sohnes gegen den Vater“ anschließen und aus diesem den Schluß ziehen, daß das „Wüten“ des Sohnes gegen den Vater dem Sohne zum tragischen Verhängnis hätte werden sollen, also ihn zum Tode geführt hätte, zum Untergang im Kampfe mit dem Vater. Damit wäre — vielleicht ohne Intrigantenkünste -- auch ein echt tragischer Schluß gewonnen gewesen, ähnlich demjenigen, den Otto Ludwig einmal geahnt hatte, als er erwog, ob nicht Albrecht der Geliebten nachsterben solle.<sup>1)</sup> „Tragisches Wüten“ ist dann allerdings nicht bloßes „Nachsterben,“ sondern, wie gesagt, eher Untergang im Kampfe gegen den Vater. Damit hätte vielleicht (s. mein Programm S. 15) Keller die Forderung Bulthaupts erfüllt: „Nur Albrechts Tod im Rachekampf gegen die Mörder seines Weibes hätte das Werk beendet, wie es enden mußte . . . Nur so wird jeder Macht ihr Recht, der Staatskunst wie dem Herzen.“<sup>2)</sup> Auch daß Keller sein geplantes Stück ein „Trauerspiel“ nennt, läßt darauf schließen, daß in seiner Idee das „tragische Wüten“ Albrechts dessen Tod verursacht hätte. Da Keller nichts aufgezeichnet hat, muß es bei diesen Vermutungen bleiben. Daß er über Hebbel hinausgegangt wäre, darf man jedoch nach dem Wenigen, was er dramatisch geleistet hat<sup>3)</sup>, bezweifeln. Eines aber wird man gewiß behaupten können: Keller hat den Bernauerstoff ernstlich bedacht; er scheint Hebbels und Meyrs Motivierungen und Ausführungen genau geprüft zu haben und ist, ganz aus Eigenem, auf eine neue Lösung gekommen. Das Spärliche, was wir über seinen Plan wissen, wird also immer eine Etappe in der Entwicklung des Bernauerstoffes zum Bernauerdrama bedeuten.

<sup>1)</sup> Julius Petri „Der Agnes Bernauerstoff im deutschen Drama; mit besonderer Berücksichtigung von Otto Ludwigs handschriftlichem Nachlass“. Diss. Rostock (Berlin, Ullsteins Buchdruckerei 1892). S. 46.

<sup>2)</sup> Bulthaupt „Dramaturgie des Schauspiels“ 4. Aufl. (1894) III. S. 155.

<sup>3)</sup> S. das Fragment „Therese“ aus dem Jahre 1851. (G. Kellers Nachgelassene Schriften und Dichtungen“ Berlin 1893. S. 297 ff.)

Viel sorgloser, aber nicht ungeschickt ist mit dem Stoffe der Solothurner Franz Krutter umgegangen, dessen Stück ich bei der Abfassung meines Programms nur aus einer kurzen Probe bei Weber-Honegger und aus einer Andeutung Honeggers kannte.<sup>1)</sup> Seither hat mir Prof. Walther von Arx in Solothurn, der mit einer Arbeit über Franz Krutter beschäftigt ist, zwei Manuskripte der „Agnes Bernauer“ zugänglich gemacht, und es ist mir möglich, darzutun, wie der Solothurner Jurist und Dichter mit dem Stoffe verfahren ist.

Vorher sei einiges über Franz Krutter mitgeteilt. Ich folge dabei im Wesentlichen einer Arbeit, die ein Freund des Dichters, Alfred Hartmann, im Jahre 1874 in der „Illustrierten Schweiz“ hat erscheinen lassen.<sup>2)</sup> Franz Krutter wurde aus angesehenem solothurnischem Patriziergeschlecht am 5. August 1807 geboren. Sein früh verstorbener Vater, ein tüchtiger Geschäftsmann und insbesondere zur Zeit der Helvetik (1798—1803) ein geachteter Beamter, ließ ihm in den Stadtschulen — Primar- und Mittelschule, Gymnasium und Lyceum — eine gute Bildung geben; ein junger Geistlicher war daneben sein Hauslehrer. Der Lyceumsunterricht, der nach Jesuitenart den Zöglingen auf Grund lateinischer Handbücher Philosophie, Physik und Mathematik beibrachte, sagte dem begabten Jüngling nicht zu. Er flüchtete sich zu den deutschen Klassikern und machte bald selbst Versuche im Dichten. Den etwa Zwanzigjährigen schickte dann der Vater nach München zum Rechtsstudium. Aber mehr als das Jus nahmen die Kunstsammlungen, der Umgang mit Freunden und das Theater den jungen Schweizer Aristokraten in Anspruch. Möglicherweise hat er bei seinen häufigen Theaterbesuchen in München einmal Törrings „Agnes Bernauerin“ gesehen und hat im Beginne der 1840er Jahre, als er an eigene dramatische Arbeiten ging, sich dieses Stückes erinnert.

In München wurde Krutter Burschenschafter (Markomanne) und hat in seiner Verbindung die ernst freiheitliche Richtung seines Lebens empfangen. Unter den Dichtern, die er am meisten liebte, war Uhland der höchst verehrte, und diesem nach hat er damals schon Balladen gedichtet. Von München ging er nach Heidelberg, von da über Dresden, Prag und Wien nach Paris. In der französischen Hauptstadt war einer seiner

---

1) „Die poetische Nationalliteratur der deutschen Schweiz. Musterstücke aus den Dichtungen der besten schweizerischen Schriftsteller von Haller bis auf die Gegenwart. Mit biographischen und kritischen Einleitungen.“ Band I—III (Glarus 1866—67) von Robert Weber, Bd. IV (Glarus 1876) von J. J. Honegger. Cf. Band IV, S. 299 und 305—308.

2) „Die Illustrierte Schweiz.“ (Bern, J. Dalp'sche Buchhandlung) IV. Jahrgang S. 179—188. — Auch in Brümmers „Lexikon der deutschen Dichter und Prosaisten des 19. Jahrhunderts“ (Leipzig, Reclam) findet sich eine Notiz über Krutter: Bd. I S. 350. Einiges hat mir Prof. von Arx mündlich mitgeteilt.

Oheime schweizerischer Gesandter; er schloß sich aber nicht eng an ihn an, wie ihm überhaupt Paris nicht sehr zusagte, sondern reiste bald in die Schweiz zurück, nach Genf, und bildete sich da in der französischen Sprache aus. Im Jahre 1830 trat er in die Kanzlei des solothurnischen Appellationsgerichtes ein, um sich juristisch-praktisch zu schulen. Nicht lange, und er wurde Appellationsgerichtsschreiber. Sein Glückstern ging auf: er dichtete, bald in seiner Kanzlei, bald in seinem „Museum“, einem in malerischer Unordnung gehaltenen heimeligen Winkel im Hause seiner Mutter. Den andern galt er als Sonderling; er lebte eben sein eigenes Leben, und an dieses, das innerlich so reich war, wie es äußerlich unbedeutend schien, knüpfte er bald dasjenige einer geliebten Frau, die Hartmann schildert als „ein Mädchen voll Anmut und Liebreiz, von schier elfenhafter Zartheit, man hätte sagen mögen aus Sonnengold, Aetherblau und Rosenglut gewoben“. Leider wurde ihm die Geliebte nach kurzer Ehe entrissen; er hat dann später ihre Schwester geheiratet. Die Gedichte dieser Glückszeit, namentlich Balladen, brachte der „Schweizerische Merkur“, den Henne und Reithard herausgaben. Krutter zeichnete nicht mit seinem eigenen Namen, sondern als „Valentin Namelos“. Im Jahre 1835 war er unter den Gründern des von Alfred Hartmann redigierten „Morgensterns, Zeitschrift für Literatur und Kritik,“ die allerdings nur einen einzigen Jahrgang (1836) erlebt hat. Krutter schrieb für dieses Blatt „die Sage vom ungetreuen Sibich“, eine novelistische Erzählung in Prosa, sowie eine Reihe von Skizzen, besonders über Reisen, die er mit Freunden, Hammer (dem späteren Bundesrat, † 1907) und Alfred Hartmann, gemacht hatte. Nochmals beteiligte er sich an einem solchen Unternehmen; es war 1839 das von dem Solothurner Martin Disteli und dem Basler Hieronymus Heß illustrierte, von Krutter, Hartmann und Rektor Georg Schlatter redigierte literarische Taschenbuch „Alpina“. Aber nicht mehr Lyrik, Balladen und Prosa-Erzählung nahmen nun sein Hauptinteresse in Anspruch, sondern das Drama.

In Solothurn gab es ein Liebhabertheater, gut eingespielt und mit höheren Ambitionen, wagte man sich doch sogar an Shakespeare und an Goethe; Präsident war der Maler Disteli, der Rollen wie den Shylock spielte. Für dieses Theater schrieb Krutter 1840 ein im Jahre 1841 auch gedruckt erschienenenes dramatisches Märchen „Salomon und Salomeh“, Tieckisch angehaucht, dem Stoffe nach dem Volksbuche von Salomon und Markolf entnommen, reich an lustigen Episoden, darum ein Erfolg der Solothurner Liebhaberbühne. — Einen Solothurner Dramatiker muß aber vor allem ein „Wengi“ locken; Krutter schrieb ihn als „vaterländisches Schauspiel“ unter dem Titel „Schultheiß Wenge,“ zugleich aber auch als Tendenzdrama; denn aus den mit kräftigen Strichen gezeich-



neten Zwistigkeiten der Reformationszeit mit ihren religiösen und politischen Schlagwörtern erkannte man leicht die gegen Jesuiten und Ultramontane gerichteten Gesinnungen der Zeit vor dem Sonderbundskriege. Das Stück wurde auf dem Solothurner „Stadttheater“, der Bühne des ehemaligen Jesuitenkollegiums, verboten, damit nicht in der politisch aufgeregten Zeit die Gegensätze sich noch verschärfen möchten. Gedruckt wurde es 1845. Fast zu gleicher Zeit muß die am 12. Februar 1843 erstmals aufgeführte „Agnes Bernauer“ entstanden sein.<sup>1)</sup> von der unten eingehender die Rede sein wird. Im Jahre 1846 veröffentlichte Krutter im „Solothurner Wochenblatt“ (S. 9 ff.) eine Abhandlung über die Solothurner Dramatiker des 16. Jahrhunderts. Seine eigene dramatische Arbeit ruhte. — Da trat im Jahre 1860 neben dem Ernst auch der Humor hervor in einem übermütigen Fastnachtsscherz „Die Gasbraut“, den Krutter mit drei Freunden, Rektor Schlatter, Alfred Hartmann und Dr. med. Rud. Oskar Ziegler, zusammen gearbeitet hatte. Das mutwillige Stückchen war zur Eröffnung der Gasbeleuchtung in Solothurn geschrieben und stak voll von satirischen Anspielungen; so richtete sich schon der Titel gegen ein kurz vorher erschienenenes Schauerdrama „Die Barrikadenbraut“ von Xaver Amiet. Das Ganze ist eine der gemüthlichsten schweizerischen Gelegenheitsdichtungen. Ihr Stil war der des „Postheiri“, des satirischen Wochenblattes, das viele Jahre hindurch in Solothurn erschienen ist. Nach längerer Pause schrieb Krutter dann ein historisches Drama „Kaiser Tiberius“, das als Trilogie gedacht war, von der aber nur zwei Stücke („Der falsche Agrippa“ und „Sejanus“) gedichtet worden sind. Es ist nie etwas davon aufgeführt worden, sondern Krutter hat nur einige Szenen daraus in einem Rathausvortrage dargeboten. Es überraschte durch die Parteinahme für Tiberius und war eine Art Ehrenrettung: dies befremdet uns heute weniger als jene Zeit, die noch in dem zielbewußten, strengen und harten Mehrer des Reiches nur einen wahn sinnigen Tyrannen und Wollüstling sah. — Von der römischen Geschichte wandte sich Krutter zur schweizerischen und schrieb die „vaterländische Staatsaktion“ (d. i. ein politisches Drama) „Samuel Henzi oder der Bürgerlärm in Bern“ (als Manuskript für die Bühne gedruckt Solothurn 1868). Es stehen sich da zwei edle Männer gegenüber: der Idealist Henzi, Dichter, Philosoph und — Verschwörer gegen das patrizische Regiment in Bern, und der Schultheiß Steiger als Vertreter der historischen Staatsidee. Diese siegt, Henzi fällt; aber Steiger muß ihn achten. Schon Lessing hatte den zu seiner Zeit (1749) aktuellen Stoff angefaßt, doch sein Werk blieb Fragment; Krutters Stück aber ist vollendet.<sup>2)</sup> Sein letztes Drama

<sup>1)</sup> Protokoll der Liebhabertheater-Gesellschaft.

<sup>2)</sup> Der Stoff scheint damals in der Luft gelegen zu haben: denn 1867 war des Baslers Theodor Meyer-Merian Trauerspiel „Samuel Henzi“ erschienen.

war das Trauerspiel „Julian und Francesco“, eine Tragödie der Freundschaft, geschöpft aus der florentinischen Geschichte des Jahres 1478, wo die Pazzi die Medici zu stürzen versuchten und Giuliano Medici unter den Dolchen der Pazzi fiel. Bei Krutter sind Julian Medici und Francesco Pazzi Freunde, und das Verhängnis will's, daß dieser des Julian Mörder wird. Es herrscht die Intrigue in dem Stück, dazu viel Mißverständnis, und es ist wohl nicht so ganz zu Unrecht verschollen, wie Hartmann meint, wenn er nach Mitteilung der letzten Szene sagt: „Dieses Trauerspiel Krutters ist dem Besten ebenbürtig, was das deutsche Drama der neueren Zeit aufweisen kann.<sup>1)</sup> Und dennoch hat keine große Bühne davon Notiz genommen. Es ging ein oder zweimal auf einem kleinen Liebhabertheater über die Bretter und ward dann begraben. Warum? Weil der Dichter keiner Koterie, keiner Kameraderie angehörte.“<sup>2)</sup>

Krutter hat die Dichtkunst immer nur als „Diletto“ betrieben, ohne daß er deswegen Dilettant im gewöhnlichen Sinne wäre. — Er blieb Obergerichtsschreiber, blieb es lange, bis er endlich zum Richter aufrückte. „Aber,“ sagt Hartmann — und es kann das nur ein naturalisierter Solothurner wie er so gerade heraussagen — „die hochgehende Welle eines politischen Sturms in jenem Glase Wasser, welches den geographischen Namen Solothurn trägt, spülte ihn eines kühlen Morgens von dieser ehrenhaften Ruhestelle hinunter.“ Er wurde dann Mitglied des Kriminalgerichtes (1856), auch des Schwurgerichtes und war Suppleant am Obergericht. Politisch war er gemäßigter Liberaler, als Persönlichkeit furchtlos, offen und wahr, ein ganzer Mann. Er starb am 15. November 1873.

Nun seine „Agnes Bernauer“.

Es ist oben von zwei Manuskripten die Rede gewesen. Das eine gibt das Stück so, wie es kurz vor der ersten Aufführung des Jahres 1843 gedichtet worden sein wird. Bei der Aufführung im Liebhabertheater hat dann Krutter erkannt, wo sein Werk an Längen litt und hat, als am 15. Juli 1849 zum eidgenössischen Musikfeste das Drama nochmals gegeben wurde, die zweite verbesserte Redaktion hergestellt; nach dieser zitiere ich.<sup>3)</sup>

Krutter hat sich dabei sehr wahrscheinlich an gar keine Vorbilder gehalten; es wäre auch im Jahre 1842/43 höchstens der alte Graf Törring mit seinem guten „vaterländischen Trauerspiel“: „Agnes Bernauerin“<sup>4)</sup> in

<sup>1)</sup> Für das Jahr 1874, da Hartmann so schreibt, mag dieses Urteil nicht ganz einseitig sein; außer Wilbrandt „Arria und Messalina“ 1874 und Anzengruber („Der Meineidbauer“ 1871) produzierten da die Lindner, l'Arronge und Moser.

<sup>2)</sup> Es ist übrigens nicht einmal als Bühnenmanuskript gedruckt worden.

<sup>3)</sup> Eine dritte Aufführung fand 1880 statt.

<sup>4)</sup> München 1780 abgedruckt in Kürschners „Deutscher Nat.-Lit.“ Bd. 138 ed. Ad. Hauffen).

Frage gekommen, und dessen Werk dürfte, wie oben gesagt, der Solothurner Dichter einmal gesehen haben, aber ohne daß Anlehnungen zu erkennen wären. Er dramatisierte ganz einfach die Geschichte, wie er sie fand<sup>1)</sup> und wollte nicht mehr geben als ein bewegliches Theaterstück; allerdings haben dann auch die tieferen Charakterprobleme sein Interesse geweckt.

Sehen wir das Stück genauer an. Es ist in Versen, stellenweise schwungvollen fünffüßigen Jamben geschrieben und beginnt in Augsburg in der Nacht nach dem Turnier, an dem Herzog Albrecht teilgenommen hat. An einer abgelegenen Stelle der Festwiese treffen wir Agnes und ihren Vater, den Bader.<sup>2)</sup> Er haßt die Adligen, fühlt sich geistig ihnen überlegen:

„Sie können manches ritterliche Hirn  
Und manch Prälatenhirn zusammenkneten,  
Bis eins draus wird, wie es ein Arzt,  
Ein Bader, heißt es — braucht.“

So poltert er; Agnes hört nicht hin, sondern erzählt naiv beglückt, daß der junge Herzog sie, die doch unter dem gemeinen Volke gewesen sei, begrüßt habe; ja schon am Sonntag habe er ihr am Kirchenportal etwas zugeflüstert, aber sie habe vor Angst nicht verstanden. Der Alte ist stolz:

„Das aber tut dem alten Kaspar wohl,  
Wenn jene stolzen Mächtigen der Erde,  
Die Alles, Alles, außer Mond und Sternen  
Für käuflich achten, bei dem Bettler betteln  
Und dann gestehen müssen: einen Schatz,  
Wonach ihr Wunsch vergeblich ringt und trachtet,  
Besitzt der Bettler, den sie schnöd verachtet.“

Sie gehen ab, Ritter treten heran, Hans und Perzival Zenger, Junker Georg. Hans Zenger beklagt das Verschwinden der guten alten Kleidertracht, mit ihr schwänden auch Treue und Tugend.<sup>3)</sup> Der Herzog tritt hinzu, im Gespräche mit dem Stadtschreiber; auch dieser läßt — wie Kaspar Bernauer — Bürgerstolz blicken. Albrecht erzählt den Rittern zornig, daß ihm die Braut, Elisabeth von Württemberg, mit dem Werdenberger durchgegangen sei. Nun kommt ein feiner Zug; Perzival sagt:

„Ihn trieb der Liebe süsse Allgewalt“,

und Albrecht antwortet:

„Das habt Ihr aus den welschen Ritterbüchern!  
Der Liebe Allgewalt und Heldenmut,

1) Bei F. J. Lipowsky „Agnes Bernauerinn“ (München 1801).

2) In der ersten Fassung spielt diese erste Szene zu Hause.

3) Dies wohl eine Anspielung auf schweizerische Verhältnisse.



Verrücktheit gar aus Liebe kömmt in Liedern,  
Doch nicht im Leben vor.“

Und weiter:

„Straf' mich der Himmel, wenn ich je ein Weib  
Aus Absicht auf Verehlichung entführe.“

Er will den Werdenberger zum Zweikampfe fordern. Da sieht er Agnes, die mit ihrer Muhme den Platz wieder betreten hat. Er geht auf das schöne Mädchen zu und führt es, obgleich es widerstrebt, zum Tanzplatze. Bürger ziehen vorbei und schelten auf die Patrizier und die Beamten der Stadt, die 's gar zu bunt trieben; zu ihnen gesellt sich, unerkannt, Ruprecht, ein reicher Bürgerssohn, dem die Liebe zur Bernauerin den Kopf verrückt hatte, so daß er schon vor geraumer Zeit davongegangen war. Aber seine Leidenschaft hat ihn wieder nach Augsburg gezogen, und nun muß er erfahren, daß der junge Herzog die schöne Agnes verführen will. Mit ihr tritt Albrecht zu den Tischen; seine glühenden Reden ängstigen sie; sie enteilt. Er freut sich halb über den Mißerfolg seiner Versuche dieser Reinheit und Schönheit gegenüber . . . ihn verlangt nach Einsamkeit. — Am Morgen streicht er um Bernauers Haus; Hans Zenger macht ihm Vorwürfe, daß er das Kind habe verführen wollen. Agnes geht mit der Muhme vorbei zur Kirche; sie bekennt der Begleiterin, wie schwer es ihr falle, daß sie mit dem Herzog getanzt und seine Reden angehört habe, und doch müsse sie ihm alles verzeihen. Da tritt Albrecht heran und spricht von Reue und — Liebe. Zenger und die Muhme tadeln ihn, weil er neue Umstrickungsversuche mache. Da steckt der Herzog dem Mädchen seinen Ring an einen Finger und will sie gleich zur Trauung führen: Hans und die Muhme sollen Zeugen sein. Zenger will nicht widersprechen: er kennt Albrechts unbeugsamen Sinn; aber — er fürchtet die Folgen so raschen Handelns. — In der nächsten Szene tritt Ruprecht in Bernauers Wohnung und bittet den Bader abermals um Agnesens Hand; er wird als zu vornehm abgewiesen, auch wie er nachweist, daß er in die Bürgerlichkeit hinuntergestiegen, d. h. zu Salerno Arzt geworden sei. Nur ein Bader, ein „verachteter Bader“ soll Bernauers Kind heimführen. Ruprecht will ein Bader werden, um der Liebe willen. Das rührt den harten Bürgersmann; er will die Tochter Ruprecht geben, wenn es diesem gelinge, ihre Liebe zu gewinnen. Da kommt die Muhme zurück mit dem Geheimnis vom hohen Glücke der Nichte. Sie kann's nicht verhalten: Agnes ist Albrechts Gattin. Ruprecht ist niedergeschmettert. Kaspar Bernauer nennt die Muhme eine Kupplerin und verflucht die Tochter.

Der erste Akt hat viel lebendige Bewegung. Die Exposition ist ganz natürlich aus der Situation und — was die Hauptsache ist — aus

den Charakteren heraus entwickelt; sie ist also echt dramatisch. Albrecht, der zuerst einfach verführen will, dann auf dieselbe Weise, die er kurz vorher verhöhnt hat, von der Liebe erfaßt wird, ist glaublich motiviert, übrigens auch aus Zengers Bemerkung heraus, die uns den unbeugsamen Willen des jungen Fürsten erkennen läßt. Der Adelshaß des alten Bernauer ist das Ressentiment des lange Verachteten gegen die Verächter: man sieht das Bürgertum sich emporheben. Ruprecht ist verständlich, wenn auch nicht als notwendig eingeführt; er hat eine Art Parallelfigur in jenem Raimund, der in Otto Ludwigs erstem Bernauer-Entwurfe „Der Liebe Verklärung“ aus den Jahren 1835—1840 „Studien und Aussichten hingegeben hat, um den Badersack zu tragen“. Die Entwicklung ist dann allerdings eine ganz andere: Agnes liebt Ruprecht nicht wieder, und ihre „Schuld“, wenn Krutter überhaupt eine annimmt, liegt nicht hier.

Im zweiten Akte sind wir in Vohburg und treffen Agnes und Albrecht im Liebesgespräche. Agnes bittet den Gemahl, der Einladung seines Vaters zum Turnier in Regensburg Folge zu leisten, damit nicht die Ritter sagen, seine Frau habe ihm den Edelsinn gelähmt; sie fühlt sich nämlich — in aller Demut zwar — als Rittersfrau; in ihrer Seelengröße möchte sie auch nicht, daß Albrecht seinen Vater, „den guten Greis“, durch Fernbleiben betrübe. Albrecht gibt ihr nach:

„Ich geh nach Regensburg, doch leichter war mir's  
Beim Sturm auf der Hussiten Schwerterwagen,  
Die mörderischen, als bei diesem Ritt. —  
Sei dies Gefühl nicht üble Vorbedeutung!“

Zur Muhme, die Albrecht wegen seines Weggangs tadeln will, sagt Agnes dann, sie habe ihn auch weggeschickt,

„daß er der Liebe Kelch  
Nicht raschen Zugs bis auf die Neige schlürfe  
Und dann der Ehe lästig Band verwünsche.“

Gleich darauf wird ihr jedoch das Herz schwer. Da kommt ihr Vater; sie fleht ihn an, den Fluch zurückzunehmen, den er über sie ausgesprochen hat. Kaspar Bernauer aber nennt Albrecht immer noch Verführer, Agnesens Ehe mit ihm eine Buhlschaft; der junge Herzog werde Gemahl bleiben,

„so lang die Lust  
In seinem Blute braust. Dann wird er sich  
Zu helfen wissen, mit Bewilligung  
Des römischen Stuhles und der Reichsgesetze  
Die mißgeborne Herzogin entlassen.“

Sie solle, meint er, die sträfliche Verbindung einfach zerreißen und mit ihm heimkehren. Agnes aber will dem Gatten treu bleiben. Der

alte Vater verzweifelt. — Die zweite Szene bringt das Turnier zu Regensburg. Wir sehen Herzog Ernst; er meint, Albrecht schäme sich des Skandals der Württembergerin mit dem Grafen von Werdenberg und habe sich darum so lange nicht vor dem Vater gezeigt. Albrecht selbst nennt sich unvermählt. Da wird der Augsburger Patrizier Junker Georg von den Schranken gewiesen, weil er nicht turnierfähig sei; Perzival Zenger bürgt jedoch für Georgs Ritterschaft. Dieser höhnt, man halte sonst die alten Satzungen nicht so peinlich, da man zum Exempel keinem mehr wegen einer Buhlschaft die Schranken schließe. Das bringt Ernst und die Ritter auf; Georg muß den nennen, den er meint;

„Wo nicht,“ ruft Ernst,

„so bricht der Herold Euern Schild  
Und treibt mit Schlägen Euch aus diesem Kreise!“

Da macht Georg kund, daß Albrecht die Baderstochter Agnes Bernauer auf der Vohburg als Buhlerin halte. Auf dieses hin weist der Herold den Herzogssohn aus den Schranken. Ernst ist wütend; er werde, schnaubt er, den Sohn enterben. Nun bekennt Albrecht, daß Agnes seine Gattin sei. Ernst will das Schwert ziehen.

Albrecht:

. . . . „Ihr wart mein Vater,  
Ihr wart mein Retter in der Schlacht bei Alling.  
Nun bin ich Dankes quitt. Ihr seid mein Todfeind:  
Nach Straubing führ' ich meine Herzogin,  
Und wer verweigert, ihr zu huldigen,  
Dem sag' ich Fehde an auf Tod und Leben.  
Und Fehde jedem, welcher hier turniert!“

Der II. Akt gelangt leicht und natürlich auf die Höhe des Turniers und der Absage des Sohnes an den Vater, sowie des Zornes Ernsts über Albrechts Verbindung. Angenehm berührt es, daß Krutter, unabhängig von J. A. von Törring, die Turnierszene lebendig zu gestalten vermocht hat; er braucht keinen Vizedom, der Albrecht beleidigt. Seltsam ist nur, daß dieser sich unverheiratet nennt; das ist etwas wie Charakterchwäche. Ebenso hat Agnes eine Anwandlung von Eitelkeit gehabt, in den zwar gleich nachher wieder bereuten Worten: „Daß er der Liebe Kelch nicht raschen Zugs bis auf die Neige schlürfe und dann der Ehe lästig Band verwünsche.“ Das ist ein Augenblick des Zweifels. Man könnte hier von Ansätzen zu „Schuld“ im Bühnensinne sprechen, d. h. von Einbußen der Persönlichkeit; aber es sind Schwankungen der Stimmung. Das Tiefere: in Albrecht die Wahrhaftigkeit des Empfindens, in Agnes die Echtheit der Liebe, wird nicht berührt. Krutter scheint oberflächliche Mittel zu verschmähen.



Der III. Akt spielt in Straubing. Albrechts Vasallen haben eben der Herzogin Agnes gehuldigt. Albrecht will fort nach Ingolstadt zu Ernsts Feind Ludwig. Agnes möchte ihn zurückhalten; sie will nicht, daß ihr Name Kampfflosung werde.

Albrecht: „Sie wollen dich von meinem Herzen reißen;  
Ich will dich schützen gegen eine Welt!  
So wie für dich steh ich für Recht und Freiheit.  
Das Land kann heftiger nicht bluten als mein Herz.<sup>1)</sup>  
Agnes, leb wohl! — Zu Pferde, Perzival!“

Perzival Zenger tröstet Agnes, Vater und Sohn seien aufbrausende Trotzköpfe, aber am Ende werde alles gut werden. Sie reiten. Agnes, allein, betet: sie weiß sich rein, rein auch vom Streben nach eitler weltlicher Ehre; ihre einzige Sünde sei die Liebe,

„und dies Gefühl kann nimmer Sünde sein  
Es kommt von dir ja, Vater . . . .“

Dann aber zeigt sich ihr doch auch die selbstische Seite:

„Wehe mir!  
Verkehrt sich mir in Frevel das Gebet,  
Daß ich im Rausche selbstischen Entzückens  
Der Welt Gesetz und Pflicht und Schranken brach,  
Des besten Vaters liebsten Wunsch vergiftet . . .  
Das wär' des Himmels Werk? — Vermessen Weib!“

Schließlich jedoch traut sie sich selbst und ihrem Gefühle wieder:

„Und wär' es Sünde, was ich tat, ich kann  
Sie nicht bereun. Was hülft' auch Reue?  
Gefällt es dir, mich prüfend heimzusuchen,  
In Demut, Herr, erwart' ich deine Hand.  
Ihn aber, Herr, errette vom Verderben  
Und führ' ihn aus der schrecklichen Versuchung,  
Die ihn mit Höllennetzen will umgarnen!  
Bedarf es eines Opfers, sieh mein Haupt!  
Dies sei der Lohn, die Strafe meiner Liebe.“

Dann kommt eine reizvoll poetische Szene.

Muhme: . . . Du willst beten, Kind;  
Ich will zur Schloßkapelle dich geleiten.

<sup>1)</sup> Dieser Vers mit seinem überzähligen Jambus stand in der ersten Fassung nach den zwei (später ausgelassenen) Zeilen:

„Drum wenn mein Land bei meinem Sieg gewinnt,  
So mag es auch bei meinem Kampfe dulden;“

darauf hieß es:

„Nicht heft'ger kann es bluten als mein Herz“.

Das ist ungeschickt durch den oben zitierten jambischen Sechsfuß ersetzt.

Agnes: Ich habe schon gebetet.

Muhme:

Hier im Saal?

Wer kann hier beten, wo nichts Heiliges  
Das Herz zur Andacht stimmt, die Pracht der Welt  
Das Auge fesselt und den Sinn zerstreut.  
Ich könnte hier nicht beten.

Agnes:

Traurigkeit

Kann's überall.“

Sie bittet darauf den Ritter Hans Zenger, ihr für den Fall ihres Sterbens ein Grab bei den Karmelitern zu bestellen; die Muhme meint, das sei ihres Amtes und geht. Trübe Ahnungen beklemmen Agnesens Herz; auch der Tag ist trübe. Da kommt Ruprecht, um ihr zu sagen, wie sehr er sie verachte und daß er wisse, ihr Glück mit Albrecht sei eine Lüge. Agnes weist ihn sanft, doch bestimmt ab und sagt ihm dazu, sie wäre nie, auch wenn sie ihn geliebt hätte, die seine geworden, da er mit dem Aufgeben seines Standes sich als Schwächling gezeigt habe; ein Mann von Mut wage es,

. . . . „die Geliebte zu erheben;

Doch zu der Gattin Stand herabzusteigen,

Das ist ein Opfer feiger Schwäche nur.“

Ruprecht muß das zugestehen und geht. Agnes gibt ihm zum Abschied eine Kette. Dann versinkt sie wieder in Gedanken:

„Ist meine Ehe nicht ein Bleigewicht

An Albrechts Schwinge, das den Flug ihm hemmt?“

Ihre Angst steigt: Die Muhme kehrt nicht zurück vom Karmeliterkloster; man solle ihr Geleit entgegenschicken, fordert Agnes von Ritter Hans. Da kommt Ruprecht wieder und meldet, daß gewaffnetes Volk die Burg umschleiche. Zwei Herren von München begehren Einlaß; sie halten Hans Zenger durch ein Gespräch auf. Unterdessen dringen Bewaffnete ein; Zenger ficht mit den Rittern. Agnes tritt hinzu und wünscht Frieden; die Ritter beschimpfen sie. Ruprecht droht ihnen den Tod an. Da erscheint Herzog Ernst und erklärt Agnes und den Ritter Zenger für gefangen; Ruprecht wird weggewiesen.

Auch in diesem dritten Akte steigt die Handlung noch echt dramatisch an; außerdem gewährt er Einblicke in Agnesens Charakter. Sie ist rein; dennoch liegt ein Tragisches in ihr: sie muß ihrer Individualität folgen, die sie den Herzogssohn lieben heißt. Sie weiß, daß sie sich damit in Gegensatz zum Vater des Gatten und zur Welt, d. h. zum bayrischen Staate, setzt; aber sie muß verharren, obschon sie ahnt, daß die widerstrebenden Gewalten mächtiger sein werden als ihre Liebe. Doch diese gibt ihr Kraft, auszuharren, ja den Tod zu leiden, wenn

nur Albrecht nicht ins Verderben stürzt. Krutters Agnes ist also nicht nur die stille liebende Dulderin; sie hat Charakterstärke und zeigt sie deutlich auch in der Art, wie sie an Ruprecht die Schwäche tadelt, die er mit seinem Standeswechsel gezeigt habe. Sie ist ein wenig Virago, nicht ohne Anlehnung — das dürfte ihr oben zitiertes Gebet gezeigt haben — an Schillers „Jungfrau von Orleans“. Sie bleibt aber dabei schlicht, und die Szene mit der Muhme webt einen poetischen Duft um sie; nicht die Strahlenkrone der Johanna d'Arc, sondern einen eigenartigen zarten Lichtkranz. Man wird auch gerade daraus in Krutter den über den Dilettantismus hinausragenden Dichter erkennen. Ferner ist die Knappheit der Sprache, die wohl dann und wann an Schiller und Shakespeare anklingt, aber doch sich frei hält vom Schwulste der Schillerepigonon — im Jahre 1843 bezw. 1849! — eine nicht zu unterschätzende Eigenschaft des Solothurner Dramatikers.

Der IV. Akt zeigt uns Agnes im Kerker. Sie hat nur Angst um die Muhme; für sich fürchtet sie nicht; sie ist einfach auf das Schlimmste gefaßt. Die Richter kommen, ihr das wegen Bezauberung Albrechts gefällte Urteil zu bringen. Sie anerkennt es im vornherein nicht:

. . . . „Baierns Herzogin  
Kennt keinen andern Richthof über sich  
Als Deutschlands Fürsten, unter Kaisers Vorsitz.“

Da wird ihr zugemutet, sie solle freiwillig den Ehebund mit Albrecht lösen:

„Rein muß das Blut in Fürstnadern kreisen,  
Und wie der leise Hauch der Ketzerei  
Den Strahl der Gnade trübt in Christenherzen,  
So macht die standeswidrige Verbindung  
Den blanken Glanz des Seelenadels rosten  
Und tilgt die Achtung, die dem Herrscher ziemt.“

So sagt man ihr. Sie werde, heißt es weiter, wenn sie in die Trennung willige, von Herzog Ernst außer Landes versorgt und wie ein Edelfräulein gehalten werden. Agnes empfindet deutlich den Widerspruch zwischen der Anklage auf Zauberei und diesem Anerbieten, und sie antwortet:

„Nun spricht mich Euer Antrag selber frei.  
Die heuchlerische Klage fällt zusammen;  
Mein ganz Verbrechen ist ein Ehebund,  
Geschlossen nach der Kirche heil'gen Bräuchen.“

Sie will Albrecht und dem Himmel den Eid halten. selbst

„wenn Albrechts Liebe —  
Verzeih, mein Gatte, diese Lästerung —



Wenn Albrechts Liebe sich in Haß verkehrte;  
Wenn er mich von sich triebe, sterben könnt ich  
Ob solchem Jammer, aber nie ihn lassen!“

Da liest man ihr das Urteil: Tod durch Ertränktwerden. Agnes bleibt ruhig: Noch lebt ihr Gatte, und noch lebt Gott, um Rechenschaft zu fordern. Der Prior der Karmeliter, der mit den Richtern gekommen ist, mahnt sie zur Vorbereitung aufs Sterben, statt Rachedgedanken nachzuhängen. Sie gehen in die Kapelle. Die Freiknechte bleiben zurück; als solcher hat sich auch Ruprecht anwerben lassen. Ein Genosse meint zu ihm, Agnes werde sich wohl aufs Hexen verstehen, darum fürchte sie das kalte Donaabad nicht. Agnes kommt zurück; sie bittet den Prior, der sie voll christlicher Ergebung gefunden hat, er solle Albrecht raten, zu verzeihen, wie sie verzeihe; auch ihren Vater solle er trösten. Da fällt Ruprecht sie mit wahnsinniger Leidenschaft an: Er, Henkersknecht, will sie zum Weibe begehren. Das dürfe man ihm nach Gesetz und Recht nicht weigern.<sup>1)</sup> Wenn sie ihm übergeben werde, wolle er entsagen und sie in ein Kloster führen; er selbst werde Kartäuser werden; Agnes verwirft dies als Lüge gegen Gott und gegen Albrecht, verwirft, trotzdem sogar der Prior wankt. Der Henker kommt; Ruprecht wird aufgefordert, die Gefangene zu bringen; da reißt er das Freimannskleid ab und stürzt fort.

Wächter: „Den hat sie auch behext!“

Sogar der IV. Akt bringt noch lebensvolle Entwicklung. Wenn auch Krutter auf die eigentliche Gerichtsszene verzichtet hat, ihr Nachklang im Kerker ist noch stark genug, um das Interesse zu fesseln, umso mehr, als Agnes sich dabei wirklich groß zeigt. Die dann, themagemäß, schnell und tief sinkende Handlung, wird durch Ruprecht nochmals aufgehalten. Auch die Versöhnung Albrechts mit dem Vater wird vorbereitet, schwächlich allerdings; denn ein so leicht entflammbarer, in Liebe und Haß so leidenschaftlicher Mensch wie Albrecht wird sich in Wirklichkeit kaum durch des Priors Hinweis bestimmen lassen, zu verzeihen, weil Agnes darum bitte und weil auch sie verziehen habe. Krutter besinnt sich dann auch anders. Sehen wir zu.

---

<sup>1)</sup> Dieser Zug geht auf eine Stelle zurück, die der sehr belesene Krutter wohl gerade in Melchior Schulers „Taten und Sitten der Eidgenossen“ (1842) gefunden hatte. Es heißt dort (III, 469): „Der Rat (von Solothurn) verurteilte 1632 eine Kindsmörderin zum Tode. Da bot sich ein junger Mann von Regensburg an, sie zu heiraten. Nach uralter Sitte ward ihr nun, auf Fürbitte der Geistlichkeit, das Leben geschenkt. Das Paar ward auf dem Rathaus getraut und dann auf ewig verwiesen.“ Mitteilung von Prof. von Arx. Zu vgl. auch Baechtold „G. Kellers Leben“ III S. 42 f. zu „Dietegen“, für den Keller aus derselben Quelle geschöpft hat.

Der V. Akt beginnt am Donauufer, unterhalb Straubing. Agnesens Leiche ist aufgebahrt; der Karmeliterprior und Vater Kaspar Bernauer sind dabei, dieser voll Schmerz über die Strafe, die den Ungehorsam getroffen habe; aber er findet, sie sei gerecht. Albrecht kommt mit Ludwig von Bayern-Ingolstadt; jener sieht die Leiche der Gattin. Kaspar Bernauer weist ihn weg; da sinkt Albrecht ohnmächtig nieder. In diesem Augenblick erkennt der alte Augsburger Adelsfeind, daß Albrechts Liebe echt gewesen sei; sein eigenes Leben hingegen habe nur den Haß gekannt; der Tod seines Kindes sei die Strafe dafür. Er geht, Albrecht kommt zu sich und — rast. Der Prior mahnt zur Demut. Albrecht will sich bemeistern; da erst erfährt er, daß sein Vater Ernst ihm die Gattin habe töten lassen. Nun schwört er fürchterliche Rache:

„Auf Münchens Trümmerhaufen will ich stehn! . . .<sup>1)</sup>  
. . . Jetzt will ich handeln, rasen, rächen, strafen!“

Ernst soll vor ihm im Staube liegen.

Die zweite Szene geht im Schlosse zu Straubing vor sich. Ernst bedauert den Ausgang:

„Was ihr erzählt von ihrem frommen Ende,  
Hat mich bewegt, und wünschen möcht' ich gern,  
Ein sanfter Mittel hätte sich geboten  
Zur Lösung dieses unglücksel'gen Bunds.“

Er wird zu Agnesens Ehren eine fromme Stiftung machen. Wieder ist Ruprecht da; er will Ernst erdolchen, wird jedoch entwaffnet. Ernst hält Albrecht für den Auftraggeber und will den Sohn ächten. Doch Ruprecht erklärt, er sei in niemandes Dienst; er bittet um den Tod, wird aber als wahnsinnig weggejagt.<sup>2)</sup> Er will sich töten; da rufen Knappen: „Der Feind! Der Feind!“ Albrecht und der Ingolstädter sind in Straubing, ja schon im Schlosse. Ernst kämpft gegen Ludwig, wird bedrängt und ruft:

„'nen Schild! 'nen Schild!

Albrecht (stürzt dazwischen und bedeckt ihn mit seinem Schilde)

Ich bin dein Schild!“

Ohne Agnes und ohne Ehre kann er nicht leben, also wenigstens die Ehre retten. Darum Versöhnung.

Prior: „Wohl dir! Du hast das eigne Herz bezwungen,  
Die Ehre such in deines Landes Heil,  
Und deine Agnes lächelt in Verklärung  
Auf dich hernieder, dein und Baierns Engel.

<sup>1)</sup> Hier endete in der ersten Fassung der 4. Akt; der fünfte gab — in langer Zerdehnung — Albrechts Wüten und den Schluß.

<sup>2)</sup> Die erste Fassung hat den Erdolchungsversuch nicht; hingegen wird dann Ruprecht nochmals eingeführt.

Albrecht: Herzog, ich stelle mich vor dein Gericht.

Ernst: So mag der Kaiser zwischen uns entscheiden.“

Wie gesagt, Krutter hatte schon im vierten Akt eine Versöhnung als möglich vorausgesehen: Verzeihung, weil Agnes verziehen habe. Das mochte dem Dichter zu schwächlich erscheinen, und er läßt im fünften Akte Albrecht gehörig, ganz seinem Charakter entsprechend, wüten; unbegreiflich erscheint nur, daß der junge Herzog längere Zeit hindurch nicht weiß, daß sein Vater Agnesens Mörder ist. Hier hätte im Interesse der gerade am Ende ganz straff zu führenden Handlung gekürzt werden sollen. Besser ist Ernst gezeichnet: sein Bedauern, daß es nicht anders habe gemacht werden können, ist, wenn auch nicht stark genug motiviert, hebbelisch von Hebbel, und hier darf nun wohl nochmals hervorgehoben werden, daß Krutter, gleich wie Hebbel, ohne einen Intriganten auskommt, auf den Ernsts „Schuld“ abgewälzt werden kann. Allerdings, ich wiederhole, Ernst ist nicht tief genug gefaßt; seine Motive werden nur sehr oberflächlich berührt; er ist mehr Wüterich als Staatsmann. Aber er bleibt sich treu. Wie Ruprecht ihn ermorden will, ahnt er ein Komplott Albrechts und will, so versöhnlich er gewesen ist, den Sohn ächten. — In Bezug auf diesen kommt dann dem Dichter ein guter Gedanke: so leidenschaftliche Menschen wie Albrecht schlagen in ihren Entschlüssen oft plötzlich um. Deshalb mitten aus dem Kampfe gegen den Vater heraus das Wort: „Ich bin dein Schild!“ Damit war eine Lösung gegeben, nicht einmal gar gewaltsam. Vielleicht hätte sogar ein Hebbel, der Verfechter der Individualität, so etwas gebilligt. Jedenfalls ist Krutter hier originaler, dramatischer als Cordelia Ludwig, die im Jahre 1899 ihrer Vaters Bernauer-Fragment vollendet hat<sup>1)</sup> und die Versöhnung herbeiführt, indem ein Reiter — zu spät — ein weißes Tuch schwingt zum Zeichen, daß Ernst Agnesen begnadigt habe. So wird Ernst gereinigt, und der intrigante Vizedom büßt erst noch mit dem Leben; Albrecht aber wird durch eine Vision zur Versöhnlichkeit gebracht. Also alles ganz äußerlich. Bei Krutter jedoch wächst die Versöhnung aus Albrechts Charakter, mindestens aus seinem Temperament. Leider ist dies nicht knapp genug gegeben; es sind Reste anderer, bloß bedachter Möglichkeiten stehen geblieben; es fehlt also eine letzte verstandesstrenge dramaturgische Überarbeitung. Das Wort des Priors, mit einer sonst Krutter nicht eigenen sentimental-religiösen Färbung, schwächt den mächtigen Eindruck wieder ab. Noch aber wäre die Sache nicht verdorben, hätte der Dichter hier den Schlußpunkt gesetzt. Doch

<sup>1)</sup> „Agnes Bernauer Volksschauspiel in fünf Aufzügen von Otto Ludwig. Unter Benutzung ungedruckter Manuskripte für die Bühne bearbeitet“ von C. Ludwig. Berlin, Köln, Leipzig, Albert Ahn 1900.



da stand die Historie, und hatte er dieser im Wesentlichen schon vorher keine Gewalt angetan, so wollte er ihr auch im Schlusse treu bleiben; der hieß: Versöhnung der beiden Streitenden durch Kaiser Sigismund. Deswegen stellt sich Albrecht im vorletzten Verse vor Ernsts Gericht, und deswegen schließt das Stück mit dem Hinweis auf den Entscheid des Kaisers. Das ist sehr schwach, mindestens unkonsequent, also undramatisch. Nicht Albrecht muß, nach menschlichem und dramatischem Recht und Ermessen, gerichtet werden, sondern Ernst. Da hat Hebbel das schlechthin Mögliche und Wahre erschaut: Ernst legt alles in die Hand des Sohnes; er übergibt ihm den Herzogsstab:

„Der macht dich zum Richter deines Vaters . . . . Trag ihn Ein Jahr in der Furcht des Herrn wie ich! Kannst du mich lossprechen, so rufe mich, und ich selbst will mich strafen, wie du's gebeust! Im Kloster zu Andechs bin ich zu finden.“

Das ist der echte, innerlich einzig mögliche, also der wahrhaft dramatische Schluß. Daß auch Krutter einen guten Ausgang gefunden hat, sei nochmals hervorgehoben; nur hat er ihn stark abgeschwächt.

Die anfechtbarste Figur des Dramas ist Ruprecht. Nicht daß er menschlich undenkbar wäre; aber es gibt, so nett er anfangs eingeführt ist, keine volle innere Notwendigkeit für seine Existenz im Stücke. Er bringt nur, manchmal allzu offensichtlich vom Dichter dazu verwendet, äußeres Leben in einzelne Szenen; echte dramaturgische Ökonomie bedürfte seiner jedoch nicht. Wenn in Krutter Dilettantisches steckt, so zeigt es sich in der sorglosen Verwendung dieser zwar an sich nicht uninteressanten, aber künstlerisch überflüssigen Treibfigur. Eigentümlich: Krutter kommt einerseits ohne Intriganten, sogar ohne Intrigue überhaupt aus: das hebt sein Stück künstlerisch und menschlich gewiß; anderseits glaubt er eine Gestalt wie diesen Ruprecht brauchen zu müssen.

Sodann ist die innere Umwandlung des alten Bernauer vom gewiß dem Leben nachgezeichneten Adelsfeind zum zerknirschten Hasser seiner selbst eine gar schnelle. Sehr fein ist dagegen, wie der Dichter Eigenschaften des Vaters sich im reineren weiblichen Naturell der Tochter spiegeln läßt: sie hat etwas von seinem Stolze, nur fehlt diesem das Haßvolle. Auch ein bischen List erkennen wir in ihr; allerdings wächst sie nicht zur „Schuld“, sondern bleibt nur Anwandlung; dadurch wird ihr das allzu Engelhafte ein wenig genommen, und das ist nur vom Guten.

Der Aufbau des Dramas ist einfach, doch ist immer, man kann fast sagen: instinktiv, das Richtige getroffen; die Handlung „schleppt“ nirgends, sondern entwickelt sich klar zum Höhepunkt und fällt dann, nicht einmal gar zu rasch, zu dem teils so guten, teils so trivialen Schlusse

hin. Und Hauptsache: sie wächst aus den Charakteren, wenn diese auch nicht gar tief geführt sind. Es ist Freskomalerei, Volksdramatik im rechten Sinn, ohne Mätzchen sentimental-opernhafter Art und ohne Intriguen-Unwahrscheinlichkeiten.

Die Sprache ist, wenn auch nicht immer glatt, doch nicht ohne Reiz, frei von Phrasen und Gesuchtheit, auch wenn hie und da Schiller anklingt oder wenn — shakespearisch — untergeordnete Personen wie der Kerkermeister Prosa sprechen.

Im Ganzen: Krutters Bernauer-Drama verdient recht wohl in der Reihe der Vorläufer des Hebbel'schen Werkes genannt zu werden. Der Stoff ist darin naiv und, was besonders erfreulich ist, unabhängig von andern, geschickt angefaßt. Jedenfalls hat Krutter das Problem der Dramatisierung des Bernauerstoffes besser gelöst als (1889) Arnold Ott; als Volksdrama übertrifft das Krutter'sche Stück auch Martin Greifs Werk.<sup>1)</sup> Vor Otto Ludwigs „Agnes Bernauer“ hat es mindestens den Vorzug, vollendet zu sein. Über Melchior Meyrs „Herzog Albrecht“ dürfte es sich durch seine von jedem Raffinement freie, vielleicht zu schlichte, aber gewiß nicht undramatische Handlung erheben.

Krutters Dichtung wird also die Mitte halten zwischen Törrings kräftigem Heldendrama und Hebbels endgiltiger Behandlung des Stoffes.<sup>2)</sup> Originalität wird ihm nicht abgesprochen werden können.<sup>3)</sup>

1) Über Ott und Greif cf. mein Programm S. 16—25. Über beide handelt auch Carl Behrens in „Agnes Bernauer i historiens og digtningens lys“, Kopenhagen 1906 S. 96—101.

2) Über Hebbels Drama s. R. M. Werner in Bd. III seiner historisch-kritischen Ausgabe. Einl. S. XXIX—XL1, ferner mein Progr. S. 10—13.

3) Herr Prof. von Arx läßt — laut mündlicher Mitteilung — meine Hoffnung, daß das Stück durch den Druck weiteren Kreisen möchte bekannt gemacht werden nahezu zur Gewißheit werden. Sollte es, wie ich erwarte, in der zweiten knappereu, dramatisch und theatralisch wirksameren Fassung ediert werden, so zweifle ich nicht, daß es für Volksbühnen ein bestes Drama sein wird. Dem wirklichen Theater bliebe Hebbel, der Volksbühne Krutter. Damit wäre eigentlich die Frage der Dramatisierung des Bernauerstoffes gelöst.

## Ferndissimilation von *r* und *l* im Deutschen.

Ein Beitrag zu den Prinzipien des Lautwandels.

Von

Eduard Hoffmann-Krayer.

Die Erscheinung der Ferndissimilation d. h. der Entähnlichung zweier homorganer Laute in ein und demselben Worte, war mir schon längst aufgefallen, und ich hatte dafür Material gesammelt. lange bevor ich ihre prinzipielle Bedeutung erkannt hatte. Welchen Sprachbessenen sollten nicht mundartliche Bildungen wie *Spedakel* für Spektakel, *Quadier* für Quartier, *Ladrütt* für französisch La Retraite zum Aufmerken und Nachdenken nötigen?

So sammelte ich denn vorderhand alles, was mir in dieses Gebiet einzuschlagen schien: Deutsches und Fremdsprachliches, ohne zunächst eine Gesetzmäßigkeit feststellen zu wollen. Erst auf Grund eines größeren Materials fing ich an zu erkennen, daß in vielen Fällen der Akzent von ausschlaggebender Bedeutung sei, und allmählig begann ich auch wahrzunehmen, daß neben dem Akzent gewisse artikulatorische Kombinationen die Dissimilation erleichterten oder erschwerten. Die anfangs recht verwickelt erscheinenden Verhältnisse hatten sich schon ziemlich geklärt, als mir die Arbeit von Grammont „La Dissimilation consonantique dans les langues indo-européennes et dans les langues romanes“ in der „Revue Bourguignonne“ T. V. (Dijon 1895) bekannt wurde. So reichhaltig diese Arbeit ist, so glaubte ich doch nicht auf eine Weiterbehandlung des Gegenstandes verzichten zu dürfen, zumal da ich in einzelnen Punkten auf andere Ergebnisse gelangt war und da mir die Erscheinung namentlich vom sprachprinzipiellen Standpunkte aus als Beispiel von sporadischem Lautwandel besonders lehrreich schien. Würde ich doch keine Lautbewegung, wo physiologische und psychologische Triebkräfte so kaleidoskopartig durcheinanderspielen, und wo die „lautgesetzliche Regelmäßigkeit“ den Beobachter so sehr im Stich läßt, wie gerade



die vorliegende. Wenn eine lautliche Erscheinung dazu angetan ist, die Theorie von der Ausnahmslosigkeit der Lautgesetze zu schanden zu machen, so ist es die Ferndissimilation.

Sie tritt hier auf und dort auf, in einer Sprache häufiger als in der andern (so z. B. im Italienischen häufiger als im Französischen: *mercoledì* gegen *mercredi* u. s. w.); aber auch innerhalb ein und derselben Sprache ist sie ganz unregelmäßig (it. Dial. *cortéi* neben *coltello*) und selbst innerhalb der einzelnen Mundarten durchkreuzen sich die verschiedensten Tendenzen, heben sich auf oder verstärken sich (s. die Zusammenstellung am Schluß). Es ist ein unruhiges Durcheinanderschwirren von „Lautgesetzen“, eine Inkonsequenz und Halbheit in der Durchführung derselben, daß jeder Freund feinsäuberlicher Gesetzmäßigkeit in Verzweiflung geraten möchte. Hier werden Einem so recht die Augen geöffnet über die Willkür, mit der der Sprachgeist über seine Mittel verfügt.

Wir wollen aber deshalb nicht verzweifeln und einer völligen Regel- und Zügellosigkeit Raum geben, sondern vielmehr zu diesen Beobachtungen wissenschaftlich Stellung zu nehmen suchen. Die Naturgesetze sind ja immer noch kein ganz überwundener Standpunkt, und wer weiß, ob sie nicht vielleicht binnen Kurzem in neuer Gestalt wieder auftaucht; aber in der Sprachwissenschaft hat man nun doch, so gut wie in der Volkskunde, erkennen gelernt, daß die Sprache nicht etwas vom Sprechenden Losgelöstes, Selbständiges darstellt, sondern ein Produkt seiner Psyche. Ich möchte sagen: die Sprache ist eine physische Form der Psyche, wie die Geberde, der Gesichtsausdruck.

Nun wäre es aber durchaus falsch, wenn man die Sprache als etwas rein Psychisches erklären wollte. Wäre die Sprache nur Gedanke, so wäre sie gewiß ein Teil dessen, was wir Psyche nennen. Von dem Augenblick an aber, wo sie mit physischen Mitteln erzeugt wird, ist sie in die Grenzen der physischen Leistungsfähigkeit der Organe gebannt und wird bis auf einen gewissen Grad von ihnen abhängig sein, wie der Komponist an die Leistungsfähigkeit der Musikinstrumente, der Bildhauer an die Eigenschaften des Marmors gebunden ist.

So wäre demnach die Sprache eine von Psyche und Physis gleichzeitig bedingte Funktion? Ohne Zweifel! aber trotzdem ist sie nicht ein Zwitterding aus heterogenen Faktoren, sondern etwas durchaus Homogenes, dem sprechenden Individuum Angehörendes. Die Sprache ist eine in physischer Gestalt auftretende Psyche. Weil die Gedankenübertragung ohne sinnliche Mittel im physischen Leben unmöglich ist, nimmt der Gedanke ein sinnliches Kleid an. So ist auch unser Leib (unsere Physis) nur die sinnlich wahrnehmbare Einkleidung unserer Psyche oder besser die dem physischen Leben durch Mimicry angepaßte Kruste derselben. Im Ganzen verhält sich die Seele zum Leib, wie im

Einzelnen die Epidermis zu den Körperteilen, die sie bedeckt. Die Seele (Psyche) ist also m. E. nicht wesensverschieden vom Leib (Physis), sondern nur formverschieden oder, wenn man will, gradverschieden. Bei der starken Wechselwirkung zwischen Seele und Leib kann man sich dem Eindruck nicht verschließen, daß die Seele im Grunde nur eine feine bisher unmeßbare Substanz des Leibes darstelle.

Wenn also Physis und Psyche eins sind, so ist auch die Sprache kein Zwitterding mehr, sondern ein durch die Physis bedingter Ausdruck der Psyche.

Von diesem Gesichtspunkte aus müssen die sog. Lautgesetze betrachtet und beurteilt werden. Es gibt ja gewiß rein psychische Lautveränderungen (die immer als solche anerkannt worden sind): so, wenn ich nach dem auf Umlaut beruhenden Plural *Äste* auch ein *Hälse* bilde, wo ich „lautgesetzlich“ *Hälse* sagen sollte; aber auch der „spontane“ und „kombinatorische“ Lautwandel beruht insofern auf psychologischen Faktoren, als es ja die Psyche ist, welche die muskelbewegenden Nerven in Aktion setzt. Eine Assimilation an folgenden Laut kann demnach als ein unbewußtes Vorausdenken aufgefaßt werden, was ein verfrühtes Einstellen der Sprachorgane bewirkt; die Assimilation an einen vorhergehenden Laut könnte man dagegen als ein untätiges Verharren in der eben eingenommenen Stellung ansehen. Und nicht anders verhält es sich mit den akzentuellen Veränderungen; denn auch der Akzent beruht ja ursprünglich auf rein psychischen Grundlagen.

Trotz alledem müssen wir in der Sprache von physiologischen Momenten sprechen; denn wir empfinden es zu deutlich, welch eine weite Kluft gähnt zwischen dem, was man von jeher physiologischen und dem, was man psychologischen Sprachwandel genannt hat. Man mag nun definieren, wie man will; aber um die Tatsache kommt man nicht herum, daß z. B. die Assimilation durch die physischen Sprachorgane geboten ist, die Analogie nicht. Die Assimilation ist daher nach wie vor eine vorwiegend physiologisch, die Analogie eine vorwiegend psychologisch bedingte Sprachveränderung.

Auch unsere Ferndissimilation geht in ihren Uranfängen gewiß überall auf die Psyche zurück, in Anbetracht, daß die Entähnlichung gleicher Laute unbewußt ein psychisches Behagen verursacht, und daß überdies in vielen Fällen derjenige Laut sich der Veränderung unterwerfen muß, der zum Verständnis am wenigsten notwendig ist. Aber wenn wir z. B. eine Dissimilation wie *Balbier* < Barbier mit einer anderen wie *Maulbeere* < mürberi vergleichen, so wird uns der wesentliche Unterschied zwischen beiden sofort klar. In *Balbier* hat sich das zweite *r* erhalten, weil es auf einen betonten Vokal folgte, in *Maulbeere* dagegegen, weil die Vorstellung des Begriffs ‚Beere‘ fest mit dem Kompositum *Maulbeere*

verknüpft war. Im ersten Fall haben wir somit eine durch physiologische, im zweiten eine durch psychologische Momente bewirkte Lautveränderung vor uns.

Wenn wir nun aber glauben, daß jedes Wort, welches zwei getrennte *r* enthält, das eine davon dissimiliere, so sind wir im Irrtum. Wir haben es hier eben nicht mit einem ausnahmslosen Lautgesetz, auch nicht mit einem „durchkreuzten“ Lautgesetz zu tun, sondern mit einer „Tendenz“, einer physiologischen Neigung, gleiche Laute zu dissimilieren. Steht dieser Neigung das geringste Hemmnis entgegen, so wird ihr nicht nachgegeben, und die Dissimilation tritt nicht ein. So hat die eine Sprache *Balbier*, die andere *Barbier* (It. z. B. *barbiere*, weil das Stammwort *barba* dem etymologischen Bewußtsein noch vorschwebt); ja im selben Dialekt hört man die eine Familie *Barbier*, die andere *Balbier* sprechen, je nach dem Bildungsgrad, der Tradition, der Sprachmischung oder andern Agentien in den betreffenden Familien.

Auch kann die Dissimilation verschiedene Richtungen einschlagen. Für ‚klingeln‘ finden wir im Ahd. vereinzelt die Form *kingilon*, während heute eher die Form *kningeln* gehört wird. Die Verschiedenheit erklärt sich daraus, daß jene ahd. Schreiber nicht nur die beiden *l* als lästige Häufung gleicher Konsonanten empfanden, sondern auch die beiden Nasale (in *\*kningilōn*), die sich allenfalls hätten einstellen können. Daneben aber besteht von den ältesten Zeiten bis in die neueste auch die Form *klingeln*, sei es wegen des bewußten Zusammenhangs mit *klingen*, sei es, weil das Bedürfnis für Klangwechsel, wie es einzelne Individuen empfanden, nicht in weitem Kreisen zum Durchbruch gelangt ist.

Wir müssen es uns versagen, das hochwichtige Kapitel von dem Einfluß des Individuums auf die Sprache hier zu berühren; ich kann hier nur andeuten, daß die Anschauungen, die ich in meiner Schrift „Die Volkskunde als Wissenschaft“ (Zürich 1902) und später in den „Hess. Blättern für Volkskunde“ (II, 57) für die Sitte vertreten habe, sich in allen Teilen auch auf die Sprache anwenden lassen.

So wird auch die Ferndissimilation von einzelnen Individuen ausgegangen sein. Damit möchte ich nicht etwa die Meinung ausgesprochen haben, es sei einem Einzelnen plötzlich eingefallen, er könnte in die Gleichförmigkeit etwas Abwechslung bringen, und so sei die Ferndissimilation entstanden. Aber ich glaube bestimmt, daß bei einzelnen Individuen die Tendenz zur Dissimilation größer ist, als bei andern. Solche Individuen lassen dann, zunächst in der flüchtigen Konversation, durch Versprechen, die Dissimilation eintreten. Geschieht dies öfter, und haben die betreffenden Individuen Einfluß auf ihre Umgebung, so kann die dissimilierte Form Wurzel fassen und von diesem Zentrum aus immer weitere Kreise ziehen; andernfalls bleibt die dissimilierte Form vielleicht



nur auf die eine Person beschränkt oder sie verhallt, ein Kind des Augenblicks, unbeachtet im Winde. Die Entstehung und Ausbreitung eines Lautgesetzes beruht also nicht auf einem Naturgesetz, sondern sie ist rein von zufälligen Verumständen abhängig.<sup>1)</sup>

Die Ferndissimilation ist also ein Versprechen, ähnlich wie die Haplogie, und zwar wird dieses Versprechen umso häufiger vorkommen, je flüchtiger die in Frage kommenden Konsonanten sind, je schwieriger die Aussprache der ursprünglichen Form ist, und je weniger sich der Sprechende durch das Schriftbild oder durch das etymologische Bewußtsein beeinflussen läßt. Daher ist die Ferndissimilation weitaus am meisten bei den ähnlich klingenden und doch verschieden artikulierten Liquiden nachweisbar; daher findet sie sich auch am meisten in euphonischen Sprachen oder bei Völkern, die viele Analphabeten zählen.

Daß wir im folgenden nur einen kleinen Ausschnitt aus dem weit-schichtigen Gebiet der Ferndissimilation, nämlich die von *r* und *l*, behandeln, bedarf nach dem Vorausgeschickten keiner besonderen Rechtfertigung mehr. Handelt es sich doch nicht um eine erschöpfende Darstellung der Erscheinung, sondern um einen lehrreichen „Schulfall“, dem es vielleicht vergönnt ist, das seinige zur Entfernung gewisser linguistischer Vorurteile beizutragen.

## I. Physiologische Momente.

### A. Wirkung des Akzentes.

Wenn zwei gleiche Laute in einem Worte stehen, so bleibt gewöhnlich derjenige erhalten, der unmittelbar auf einen betonten Vokal folgt, während der andere zur Dissimilation neigt.

#### 1. *r . r*

a) Das unbetonte *r* wird *l*, das betonte bleibt.

a) Erstes *r* betont.

$$r . r > r . l$$

Ortsn. schweiz. *Bürdlef* < \*Bur(g)dolf (bei F. Platter, Anf. 17. Jh.: ‚Burtolf‘) < Burgdorf; *Uršele* < Urseren; *Sparblig* < Sparr(en)berg; *Herdele* < Herderen; *Hirsle* < Hirseren; *Herbligen* u. *Herblingen* < Herbrigen (zu *Herbrig*, Herberge<sup>2)</sup>); bad. *Müršll* < \*Märšrt < Mersenhart; *Bergaligen* < Berngeringen; *Birtelkilch* (1348), jetzt *Berchtolds-kirch* < Birterkilch (a. 1298); *Herbolzheim* < Herbortsheim; Personenname *Berlet*, *Berlit*, *Berlüz*, *Berlt* < \*Bernrt < Bernhart.

<sup>1)</sup> Daneben kommen auch auf bewußter individueller Initiative beruhende Lautveränderungen vor.

Eigennamen sind überhaupt für die Beobachtung lautlicher Verschiebungen besonders ergiebig, weil sie in vielen Fällen schon früh etymologisch verdunkelt oder nicht durch eine große Zahl analoger Formen geschützt waren.

Bei Appellativen kann die Dissimilation dadurch erleichtert werden, daß ähnliche Formen mit *l* vorkommen, was eine Vermischung in der Psyche des Sprechenden herbeiführt. Wenn schon überhaupt Wechsel zwischen den Suffixen *-er* und *-el* nicht selten nachweisbar ist, wie z. B. in *Kießer: Kieffel. Panter: Pantel. Zunder: Zundel*: mhd. *anker: ankel* usw., wie viel leichter wird das *-el* durch Dissimilation eintreten! Daher Formen wie *Mardel* „Marder“, *Erkel* „Erker“ (lit. *ėrkelis*), *Körperl* „Körper“, *Marmel* „Marmor“ (ahd. *marmul*, friaul. *mármul*, span. *marmol*), *Mörtel* < mlat. *mortarium*. *Mörse* „Mörser“ (ahd. *morsali* neben *morsari*), *Turteltaube* < lat. *turtur* (ahd. *turtíl-*); vielleicht auch *Krüppel* < Krüper „Kriecher“; schweiz. *Sürampfle* „Sauerampfer“ (und darnach das einfache *Ampfle*), mhd. *martel* „Marter“, *wertelunge* (ahd. *martelon* [O.] und darnach analogisch *martilic*, das den Hauptakzent auf dem zweiten *i* hat, *dorpel* neben *dorper* „Dorfbewohner“, *kerkel* „Kerker“ (span. *cárcel*); griech. *spñch-*, *tor-wertel* „-Wärter“ (schon ahd. *wartal* u. Zusammensetzungen neben *wartari*); ahd. *tregil* „Träger“ neben *tragari*, *tribil* „Wagenlenker“, *biril* „Träger“, *reitribil* „Wagenlenker“. Möglicherweise liegen aber bei den letztgenannten Ableitungen auf *-al*, *-il* wirklich ursprüngliche, nicht-dissimilierte Bildungen vor, die ihrerseits aber jedenfalls dazu beitragen, bei ehemaligen *r*-Ableitungen die Dissimilation herbeizuführen. Nach den zahlreichen ahd. Bildungen auf *-alōn*, *-ilōn*, *-olōn* ist auch ahd. *murmurōn* schon früh auf analogischem Wege zu *murmilōn*, *murmilōn* geworden. Vermutlich gehört in diese Rubrik auch got. *airāli* „Schweiß Tuch“ < lat. *orarium*.

Vgl. span. *árbol*, port. *árvol*, friaul. *árbul*, mail. *erbol* < lt. *arbores*, sp. *cárcel* < *carcerem*; avers. *Barbla* < *Barbara*; gr. *ζέροβελος* neben *ζέροβερρος*.

### β) Zweites *r* betont

*r . r > l . r*

*Balbier*, schwyz. *paliere* < *parieren*, alagn. (Deutsch-Piemont) *Pulgarz* nach *\*pulgiere* „purgieren“, soloth. u. elsäss. *melitiere*, *meletiere* „meritieren“, aarg. *fablziere*, darnach *Fablikant*, der Volksschriftsteller Stutz (Zürcher Oberl.) hat *Flaktur*, Schwalm: *balwarisch* „barbarisch“, daneben *barwalisch* mit etymologischer Anlehnung an Adjektiva auf *-alisch*, wie *kannibalisch*, *martialisch*, *infernalisch*, *bestialisch*, ebd. *obseltieren* „observieren“, Saargebiet und els. *Schalwari* „charivari“; hierher wohl auch Goethe *irrlichtelieren*, Hans Sachs: *Seckeltari* < *Sekretari*, wobei die Anlehnung an *Seckel* mag mitgespielt haben.

Vgl. jon. *θηλυτις* „Jäger“ < *θηλυτις*; *χαλαυτις*; lt. *plurio* < *prurio*; *Platorius*. *Lenuria* < \**Remura* (nach Ovid, *Fast.* 5,479); mlt. *almaria* „Schränk“ (mhd. *almertin*, port.-alemt. *almairo*) < *armarium*, vgl. *alberga* it. u. sp. *albergo*, prov. *albere*, frz. *auberge*) < ahd. *hariberga*.

b) Das unbetonte *r* wird *n*.

$r \cdot r > n \cdot r$

Hier liegen mehr oder weniger deutlich Analogiebildungen nach ähnlichen Lautgruppen vor.

Schwalm: *mangieren* „markieren“, nach *mankieren*; *segendar* < *segerdar* „Sekretär“, etwa nach *Sekundar* oder *Referendar*; *penderwieren* (daneben *pederwieren*) „perturbieren“, Anlehnung unklar.

c) Das unbetonte *r* fällt weg, das betonte bleibt.

a) Erstes *r* betont.

$r \cdot r > r \cdot -$

Basl. Geschlechtsname *Burket* < *Burghart*, *Furket* < *Forcart*; schweiz. *Bernet* < *Bernhart*, *Eret* < *Erhart*.

Man kann sich fragen, weshalb in diesen Fällen das unbetonte *r* nicht zu *l* geworden sei (\**Burkelt* usw.). Der Ausfall des *r* mag seinen Grund darin haben, daß *r* vor Dental in denjenigen Mundarten gerne schwindet, wo es mit der Zungenspitze, also dentalartig artikuliert wird (s. u.).

Ein vereinzelter Fall ist schweiz. *Vierebröttli* < *Viererbröttli* (Schw. Id. V. 958). Hier waren 3 *r* vorhanden, wovon das mittlere ausfiel; das erste war durch den Akzent, das dritte durch den vorausgehenden Konsonanten und beide überdies durch das etymologische Bewußtsein geschützt.

β) Das zweite *r* betont.

$r \cdot r \searrow - \cdot r$

Basl. u. els. *Quadier* „Quartier“ (lit. *katëra*), Schwalm *pederwieren* „perturbieren“ (s. o.), (*ver-jagedieren* „akkordieren“, *odinür*: ebd. *Hatschier* und *Haschier(er)*) < it. *arciere* „Bogenschütze“, schweiz. *maschiere* „marschieren“.

Auch hier standen die ausgeworfenen *r* vor einem dentalen Konsonanten, in dem sie artikulatorisch aufgegangen sind. Der bad. Ortsname *Rodsbër* < *Rordsbërg*, mit 3 *r*. wieder wohl auch nicht anders erklärt werden können.

Dagegen ist der Ausfall vor *l* deshalb erfolgt, weil das Wort schon ein *l* enthielt, also eine Dissimilation von unbetont *r* zu *l* nicht statt haben konnte: *Polier* < *Parlier*, mhd. Partiz. *vlorn* < *verlorn*, Plur. Prät. *vturn* < *verlurn*. zu *verliesen* „verlieren“, und nach diesen Formen analogisch der Inf. *vliesen* (s. Z. f. hd. Mda. 1, 31).



So erkläre ich mir auch den Ausfall in schwalm. *alamieren* „alarmieren“ nur durch den Umstand, daß schon ein *l* vorhanden war, und also kein *\*alalmieren* entstehen konnte.

In basl. *(ver-)schameriert* „verliebt“ < verscharmeriert (frz. *charmé*), mit *ß* oder, das *ver-* hinzugerechnet, sogar *4 r.* kann ich mir dagegen den Wegfall nicht erklären, da sich ein *\*verschalmeriert* recht wohl denken ließe und eine etymologische Anlehnung nicht ersichtlich ist.

## 2. l . l

a) Das unbetonte *l* wird *r*, das betonte bleibt.

α) Erstes *l* betont.

*l . l* > *l . r*

*Hiltterfingen* > *Hiltolvingen* (a. 1175); mhd. *pfeller* neben *pfellel* > lat. *palliolum*; nhd. *Alber* „Weißpappel“ (ahd. *albāri*: it. *albero* < lat. *album*).

β) Zweites *l* betont.

*l . l* > *r . l*

Schweiz. kärnt. *Franëll* (lit. *franëlis*), schwyz. *merankolisch*, luz. Ortsn. *Rottertschwil* < *Ratoltzwil*; els. „Albwiler od. *Orßwiler*“ (a. 1490) < *Alswilre* (a. 1243), jetzt *Orschweier*.

Vgl. lt. *cæruleus* < *\*caeluleus*, *Parilia* „Fest der Pales“ < *Palilia*; sp. *coronel*, it. *scarpello*, sp. *escarpelo* < lt. *scalpellum* „Lanzette“, rät. *kurté*, mail. *cortél* < *cul-tellum* „Messer“, afrz. *gourpille* < *vulpeculum*, dial. *gorpül*; *carcul* < *calculus*; lit. *smarktëlis* neben *smalktëlis* „dichte Stelle im Wald“; sp. port. *afil* „Schachfigur“ < arab. *alfil*.

b) Das unbetonte *l* fällt weg, das betonte bleibt.

a) Erstes *l* betont.

*l . l* > *l . —*

Schw. Ortsn. *Helfetswil* > *Helfoltiswilare* (a. 882), *Altshofen* < *Alteloshovin* (a. 1180), bad. *Altingen* < *Alt(e)lingen*, *Billafingen* > *Bilal-fingen*, *Gölshausen* < *Geltelshausen*, *Helmshheim* < *Helmoltsheim*, *Zeilsheim* < *Cilolfesheim* (a. 766).

Der Wegfall dieser *l* erklärt sich am ungezwungensten durch den vorhergehenden Ausfall des unbetonten Vokals, was eine Vereinfachung der daraus entstehenden Konsonantenhäufung nach sich zog.

β) Zweites *l* betont.

*l . l* > — . *l*

Zürch. *Bumbäl* „Bleistift“ < lt. *plumbale*.

Vgl. gr. *γαῦλος* < *γαῦλος*.

c) Das unbetonte *l* wird *n*, das betonte bleibt.

α) Erstes *l* betont.

$$l \cdot l > l \cdot n$$

Els. *Kähriner* < Kalwiler „Apfelsorte“ (frz. *calville*).

β) Zweites *l* betont.

$$l \cdot l > n \cdot l$$

Dial. verbreitet *Nilje* „Lilie“, zornthal. *nule* < lullen „lutschen“, it. *Nollhard* < Lollhard, dial. *Niele* < Liele „Waldrebe“.

Vgl. sp. *nivél*, frz. *niveau* < \*libellum „Wage“; sp. *nombril* < lombril; port. *negalho* „Bündel“ < \*ligaculum.

In allen Beispielen haben wir anlautendes *l*. In dieser Stellung scheint demnach das *l* weniger widerstandsfähig gewesen zu sein, als das *r* (s. u.). Das Auftreten des *n* mag durch das *n* des unbestimmten Artikels (ein-, roman. un-) noch besonders gefördert worden sein.

## B. Wirkung der Artikulation (bezw. der Stellung im Worte).

### 1. *r* . *r*

a) *r* hinter Konsonant wird geschützt.

α) Das andere wird *l*.

αα) Erstes *r* hinter Konsonant.

$$\text{Kons } r \cdot r > \text{Kons } r \cdot l$$

Aarg. *Spreuel* „Spreuer“, verbreitet *Christoffel* (sp. *Christobal*) < Christophor(us), mhd. *priol* „Prior“, *triel*, *trisol* „Tresor“; hierher (?) *Trielscher* (Weinhold, mhd. Gr. § 212) für Trierscher „Einer aus Trier“ (?); in diesem Falle wäre die Dissimilation eingetreten trotz der Betontheit des mittleren *r*. Ortsn. bad. *Brungolsheim* < Brungêrshem.

Vgl. lit. *Grýgolis* „Gregorius“, afrz. *contralier* (Rol. 1741).

ββ) Das zweite *r* hinter Konsonant.

$$r \cdot \text{Kons } r > l \cdot \text{Kons } r$$

*Belfrid* < mlt. *belfrédus* < \*berfredus < Bergfrid, *Pilger*, *Pilgrim* (it. *pellegrino*, frz. *pèlerin*) < lt. *pelēgrinus* < peregrinus; alagn. *Alenbrast* „Armbrust“; els. *Kaljanter* (gr. *κολιανδρον*, *κοριανδρον*, mlt. *coliandrum*) „Coriander“.

Vgl. lt. *meletrix* neben meretrix, *albitrare* n. arbitrare, *celebrum* n. cerebrum, *tebra* „Bohrer“ n. terebra; it. *Geltrude*, sp. *taladro* „Bohrer“ < lt. taratrum; frz. dial. *malbre*, *daltre* < dartre „Flechte“.

β) Das dissimilierte *r* fällt.

αα) Das zweite *r* fällt, wenn es ebenfalls hinter Konsonant steht.

Kons r . Kons r . > Kons r . Kons.

Ahd. *criscrimmōn* < *criscrimmōn* „mit den Zähnen knirschen“, graub. *propi* „eigentlich, wirklich“ (schon lat. *propius*, it. *proprio*, vulgärfrz. *propriétaire*) < *proprius*.

Vgl. lat. *praestigiāe* < *praestrigiae* „Gaukeleien“ *crebesco* < *crebresco*, it. *prete, frate*, ksl. *prostū* „verbreitet“ zu *prostrěti*.

In den deutschen Beispielen (es ist deren freilich nur ein echtes) wie auch in einigen außerdeutschen scheint das *r* ausgefallen zu sein, weil es der unbetonten Silbe angehörte. Für die lat. Beispiele ist vielleicht auf den altlateinischen, zurückgezogenen Akzent zu schließen.

ββ) Das erste *r* fällt, wenn es vor einem dentalen Momentlaut steht.

*r* Dent . *r* > — Dent . *r*

Dial. dt. *Gatrobe* „Garderobe“, bair. *Getrudis*, basl. els. *Ladrütt* „Zapfenstreich“ < *Ladrätt* < *La retraite*.

Vgl. die Form frz. *mantrisure*, die sich für *neurtrissure* in einem alten waadtländischen Rezeptbuch findet (Schweiz. Arch. f. Volkskunde X, 48).

b) *r* erhält sich vor Konsonant (außer in gewissen Sprachen vor Dental, wo es sich gern assimiliert).

a) Das dissimilierte *r* wird zu *l*.

aa) Das erste *r* vor Konsonant.

*r* Kons . *r* > *r* Kons . *l*

Schwz. (XV. Jh.) *merzēlī* < *merzerie*.

Vgl. gr. *μορμολέττω* „schrecke“, zu *μόρμος* „Furcht“. Hippokr. *ἀναγαγαλίξω* „gurgel auf“, *γαργαλέων*, zu *γαργα-*, *μορμύλος* Name eines Fisches (Ath. 7.313) < *μορμύλος*; vulgt. *armolacia* < *ἀρμολακία*; it. *mercoledì* sp. *miércoles* < *Mercurii dies*; vulgärfrz. *arbolis* < *herboriste*.

ββ) Das zweite *r* vor Konsonant.

*r* . *r* Kons > *l* . *r* Kons.

Röttl. Chr. *Elligurt* < *Héricourt*; abair. *sabrorht* „Panzerschmid“ < *sar(o)worht*; Ortsn. *Klofderc* < *Krofdorf* (Germ. 37,409); in diesen Beispielen kann aber auch, wie sicher bei ob. Nab. *Kulfürst* und dem Ortsnamen *Maulburg* (sprich *Mülbrg*) < *Mürberg* das etymologische Bewußtsein für den zweiten Teil erhaltend gewirkt haben.

Vgl. ved. *ālati* „regt sich“ < \**arati*; gr. *Κλίταρχος* neben *Κρίταρχος* (wo übrigens auch das etymologische Bewußtsein die Erhaltung des zweiten *r* unterstützt).

β) Das dissimilierte *r* fällt weg.

aa) *r* Kons . *r* > *r* Kons . —

Nd. *Artelei* < *Artlrei* < *Artillerie* (Beitr. 30, 209).



Der Wegfall erklärt sich aus dem Vorhandensein eines *l* und durch die Nähe der Substantiva auf *-clri* (Bettelei, Frömmelei, Gaukelei usw.).

ββ) *r . r* Kons  $\searrow$  — *. r* Kons.

Schwz. Ortsn. *Udrf*  $\searrow$  Urdorf, Geschlechtsname *Gischperger*  $\searrow$  Girsperger. Diese beiden Beispiele lassen sich schwer in eine bestimmte Rubrik einreihen, weil bei ihnen auch das erste *r* vor Konsonant steht, und dieser Konsonant überdies noch ein Dental ist, wo Ausfall in schweizerischen Mundarten ohnehin gern erfolgt.

c) Anlautendes *r* erhält sich.

α) Das dissimilierte *r* wird *l*

anl. *r .*  $>$  anl. *r . l*

*Reigel* neben Reiger „Reiher“, durch reiche Analogie erleichtert. Vgl. sp. port. *roble* „Eiche“  $<$  roborem; sp. *ralo* (alban. *raie*)  $<$  rarum.

Von dieser Tendenz der Erhaltung des *r* im Anlaut weicht ab das els. *ewerants*  $<$  Reverenz (Els. Jahrb. 1904, S. 199), das ich mir einstweilen nicht erklären kann.

β) Das dissimilierte *r* fällt.

anl. *r . r*  $>$  anl. *r .* —

Ortsn. bad. *Rödsbe*  $<$  \*Rödsberg, *Renschbe*  $<$  Rensberg, während sich sonst -berg in Ortsnamen jener Gegend erhält (Zeitschr. f. hd. Mda. 5, 189); Schwalm *Rabād* „Rapport“, els. *Rampa*  $<$  frz. rempart. In diesen Fällen siegt das anlautende *r* über das vorkonsonantische offenbar wegen seiner grösseren Festigkeit. Über *Rabād* s. u. d β.

d) Vor dentalen Konsonanten fällt *r* ferndissimilatorisch gerne aus wegen seiner Zungenspitzenartikulation.

α) Das erste *r* vor Dental.

*r* Dent.  $. r$   $>$  — Dent.  $. r$

Nhd. *Köder*, schw. *Chöder*  $<$  Kerder, dial. *Mader* „Marder“, *fodern*, *Katzer* „Karzer“, nd. *Attelrie*  $<$  Artillerie (Beitr. 30, 209), schwyz. *Apprett*  $<$  Ort Brett (Schw. Id. V, 900), *Eppëri* „Erdbeere“, altbasl. *Spüchjreter*  $<$  spüchwerter „Speicherwärter“, bern. *Meinisberg*  $<$  Meinhartsberg (a. 1262); vgl. auch obiges *Udrf*  $\searrow$  Urdorf, *Gischperger*  $<$  Girsperger; ferner altzürch. *Foster*  $<$  Forster „Förster“, dt. dial. *Möser* „Mörser“; endlich, da ja auch das *n* als Dental gelten kann, *Glaner* „Glarner“ (Bewohner von Glarus). — In nord. Dialekten findet sich *vaþer*  $<$  værþer „wird“, *myþir*  $<$  myrþir „mordet.“

Vgl. arm. *maturn*  $<$  ματῦρῖον.

β) Das zweite *r* vor Dental.

Sichere Beispiele für diesen Fall stehen mir einstweilen nicht zur Verfügung; denn entweder lauten sie mit *r* an, wie *Rabad* „Rapport“ und können somit ebensogut unter *c β* (s. o.) fallen, oder sie enthalten 3 *r*, wodurch eine weitere Unklarheit bezüglich der Rubrizierung entsteht. So kann der bad. Ortsname \**Rödsberg* (aus älterm \**Rordsberg*), den wir oben als Grundlage für *Rödsbe* erschlossen haben, wie auch der Geschlechtsname *Röderf* — *Rordorf* zu *c β* (Erhaltung des anlaut. *r*), oder zu *d β* (Schwund des *r* vor Dental), oder zu *b β ββ* (Erhaltung des *r* vor *Kons.*, in *-berg*) gehören.

2. *l . l*.

a) *l* hinter Konsonant wandelt sich gern zu *r*.

α) Das erste *l* hinter Konsonant.

*Kons l . l* > *Kons r . l*

Bair. *Frückelein* — *Flaconlein* (Schmeller 1, 806); mhd. *spr̄tzel* — \**spl̄til* (?); schw. *Krugel* < \**Klugel* (?).

Vgl. gr. *κραγελλοῦν* für *κλ*.

β) Das zweite *l* hinter Konsonant.

*l . Kons l* > *l . Kons r*.

Deutsche Beispiele fehlen zur Zeit.

Vgl. gr. *Τίλετρος* neben *Τίλεχλος*; lt. *lucrum*, *simulacrum*, *lacrum* < -clum.

b) Stehen beide *l* hinter Konsonant, so neigt das erste zum Schwund.

*Kons l . Kons l* > *Kons — . Kons l*

Nhd. *Vogel* — \**flugla-*; möglicherweise auch schw. *sürppte* „schlüpfen“ — \**slurpfilon*; doch ist hiefür auch lat. *sorbeo* und seine Sippe gegenwärtig zu halten.

Vgl. gr. *ἐκπαγλος* „erschrecklich“ zu *πλαγῆναι*; frz. *faible* < *febilem*.

c) Hinter anlautend *k* ist der Wandel von *l* > *n* häufig.

*kl . l* > *kn . l*

Nhd. *Knäuel* — mhd. *kliuwel*, *Knoblauch* < *klobelouch*, *Knüppel* neben *Klüppel* (wo Bildungen wie *Knopf*, *Knoten* die Dissimilation werden erleichtert haben); schw. *chnübble* „klauben“ neben *chliuble*, *Chnüchel* „Knäuel“ n. *Chluchen*, *Chnummel* dasselbe n. *Chlummel*, *Chnungele* n. *Chlungele*, zugerisch *knüpple* „leise klopfen“ — *klöppeln*; nd. *knentik* „kleinlich“, scherzhaft *kningeln* für *klingeln*. In gewissen ahd. Mundarten scheint hier dagegen Abfalltendenz beim ersten *l* geherrscht zu haben: *kingilonti*, *kinkilonti*, *kingilon* (Graff 4, 564).

d) *l* vor Konsonant wandelt sich zu *r*.

α) Das erste *l* vor Konsonant.

$l\text{Kons} \ / \ \searrow \ r\text{Kons} \ . \ /$

Appenz. *Hartel*  $\searrow$  \**Haltel*  $\searrow$  Halbtel.

Vgl. gr. ἀργαλέος < ἀργαλέος, lit. *verbliudas* „Kameel“ neben *velbliudas* nbret. *derc'hel* „nehmen“ < *delc'hel*; engl. *cornel* < *colonel*.

β) Das zweite *l* vor Konsonant.

$l \ . \ / \ \text{Kons} \ \searrow \ / \ . \ r\text{Kons}$

In dem bad. Ortsn. *Hilbertsau* < *Hiltpoltsau* haben wir zwei *l* vor Konsonant, von denen das zweite sich wandelt.

Vgl. gr. κεφαλαργής, κεφαλαργία „Kopfschmerz“ zu ἄλγος; ebenso γλωσσαργία neben γλωσσαλγία, λαιμαργος „geschwätzig“ aus λαιμός und ἄλγος.

e) *l* im Anlaut der Stammsilbe oder der betonten Silbe erhält sich.

α) Das dissimilierte wird zu *r*.

anl.  $l \ . \ l \ > \text{ anl. } l \ . \ r$

Nidwald. *Lammere* neben *Lammele* „Messerklinge“ (app. *Lammere*) < lat. *lamella*; Rolandsl. *lutzer* < *lutzel*.

Vgl. lat. *lunaris*, *popularis*, *sæcularis*, *singularis* (und darnach analogisch *militaris* usw., s. u.) < *lunalis* usw.; sp. port. *tugar* < *localem*, port. *lombar* neben *lombal* „zu den Lenden gehörig“. Mitbeteiligt ist diese Erscheinung auch bei *lucrum*, *lavacrum* (s. o.).

[β) Das dissimilierte wird zu *n*.]

[anl.  $l \ . \ l \ \searrow \ \text{ anl. } l \ . \ n$ ]

[Schweiz. *Liene* „Waldrebe“ neben *Liele* < ahd. *liola*. Diese Erscheinung widerspricht der unter A 2 c β verzeichneten, wonach  $l \ .$  betont  $l \ \searrow \ n \ . \ l$  wird. Es ist daher zu vermuten, daß in diesem Falle nicht Dissimilation, sondern Lautvertauschung (aus *Niele*. s. o.) vorliegt.]

## II. Psychologische Momente.

### A. Das etymologische Bewusstsein als erhaltende Kraft.

1.  $r \ . \ r \ > \ r \ . \ l$ .

Schweiz. *Miseréri* sollte nach den physiologischen Dissimilationstendenzen \**Miselëri* ergeben (s. o. I A 1 β). im Prättigau lautet die Form aber *Miserëli*. was einesteils auf das etymologische Bewußtsein von *miser*, andernteils vielleicht auf Anlehnung an Diminutive auf *-li* zurückzuführen ist.



2.  $r \cdot r \searrow r \cdot l$

Südböhm. *stülker* „stärker“ (Fromm. Mda. 6, 505, 39). Das et. Bewußtsein des Komperativsuffixes überwiegt das der Stammsilbe; schwz. *Täglicher* „Bewohner von Tägerig“, et. Bewußtsein der toponymischen Endung; dt. *Maulbeere*  $\leftarrow$  ahd. mürberi (mengl. *mulberie* neben *murberie*), et. Bew. des zweiten Bestandteils; ebenso in ob. Nab *Kulfürst*. bad. *Helmsdorf*  $\leftarrow$  Hermsdorf (mit Unterstützung durch die Volketymologie Herm-  $\searrow$  Helm), während in schwalm. *Bälmoder* „Bergamotter“ wieder das bekannte und durch viele Analogien gestützte Suffix -er erhalten blieb.

3.  $r \cdot r \searrow r \cdot -$

Ohne deutsche Beispiele.

Vgl. it. *arato*  $\leftarrow$  aratro, das eigentlich ein \**alatro* erwarten ließe (s. B 1 a  $\alpha$   $\beta$   $\beta$ ). Die Stammsilbe ar- wird durch verwandte Bildungen gestützt.

4.  $r \cdot r \searrow - \cdot r$

Das zweite *r* von älternhd. *Acklerei*  $\leftarrow$  Arklerei „Artillerie“ (s. Beitr. 30, 209) findet seine Stütze in den zahlreichen Substantiven auf -(l)erei; *Ufer*  $\leftarrow$  tirol. Urfar(?) „Überfahrstelle an e. Fluß“.

Hier könnte allerdings auch das oben (B 1 d  $\alpha$ ) erwähnte *fodern* seinen Platz finden, wenn man annimmt, daß die häufige Endung -ern durch die Analogie gestützt worden wäre.

Vgl. it. *Federico*, durch andere Namen auf -rico gestützt; afrz. *penre*, cat. *pendre* „nehmen“, durch die Infinitivendung -re gestützt.

5.  $l \cdot l \searrow l \cdot r$

Ohne deutsche Beispiele.

Vgl. lt. *militaris*, *palmaris*, *familiaris*, *exemplaris*, nach der Analogie von *lunaris*, *regularis* usw., wobei übrigens das noch im Worte befindliche andere *l* behilflich gewesen sein mag. Gehören hieher auch gr.  $\varphi\lambda\alpha\delta\rho\varsigma$ , sp. *alcacer* neb. *alcacel* „Getreide“  $\leftarrow$  arab. *alcacil* infolge des etymologischen Bewußtseins der Stammsilbe?

6.  $l \cdot l \searrow r \cdot l$

Els. *Porischinel* „polichinel“; *Portseminl*  $\leftarrow$  balsamina, wo das *l* als bekannte Fremdwort- bzw. Diminutivendung erhalten blieb. In davos. *Furballe*  $\leftarrow$  Fülballe „ein Spiel“ mag das etymologische Bewußtsein von Balle der artikulatorischen Tendenz (s. o. B 2 d  $\alpha$ ) zu Hilfe gekommen sein.

7.  $l \cdot l \searrow l \cdot n$

Deutsche Beispiele fehlen.

Vgl. it. *filomena* in Anlehnung an Namen und Appellative auf -ena.

8.  $l \cdot l \searrow n \cdot l$

Schwz. *Faznetli*  $\leftarrow$  it. fazzoletto, els. *Flaschenell*  $\leftarrow$  frz. flageolet (wobei das erste *l* nicht in Betracht käme), *Bäresenel*  $\leftarrow$  Paresöel Dim. von „parasol“, *Pastinte*  $\leftarrow$  Pastillele „pastille“, rappenausch *Straichentle*  $\leftarrow$  Streichhölzle; überall durch das etymologische Bewußtsein der Di-

minutivendung. Vielleicht auch mhd. *Niflant*  $\searrow$  Livland durch das et. Bewußtsein von *-lant*.

### B. Die „Volksetymologie“ als umgestaltende Kraft.

Hier sind wir nur auf Vermutungen angewiesen.

1.  $r \cdot r \searrow r \cdot l$

Falls obiges *Miserēli* nicht durch *miser* gestützt ist, so hat die falsche Anlehnung an die Diminutivendung *-li* das *r* zu *l* gewandelt.

2.  $r \cdot r \searrow l \cdot r$

Els. *Meleré*  $\searrow$  *Meréré*  $\searrow$  *mairie* „Bürgermeisteramt“, vielleicht durch Anklänge an Bildungen auf frz. *-erie* (*fonderie*, *laiterie* etc.) bewirkt. Unter Umständen auch bad. Ortsn. *Helmsdorf*  $\searrow$  *Hermsdorf*, wenn das Appellativ *Helm* den Anstoß zur Dissimilation gegeben hat.

Vgl. frz. *altérer* „Durst erregen“ (falls das Grundwort wirklich \*arteriare „einen entzündeten Hals haben“ ist). Dann wäre Anlehnung an *altérer* „verändern“ anzunehmen. It. *albero* „Baum“, nach *albero* „Weißpappel“ (s. o. I A 2 a α).

### Grundsätzliche Bemerkungen.

Überblickt man obige Zusammenstellungen, so wird man unschwer die darin enthaltenen Widersprüche erkennen. Es war mir auch, wie ich schon eingangs gesagt habe, nicht darum zu tun, ein neues „ausnahmsloses Lautgesetz“ aufzustellen, sondern im Gegenteil an Hand dieser vielgestaltigen und weitschichtigen Erscheinung zu zeigen, wie unberechenbar die sprachlichen Bewegungen sind, selbst da, wo eine lautphysiologische Tendenz nachweisbar ist.

Wie die verschiedenen in Betracht kommenden Momente mit einander in Konflikt geraten können, möge im Folgendem gezeigt sein.

#### A. Physiologische Momente im Kampf mit psychologischen.

1. Die Artikulation gegen das etymologische Bewußtsein und die Analogie.
  - a) Die Artikulation ist stärker: *Rödsbe*  $\searrow$  *Rödsberg* (d. h. anlautend *r* ist fester als das etym. Bew. und die Analogie von *-berg*).
  - b) Das etym. Bew. bzw. die Analogie ist stärker: *Täglicher*  $\searrow$  *Tägriger* (d. h. die Analogie des Suffixes *-er* ist stärker als die Lautgruppe *-gr-*).
2. Der Akzent gegen das etym. Bew. und die Analogie.
  - a) Der Akzent ist stärker: *Sparblig*  $\searrow$  *Sparbrig*, obschon *-brig*  $\searrow$  *-berg* in zahlreichen andern Fällen vorhanden gewesen wäre.

- b) Das etym. Bewußtsein bezw. die Analogie ist stärker: *stülker* < stärker. Obschon das *r* der Stammsilbe unter dem Akzent steht und schon durch das etymolog. Bewußtsein des Positivs ‚stark‘ hätte geschützt sein sollen, hat doch das -er des Komparativs den Sieg davongetragen. Beim Gegenüberstehen so mächtiger Faktoren pflegt gewöhnlich die Dissimilation zu unterbleiben.

### B. Physiologische Momente im Kampf unter sich.

#### 1. Artikulation gegen Akzent.

- a) Die Artikulation ist stärker: *Köder* (d. h. die Tendenz, daß *r* vor Dentalen in der Dissimilation gern wegfallt, überwiegt die Tendenz, daß *r* unter Akzent sich erhalte.
- b) Der Akzent ist stärker: *Balbier* (d. h. Erhaltung des *r* unter dem Akzent überwiegt die Erhaltung des *r* vor Konsonant.)

#### 2. Artikulation gegen Artikulation.

*Fodern*. Obschon *r* sich sonst vor Konsonant hält, neigt es vor Dental doch zum Ausfall. (Bei frz. dial. *malbre* ist das *r* hinter Konsonant fester, als das *r* vor Konsonant).

Wie ein Gegeneinanderwirken, so kann natürlich auch ein Zusammenwirken mehrerer Momente in Betracht kommen.

### A. Physiologische und psychologische Momente.

1. Akzent und etymologisches Bewußtsein, bezw. Analogie: *paliere* < parieren (d. h. *r* kann erhalten bleiben sowohl des Akzentes als auch der starken Analogie von -iere wegen).
2. Artikulation und etymologisches Bewußtsein bezw. Analogie: *Foster* < Förster (d. h. das erste *r* muß weichen wegen seiner Stellung vor Dental und wegen der starken Analogie von -er.)

### B. Zwei physiologische Momente.

1. Akzent und Artikulation: *Herbligen* < Herbrigen, wo das erste *r* sowohl unter Akzent, als vor Konsonant steht.
2. Artikulation und Artikulation: *Ladrätt* aus Lardrätt, wo das erste *r* vor Dental dem Abfall geneigt, das zweite hinter Konsonant geschützt ist.

### C. Zwei psychologische Momente

können unter Umständen angenommen werden (doch läßt sich das ja kaum feststellen) bei *Miserélli*, wo das etymologische Bewußtsein von miser und die falsche Anlehnung an das Diminutivsuffix -li gleichzeitig im Spiele gewesen sein können.



## Wolfram von Eschenbach und einige seiner Zeitgenossen.

Von  
John Meier.

---

Wolfram von Eschenbach und Gottfried von Straßburg, die beiden einzigen großen Epiker der mittelhochdeutschen Litteratur, sind in ihren Lebensanschauungen und Kunstbegriffen so verschieden, wie es nur möglich ist. Wenn sie sich im Leben begegneten, mußten sie sich, wie zwei feindliche Sterne bei ihrem Zusammentreffen nur desto heftiger abstoßen. So weiß man denn auch, daß ein feindlicher Zusammenprall stattgefunden hat: nach der allgemeinen Ansicht hat Gottfried in der bekannten litterarischen Stelle im Tristan (4619 ff.; besonders 4635 ff.) Wolfram, ohne ihn zu nennen, angegriffen, und dieser hat dann im Willehalm (4. 19 ff.) darauf erwidert. Der Parzival soll nach der Vulgäransicht früher als der Tristan verfaßt sein und die bekannten Übereinstimmungen der Einleitung des Parzival mit Gottfried (Parz. 1, 19 = Trist. 4636) sollen sich so erklären, daß Gottfried Wolframs Bild vom Hasen aufgegriffen habe, um ihn desto wirksamer zu verhöhnen.

Diese Ansicht hat sich wohl trotz gelegentlichem Widerspruch (Kläden, Von der Hagen's Germ. 5, 222 ff., Baier, Germ. 25 [1880], 403 ff.), der wegen seiner nicht besonders scharfen Begründung ohne tieferes Eingehen abgewiesen wurde, allgemein durchgesetzt, und erst ganz neuerdings haben Burdach (D. Rundschau 29 [1902], 253; dann auch Sitzungsber. der Berliner Akademie 1906. S. 409) und Rieger (Zs. f. d. A. 46 [1902], 178) die scheinbar ganz überwundene Aufstellung wieder aufgenommen. Auch ich bin seit Jahren dieser Ansicht, die ich auch stets im Kolleg vorgetragen habe, und die nachfolgenden Zeilen sollen den Versuch machen, zum Teil auf Grund neuen Materials, ihre Richtigkeit zu erweisen.

Daß Wolfram bereits im Parzival Gottfrieds Tristan gekannt hat und, allerdings ohne Namensnennung, an verschiedenen Orten gegen ihn opponiert, scheinen mir eine Anzahl Stellen mehr oder minder deutlich zu zeigen.

Wolfram erwähnt leicht tadelnd Parz. 292, 18 ff., daß Herr Heinrich von Veldeke wohl davon gesprochen habe, wie man Minne erwerben, nicht aber, wie man sie festhalten solle und gebraucht offenbar als Anspielung, *daz er sinen boum gein iuerm arde maz*. Man hat bei Veldeke dies Bild vergebens gesucht (Lachmanns Deutung auf En. 1826 ff. ist wohl allgemein abgelehnt), und es steht auch nirgends bei ihm, wohl aber bei Gottfried in der erwähnten litterarischen Erörterung. Ich setze beide Stellen neben einander und sperre durch den Druck da, wo ich wörtliche Anklänge sehe.

von Veldeken Heinrich  
4725 der sprach ûz vollen sinnen.  
wie wol sang er von minnen!  
wie schöne er sinen sin besneit!

er impfete daz êrste rîs  
in tiutscher zungen:  
dâ von sit este ersprungen,  
von den die bluomen kâmen,

4740 dâ sî die spæhe ûz nâmen  
der meisterlichen fûnde;  
und ist diu selbe kûnde  
sô witen gebreitet,  
sô manege wîs zeleitet,

4745 daz alle, die nu sprechent,  
daz die den wunsch dâ brechent  
von bluomen und von risen  
an worten und an wîsen.

Trist. 4724 ff.

hêr Heinrich von Veldeke sinen boum  
mit kunst gein iuerm arde maz:  
20 het er uns dô bescheiden baz,  
wie man iuch sûle behalten!  
er hat herdan gespalten,  
wie man iuch sôl erwerben.  
von tumpheit muoz verderben  
maneges tôren hôher funt.

Parz. 292, 18 ff.

Wolfram meint wohl bei Veldeke die Geschichte der Dido und vor allem auch die Reflexionen, in denen sich Lavinias Mutter der Tochter gegenüber in Bezug auf das Wesen der Minne ergeht und in denen auch nur das Auftreten und die Gewalt der Minne geschildert wird.<sup>1)</sup> Unter Veldekes Einfluß ist auch die ganze Reflexion über die Minne zu stande gekommen, worauf schon Behaghel (En. CCXVI) aufmerksam macht, aber von Gottfried beeinflusst ist wohl der Gebrauch des bei jenem an reflektierenden Stellen so beliebten Vierzeilers (eine Minne-reflexion Gottfrieds Trist. 12187 ff.) und vor allem die Verwendung des Bildes vom Baum der Kunst. Wolfram erkennt Veldekes Bedeutung an, aber er opponiert doch, mehr scherzhaft, gegen die Art, wie Gottfried Veldeke als Muster aufgestellt (*wie wol sang er von minnen* und *wie schöne er sinen sin besneit*) und die Meinung ausgesprochen hatte, daß

<sup>1)</sup> Vgl. z B. En. 9846 ~ Parz. 291, 9 ff. und 292, 29 f.; Behaghel (En. CCXVI) erinnert noch an Parz. 292, 7 ff. ~ En. 10249.

alle Nachfolger die Feinheit ihrer „meisterlichen Fünde“ von seinem Baum entlehnten. Ohne Gottfried zu nennen macht er Opposition: ‚der von dir so gelobte Veldeke, er hat auch nur über das Entstehen der Minne geredet und hat leider einen wichtigen, ja den wichtigsten Punkt fortgelassen, nämlich wie man sie festhalten kann.‘

Es liegt in Wolframs Art, daß er gern an Stellen, wo er litterarische und persönliche Anspielungen macht, sich nicht mit einer begnügt, sondern daß ihm dabei noch anderes, ähnliches in den Sinn kommt, was er denn auch gleich verwertet. Die verdeckten und offenen Anspielungen finden sich bei ihm meistens nesterweis, so z. B. Parz. 399, 11 (Veldeke); 401, 6 (Erec); 404, 1 (Heitstein); 404, 28 (Veldeke) und 419, 12 (Veldeke); 420, 26 (Nibelungen); 421, 13 (Heldensage). So scheint mir auch an unsrer Stelle in den voraufgehenden Versen auf Tristan und Isolde, wie Hartmanns Gregorius angespielt zu sein (vgl. schon Martin zu 291, 22 und 27). Es heisst dort :

ir (Frau Minne) zucket manegem wibe ir pris,  
unt rât ir sippiu âmis.  
und daz manec hêrre an sinem man  
von iuwerr kraft hât missetân,  
unt der friunt an sime gesellen  
unt der man an sime hêrren.

Parz. 291, 21.<sup>1)</sup>

Auch an einer andern Stelle des Parzival, wo Wolfram Hartmanns Iwein erwähnt und Frau Lunete tadelnd nennt, meine ich in den darauf folgenden Versen eine stillschweigende Verurteilung von Gottfrieds Heldin Isolde zu lesen :

swelch wip nû durch geselleschaft  
verbirt, und durch ir zûhte kraft,  
pfihte an vremder minne.  
als ich michs versinne.  
læt siz bi ir mannes leben,  
dem wart an ir der wunsch gegeben.  
kein beiten stêt ir alsô wol :  
daz erziuge ich, ob ich sol.

Parz. 436. 11.

Als der tunbe Parzival in Torenkleidung an den Artushof kommt, apostrophiert Wolfram Hartmann von Aue folgendermaßen :

<sup>1)</sup> Was heisst *diu* (die Minne) *stiez uf in ir krefte ris*? Die bisherigen Erklärungen, die bei Martin zusammengestellt sind, genügen nicht. Sollte es nicht bedeuten können, sie pflropfte auf ihn den Zweig ihrer Macht auf? Parz. 221, 26 f. kann nicht dagegen sprechen. Wenn die Erklärung Recht hat, ist Wolfram das Bild unter Gottfrieds Einfluss (*er impfete daz êrste ris*) in den Sinn gekommen. — Zu bemerken ist, daß Wolfram die bei Gottfried beliebten Vierzeiler verwendet.



min hêr Hartmann von Ouwe,  
 frou Ginovêr iuwer frouwe  
 und iuwer hêrre der kûnc Artûs,  
 den kumt ein min gast ze hûs.  
 bitet hûeten sîn vor spotte.  
 ern ist gîge noch du rotte :  
 si sulen ein ander gampel nemn :  
 daz lâzen sich durch zuht gezemn.  
 anders iuwer frou Enide  
 unt ir muoter Karsnafide  
 werdent durch die mûl gezûcket  
 und ir lop gebrûcket.  
 sol ich den munt mit spotte zern,  
 ich wil minen friunt mit spotte wern.

Parz. 143, 21 ff.

alsolhes spottes wart dâ vil  
 getriben über den palas.  
 der arme truhsæze was  
 ir gîge unde ir rotte ;  
 si triben in mit spotte  
 umbe und umbe als einen bal.  
 dâ wart von spotte michel schal.  
 Tristan 11362 ff.

Wolfram hat hier zugleich Entlehnungen aus dem Tristan gemacht, wie die daneben stehenden Übereinstimmungen beweisen (vgl. auch Parz. 143, 27 : Trist. 11366 f.), und er zielt damit deutlich auf einen andern, dessen Ideal Hartmann von Aue war, wie er öffentlich ausgesprochen hatte. Wenn nun in ganz ähnlicher Weise Wolfram gleich darauf von Parzival sagt :

in zôch nehein Curvenâl :  
 er kunde kurtôsie niht,  
 als ungevarnem man geschiht,

so wird dies wohl nicht auf Eilhards, sondern auf Gottfrieds Tristan zu beziehen sein.

Eine ähnliche Opposition, wie oben, wo neben Hartmann, der genannt ist, doch Gottfried deutlich mitgemeint wird, scheint mir in der Selbstverteidigung, die zwischen dem zweiten und dritten Buch eingeschaltet ist, vorzuliegen. Hier wird keine der Persönlichkeiten namhaft gemacht, gegen die sich Wolfram wendet, aber man hat Reinmar von Hagenau und Hartmann von Aue deutlich erkannt. Ihnen scheint sich mir auch Gottfried zuzugesellen. Die Verse

ich solt iu fürbaz reichen  
 an disem mære unkundiu wort.  
 .....  
 swer des von mir geruoche,  
 dern zels ze keinem buoche.

beziehe ich auf Gottfrieds Vorwürfe Tristan 4681 ff. (vgl. Parz. 115, 8 ~ Tristan 4684 f.) und erst das Folgende ist auf Hartmann gemünzt, der in den Anfängen des Iwein und Gregorius seine Gelehrsamkeit betont hatte.

Die Stellen, an denen Wolfram im Parzival auf Gottfried anspielt, sind über verschiedene Bücher zerstreut ; sie finden sich, abgesehen von

der eingeschobenen Selbstverteidigung, in Buch III, VI, IX. Also schon in den am frühesten verfaßten Büchern des Parzival hat Wolfram den Tristan Gottfrieds gekannt. Aber was hat denn Gottfried vorgelegen und ihm das Material zu seinem Urteil gegeben? Wir werden annehmen müssen, daß Wolfram diese Bemerkungen erst bei einer zweiten Ausgabe anfügte, und daß Gottfried die erste Ausgabe vorlag, als er in seinem Tristan Wolfram angriff. Wie viel genau er gekannt hat, das wird kaum mit Sicherheit festzustellen sein. Nimmt man, was ich für wahrscheinlich halte, an, daß die Stelle im Tristan 7939 ff. sich gegen Parz. 481, 6 ff. (Buch IX) wendet, so muß man es wohl als sehr möglich hinstellen, daß Gottfried mindestens Parz. Buch I—IX vorlag und daß er auf Grund dieser Kenntnis die oft erwähnte litterarische Kritik Wolframs schrieb, gegen die meines Erachtens sich Wolfram an den verschiedenen vorhin erwähnten und andern noch zu nennenden Stellen und vor allem auch in seiner Einleitung gewandt hat.

Um aber sicheren Boden unter den Füßen zu gewinnen, müssen wir noch mit einigen Worten auf die Interpretation der litterarischen Stelle eingehen. Schon seit langen Jahren war es meine Überzeugung, daß die gewöhnliche Erklärung von Tristan 4663 ff. falsch sei, und ich glaubte hier mit Sicherheit Vorwürfe, die aus dem Leben und Treiben, wie der Sprache der Gauner entlehnt waren, wiederzuerkennen. Bei einer Unterhaltung, die ich mit K. Burdach Januar 1905 in Berlin hatte und wo ich ihm davon berichtete, machte dieser mich auf seinen mir unbekannt gebliebenen Aufsatz ‚Der mythische und der geschichtliche Walther‘ (D. Rundschau 29 [1902]) aufmerksam, wo er S. 253 ff. einen großen Teil des auch von mir Gefundenen schon veröffentlicht hatte. Ich betone dies Zusammentreffen vor allem deshalb, weil seine Zufälligkeit doch dem ganzen eine erhöhte Wahrscheinlichkeit gibt.

Gottfried apostrophiert 4663 ff. den bekämpften Ungenannten :

vindære wilder mære,  
der mære wildenære,  
die mit den ketenen liegent  
und stumpfe sinne triegent,  
die golt von swachen sachen  
den kinden kunnen machen  
und ûz der bühsen giezen  
stoubine<sup>1)</sup> mergriezen :  
die bernt uns mit dem stocke schate.  
niht mit dem grünen meienplate,  
mit zwigen noch mit esten.

---

<sup>1)</sup> *stoubegen* M, *stoubigen* B, *stuwigen* E. Alle übrigen hdschl. Lesarten weisen auf *stoubine* zurück.

Wer die sind, die mit den Ketten lügen, darüber hat man nur Unbefriedigendes zu sagen gewußt. Das Richtige ist, daß, was auch Burdach hervorhebt, an Gaunerklassen zu denken ist, die im *Liber Vagatorum* von 1510 (Kluge, D. Gaunersprache 1, 39) *Loßner* genannt und so geschildert werden: *das sind betler, die sprechem, sie seien VI oder VII jar gefangen gelegen, vnd tragen der ketten mit ynen, darin sie gefangen sind gelegen.* Ähnlich sind die *Vopper*, die *lassen sich an ysin ketten führen, als ob sy unsinnig weren* (l. c. S. 46; vergl. auch die *Sündreger* S. 48). Aber auch die zur Täuschung Einfältiger Gold aus geringwertigen Metallen fälschen oder von Erde gemachte Perlen aus der Büchse, in der sie aufbewahrt werden, herausrollen lassen, sind bei den Gaunern nachzuweisen. Es wird im *Liber Vagatorum* folgender Gaunertrick geschildert (Kluge, D. Gaunersprache 1, 52): *Item Es sind auch etlich ruder den vorgeantent, wan sie inn die dörffer kummen so haben sie fingerlin von kunterfei gemacht, vnd beschyssen ein fingerlin mit kot und sprechen dann sie haben es funden ob einer das kauffen wöll, so went dan ein einfaltige hützin es sy silber end kennen es nit, vnd gibt im VI pfennig oder mer dar vmb, da mit würt sie dann betrogen, des selben gleichen pater noster oder andere Zeichen, die sy ruder den mentlen tragen, die heissen wittner.*

Die Lesart *stoubege*, die noch besser zu dem ganzen Verfahren passen würde, wird durch die handschriftliche Überlieferung, wie es scheint, nicht als die richtige erwiesen. *Wittner* heißt diese Gaunerart. mhd. *wildenare*: sie sind Leute, die *wildez* als *zam* ausgeben. Und das gleiche wird Wolfram von Gottfried vorgeworfen: Erfindern wilder, seltsamer, unechter, falscher Geschichten, Verfälschern der Erzählungen und Gaunern, die das Publikum täuschen mit falschen Waren, wird er gleichgestellt. Die welche das tun, geben uns kein tiefes, noch nachhaltiges Ergötzen. Ihre Dunkelheit wird hervorgehoben, und daß man die Glosse in den „schwarzen Büchern“ suchen müsse, führt uns ebenfalls in das Milieu der Gauner hinein.

Was Wunder, wenn Wolfram über diese Art der Polemik in den Harnisch geriet und nun auch in seiner Einleitung derb zupackte: Dunkelheit, Verschrobenheit, Stillosigkeit, Fälschung des Überlieferten und Täuschung des Publikums hatte Gottfried ihm vorgeworfen. Und auf diese Vorwürfe geht er an den verschiedenen Stellen seiner Dichtung ein; vor allem in der Einleitung zum Parzival, auf die ich in Kürze deshalb noch eingehen muß.<sup>1)</sup>

<sup>1)</sup> Ich gehe hier absichtlich nicht polemisierend auf abweichende Ansichten anderer ein, sondern gebe nur dem Zwecke entsprechend das nach meiner Meinung richtige in positiven Aufstellungen.



In ihren ersten vierzehn Versen stellt Wolfram das Thema seiner Dichtung auf und ich bin mit Nolte (Der Eingang des Parzival [Marburg 1900] S. 49 f.) der Ansicht, daß der hier herrschende ruhige Ton sich von dem folgenden lebhaften, polemischen Teile (1, 15—4, 8) so abhebt, daß es höchst wahrscheinlich wird, Wolfram habe beides nicht hinter einander gedichtet, sondern den ersten Abschnitt schon einer früheren Ausgabe seines Werkes, die vor den Tristan fallen würde, vorgesetzt. Daß die Abschnitte auch zahlenmäßig gut stimmen (1, 1—14; 4, 9—26 = 32 Verse), scheint mir als ergänzend nicht ganz gleichgültig trotz Leitzmanns heftiger Opposition (Zs. fd Ph. 35, 137).

In diesen ersten vierzehn Versen erscheint mir alles klar, wenn man einen bisher übersehenen Punkt noch beachtet: *nächgebüre* bezeichnet ein dauerndes Verhältnis und ist gleichbedeutend mit *geselle*, was der jüngere Titul, der meines Erachtens immer noch mehr als bisher zur Einzelerklärung heranzuziehen ist, noch deutlicher ausdrückt durch den Zusatz *ih die lenge* (22, 1). Es ist hier die Charakteranlage gemeint (vgl. Bötticher Herrigs Archiv 107 [1901], 140) und es drückt fast das gleiche aus, wie der Bibelspruch Jakobi 1, 8: *Vir duplex animo inconstans est in omnibus viis suis*. Der *zwivel* (dessen Bedeutung mir Nolte nach dem Vorgange anderer endgültig richtig bestimmt zu haben scheint), der dauernd in dem Herzen Wurzel gefaßt hat, führt zur Hölle. Wo sich aber unablässig strebender, zielsicherer Sinn (Leitzmann Zs. fd Ph. 35, 132, wo weitere Litteratur) schwarz und weiß absetzt, da ist zugleich Schmach und Zierde. Auch hier handelt es sich bei dem *parieren* nur um ein gelegentliches Herantreten an eine anders geartete Grundlage. Der Gegensatz wäre ein *verzaget mannes muot*, der sich *parieret*, der dann in die Hölle kommen würde, weil hier die ständige Grundlage das Schlechte wäre. Der Geselle des Wankes (eine dauernde Verbindung wird ausgedrückt!) ist schwarz, der dem stäte Gedanken eignen weiß. Drei Kategorien: die im Charakter unstäten, von *zwivel* erfüllten (1, 1 f.; 1, 10 ff.), die im Charakter ganz stäten (1, 13 f.), die deren Charakteranlage gut ist, aber an die im Laufe des Lebens *unstate*, *untriuwe*, *wanc* herantreten kann. Das ist bei Parzival der Fall, als er *untriuwe* gegen Gott begeht (462, 18 f.) und ihm absagt (332, 1 ff.). Die *state* bewährt er aber im Verhältnis zu seiner Gattin und der stäte Charakter hilft ihm die *untriuwe*, den *wanc* zu überwinden.

Diese einleitenden Bemerkungen waren offenbar als dunkel und verschroben angegriffen worden, so daß sich Wolfram in einem ersten Teile (1, 15—2, 5) zu den Angreifern, die er als *tumbe liute* bezeichnet, wendet, während er in dem zweiten (2, 5—2, 22) zugibt, daß auch eine Ergänzung für *wise liute* noch am Platze sei (vgl. Parz. 399, 4 *min wisser und min tumber*). Dies fliegende Gleichnis (absichtlich doppelte

Bedeutung: fliegend, rasch beweglich und Vogelgleichnis) ist einfältigen Leuten gar zu schnell, sie vermögen es nicht mit ihren Gedanken zu fassen, denn es bewegt sich hin und her wie ein aufgescheuchter Hase. Für die folgenden strittigen Verse ist etwa zu ergänzen ‚Es liegt diese Unklarheit und Unsicherheit im Wesen des Bildes‘: ein Spiegel und die Träume des Blinden (formelhaft, vergl. Walther 122, 24 ff., Singenberg Schweiz. MS. 51, 11 und 23 No. 30, Hardegger HMS. 2, 135 Str. 4) geben nur ein ungenaues und flüchtiges Bild und gewähren deshalb nur kurze Freude. Darum macht mir der, der das tadelt, ungerechte und grundlose Vorwürfe, die mich nicht treffen. Fürchte ich mich davor, so bin ich gerade so klug als wenn ich Treue da finden will, wo es ihre Art ist zu verschwinden, wie Feuer im Brunnen und Tau in der Sonne.

Dunkelheit und Schwerfaßbarkeit liegen im Wesen des Bildes, meint Wolfram und beweist es durch den Spiegel und den Traum des Blinden. Darum kann ihm, wie er denkt, deshalb kein Vorwurf treffen. Für diese Interpretation spricht die im jüngeren Titurel (47, 1 ff.) stehende Formulierung:

Ein glas mit zin vergozzen	vnd treume des blinden triegent,
Hat ieman des verdrozzen	sô wundert mich niht ob die gein mir kriegent.

Diese Bemerkungen Wolframs richten sich, wie schon Rieger (a. a. O.) meint, gegen Gottfrieds Kritik (daß es eine persönliche Abwehr ist, dafür könnte auch der Gebrauch der ersten Person 2, 26 ff. sprechen), und mir scheint sogar in 2, 1 f. noch eine ganz besonders bissige Bemerkung zu liegen, die sich etwa gegen die mangelnde *truue* von Gottfrieds Helden und Heldin richtet.

Im Folgenden wendet sich Wolfram an die Weisen und erkennt offenbar einen Teil von Gottfrieds Polemik als berechtigt an, für welche Beziehung auch der jüngere Titurel eintritt, wenn er Str. 33, 4 sagt:

Durch sinnericher lere muoz ich die wilden mer zam hie stellen.

Wolfram zeigt uns, daß positiv und negativ (*vliehen unde jagen* formelhaft vergl. Zs. f. d. A. 13, 175, Haupt zu Neidh. XLI, 12 und Fenis Schweiz. MS. 7, 7 Nr. 5) die Erzählung gute Lehren giebt. Wer sich auf alles versteht, weder durch falsches Unterlassen noch Tun, noch überhaupt sonst unrichtig handelt, an dem hat Frau Witze ihr Meisterstück gemacht. Dagegen führt ein falscher Charakter in die Hölle und ist auch eine Vernichtung alles Adels, aller Tüchtigkeit (*falsch gesellelicher muot* 2, 17 = eine der Falschheit gesellig verbundene Gesinnung; vergl. *der unstate geselle* 1, 10). Seine (vorgegebene, scheinbare) Treue versagt, verschwindet bei der ersten Gelegenheit, wo sie sich bewähren soll. Das ist der Sinn der dunklen Stelle. Und dieser Sinn

paßt hier vortrefflich: Wie bei dem, der *unverzageten mannes muot* besitzt, auch ein *parieren mit unstate* nicht ewig schadet, sondern überwunden wird, so kann hier umgekehrt ein innerlich falscher *muot* die Treue, mit der er sich pariert hat, nicht halten; bei der Probe versagt sie.

Soweit ist hier von Männern die Rede. Der folgende Teil (2, 23 bis 3, 24) handelt von Frauen, während in den bisherigen Distinktionen (unrichtig hier Nolte!) von Männern geredet war. Hier wird ein Ideal für Frauen aufgestellt (vergl. ähnlich Parz. 319, 4). Parallel mit 2, 20 ff. steht die Bemerkung, daß das falsche Lob der Frauen keine Dauer habe.

Im Folgenden scheint mir eine direkte Bekämpfung von Gottfrieds Heldin und ein Rechtfertigen seines eignen Verfahrens vorzuliegen, zum Teil mit von Gottfried verwendeten Ausdrücken und Bildern:

manec wibes schœne an lobe ist breit:	wir haben ein böse conterfeit (falsche
ist dâ daz herze conterfeit,	in daz vingerlin geleit [Minne]
die lob ich als ich solde	und triegen uns dâ selbe mite.
daz safer ime golde.	Trist. 12309 ff.

Parz. 3. 11 ff.<sup>1)</sup>

Wolfram will nicht Schönheit ausschließlich bewundern, sondern er schätzt höher echte Weiblichkeit (*edeln rubîn*), wenn sie auch nicht eine so schöne Außenseite hat.<sup>2)</sup>

In dem sich dann anschließenden Teile geht Wolfram näher auf das Thema seiner Dichtung ein und charakterisiert sie. Er hebt die Schwierigkeit der Aufgabe hervor, indem er zugleich damit auf eine Stelle in Gottfrieds Tristan, ihn ironisch verhöhrend (4, 5), anspielt. Der Passus steht in der Einleitung der litterarischen Stelle.

nu lât mîn eines wesen drî,	ob ich der sinne hæte
der ieslicher sunder phlege	zweleve, der ich einen hân,
daz mîner künste widerwege:	mit den ich umbe solte gân,
dar zuo gehôrte wilder funt <sup>3)</sup>	und wære daz gefüege.
op si iu gerne tæten kunt	daz ich zwelf zungen trüege
daz ich iu eine künden wil.	in mîn eines munde,
si heten arbeite vil.	der iegelichiu kunde
Parz. 4, 2 ff.	sprechen. also ich sprechen kan,
	ine wiste, wie gevâhen an u. s. w.
	Trist. 4602 ff.

Mit Absicht sind wir erst über die weitgehenden und wichtigen Folgerungen hinweggegangen, die sich aus der Kritik Gottfrieds ziehen lassen. Wir wollen dies jetzt nachholen. Wie wir sahen, warf Gottfried

<sup>1)</sup> Vergl. Landegg Schweiz. MS. 237, 21, Litschauwer HMS. 2, 386a.

<sup>2)</sup> Ich interpungire etwas anders als Lachmann: Punkt nach 3, 18. Die Klammern bei 3, 19 fallen fort, und ein Komma tritt an den Schluß der Zeile, während nach 3, 20 ein Punkt zu stehen hat.

<sup>3)</sup> Vergl. *wildiu mære* 503, 1.



Wolfram vor allem vor, daß er seinem Publikum gefälschte und unechte Geschichten als wahr verkaufe. Und wir werden sicherlich diesem Ausspruch eines litterarisch versierten Dichters, wie Gottfried, der auch in der französischen Litteratur zu Hause war, Beachtung schenken müssen. Hier spricht also ein Zeitgenosse Wolfram von Eschenbach die Richtigkeit seiner Erzählungen ab und scheint sie als erfunden und von der Überlieferung abweichend hin zu stellen. Gottfried hat offenbar bemerkt, daß Wolframs Erzählung über Chrestien hinausgeht und zum Teil freie Erfindung darstellt. Es scheint mir dies ein nicht unwichtiges Argument gegen die Existenz Kyots zu sein.

Wir werden uns weiter die Frage vorlegen dürfen, ob nicht die merkwürdige, an bestimmte Tristanstellen anklingende Art, in der Wolfram von Kyot und der Auffindung der Graldichtung spricht, direkt unter dem Einfluß Gottfrieds zu stande gekommen ist. Ob es nicht eine ironische Verspottung Gottfrieds, indem er die ganze tolle Geschichte über das Gralbuch ausheckt, und zugleich doch eine Beschwichtigung des großen Publikums war, das auf die durch eine Quelle bezeugte Authentizität Wert legte, die Wolfram damit beabsichtigte?

Wolfram sagt:

Swer mich dâvon ê frâgte  
unt drumbe mit mir bâgte,  
ob ichs im niht sagte,  
unprîs der dran bejagte.

Parz. 453, 1 ff.

Kyot der meister wis  
diz mære begunde suochen  
in latinschen buochen.

er las der lande chrônica  
ze Britâne und anderswâ,  
ze Francriche unt in Îrlant:  
ze Anschouwe er diu mære vant.

Parz. 455, 2.

Vgl. 827. 1 ff.

sine sprâchen in der rihte niht,  
als Thômas von Britanje giht,  
der âventiure meister was  
und an britûnschen buochen las  
aller der lanthêrren leben  
und ez uns ze kûnde hât gegeben.  
Als der von Tristande seit,  
die rihte und die wârheit  
begunde ich sere suochen  
in beider hande buochen  
walschen und latinen,  
und begunde mich des pinen,  
daz ich in siner rihte  
rihte dise tihte.

Tristan 149 ff.

Noch einmal im Willehalm ist Wolfram auf Gottfrieds Angriffe zurückgekommen, denn ihn meint er wohl, obgleich er ihn nicht nennt, wenn er dort (4, 19 ff.) sagt:

ich Wolfram von Eschenbach.  
swaz ich von Parzivâl gesprach  
des sîn âventiur mich wiste,  
etslich man daz priste:  
ir was ouch vil, diez smæhten  
und baz ir rede wæhten.

Auch hier wieder betont Wolfram speziell noch seine Quellentreue (*des sîn âventiure mich wiste*). Lustig spottend weist er an einer andern

Stelle den Vorwurf der Dunkelheit seiner Geschichten und der Unbehilflichkeit seiner Darstellung zurück, indem er zugleich offenbar Gottfried ebenso wie in der Einleitung zum Parzival als *tump* bezeichnet:

Herbergen ist loschiern genant.  
 sô vil hân ich der sprâche erkant.  
 ein ungefüeger Tschampâneys  
 kunde vil baz franzeys  
 dann ich, swiech franzoys spreche.  
 seht waz ich an den reche,  
 den ich diz mære diuten sol:  
 den zæme ein tiutschiu sprâche wol:  
 mîn tiutsch ist etswâ doch sô krump,  
 er mac mir lihte sîn ze tump  
 den ichs niht gâhs bescheide:  
 dâ sûme wir uns beide.

Wh. 237, 3 ff.

In Gottfried erkannte Wolfram offenbar einen ihm gewachsenen und gefährlichen Gegner, daher die Schärfe und Bitterkeit des ohne Namensnennung geführten Kampfes. Eine ganz andere Stellung nimmt Wolfram zu Hartmann von Aue ein. Wo er ihn nennt, behandelt er ihn etwas von oben herunter und traktiert ihn mit gutmütigem Spott (Parz. 143, 21; 826, 28). Er zieht ihn auf wegen seiner Eitelkeit auf seine gelehrte Bildung (Parz. 115, 27) und bekämpft seine lockere Anschauung über das Herzensverhältnis zwischen den Gatten, wie sie im Rat der Lunete zur Geltung kommt (Parz. 253, 10 ff.; 436, 5 ff.). Mehrfach aber trifft er Hartmann nur deshalb, weil ihn Gottfried als den ersten der Epiker gepriesen hatte. Öfters auch zitiert er ihn bloß (Parz. 401, 8 ff.; 583, 26 ff.).

Anerkennender steht er zu Veldeke, obwohl er auch hier — zum Teil wieder in versteckter Polemik gegen Gottfried — dies und das aussetzen hat (Parz. 292, 18 ff.). Im Ganzen aber spricht Wolfram rühmend von ihm und lobt seine große Kunst (Parz. 404, 29; Wh. 76, 25; 415, 7 ff.; vergl. Behaghel En. CCXVI ff.). Er benutzt die Eneide öfters (Parz. 399, 11; 419, 11; 481, 30; 504, 25; 589, 8 und 14; 590, 7 ff. und 592, 1 ff.; 767, 2 ff.; Wh. 229, 27).<sup>1)</sup> Seine Kenntnis der Eneide verrät er erst vom VI. Buch des Parzival an. An einer Stelle scheint er noch gegen Veldekes äußerliche Anschauung von der Minne zu opponieren und im Wortlaut unter dem Einfluß der Eneide zu stehen, was in der Hauptsache schon Behaghel (En. CCXVII f.) bemerkt hat:

Manec mîn meister sprichet sô,	der minnen got Cupidô
daz Amor unt Cupidô	end Âmôr sîn broeder
unt der zweier muoter Vênus	end Vênus sîn moeder,
den liuten minne gebn alsus,	die hân mich onsachte gewont.

En. 10156.

<sup>1)</sup> Ist das Bild vom *wâpen* der Minne (Parz. 130. 4) von Veldeke (En. 9841) angeregt?

mit geschôze und mit fiure.  
 diu minne ist ungehiure.  
 swem herzenlichiu triuwe ist bî,  
 der wirt nimmer minne frî,  
 mit freude, etswenn mit riuwe.  
 reht minne ist wâriu triuwe.  
 Cupîdô, dîn strâle  
 mîn misset zallem mâle:  
 als tuot des hêrn Amôres gêr.  
 sît ir zwêne ob minnen hêr.  
 unt Vênus mit ir vackeln heiz.  
 umb solhen kumber ich niht weiz.  
 sol ich der wâren minne jehn,  
 diu muoz durch triuwe mir geschehn.

Parz. 532, 1 ff.

Weiter vgl. noch Wh. 24, 5 und 25, 14.

der hêre Ámor hát mich geskoten  
 met den guldînen gêre.  
 des moet ich quelen sêre.  
 end moet et koupen dûre  
 met den heiten fûre  
 brennet mich frouwe Vênus.

En. 10110.

sint her (Dido) Vênus die strâle  
 in dat herte geskôt,  
 si leit ongemac grôt,  
 die mâre frouwe Didô.  
 doe quam der hêre Cûpîdô  
 met sînre vackeln dar toe.

En. 860 ff.

Vgl. 808 f.; 11060 ff.; 11078 ff.

Gegen die Minnesänger hat Wolfram manches einzuwenden (Parz. 115, 13 f.; 587, 7) und speziell Reinmar von Hagenau verfolgt er mit leichtem Spotte. Schon L. Grimm (Wolfram von Eschenbach und die Zeitgenossen I. *Diss. Leipzig 1897*) hat S. 22 ff. auf ein paar Fälle hingewiesen, bei denen ich allerdings im Gegensatz zu Grimm überall Wolfram den Spott über ihm bekannte Stellen Reinmars zuweisen möchte. Möglich aber nicht sicher liegt eine Beziehung zwischen Parz. 188, 20 ff. und MF. 164, 21 ff. vor, wo von der Stummheit der Liebenden bei ihrem Zusammensein die Rede ist. Wahrscheinlicher schon ist eine Beziehung von Parz. 127, 26 ff. und 131, 19 zu MF. 172, 9 ff. und 181, 11 f.

swâ du guotes wibes vingerlîn  
 mügest erwerben und ir gruoze  
 daz nim.

diu frouwe was mit wibes wer:  
 ir was sîn kraft ein ganzes her.

Parzival.

weiz got, wibes vingerlîn  
 daz sol niht sanfte nû zerwerben sîn.

niemer wirde ich âne wer:  
 bestât er mich, in dunkt mîn eines lîp  
 [ein ganzes her.

Reinmar.

Die realistische Ausdeutung eines poetischen Bildes zeigt sich Parz. 584, 12 ff., wo offenbar Reinmars Gedicht MF. 194, 21 ff., das übrigens auch noch HMS. 1, 338 nachgeahmt ist, zu Grunde liegt:

Orgelûse dringt in Gawâns Herz:

wie kom daz sich dâ verbare  
 sô grôz wîp in sô kleiner stât?  
 si kom einen engen pfât  
 in Gâwânes herze,  
 daz aller sîn smerze  
 von disem kumber gar verswant.  
 ez was iedoch ein kurzîu want.  
 dâ sô lanc wîp inne saz,  
 der mit triuwen nie vergaz

ein minneclîchez wunder dô geschach:  
 si gie mir alse sanfte dur mîn ougen  
 daz si sich in der enge niene stiez.  
 in mînem herzen si sich nider liez:  
 dâ trage ich noch die werden inne tougen.

Lâ stân, lâ stân! waz tuost du, sælic wîp,  
 daz du mich heimesuochest an der stat  
 dar sô gewalteclîche wibes lîp



sîn dienstlichez wachen.  
niemen sol des lachen,  
daz alsus werlichen man  
ein wîp entschumpfieren kan.

mit starker heimesuoche nie getrat?  
genâde, frouwe! ich mac dir niht gestrîten.

Stosch (Zs. fdA. 27, 317 f.) hat darauf hingewiesen, daß eine Stelle in der Selbstverteidigung Wolframs,

sîn lop hinket ame spat.  
swer allen frouwen sprichet mat  
durch sîn eines frouwen

(Parz. 115, 5 ff.), gegen Reinmar (MF. 159, 9 ff.) gerichtet ist. Ähnlich spricht sich Gottfried über Isolde aus (Trist. S291 ff.), wo er es aber ablehnt, durch ihr Lob andere Frauen zu erniedrigen:

daz si alle lobes von wiben sagent,  
swaz si mit lobe ze mæren tragent,  
deist allez hie wider ein niht.

mit ir enist kein ander wîp  
erleschet noch gewachtet,  
als maneger mære machet u. s. w.

Vergl. Parz. 338, 8 ff.

Auch Walther von der Vogelweide hat jene Reinmarstelle aufgegriffen und bekämpft (111, 23 f.), wogegen Reinmar MF. 197, 3 repliziert.

Hier, wie mitunter auch sonst (Parz. 297, 24 ff.) weiß sich Wolfram mit Walther eins, aber auch sie beide hat der Gegensatz der Kunstanschauungen in Polemik verwickelt, die Burdach (a. a. O.) scharfsinnig im Einzelnen verfolgt hat. Auch hier ein Hin und Her. Wolfram, ganz Ritter, sieht auf Walther, den wandernden Spielmann und Minnesänger, etwas herab und dieser fühlt sich ihm an modischer Feinheit der Kunst überlegen. So hat, wie Burdach (D. Rundschau 29 [1902], 246 ff.) meint, Wolfram Parz. 294, 21 angefangen, sich an Walther (40, 19 ff.) zu reiben (vergl. Haupt zu Neidhard 77, 25). Dieser hat mit einer Anspielung in dem Spruch 20, 4 ff. geantwortet und Wolfram hat das verächtlich hingeworfene *kemphe* dann Parz. 115, 3 lobend aufgenommen (vergl. Neidh. 73, 21 f., worauf Stosch a. a. O. hinweist). Er hat den schmachtenden Minnesänger in der Parodie auf den Spruch vom Spießbraten (17, 11 ff.) von neuem im Willehalm 286, 19 ff. verspottet. Dagegen vermag ich zu meinem Bedauern aus verschiedenen Gründen Burdach nicht beizustimmen, wenn er in der Stelle Wh. 136, 7 ff. eine Anspielung auf Walthers Spruch von dem Wasser, womit er in Tegernsee bewirtet war, sieht.<sup>1)</sup>

<sup>1)</sup> Steht das Bild, das einen Mann als *der minnen insigel* bezeichnet, bei Wolfram: 585, 21 und Walther 82, 5 in näherer Beziehung?

Wie über Reinmar und Walther, so spottet Wolfram auch über Neidhart von Reuental im Willehalm, indem er, seine Manier witzig tadelnd, bemerkt:

man muoz des sime swerte jeben,  
het ez hêr Nîhart gesehen  
über sinen geubûhel tragen,  
er begundez sinen friunden klagen.

Auch die Dichtungen der Heldensage, voran das Nibelungenlied (Parz. 420, 25 ff.; 421, 5 ff.) benutzt er, um spöttlich in seiner Dichtung zu charakterisieren und macht daneben aber auch gelegentlich Anspielungen auf andere Dichtungen der Heldensage (Parz. 420, 22; 421, 23 ff.; Wh. 139, 16 ff.; 384, 18 ff.)

Das Wichtige und Interessante bei all diesen Anspielungen ist nicht so sehr die genaue Litteraturkenntnis des Dichters, sondern der überraschende Einblick, den wir in die Bildung seines Publikums, der feinen höfischen Gesellschaft, erhalten. Die eben erwähnten Anspielungen und gewiß noch zahlreiche andere, die wir nicht mehr erkennen, müssen trotz den vielfach nur leichten Anklängen von den Zuhörern sofort in ihren Beziehungen verstanden sein, da sonst der Witz vollständig versagt hätte. Welch eine Tiefe und Weite der litterarischen Bildung, Welch eine Feinheit des Verständnisses und Leichtigkeit der Auffassung, Welch eine Abrundung und Gleichmäßigkeit der Bildung in diesen höfischen Kreisen setzt das alles voraus! In der Tat eine hohe geistige Kultur, die an den litterarisch interessierten größeren und kleineren Höfen und in der feinen ritterlichen Gesellschaft vorhanden gewesen sein muß, und ein hochentwickeltes künstlerisches Gefühl, das vom Inhalt abgesehen, auch die reine Form als solche zu schätzen wußte, wenn ja dies gerade in der Lyrik dann auch zu Übertreibungen führte. Nicht ganz gleichmäßig in ihrer Geschmacksrichtung und Ausbildung, aber überall doch vertraut mit den bedeutendsten litterarischen Erscheinungen, so daß die Dichter jener Tage — eine wichtige Tatsache und eine Vorbedingung künstlerischer Wirkung! — auf ein hochentwickeltes und meist geistig interessiertes Publikum zählen konnten. Daß der Geschmack der Zeit vielfach auseinander ging, zeigen uns die bald mehr, bald minder deutlich hervortretenden Fehden der Dichter, und daß gerade eine als Mensch und Künstler so extrem und individualistisch angelegte Persönlichkeit wie Wolfram von Eschenbach aktiv und passiv eine entschiedene Stellungnahme in künstlerischen Fragen ganz besonders herausforderte, das ist leicht verständlich, und das haben uns auch die vorstehenden Seiten gelehrt.

Basel, im September 1906.

## Elterliche Teilung.

Von

Ernst Rabel.

---

Der französische Code civil art. 1075—1080 faßt unter dem Namen der *partages faits par père, mère ou autres ascendants entre leurs descendants* einige Rechtsgeschäfte zusammen, deren Vorgeschichte sowohl in die justinianische Gesetzgebung als in die deutschrechtlichen Grundlagen der *Coutumes* zurückgreift. Wendet sich unser Blick noch weiter zurück, so fällt er auf eine aufgelöste Zahl von Erscheinungen, auf elterliche Teilungen, welche den verschiedensten gesellschaftlichen Organisationen und den mannigfaltigsten Stufen der Rechtsentwicklung angehören, den abweichendsten Zwecken dienen und vielmals ihre Gestalten abwandeln. Einem so stark zerfließenden Thema einige Worte zu widmen, schiene wertlos, wäre nicht gerade die Vielheit in den Funktionen der elterlichen Teilung oft verkannt. Noch jüngst meinte ein verdienstlicher holländischer Gelehrter ganz allgemein, und ungefähr gleichzeitig ein italienischer Forscher im Hinblick auf Attika die vermeintlich einheitliche Einrichtung schlagwortartig kennzeichnen zu dürfen.<sup>1)</sup>

Der Name „elterliche Teilung“ deckt keinen technischen, geschweige denn einen für alle Rechte gültigen Begriff, da Rechtsform, Effekt und Zweck variieren. Insofern wir jedoch dabei zunächst an einen *Parens* als Subjekt, *Abkömmlinge* als Begünstigte und an ein Vermögen oder einen Vermögenskomplex als Objekt des Rechtsgeschäfts denken, so ergibt sich immerhin die nicht gleichgültige Frage, welche besonderen Entwicklungen derartige Rechtsakte etwa im Laufe der Zeiten erfahren haben und in

---

<sup>1)</sup> J. C. Naber fil., *Mnemosyne* N. S. 34, 1906, 64—72; er beantwortet seine den Papyrusurkunden gegenüber aufgeworfenen (p. 66) Fragen: *quid sit divisio* und *quid sit testamentum*? mit einer rein formalen, aus der Justinianischen Kompilation abgeleiteten Unterscheidung. — Vincenzo Arangio-Ruiz, *La successione testamentaria secondo i papiri greco-egizii*, Nap. 1906; vgl. unten S. 533 N. 1.



welchem Verhältnis sie zu anderweitigen Rechtsinstituten stehen. Diese Frage gewinnt noch an rechtsgeschichtlicher Schärfe dort, wo die alten Rechte selber Ausdrücke wie *divisio*, *μερισμός* und ähnliche gebrauchen. Auf zwei durch einen solchen Sprachgebrauch möglicherweise beleuchtete Punkte darf man sofort hinweisen: auf die nähere Beziehung zu anderen Verteilungen der *Vermögensstücke*, im Gegensatze zur Erbeinsetzung auf Quoten; und auf den gedanklichen Zusammenhang mit Auseinandersetzungen an *gemeinschaftlichem Gut*.

Die nachfolgenden Zeilen stellen sich aber nur die bescheidene Aufgabe, das Gesagte beispielsweise zu illustrieren. Das deutsche Recht mit seinen zahlreichen, durch viele Jahrhunderte in festen Gedankenbahnen verlaufenden Nachrichten gewährt uns sehr rasch eine deutlich umschriebene Gruppe hierher gehöriger Akte; das helle Licht der klassisch-römischen Überlieferung zeigt uns einen anderen, geringer Erläuterung bedürftigen Typus. Um so mehr Fragen ergeben die spärlichen und doch so reizvollen Quellen des griechischen Rechtskreises. — Fühlte sich unter den um das hellenische Recht hochverdienten deutschen Philologen der eine oder andere angeregt, den schon berührten sprachlichen und den sich beigesellenden kulturgeschichtlichen Problemen nachzugehen, so wäre der hauptsächlichste Wunsch erfüllt, der dieses juristische munusculum levidense an Basels freudig begrüßte Gäste begleitet.

## I. Deutsches und römisches Recht.

1. Die Vermögensgewalt des Hausvaters, die güterrechtliche Stellung der Ehefrau und die Berechtigungen der Töchter haben im Laufe der deutschen Geschichte mannigfache Veränderungen erfahren. Alle ihre Schicksale wirkten, ein jedes in seiner Art, auch auf die Natur der elterlichen Zuwendungen rechtlich bestimmend ein. Aber die zu Anfang unserer historischen Tradition einzigen Akte, und noch im späteren Mittelalter die häufigsten der Geschäfte, welche als elterliche Teilungen angesprochen werden dürfen, erhalten doch ihre besondere Kennzeichnung durch die Ausstrahlungen desjenigen Institutes, das ursprünglich das gesamte Familienrecht beherrschte und lange hin in dessen Mittelpunkt stand: der Hausgenossenschaft. Gaben des Vaters an den Sohn bis zum Betrage des Kindesanteils am Hausvermögen sind Auseinandersetzungen im wahrsten Sinne des Wortes.

Der sich emanzipierende Sohn bekam vermutlich in der sogen. germanischen Vorzeit stets, in der fränkischen Zeit soweit es der Vater wollte, seinen Anteil ausgefolgt.<sup>1)</sup> War es hier das Bedürfnis des Ab-

<sup>1)</sup> Vgl. Brunner, Deutsche Rechtsgeschichte I<sup>2</sup>. 108; Schröder, Deutsche Rechtsgeschichte, 4271. 322f.; über das deutsche Mittelalter vgl. 746.

kömlings nach wirtschaftlicher Selbständigkeit, so war es dann die Furcht vor einer Verwirrung oder Schädigung der Güter, die im Mittelalter bei der Wiederverheiratung eines überlebenden Elternteils zur „Abschichtung“ der Kinder führte<sup>1)</sup>; oft mit der rechtlichen Verpflichtung der Witwe, bisweilen auch des Witwers zu dieser Lösung des Besitztums.<sup>2)</sup>

Seit frühen Zeiten kam es ferner vor, daß der alternde oder kränkelige Bauer sein Gut an den nächsten „Erben“ abtrat, gegen lebenslänglichen Unterhalt oder Rückbehaltung eines Teiles seines Besitztums.<sup>3)</sup> Auch da war die Grundlage der Transaktion die bisherige Gemeinderschaft, die Veranlassung aber ebensowohl das Verlangen des Greises nach Ruhe, wie das Begehren der Gemeinder nach rühriger Bewirtschaftung ihres genossenschaftlichen Eigens. Beides genügte, um auch die bei solcher Gelegenheit vorgenommene Teilung des Gutes unter mehrere Söhne, trotzdem dadurch die Kommunion ihr Ende fand und sich der Gedanke der Erbaueinandersetzung einmischte, nur als eine besondere Abart desselben Rechtsgeschäftes aufzufassen. Dort Übergang der Oberleitung, da Auflösung der Gemeinschaft; und später als die hausgenossenschaftliche Verfassung erschüttert war, Abtretung aus dem Eigenvermögen des Vaters, sei es an alle Kinder, sei es an einen Sohn, der die Geschwister zu versorgen verspricht — im Grunde verknüpft alle diese Geschäfte die Nachwirkung jenes Gedankens, der rein und deutlich im älteren Systeme zutage tritt. Die Schriftsteller des deutschen Privatrechts vernachlässigten freilich nachmals diesen historischen Zusammenhang. Sie haben die übriggebliebenen neueren Rechtsfiguren begrifflich auseinander analysiert und jede einzeln als Kombination aller möglichen Bestandteile erklärt, oder höchst unzulänglich als *successio anticipata*, „erfrühte Erbfolge“ zusammengefaßt.<sup>4)</sup> Entschloß man sich endlich ein „eigentümliches deutsch-rechtliches Institut“ anzuerkennen, so ist die „Eigentümlichkeit“ auch nur gegenüber dem römisch-gemeinen Recht ganz richtig.

In einem unmittelbaren Zusammenhang mit der abschwächenden Entwicklung des Gemeinschaftsrechts steht schließlich das sog. Freiteilsrecht des Vaters. Gegen Herausgabe eines, in den Stammesrechten ver-

1) Heusler, Institutionen 2, 472f. Schröder a. a. O. 741.

2) Rive, Vormundschaft 2,2, 156. Schröder, Gesch. d. ehel. Güterrechts 2. 1.182ff.

3) Brunner, Grundzüge d. d. Rg. 1209. — Von einem *Auspruch* der großjährigen Söhne auf Teilung weiß nur eine vereinzelt Stelle des Schwabenspiegels, Wack. 159 Lassb. 186. In der Auslegung scheinen Rive a. O. 2,2. 152 und Schröder Güterr. 2,1, 123. 156<sup>5</sup> unsicher. Vielleicht hat der Spiegler das Recht auf *Absonderung* und *Aussteuer* (Sachssp. 2,19.1) mit dem auf Teilung verwechselt. Vgl. aber Eichhorn, Rechtsg. 2 § 371, d.

4) Vgl. bes. Hillebrand, Deutsches Priv. R. 2751; Gerber dass. 17371. 531. Kraut Grundriß § 262.

schieden bestimmten Teiles des Hausvermögens an die Kinder erlangte der Vater die Verfügungsfreiheit über den Rest; in erster Reihe zu Gunsten der Seelgaben an die Kirche.<sup>1)</sup>

Von alledem besteht heutzutage, wo nicht noch Gemeinderschaft vorkommt, wie z. B. in schweizerischen Gebirgstälern, nur noch die Gutsabtretung (Altenteil, Altvaterrecht u. ä.) in Verhältnissen, die durch das enge Zusammenleben der Familienglieder der alten Wirtschaft „zu gemeinsamem Gedeihen und Verderben“ ähneln. Auch in Rom war dieses Geschäft nichts ganz Unbekanntes.<sup>2)</sup>

2. Wollte man nun aber den ältesten Römern die Hausgemeinschaft zuschreiben<sup>3)</sup>, so ist diese doch jedenfalls in den Zeiten unserer hauptsächlichlichen Quellen längst dem Individualeigentum des pater familias gewichen. In der Kaiserzeit, die dessen potestas als etwas seit Urzeiten her bestehendes behandelt und bereits dabei angelangt ist, sie wieder zu beschränken, hebt sich vor allem als eine von der Erbeinsetzung auf Quoten verschiedene Institution die *letztwillige Distribution* hervor. Sie, auf die der Ausdruck: *divisio bonorum, patrimonii* vorwiegend gemünzt ward<sup>4)</sup>, konnte innerhalb wie außerhalb des Testaments stattfinden, *ut et memoria defuncti non violetur parentis et occasiones litium dirimantur*, wie Constantin nachmals sagte.<sup>5)</sup> Zärtliche Verwandte, die bei einer Nachlaßteilung zu Hyänen werden, haben nie gefehlt, und antike Moralpredigten versäumten nicht, die Erbteilung Brüdern als schöne Gelegenheit zu empfehlen, ihre Selbstlosigkeit zu beweisen: daß sie nicht wie die opuntischen Brüder Charikles und Antiochos erst zufrieden seien,

1) Brunner, Grundzüge § 57. Schröder D.R.G. 336.

2) Dig. 32.37.3: „eine rechtliche Situation von ganz frappierender Ähnlichkeit mit der Gutsübergabe“. Hellwig, Verträge auf Leistung an Dritte S. 10 N. 13.

3) Strikt nachweisbar ist nur das *antiquum consortium, quod iure atque verbo Romano appellabatur erecto non cito*, Gellius I. 9. 12: sonstige Quellen bei Girard, Manuel de droit romain 4573 N. 3 und Lit. bei Cohn, Zschr. f. vgl. Rechtswiss. 13, 64. Doch ist in den weitgehenden Behauptungen von Wilutzki, Vorgesch. des Rechts, 2 (1903) 97 und sonstiger allzu kühner Rechtsvergleicher ein Korn Wahrheit. Am bemerkenswertesten bleibt die Stellung der hausangehörigen Erben als notwendiger (*sui, domestici, necessarii*), ganz abgesehen von deren theoretischer Erklärung in der klassischen feststehenden Lehre: *Gai. 2.157 Sed sui quidem heredes ideo appellantur, quia domestici heredes sunt et vivo quoque parente quodammodo domini existimantur*. Dies hat sicher schon Sabinus gelehrt, da Paul. D. 28.2.1.11, libro 2 ad Sabinum dieselben Worte bringt. Zweifelhafter ist bereits die Vermutung, die „Legate“ des ältesten Manzipationstestaments hätten die gesetzlichen Erben als Erben gedacht, was namentlich Ehrlich, *Atti del congresso intern. di scienze storiche*, Roma 1903, vol. 9. 329—337 annimmt.

4) Vgl. die Stellen bei Naber a. O. S. 66 N. 4, zu welchen auch die Vergleichung des im *Vocab. Jurispr. Rom.* unter „dividere“ und „divisio“ beigebrachten Materials keine wesentliche Ergänzung verschafft. Nur selten heißt das Verteilen der Erbschaft auf Quoten *dividere*, so Ulp. D. 28.5.1. 13 § 4.

5) C. Theod. 2, 24, 1 i. f.



bis sie einen silbernen Becher und ein Gewand je in die Hälfte geteilt haben.<sup>1)</sup> Der Erblasser beugt den Streitigkeiten vor. Er weiß auch die Teilung besser den Bedürfnissen der Einzelnen anzupassen als der Richter und vermeidet scheinbare oder wirkliche Willkür des letzteren. Dies und ähnliches, wie der Wunsch des Testators, ein ihm teures Objekt in die Obhut eines bestimmten Erben gelangen zu lassen, sind noch heute bei den romanischen Völkern die gangbaren Beweggründe zum Ausbau desselben Instituts. Eine letztwillig in ordentlicher Form erklärte Teilungsanordnung des Erblassers erkennt natürlich auch das Deutsche Bürg. Gesetzbuch § 2042 als bindend an. Diese „Papierteilung“ nun, im Gegensatz zur vorher besprochenen Realteilung, ist eine Anweisung an den Teilungsrichter, *cogitatione futurae successionis officium arbitri dividendae hereditatis praeveniendo.*<sup>2)</sup> Naturgemäß stellen dabei die Quellen *elterliche* Anordnungen in den Vordergrund. Eine eigene, durch Formlosigkeit und seit Justinian wenigstens durch Formerleichterung ausgezeichnete Rechtsfigur wurde väterliche oder mütterliche Teilung aber erst, als die übrigen nichttestamentarischen Verfügungen seit Constantin an die neue Codizillarform gebunden wurden.<sup>3)</sup>

Über der gebührenden Betonung dieser distributiven letztwilligen Teilung darf indessen nicht vergessen werden, daß sie praktisch in materielle Begünstigungen des einen oder andern Erben überzugehen pflegt und die juristische Konstruktion dem Rechnung tragen muß. Sodann ist, damit die Gegenüberstellung des deutschen und des römischen Rechts nicht zu einseitig ausfalle, an zweierlei zu erinnern.

Es bedarf keines Beweises mehr, daß die in den Digesten überaus häufige *institutio heredis ex re certa*, die Einsetzung auf einzelne Sachen oder Vermögensmassen einer alten Gewohnheit entsprach.<sup>4)</sup> Bildet sie doch geradezu die überall dem Laien nächstliegende Testierart. Nichts ist dafür bezeichnender, als daß sie sogar in Rom nicht auszurotten war, wo von altersher die Universalsukzession als Fortsetzung der Persönlichkeit und der Hausgewalt die leitende Idee der Erbfolge darstellte und juristische Beratung das Publikum zu der Gepflogenheit der Erbenbestellung nach *unciae* zu erziehen strebte.<sup>5)</sup> Es ist also nicht genug zu sagen, die Distribution des Vermögens auf die Quoten sei auch im

1) Plutarch de fraterno amore p. 483 D—c. 11 i. f.

2) C. Just. 3, 36, 21.

3) Über das Nähere unterrichtet am besten, wenn auch nicht durchgehend unanfechtbar Polacco, Della divisione operata da ascendenti fra discendenti, 1885, bes. 60—65.

4) Dies hat J. E. Kuntze, Über die Einsetzung auf bestimmte Nachlaßstücke, Dek. Progr. Leipz. 1875 hervorgehoben. Die Quellen s. bei Windscheid, Pand. 3 § 553.

5) Auch Nichtjuristen kennen die Testamente des Virgil. Donatus Vita Virg. 37. (Reifferscheid, Suet. Rel. p. 63, 9) und bei Cic. ad Att. 7, 2, 2 (dazu Girard, Manuel de droit rom. 4823 f.); 13. 48. 1.

Testament erlaubt gewesen. Sie war häufig dessen einziger Inhalt insofern, als man zwar heredes ernannte, aber nicht auf Quoten sondern auf bestimmte Stücke, und erst die juristische Analyse die aliquanten Verfügungen in aliquote Erbeinsetzungen, Vorvermächnisse und Teilungsanordnungen zerlegte.

Zum andern fehlten — natürlich — auch in Rom nicht väterliche Zuweisungen an die Kinder durch Rechtsgeschäft unter Lebenden. Und auch diese haben ihre besondere Geschichte. In einem die väterliche Gewalt so überaus genau durchbildenden Rechte mußte die Gültigkeit der Zuwendung zunächst von der Emanzipation des Hauskindes abhängen. Die Schenkung an einen Gewaltuntertänigen begründete das faktische Verhältnis des Peculiums, entbehrte aber mangels eigener Vermögensfähigkeit des Kindes der rechtsgeschäftlichen Wirksamkeit und wurde bei der Erbteilung geradezu ignoriert.<sup>1)</sup> Daß eine Bestätigung durch Testament — Scäv. D. 10,2 l. 39 § 5 — oder Erbvergleich nach dem Tode des Vaters — Pomp. D. 41,10 l. 4 § 1 — bindend wirkte, ist damit vereinbar. Aber es lag nahe, schließlich in einer tatsächlich vollzogenen *divisio paterna* der Aktiva, namentlich wenn sie von einer Aufteilung der Passiva begleitet war, eine stillschweigend enthaltene letztwillige Anordnung zu erblicken. Und dies muß bereits Papinian D. 10,2 l. 20 § 3 getan haben, als er von einer väterlichen Teilung *sine scriptura*, d. h. ohne Teilungsbeurkundung<sup>2)</sup>, meinte, *non videri simplicem donationem, sed potius supremi iudicii divisionem*, was von einer Papierteilung nicht gesagt sein kann. Als Folge (cf. l. 33) ist zu denken, daß die Zuweisung im *iudicium familiæ erciscundæ* aufrecht zu erhalten war, also auch zugunsten nicht emanzipierter Kinder galt. Außerdem leitet Pap. eod. aus der Ordnung der Schuldenhaftung durch den Vater auch noch (plane) eine eigene Klage der Bedachten gegen einander aus Vereinbarung (*placita*) ab. Wie es mit dem vom Vater zurückbehaltenen Vermögen stehe, regelt er l. 32 eod. Dieser Rechtszustand wurde in einem Kaisererlaß des Jahres 260 als *indubitati iuris* erklärt<sup>3)</sup> und von Diokletian im Jahre 281 als *ex preceptis statutorum recepta humanitate* feststehend.<sup>4)</sup>

1) Pap. Vat. frag. 294—296. Daran kann auch Ciceros rhetorische Frage Verr. 2,1,44 § 113 nichts ändern.

2) Anders Naber a. O. 67 N. 5: „*id est neque testamento neque codicillo*“; und so offenbar die Meisten. Wäre dies richtig, so ließe sich an eine Interpolation nach C. J. 3,36, 26 denken. Aber damit scheint mir der Gedanke der Stelle, die an Kodizille nicht denkt, verwischt: denkt man an solche, so wäre nicht abzusehen, warum ein mündliches Erbteilungsbescheid nicht wirken soll, wie ein schriftliches. (Ulpr. fr. 25,3.) Im Teilungsinstrument wäre dagegen regelmäßig eine letztwillige Verfügung ohne weiteres mit enthalten, und darum war es wichtig, ein solches aus dem Tatbestand auszuschalten.

3) Cod. Gregorianus 3, 8, 2. Treffend Cuj Inst. 12,689.

4) Vat. frag. 281.

Es ist daher vollständig irrtümlich, zu behaupten, daß man vor Diokletian C. J. 3,36 l. 16 (a. 293) auf die Absicht des Vaters, ein Kodizill zu errichten, geachtet und daher eine vom Vater als Schenkung schlechtweg gewollte Teilung erst noch von der Bestätigung der Miterben nach des ersteren Tode abhängig gemacht habe.<sup>1)</sup>

Allerdings verordnet schließlich Constantin C. Theod. 2,24 l. 2: die reale („de bonis usurpandis“) Teilung des mütterlichen Vermögens durch die Kinder im Auftrage der Mutter sei dadurch bedingt, daß ein Widerruf der letzteren bis zu ihrem Tode ausbleibt. Dies hat aber mit dem Rechtszustand des 3. Jahrhunderts nichts zu tun, da die Mutter keine Gewalt über die Kinder hatte und Vergabungen an nicht gewaltunterworfenen Kinder immer gewöhnliche Schenkungen gewesen waren.<sup>2)</sup> Die Entscheidung erklärt sich daraus, daß der Kaiser (eingangs) zum erstenmal in unseren Quellen<sup>3)</sup> die elterliche Teilung unter den verbotenen Vertrag über die Erbschaft eines Lebenden subsumiert. Dies ist gezwungen konstruiert, da die Mutter verfügt (præcipit), aber vermutlich heilsam gewesen.

Elterliche Teilungen verschiedener Art tauchen bei sehr zahlreichen Völkern auf; übereinstimmend zeigen sie uns, daß es derartige Rechtsgewohnheiten in Zeiten gibt, wo das Testament noch unbekannt ist.<sup>4)</sup> Uns fesseln am meisten die griechischen Überlieferungen.

<sup>1)</sup> So Polacco 61. 81. dem z. B. Schneider, Krit. Vierteljahresschr. 28,420; Costa, Papiniano 3, 58 folgen. Auch das bei Naber 67 vor N. 7 Gesagte ist unzureichend. Die eben zitierten Kaiserkonstitutionen werden regelmäßig ignoriert, und die demnächst zu besprechende des Constantin hat offenbar irregeleitet.

<sup>2)</sup> C. J. 3, 29, 2 v. J. 256 sagte dieses Selbstverständliche (cf. Vat. fr. 294ff.) noch ausdrücklich.

<sup>3)</sup> Später: C. J. 2,3 l. 30 § 3. — Überaus lehrreich ist, wie das Constantinische Gesetz von der Lex Romana Rhætica Curiensis vgl. Brunner, D. R. G. 1<sup>2517</sup>) 2,22.2 mißverstanden wurde: (mater) ipsas res postea dum vivit tenere potest et ipsa divisio post eius mortem firma permaneat. Dem deutschen Recht ist es selbstverständlich, daß eine reale Teilung bei Lebzeiten der Mutter stattfinden kann; dagegen wird als etwas Besonderes hervorgehoben, daß die Verteilung von einem Vorbehalt des Nießbrauchs der Mutter bis zum Tode begleitet sein könne und dabei die Zuwendung als bindend gedacht.

<sup>4)</sup> Über Palestina (Deut. 21, 15. 17. Ev. Luc. 15, 12f.) und Indien s. Polacco 24f.; über die altrussische Prawda Ruska Ehrlich a. O. 332 N. 1; Tonking; Post, Grundlagen d. Rechts 281. Übh.: Post. Ethnol. Jurispr. 2, 182 (Ozean. Völker. Perser. Germanen); 198; 200<sup>4</sup>. Wilutzki, Vorgesch. 175.



## II. Griechenland.<sup>1)</sup>

Menschliches Leben mag sich widerspiegeln, wenn Kronos den Uranos und Zeus den Kronos der Gewalt entsetzt.<sup>2)</sup> Aber eine Beziehung auf den Übergang der Hausgewalt findet sich weder da, noch selbst, wenn Laertes, von Haus und Hof zurückgezogen, seinen Weinberg und Obstgarten bestellt, und in des Odysseus Abwesenheit Telemach sich τὸ κρατίον ἐνὶ οἴκῳ beimisst.<sup>3)</sup>

Weniger pikant, aber ergiebiger sind unsere Nachrichten aus Gortyn, Naupaktos und Attika.

1. Mitten in die vom germanischen Rechte her vertrauten Gedankengänge versetzt uns das Stadtrecht von Gortyna. Col. IV l. 23 ff.: „Der Vater bestimmt betreffs der Teilung (τὰ δαίσιος) über sein Vermögen, die Mutter über das ihrige. Solange sie leben, besteht kein Zwang für sie zu teilen. Aber wenn eines der Kinder (zu einer Zahlung) verurteilt ist, so soll ihm sein Anteil ausgefolgt werden.“<sup>4)</sup> Es ist schwierig, genau zu erkennen, ob der Naturalanteil oder Geld auszufolgen war, und ob mehr an das Interesse des Verurteilten oder das der Gläubiger oder an beides gedacht ist. Dagegen dürfte kaum ein Zweifel darüber erlaubt sein, daß die Ausnahme immer Ausnahme, und nicht ehemals Regel<sup>5)</sup> war. Nicht darum, weil der Vater stets der „Herr der Kinder und des Vermögens“ gewesen sein muß,<sup>6)</sup> denn die vergleichende Rechtsgeschichte lehrt, daß die Verfügungsfreiheit des Vaters auf Kosten der Wartrechte der Erben zu steigen pflegt; wohl aber deshalb, weil im indischen wie im deutschen Recht auch die Mitberechtigung der Kinder, soweit wir dies verfolgen können, regelmäßig nur eine latente war.

Diese latente Mitberechtigung ihrerseits wird durch unser Gesetz mit der denkbar größten Deutlichkeit erwiesen, indem es in einem Falle die Bindung fallen läßt. Überdies führt die elterliche Teilung denselben Namen wie die Auseinandersetzung unter den Miterben, col. V, 28: δατεῖσθαι, und der Unterschied erschöpft sich darin, daß erstere in der

1) Am besten erkannt ist der Sinn der einschlägigen Stellen bei Beaucet, Hist. du droit privé de la répub. ath. 3. 127; 639. Die letzten deutschen Darstellungen des griechischen Rechts: Meier-Schemann-Lipsius, Att. Proz. 2, 579 N. 1 u. Hermann-Thalheim, Rechtsalt. 4 63 N. 2 kennen nicht einmal den Namen der elterlichen Teilung.

2) Ihering, Vorgesch. d. Indoeurop. 53.

3) Od. 1, 189; 16, 138. — [1, 359]; 21, 353. Glotz, Solidarité de la famille 36 ff. erinnert auch an Oineus u. Agrios.

4) Τὸν πατέρα τὸν τένον καὶ τὸν κρημάτων κληροῶν ζῆμεν τὰ δαίσιος, καὶ τὰν μητέρα τὸν Φό[ν] αὐτᾶς κρημάτων. Ἔῤῥη καὶ ὀδοῦνι, μὲ ἐπὶ ἀνάγκη ζεμε[ν] δατεῖσθαι αὶ δέ τις ἀνάγκη, ἀποδάσκαθαι τοῖ ἀταμένοι αὶ ἔγγραται.

5) Hierfür Daroste, Nouv. rev. histor. 10, 256; Rec. des inser. jur. gr. 1, 462 N. 2.

6) So Guiraud, propriété 99 f. und Glotz, Solidarité 263 f.

Regel nicht verlangt werden darf, letztere nach dem offenbar vorgeschrittenen<sup>1)</sup> Zustand des Rechtsbuchs durchsetzbar ist. Die Kinder sind als die Erben, ja als am Vermögen anteilnehmend gedacht. Allerdings separiert col. VI 2 ff., wenigstens zum Teil neuernd (l. 24), die Vermögensmassen der Familienglieder. Trotzdem kann aber ein Anrecht der Kinder an dem Elterngut im Ganzen bestehen, oder sogar an den einzelnen Stücken, insofern dem Vater Schenkungen regelmäßig nicht erlaubt zu sein scheinen (X 15, XII 17).

Das Stadtrecht gedenkt auch noch des Beisitzes des Wittwers bei beerbter Ehe, verordnet aber für den Fall der Wiederverheiratung nicht Teilung, sondern die Endigung der „Herrschaft“ des Vaters — d. h. der Sache nach seines Nießbrauchs — am Muttergut (VI 44).

2. Das ziemlich alte<sup>2)</sup> Gesetz über die Verhältnisse der nach Naupaktos ausgewanderten hypoknemidischen Lokrer sagt in § 8 (*H*): „Wenn einer (in der Heimat) seinen Vater und seinen Vermögensanteil dem Vater zurückgelassen hat, so darf der Kolonist, wenn der Vater gestorben ist, seinen Anteil dahinnehmen.“ Auch hier hat der Sohn bei Lebzeiten des Vaters einen Anteil (*τὸ μέρος τῶν χρημάτων*) und es ist als möglich gedacht, daß eine Tottleilung bei der Auswanderung stattfindet. Sie wird wohl im Belieben des Vaters gelegen haben.

3. Die attischen Reden lassen uns in einen überaus merkwürdigen Rechtszustand blicken. Man weiß genügend, daß die aus Gortyn und Sparta bekannte Hausgenossenschaft bei den Joniern sich stark verlor und manche Gelehrte scheinen darum dieses Institut, das die Vertreter der vergleichenden Rechtswissenschaft zum „Angelpunkt der ganzen historischen Rechtsbetrachtung“<sup>3)</sup> erheben, bei der Darstellung attischen Rechtes noch immer beiseite zu setzen, obwohl Beauchet bereits einen ernstlichen Versuch zur Würdigung desselben unternommen hat.<sup>4)</sup> Man wird aber dem Vorgang der Germanisten folgen müssen, welche neustens mehr und mehr zu einer fundamentalen Unterscheidung von Familie im engern und im weiteren Sinne, d. i. von Haus und Verwandt-

---

1) Beauchet, Hist. du droit privé 3, 424.

2) Ed. Meyer, Forschungen 1, 293 vermutet Entstehung vor den Perserkriegen. Die Ausgaben und Übersetzungen verzeichnet Michel, Rec. Nr. 285 S. 222.

3) G. Cohn, Zschr. f. vgl. Rechtsw. 13. 50. Castillejo y Duarte u. Ruben. ebd. 17, 113.

4) Beauchet, Hist. 1. 6; 3, 424. Einiges bereits bei Leist, Altarisches Jus civile. sehr treffend die kurzen Bemerkungen von Ed. Meyer, Gesch. d. Altertums 2, 86. 90 vgl. 296. Aber neustens hat wieder Glotz. a. O. das Fehde- und Sühnrecht mit nahezu ständiger Vernachlässigung des Hausbegriffs auf das *γένος* aufgebaut, das gar nicht nur Familie ist (Swoboda. Z. d. Sav. St. 26, 240. 244). Für das Erbrecht bleibt ebenfalls noch viel zu tun.

schaft gelangt sind.<sup>1)</sup> Auch das griechische Haus, *οἶκος, οἶκία, ἰστία*<sup>2)</sup> u. s. w. ist eine soziale, wirtschaftliche und kulturelle Einheit, auf der das Familienrecht und ein gutes Stück des Blutrechts ruht.<sup>3)</sup> Davon gibt es im klassischen Athen zahlreiche Erinnerungen in Rechtssätzen, namentlich in jenen der Erbfolgeordnung und des Erbschaftserwerbs, und in Sprachwendungen wie: *οἶκος ἐξερημοῦται, ἀπόλλυται*<sup>4)</sup>, *εἰσποιεῖν εἰς τὸν οἶκον, ἐκποιεῖν ἐκ τοῦ οἴκου, ἐξίστασθαι τοῦ οἴκου*. Vielleicht liegt sogar, denkbar wäre es, ein engerer Rechtssinn der *οἰκειότης* zugrunde, wenn Leostratos *τὴν κατὰ τὸν νόμον οἰκειότητα* gegenüber seinem Sohne verliert, indem er ins väterliche Haus zurückkehrt, Leokrates aber im fremden läßt.<sup>5)</sup> Allerdings, dies alles sind nur noch Reste. Athen, die Stadt des Handels und des beweglichen Kapitals ist auch der Ort einer grundsätzlich unbeschränkten Verfügungsfreiheit des Hausvaters über sein Gut geworden. Der einzige Fall einer Vermögensgemeinschaft zwischen Vater und Sohn, den die Neueren aufstellen, dürfte auch zu leugnen sein.<sup>6)</sup> So ergibt sich die Notwendigkeit einer

1) Vgl. Huber. Syst. u. Gesch. d. Schweiz. Privatrechts, 4. 234 und bes. Brunner, Deutsche Rechtsg. 1<sup>2</sup>. 92. Auch die „Sippe“ hat mehrfache Bedeutungen. ebd. 112.

2) Vgl. die Wbb.; für *οἶκία* namentlich Aristot. Pol. 1. 1. 17 *πᾶσα γὰρ οἶκία βασιλεύεται ὑπὸ τοῦ πρεσβυτάτου*, auch Lys. 18, 21. Wenn *οἶκος* bei Isokr. de pace 88 dem *γένος* u. bei Michel Rec. 403f. der *φυλῆ*, vielleicht auch wenn er bei Pindar Isthm. 6. 65 der *πάτρα* entgegengesetzt wird, so ist ein Personenkreis und nirgends das Hausvermögen (Recueil des inscr. jur. gr. 2, 215 für Isokr. res familiaris) gemeint. (Von dem bekannten *οἶκος Δευκλειῶν*, Ditt. Syll. 2 295, N. 18, gilt besonderes.) — *Ἰστία* als „Haus“ in dem oben ang. Ges. von Naupaktos hat Meister. Ber. d. sächs. Ges. 47, 294, 305f. richtig erklärt.

3) Vgl. oben S. 529 N. 4.

4) Darauf weist v. Wilamowitz, Arist. u. Athen. 2, 266 hin, der aber diesen „Hausbestand“ durchwegs als „gentilizischen Begriff“ faßt. — Nebst den Rednerstellen vgl. auch Plat. Leg. 11, p. 925 C i. f.

5) [Dem.] 44, 26 (die Rede ist eine Fundgrube auch für die oben berührten Wendungen). — Übrigens legt das jedenfalls sophistische Argument bei Isæ. 1, 20f. die Vermutung nahe, daß gerade die Übergehung der *οἰκεῖοι* (in dem dritten Sinn des Hesychius v<sup>o</sup> *οἰκεῖοι: οἱ καὶ οἶκίαν πάντες*) nach der geltenden Interpretation des solonischen Gesetzes über die *μανία* das Testament inoffiziös machte. Jedenfalls dürfte ja Isæus den Doppelsinn der *οἰκειότης*: Verwandtschaft und Vertrautheit mißbrauchen (so auch Wyse, Speeches of Isæ. 204). Und sprachlich deuten die *οἰκεῖοι* doch offenbar näher auf die Hausgenossen hin, als die berühmten *δμοσίπνοι, δμόκαποι* und *δμοτρέπεζοι*. Aber freilich sind sie im gewöhnlichen attischen Sprachgebrauch die Verwandten überhaupt; und auch der Hinblick auf Herodot (s. d. Wbb.) verhindert eine bestimmtere Fassung der hier mit allem Vorbehalt aufgestellten Hypothese.

6) Bei Isæ. 6. 38 glauben nach dem Vorgang von Schœmann Opusc. ac. 1, 272ff. die Meisten, so auch Beauchet 3. 487—490, eine Gemeinschaft zwischen Euktemon und Philoktemon zu sehen. Aber Phil. hat wohl nur das väterliche Vermögen faktisch verwaltet, vgl. neumstens Wyse a. O. 484. 528. Wenn auch ihm ein *λητουργεῖν* zugeschrieben ist — ein übrigens bisher m. W. nie erörterter Punkt —, so kann dieses



Art von duplex interpretatio der attischen Quellen. Sie reden eine altertümliche Sprache und denken häufig modern.

Auszugehen ist von der berühmten Schilderung der Herkunft der Buseliden.

[Dem.] 43 c. Macart., 19. Buselos hatte 5 Söhne. *καὶ οὗτοι ἅπαντες — ἄνδρες ἐγένοντο, καὶ διέειπεν αὐτοῖς τὴν οὐσίαν ὁ πατὴρ ἅπασι καλῶς καὶ δικαίως ὥσπερ προσήκει<sup>1)</sup> — νειμάμενοι δὲ τὴν οὐσίαν γυναῖκα αὐτῶν ἕκαστος ἔγημε κατὰ τοὺς νόμους — καὶ παῖδες ἐγένοντο αὐτοῖς ἅπασι καὶ παιδῶν παῖδες, καὶ ἐγένοντο πέντε οἶκοι ἐκ τοῦ Βουσέλου οἴκου ἐνὸς ὄντος, καὶ χωρὶς ἕκαστος ὄκει τὸν ἑαυτοῦ ἔχων καὶ ἐγγόνους ἑαυτοῦ ποιούμενος.*

Niemand könnte unter der vollsten Herrschaft der Hausgenossenschaft die Auflösung des Hauses in mehrere plastischer schildern. Der Vater teilt das Hausvermögen — wohl noch unter Lebenden, als die Söhne „Männer geworden waren“ —; die Teilung ist begleitet von der Absonderung (*χωρὶς οἰκεῖν*), und die letztere, nicht die erstere wird es gewesen sein, die für die Gründung der neuen *οἶκοι* wesentlich war, genau so wie bei den Deutschen. Den Beweis hiefür liefert [Dem.] 44, 10, 18. Archiades behält mit seinem Bruder Midylides in Athen *ἀνέμητον οὐσίαν*, geht aber nach Salamis seinen eigenen Wohnsitz begründen (*ὄκει καθ' αὐτὸν ἐν τῇ Σαλαμῖνι*) und gewinnt damit den eigenen *οἶκος* (2. 19. 27. 28 u. ö.)<sup>2)</sup> *χωρὶς οἰκεῖν* begründet die begünstigte Stellung der Freigelassenen und der Sklaven.<sup>3)</sup> Es bedeutet die Absonderung vom Hause, gleich jener, die manche<sup>4)</sup> als einstmalige Voraussetzung der Emanzipation des Haussohns vermuten. Ihr gewöhnlichster Fall trat naturgemäß bei der Verheiratung ein, jedenfalls bekundete diese die echte Absonderung gegenüber einer zeitweiligen Entfernung und pflegte daher eigens erwähnt zu werden. Auch jener Kolonist von Naupaktos ist abgesondert und hat noch sein *μέρος τῶν χρημάτων* in der Heimat.

Ähnliches gilt von [Dem.] 47, 34. Der Sprecher will eine Zwangsvollstreckung gegen Theophemos durchführen, nimmt Zeugen mit und aus dem Vermögen des Vaters erfolgt sein. Ich erinnere an die römische Lehre, wonach die *munera* des Sohnes als solche des Vaters gelten, da sie dessen Vermögen belasten, und an die Anwendung dieser Lehre in Ägypten. Vgl. Corp. Pap. Rain. 1. 20 und Mitteis dazu S. 104 bei N. 6.

<sup>1)</sup> Eine Pflicht zur Teilung oder Gleichteilung beweisen diese Worte nicht, aber immerhin eine gewisse Gebräuchlichkeit des Vorgangs.

<sup>2)</sup> Das Letztere verkennt Dareste, Plaid. civ. 2, 81 N. 7.

<sup>3)</sup> Freigelassene: Bekker Anecd. 1. 316. 11. [Dem.] 47 c. Euerg. et Mnes. 72: *ἀπέιτο γὰρ ἐπὶ τοῦ πατρὸς τοῦ ἐμοῦ ἐλευθέρου καὶ χωρὶς ὄκει καὶ ἄνδρα ἔσχεν.* Wie Beauchet 2. 446 N. 2 diese Frau für eine Sklavin erklären kann, verstehe ich nicht. — Sklaven: Beauchet a. O. Über die *δοῦλοι*, die in den Buden des Theseion Handel trieben, v. Wilamowitz, Hermes 22, 119 N. 1.

<sup>4)</sup> Vgl. Beauchet 2, 104. Dafür vermisse ich noch die Beweise.

geht, da der Schuldner sich nicht zeigt, zu dessen Bruder Euergos mit der Frage: *πότῃρα νενεμημένος εἶη πρὸς τὸν ἀδελφὸν ἢ κοινῇ ἢ οὐσία εἶη αὐτοῖς*. Auf die Antwort des Euergos hin: *ὅτι νενεμημένος εἶη καὶ χωρὶς οἰκοῖη ὁ Θεόφημος, αὐτὸς δὲ παρὰ τῷ πατρὶ* — erkundigt sich der Gläubiger nach der Wohnung des Theophemos und verfügt sich mit dem Amtsdienner dahin. Wieder sind Teilung und Absonderung koordiniert, obwohl verbunden. Auch hier ist unsicher, ob die Teilung durch den Vater geschah. Dies wäre eine Abschichtung des einen Sohnes wie in Ev. Luc. 25, 12<sup>1)</sup>, der letztere wäre „abgeteilt“ im Sinne des Sachsen spiegels, hätte keinen Erbanspruch mehr. Man wird auch an Plato gemahnt, der freilich infolge seiner eigenartigen wirtschaftspolitischen Erwägungen und daher viel allgemeiner als Grundsatz für das testamentarische *νέμειν* des Vaters<sup>2)</sup> aufstellt, er solle denjenigen Sohn ausschließen, der bereits seinen eigenen Hausstand<sup>3)</sup> besitzt: Leges 11, 7 p. 923 D: *ὅτῳ δ' ἂν τῶν υἱῶν ἐπάροχων οἶκος ἦ, μὴ νέμειν τούτῳ τῶν χρημάτων*. Möglich wäre auch eine Auseinandersetzung des Euergos und des Theophemos über gemeinsames, z. B. Muttergut. Allein die Ungewißheit rührt hier wie im Falle des Buselos doch nur davon her, daß die Sprache zwischen der einen und der andern „Teilung“ nicht unterscheidet.

Daß aber „Teilungen“ unter Lebenden vorkamen, bezeugt ausdrücklich Lysias 19, 36 f. Konon und Nikophemos behielten den größten Teil ihres Vermögens auf Kypros und ließen ihren Söhnen in Athen nur das Nötige, dieses freilich zu freiem Recht<sup>4)</sup>, wie die Fortsetzung zeigt:

37. *πρὸς δὲ τοῦτοις ἐνθρμεῖσθε ὅτι καὶ εἴ τις μὴ κτησάμενος ἀλλὰ παρὰ τοῦ πατρὸς παραλαβὸν τοῖς παισὶ διένεμεν. οὐκ ἐλάχιστα ἂν αὐτῷ ἐπέλιπε βούλονται γὰρ πάντες ἐπὶ τῶν παίδων θεραπεύεσθαι ἔχοντες χρήματα μᾶλλον ἢ ἐκείνων δεῖσθαι ἀποροῦντες.*

Die Befürchtung eines König Lear-Schicksals war es also, die von allzu freigebigen Entäußerungen abhielt. Eines Kommentars bedarf die Stelle nicht weiter. Nur ist abermals auf eine Reminiszenz zu achten: bei ererbtem Gut lag die Teilung näher als bei der Errungenschaft, ein Gegensatz der *πατρῴα* und *ἀντόκτητα*, der für die deutsche Teilung

1) So Naber 66. Daß sich die Wendung: *νενεμημένος πρὸς τὸν ἀδελφόν* auf eine solche Erbabbfindung des Sohnes beziehen kann, ist zweifellos, obwohl damit bei Dem. 36 pro Phorm. 10 u. Lysias 16 pro Mant. 10 eine Auseinandersetzung der Miterben gemeint ist.

2) Anders Hruza. Beiträge z. griech. Fam. R. 2. 180. der von „Erbteilung unter Kindern“ spricht.

3) Nicht „ein Haus besitzt“, wie Hieron. Müller 7, 2, 376 übersetzt.

4) Nicht dagegen: *ἰροῦντο δὲ καὶ τὰ ἐκεῖ* (Kypros) *ὁμοίως* [Cobet] *σφίσιον εἶναι οὐ ὥσπερ καὶ τὰ ἐπιτὰ*: gemeint ist „sicher“, nicht „eigen“; Rauchenstein, Ausg. Reden. z. d. St.

entscheidend wirkte, dem griechischen Recht aber auch sonst bekanntlich nicht fremd war.

So gibt denn keine dieser Stellen ein reines Bild des einzelnen Vorgangs; alle zusammen machen sie klar, daß inmitten einer individualistisch gestalteten Eigentumsordnung sich uralte Vorstellungen behaupteten. Modern zu konstruieren wäre das dem Lysias vorschwebende Geschäft wohl als Vorempfang aus dem *äterlichen* Vermögen mit Anrechnung auf den Erbteil, und durchaus nicht als Abschichtung. Unterstellen wir dem Buselos eine Teilung mit Zurückbehaltung von bona indivisa, so erinnern wir uns der Schwierigkeiten, an denen nachmals die Analyse der sehr romanistisch angehauchten älteren Germanisten scheiterte, als sie die „erfrühte Erbteilung“ vorfanden. Denn hier wie dort lebt eine Gepflogenheit fort, die aus dem Systeme der Hausgenossenschaft stammt und nur höchst notdürftig in die Begriffe der modernen Rechtsordnung übersetzt werden kann. Rechtshistorisch ist gerade der ursprüngliche Zusammenhang der realen Teilung mit dem Anteilsrecht der Erben von Wichtigkeit, mag dieses sich auch bei den Griechen frühzeitig zu einer mehr oder weniger des Rechtszwangs enthobenen, moralisch oder durch den Brauch gebotenen Berücksichtigung der Kinder verflüchtigt haben.

Ist es übrigens der archaische Grundgedanke, der die anscheinende Eigentümlichkeit der pseudo-demosthenischen Stellen verursacht, so ergibt sich noch etwas anderes; es bedarf dann nicht noch vielen Beweises, daß diese Stellen uns nicht berechtigen, von einer eigenartigen „griechischen elterlichen Teilung“ zu reden, die immer und überall Realteilung hätte sein müssen.<sup>1)</sup> daß etwa eine letztwillige undenkbar war. Verfügt doch schon Herakles in den Trachinierinnen des Sophokles v. 163, falls er nicht binnen eines Jahres und dreier Monate zurückkehre, *ἦν τέκνοις μοῖραν πατρῶας γῆς διαιετήν νέμοι*. Auch gilt, was oben von der Erbeinsetzung auf bestimmte Sachen gesagt wurde, mutatis mutandis für Griechenland. Die bemerkenswerteste Erscheinung in dieser Richtung bilden die „das ganze Vermögen erschöpfenden Verfügungen ohne ausdrückliche Erbeinsetzung“,<sup>2)</sup> als deren Musterbeispiele die Testamente der Philosophen Theophrast, Strato, Lyko und Epikur zu gelten haben, und zu denen eine Analogie in den attischen Gerichtsreden nachzuweisen nur darum nicht gelingt, weil man nicht weiß, inwiefern dort letztwillige Adoptionen zu unterstellen seien.

1) Diesem methodischen Fehler verfällt V. Arangio-Ruiz, Succ. test. 176. 178 bei der Zuteilung der ägyptischen Papyri an griechisches und ägyptisches Nationalrecht.

2) Schulin. Griech. Testament 29. Merkwürdig, daß er bei seiner scharfsinnigen Auslegung nicht auf die Analogie der longobardischen Vergabungen aufmerksam wurde. Dieselbe schlägt ebenso stark durch, wie die des Adoptionstestaments. Dies sowie meine S. 535 dargelegten Beobachtungen hoffe ich noch näher auszuführen.



### III. Papyri.

In den klassischen Zeiten des Pharaonenreichs gab es noch kein Testament, wohl aber bereits die elterliche Teilung, mit sofortiger Wirkung, die nur durch einen Vorbehalt des Nutzgenusses abgeschwächt zu werden pflegte.<sup>1)</sup> Es liegt nahe, als eine Fortbildung dieses Instituts einmal den angeblichen Kaufvertrag des Pap. Casati,<sup>2)</sup> sodann die *ὁμολογεῖ*-Urkunde des ägyptischen Priesters Stotoetis BGU 1, 86 (155 n. Chr.) anzusehen. Dieser Akt, der das ganze Vermögen an Kinder und Frau vergibt, bedient sich der Form einer Liberalität unter Lebenden: *ὁμολογεῖ: συγχωρῶ*, und erreicht die Bedingung durch den Tod des Gebers mit dem Zusatz *μετὰ τὴν ἑαυτοῦ τελευτὴν* und einer Klausel, die bei m. E. zweifelsfreier Ergänzung die Verfügungsfreiheit bis zum Tode vorbehält.<sup>3)</sup> Der erstere Zusatz allein hätte auch nur die Verwaltung, nicht das Verfügungsrecht gewahrt. Dies ersieht man jetzt aus den *γαμικαὶ γραφαί*, die Wilcken jüngst publizierte;<sup>4)</sup> aber auch bereits aus der *δόσις μετὰ τὴν τελευτὴν* BGU 993 v. J. 127 v. Chr., deren sofortige Rechtsübertragung an Frau und Tochter vor allem<sup>5)</sup> aus der Bezahlung der Übertragungsgebühr (col. 4) folgt, die durch *διαγραφὴ*<sup>6)</sup> des *οἰκονόμος* und des *τοπογραμματεῦς* (Flurbuch-Beamten) vorgeschrieben ist. Das Geschäft spielt gleichfalls zwischen Ägyptern. Man darf es eine *donatio post obitum* im technischen Sinn der Germanisten nennen, und es gehört hierher auch inso-

1) Die weiteren bei Arangio-Ruiz 10—12 von seinem Gewährsmann Revillout übernommenen Behauptungen sind wohl noch zu überprüfen. Vgl. übrigens neuestens den Kommentar zu den elterlichen Schenkungen in den Inschriften von Mten bei Boulard, Rec. de travaux rel. à la Phil. et à l'Archéol. ég. et assyr. 29, 1907.

2) Pap. Paris 5 col. 1 u. 2; näheres Zschr. d. Sav. St. Bd. 28.

3) l. 23 ff.: *ἐφ' ὃν δε χρόνον πε[ρι]ῆ ὁ ὁμολογῶν, ἔχειν αὐτὸν τὴν κατὰ τῶν ἰδίων πᾶν[των] ὀλοσχερῆ ἐξουσίαν πωλεῖν, ὑποτίθεσθαι[ι], ἐτέροις παρασ[υ]γχωρεῖν (statt — ροντιων).* wie bereits Arangio 172 N. ähnlich vorschlägt. — Daß dies kein prätorisches Testament sei, wie Dareste früher meinte (dagegen Arangio 172 f.), hat er selbst, Nouv. études 183 bereits anerkannt.

4) Arch. f. Pap. F. 4, 130. 140. Die Zuwendungen *μετὰ τὴν τῶν γονέων τελευτὴν* (1, 40; 2, 16) hindern nicht, daß die Enkel darüber testieren dürfen (3, 11).

5) Arangio-Ruiz p. 187—189 übersieht diesen entscheidenden Umstand und betont statt dessen die Form als *συγγραφή*. Die Worte II 10 *Ἐκόντες συνεγράψαντο*, die Schubart in den Singular korrigierte, dürften allerdings aufrechtzuhalten (so auch P. M. Meyer. Klio 6, 438) und vielmehr im folgenden die Namen der Beschenkten einzuschalten sein. Aber wer das Testament der Griechen und Ägypter nicht als etwas gegenüber der Schenkung *inter vivos* grundsätzlich Abgeschlossenes ansieht, wird auf das *συγγράφειν* nicht allzuviel Gewicht legen; vollends aber nicht auf das *ὁμολογεῖν*, betreffs dessen wir derzeit noch nicht klar sehen.

6) Vgl. Wilcken, Arch. f. Pap.-F. 2, 388 u. P.-Amh. 52.

fern als der Schenker erklärt: ἀπομεμερισέναι (μετὰ τὴν ἑαυτοῦ τελευτήν). Μερίζειν wird auch sonst vom Erblasser gesagt.<sup>1)</sup> Da aber unsere Urkunden bisher meistens nur Verfügungen zu Gunsten der Kinder und der in Ägypten eine große Rolle spielenden Frau enthalten, so läßt sich noch nicht entscheiden, ob gerade diese Geschäfte den Namen „Teilung“ vorwiegend trugen. Im weiteren werden wir in der Tat einige *elterliche*, Teilung genannte, Rechtsgeschäfte zusammenstellen können. Und gerade die Fürsorge für die engste Familie ist wohl für die Entwicklung auch des Testaments nicht gleichgültig gewesen.

Aber man muß auch für Ägypten feststellen, daß letztwillige Teilung dort nicht bloß reine Distribution ist oder auch nur aus dieser hervorgehende Begünstigung, sondern Teilung des Vermögens schlechthin. Die ptolemäisch-griechischen Testamente pflegen weder einen Erben (κληρονόμος) zu ernennen noch Quoten zuzumessen, sondern sind regelmäßig gehäufte Einzelvergaben. Da sie überdies noch gerade so wie jene Philosophentestamente mit ihren *δίδωμι*-Verfügungen die Herkunft aus der Schenkung verraten, so darf man zugleich behaupten, daß, wenn die Makedonier wirklich mit ihrer *διαθήκη* nach Ägypten ein völlig neues Element eingeführt haben sollten — was noch keineswegs feststeht —, sie doch nur einige Schritte auf derselben Bahn weiter gelangt waren, die auch vor den Ägyptern lag. Ich erwähne dies, weil es uns davor warnt, eine allzu scharfe Trennung zwischen den griechischen und ägyptischen in griechischer Sprache beurkundeten Liberalitäten zu versuchen.

Die genauere Geschichte des gräko-ägyptischen Testaments wird die Aufgabe haben, festzustellen, ob etwa die *διαθήκη* als Intestatkodizill aufzufassen ist, wobei die Kinder die Erben wären, oder ob die Universal-sukzession an sich vernachlässigt wurde. Hier sind solche Geschäfte zu betrachten, die sich entweder Teilung nennen oder sachlich in eine der oben berührten Kategorien der elterlichen Zuwendungen fallen.

Eine wahrhafte väterliche Gutsabtretung<sup>2)</sup> mit sofortiger Wirkung (l. 12) enthält die *χάρις αἰωνία καὶ ἀναφαίρετος*, Grenf. 2, 71, a. 244—8 n. Chr. Sie betrifft einen ganzen Vermögenskomplex (l. 13), wenn auch

1) Vgl. nebst den weiter unten ang. Beisp.: *μερισμός* in Drytons 3. Testament Grenf. 1, 21. l. 13. womit auf ein früheres Testament hingewiesen ist: Oxy. 3. 491. l. 15 ἃ ἐμέρισα αὐτοῖς = l. 8 τὰ ἐλενσόμενα εἰς αὐτοὺς ἐξ ὀνόματός μου. ebd. 493 l. 6. 8 διατάσσειν τοῖς τέκνοις . . ἐγ' ὅτι ἐὰν αἰρηται μερισμῶν. Wenn dagegen in Oxy. 3. 489 (a. 117 n. Chr.) l. 10. 19 den Kindern verboten wird, ändern zu *μερίζειν*, als den Abkömmlingen, und im Ehepactum daselbst n. 496 (a. 127 n. Chr.) l. 11 dem Mann erlaubt wird, *οἷς ἐὰν βούληται μερίζειν*, so kann der Sprachgebrauch doch durch den Gedanken an das gegensätzliche *μερίζειν τοῖς τέκνοις* beeinflusst sein. — Im Syriertestament BGU 3. 895 (2. Jh.) l. 30 steht das Wort in einem fragmentarischen Passus.

2) So treffend schon Wenger. Stellvertretung, 1906. 106.

wohl nicht das ganze Vermögen überhaupt. Die Herausgeber vermuten noch Verfügungen zugunsten anderer Personen; sicher scheint nur, daß hier oder anderweitig eine Anordnung zu gunsten der Töchter getroffen ist, welche die Söhne II 2 anerkennen.<sup>1)</sup>

Geradezu *διαίρεσις* sowie die Auseinandersetzungen zwischen Miterben nennt sich die Urk. BGU 4, 1013 (Zeit des Claudius oder Nero); in der eine Frau erklärt: *μεμερικ/έναι* u. z. nach der Schubart'schen, durch den Namen *διαίρεσις* selbst nahegelegten Ergänzung: */ἀπὸ τῆς ἐρεσιώσεως ἡμέρα/ς*, — also sofort, ferner unwiderruflich (l. 20f.)<sup>2)</sup> ihren Töchtern ein Haus zugeteilt zu haben, das ihr gehört, l. 11, demnach nicht etwa Vatergut ist. Sie sichert sich zugleich eine Leibrente, l. 12—15. Das Stück ist freilich in so schlechtem Zustand, daß diese Auslegung nur als wahrscheinlich gelten darf. Wir hätten mit derselben eine mütterliche Gutsabtretung vor uns.

Seitenstücke hiezu bieten Fay. 97 a. 78: *μερικτεία* (ein Unikum!), *ἦν [ένε/με (ὁ πατήρ) ἡμεῖν περιών* und Oxy. 2, 243 a. 79: *μεμερικ-σμένων ἐπὶ τῆς μητρὸς Ζηναρίου, ὁποῖε περιῖν*; endlich aus sehr später Zeit (6—7. Jh.) der dem jüdischen Recht angehörende Rechtsfall Oxy. 1, 131, wo der Vater bei Lebzeiten dem jüngeren Sohn David das Land der Mutter zuwies und als er zu sterben kam, den Sohn damit zum größten Teil abgefunden erklärte. In den ersteren Urkunden ist zwar eine bloß letztwillige Zuwendung nicht ganz ausgeschlossen, die reale aber doch durch den Wortlaut gewiß näher gelegt.

In verschiedenen Ehegüterverträgen — denn als solche sind die „Eheverträge“ hauptsächlich anzusehen — treten Eltern, besonders die Mutter von Mann oder Frau mit Vergabungen auf, die teils als sofortige Ausstattung gedacht sind, teils aber Verfügungen von Todes wegen darstellen. Der Form nach sind diese letzteren Schenkungen mit Vorbehalt der Verwaltung oder aber auch der Verfügung bis zum Tode.<sup>3)</sup> In den besterhaltenen Urkunden hat Satabous, die Mutter, ihr ganzes Vermögen unter ihre Kinder verteilt und erklärt ihren Willen mit geringfügigen Abweichungen zweimal anlässlich der Errichtung der Ehepakte von zwei (längst verheirateten) Paaren; wenn man nicht um-

1) In l. 7—12 scheint dagegen auf eine frühere vom Vater ausgestellte Urkunde Bezug genommen, auf die sich die Söhne nicht mehr berufen dürfen.

2) Dagegen scheint sich l. 17f. auf die Verfügungsfreiheit der Beschenkten zu beziehen. And. M. Arangio 184 N. — Über BGU 2, 483 vgl. dens. 179f.

3) Ersteres: Arch. 4, 130 (vgl. oben). Letzteres: *συγχωροῦσα μετὰ τὴν ἐαυτῆς τελευτήν* mit *ἔξουσία πωλεῖν, ἐπολιθεῖν, διαδέσθαι* BGU 1, 251 a. 81; 1, 183 (3. 719) a. 85, l. 25 (sämtlich die *divisio* der Satabous betreffend). Fragmentarisch sind Oxy. 2, 265 a. 81—95, l. 9—12, 20, 43—45; BGU 1, 252 a. 98, l. 10ff. Sehr wichtig dafür ist Cod. J. 2, 3, 15, woran mich Herr Hans Lewald treffend erinnert.



gekehrt mit Mitteis annehmen will, daß die *divisio parentis inter liberos* der Hauptzweck war und nebenher den Anlaß zur Verbriefung des Frauengüterrechts bildete.<sup>1)</sup> Jedenfalls ist das Formular einer Realteilung hier durch Rückbehaltungsklauseln zum Testament gestaltet — offenbar unpassenderweise, da zwar eine durch den Tod befristete, nicht aber eine widerrufliche Vergabung beabsichtigt war.<sup>2)</sup> BGU 1, 183 ist vom *γραφεῖον* ausgefertigt und trägt den roten Charagma-Stempel. Aber daraus folgt nichts für die *Registrierung* der Verfügungen der *Mutter*.<sup>3)</sup>

Endlich bietet uns P. Oxy. 4, 713 auch noch Nachrichten über die Auseinandersetzung einer Witwe mit den Kindern über das durch den Ehevertrag denselben verfangene Vatergut. Die Eltern „verfingen“ (*κατέσχον* l. 15) den Kindern ihr Vermögen, offenbar auf die uns aus CPR 28 und dem Edikt des Mettius Rufus<sup>4)</sup> bekannte Art. Auch in diesem Stück ist nun von der Mutter erzählt, daß sie *ἐμέρισε* (l. 29) gelegentlich der Eheverträge des einen Sohnes und der Tochter; d. h. ihnen ihr Vermögen abteilte, sei es daß sie dazu durch den eigenen Ehevertrag schon bei Lebzeiten verpflichtet war, oder auch nicht. Ob sie aus eigenem etwas hinzutut, ist gleichgültig, da der um Verbuchung seiner *κατοχή* nachsuchende zweite Sohn mindestens tut, als ob *αἱ τῆς μητρὸς ἄρονοαί* (l. 36, cf. 24) mit dem vom Vater hinterlassenen Grundstück (l. 22 *τὰ ἀύτου*) identisch wären.

So liefern uns schon jetzt die Papyrusurkunden den sprechenden Beweis für die Vielgestaltigkeit der Geschäfte — unter Lebenden und von Todeswegen, unwiderruflich und widerruflich — die unter dem Namen der Teilung gehen.

Ein besonderes Institut ist die *elterliche* Teilung bei hausgenossenschaftlicher Verfassung als Ausfolgung des *μέρος τῶν χρημάτων*, und auch in anderen Zuständen, sofern sie erfrühte Erbteilung oder Abfindung eines Kindes oder Ausstattung mit Anrechnung auf den Erbteil darstellt.

1) Mitteis. Hermes 30, 610f., der weiter eine bis zur mütterlichen Teilung bestandene Hausgenossenschaft vermutet. Gegen seine Hypothese Arangio-Ruiz, 216—8. Auch letzterer nimmt aber wenigstens an, es handle sich um eine auf der Grundlage der alten ägyptischen *divisio parentis* erwachsene Rechtsbildung. — Wenn Mitteis ferner wegen des oben berührten Testaments des Stotoetis BGU 86 von einem Kampf spricht, den das Testament „mit der älteren Form der *divisio parentis* zu bestehen hatte“, so möchte ich den darin enthaltenen Gegensatz zwischen beiden Instituten minder schroff ausdrücken: aber mit Naber, Mnemosyne 34, 65 N. 3 betreffs des höheren Alters der *Divisio* fragen: „Unde datum hoc sentit?“ wird künftig wohl niemand mehr wollen.

2) Andere Ansichten bei Arangio-Ruiz 214f.

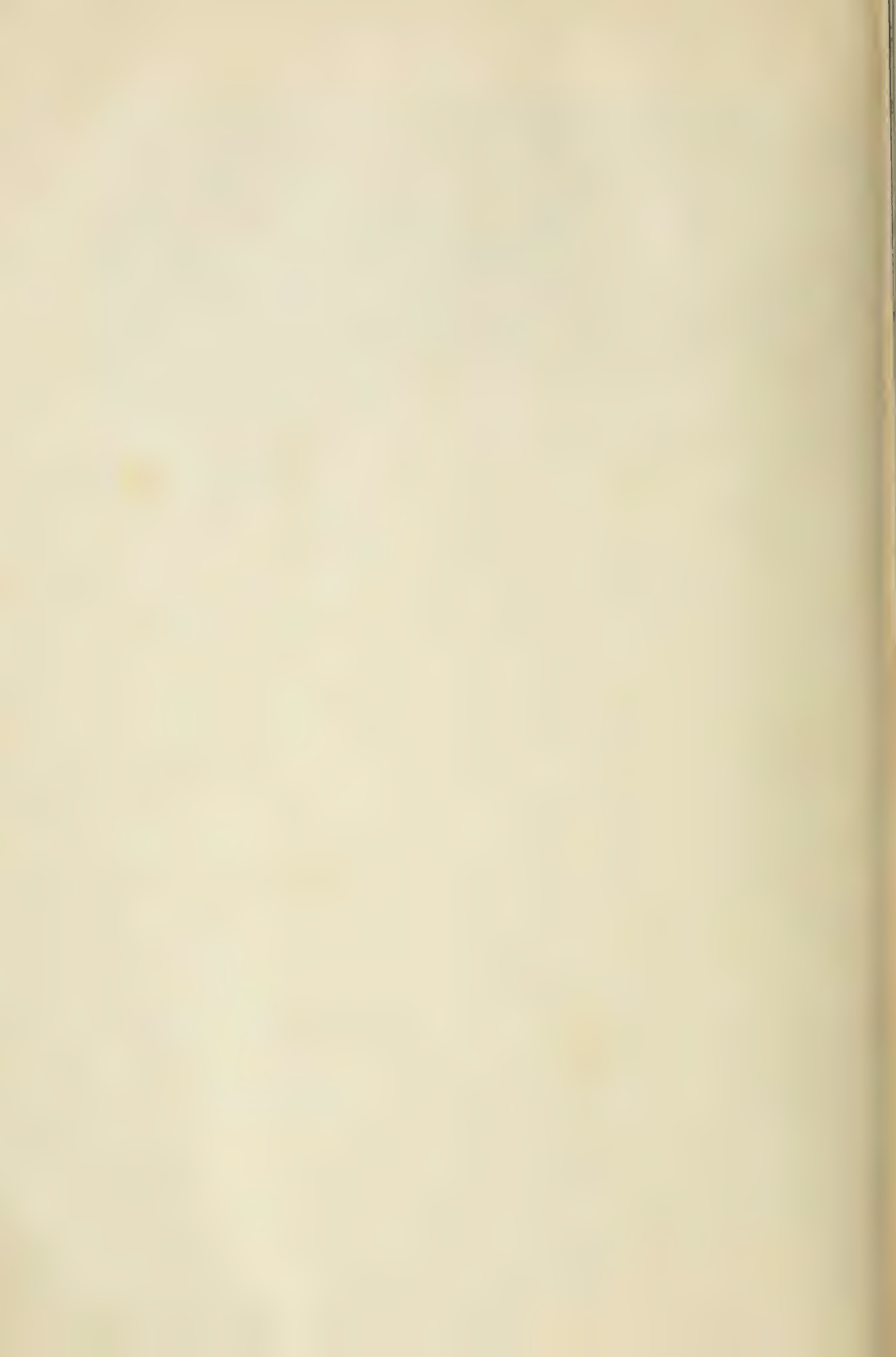
3) And. M. Nietzold, Ehe in Ägypten 75, vgl. 35—40.

4) P. Oxy. 2, 237 VIII 35. — In CPR. 1. 28 ist l. 1 mit Wilcken Arch. 1. 491 N. 1 zu lesen *συγγραφοδιαθήκης*, und l. 8 mit Hunt, Gött. Gel. Anz. 1897. 1. 464: *Ἐάν τε μή κτλ.*

Das *Recht* zur Teilung ergibt sich dort aus der Verwaltung, da aus dem Eigentum des Vaters. Die aus gleichen Wurzeln stammende Befugnis zur *letztwilligen* Teilungsanordnung verliert sich in entwickelteren Verhältnissen in allgemeineren Instituten; doch wird sie ihrer Eigenart halber in der Kaiserzeit und später privilegiert. Unterfällt aber auch die elterliche Zuwendung weiter zu fassenden Rechtsbegriffen, so hat doch ihre dem *affectus paternus* entspringende Häufigkeit geschichtlich auf die Ausbildung manches Rechtsinstitutes eingewirkt. Der Historiker hat daher allen Grund, ihr in der Geschichte unentgeltlicher Verfügungen einen ähnlichen hervorragenden Platz einzuräumen, wie ihn die Zuwendung an Heiligtümer und Kirchen seit langem besitzt.

















419702

UNIVERSITY OF B.C. LIBRARY



3 9424 01157 9346

